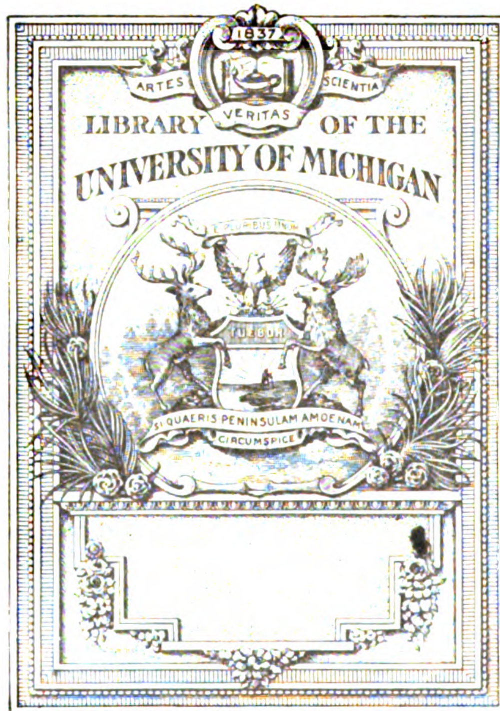

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ARCHIV

FÜR DIE

GESAMTE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

HERAUSGEGEBEN VON

E. MEUMANN
O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT
LEIPZIG

UND

W. WIRTH
A. O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT
LEIPZIG

XIX. BAND

MIT 20 FIGUREN IM TEXT

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1910

Es wurden ausgegeben:

Heft 1 und 2. (S. 1—312; Literaturbericht S. 1—54) am 11. Oktober 1910.
Heft 3 und 4. (S. 313—556; Literaturbericht S. 55—90) am 13. Dezember 1910.

B.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

Versuch einer kritischen Darstellung der neueren Anschauungen über das Ichproblem.

Von

Gustav Kafka (München).

Inhaltsübersicht.

Vorbemerkung.

Es gibt zwei verschiedene Arten wissenschaftlicher Kritik. Die eine beurteilt fremde Anschauungen lediglich nach ihrer Übereinstimmung mit den Resultaten, die dem Referenten auf Grund eigener Forschungen als die feststehenden erscheinen. Sie kann sich somit zwar darauf beschränken, die fremden Begriffsbildungen lediglich von diesem Gesichtspunkt aus zu untersuchen, und muß dabei nicht einmal befürchten, auf seiten der Betroffenen eine nachhaltige Verstimmung hervorzurufen, da jeder Forscher das Recht einer derartigen Kritik in gleicher Weise auch für sich in Anspruch nimmt, wird jedoch je nach der Verschiedenheit des Ausgangspunktes zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen. Ein einheitliches kritisches Resultat läßt sich hingegen erst dann

erwarten, wenn die zur Diskussion stehenden Anschauungen nicht nach einem relativ äußerlichen Maßstab, sondern ohne jede Voreingenommenheit lediglich mit Rücksicht auf ihre innere Tragfähigkeit und Widerspruchslosigkeit beurteilt werden. Eine derartige Untersuchung schließt aber nicht nur die mühevolle und vielleicht überhaupt nicht restlos zu erfüllende Forderung des vollständigen Aufgehens in einer fremden Gedankenwelt ein, sie pflegt auch im allgemeinen von denjenigen, gegen die sich die Kritik richtet, als persönliche Beleidigung aufgefaßt und zurückgewiesen zu werden. »Widersprüche aufzuzeigen ist die gemeinste und verrufenste Art einen Autor zu widerlegen: Man kann es bei jedem, weil es in 99 Fällen unter 100 bloß scheinbar ist, da man unredlich verfährt. Zudem beweisen Widersprüche zu viel: nämlich nicht bloß, daß er unrecht hat, sondern daß er gegen das erste Denkgesetz verstößt, also ein Pinsel ist, der nicht weiß, was er redet«[1]).

Dem der befolgten Methode anhaftenden Vorwurf der Unredlichkeit und Persönlichkeit gegenüber mag daher die Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, daß die folgenden Untersuchungen Resultate einer langwierigen und nach bestem Wissen und Gewissen durchgeführten Arbeit darstellen, die keinen anderen Zweck als die kritische Klärung eines für die Erkenntnistheorie überaus bedeutsamen Problems verfolgen, wie sie allein auf dem eingeschlagenen Wege erreichbar erschien. Ob dieses Ziel auch tatsächlich erreicht wurde, muß allerdings dahingestellt bleiben. Denn die von einer Kritik direkt oder indirekt Betroffenen pflegen ihr nicht die zu ihrer objektiven Bewertung erforderliche Unbefangenheit entgegenzubringen, von den Unbeteiligten wird jedoch die große Mehrzahl begreiflicherweise für eine kritische Darstellung fremder Anschauungen nicht allzuviel Interesse übrig haben. Aber »freilich ist es schwer einzusehen, wie sich die Philosophie dem Ideal der Einigkeit nähern und in die Bahn eines festen Fortschrittes kommen soll, wenn die einzelnen Forscher um einander unbekümmert s.z.s. aneinander vorbei philosophieren und statt kritische Ausgleichung zu suchen, ihr vielmehr ängstlich aus dem Wege gehen«[2]).

---

1) Schopenhauer, Brief an Becker vom 10. Juni 1857.

2) Husserl, Ber. über deutsche Schr. zur Log. a. d. J. 1894. Archiv für Philos. III. S. 228.

Einleitung.

Drei Wissenschaften liegen miteinander in einem Kompetenzstreit darum, welcher von ihnen die Befugnis zukomme, das Ichproblem zu lösen, und die Rechtsfrage wird dadurch noch verwickelter, daß sich unter den Vertretern jeder dieser drei Wissenschaften nicht nur solche finden, die eine endgültige Aufklärung über den Begriff des Ich allein auf dem von ihnen betretenen Wege für erreichbar halten, sondern umgekehrt auch solche, die das Problem prinzipiell aus dem Bereich ihres Forschungsgebietes verweisen und seine Lösung einer der beiden anderen Wissenschaften zuschieben möchten.

Den ältesten und die längste Zeit hindurch unbestritten gebliebenen Anspruch auf das ausschließliche Recht der Behandlung des Ichproblems erhebt die Metaphysik, ja man könnte wohl behaupten, daß der metaphysische Ichbegriff überhaupt der erste Hilfsbegriff gewesen sei, dessen sich das menschliche Denken zur Gewinnung eines allgemeinen Erklärungsprinzipes für das Weltgeschehen bedient habe. Bekanntlich ist jede primitive Naturerklärung animistisch, d. h. sie substituiert dem physikalischen Kausalnexus einen psychologischen Motivationszusammenhang, indem sie das zu erklärende Ereignis als die Handlung eines anthropomorph gedachten Wesens zu begreifen sucht. Diese Betrachtungsweise setzt aber ihrerseits eine wenn auch noch so unbestimmte Unterscheidung zwischen psychischer und physischer Welt und somit die Beziehung der zur Erklärung herangezogenen Bewußtseinsphänome auf einen ihnen zugrunde liegenden »Träger« voraus, ohne daß natürlich auf jener Entwicklungsstufe des Denkens eine klare Einsicht in den Begriff dieses »Trägers« der Bewußtseinserscheinungen und in die Natur der zwischen beiden bestehenden Beziehungen vorhanden sein kann. Trotzdem aber liegt in diesem rohen, ja selbst nicht einmal ausdrücklich formulierten Begriff eines »Trägers« der Bewußtseinserscheinungen der Begriff des Ich, wie er durch eine spätere Analyse nur vertieft und von fremdem Beiwerk befreit werden konnte, bereits vorgebildet. Da aber durch die hypostasierten Bewußtseinsvorgänge vornehmlich Veränderungen an Naturobjekten, insbesondere Bewegungen erklärt werden sollten, kam das Ich oder die Seele im

Grunde nur als Bewegungsprinzip in Frage und wurde, da die Erklärung durch Zurückführung auf ein Bekanntes sonst nicht als gelungen hätte betrachtet werden können, als etwas durchaus Wesenhaftes, Substantielles angesehen, sei es durch rein mythologisierende Projektion einer menschlichen Person in ein Naturobjekt, sei es durch die Annahme eines innerhalb der Objekte befindlichen feinen Seelen»stoffes«, sei es, indem die geistigen Eigenschaften mittelbar oder unmittelbar an das körperliche Substrat gebunden gedacht wurden, so daß die ursprüngliche Fassung des Ichbegriffes als eine durchaus transzendente erscheint.

Die historische Entwicklung dieses metaphysischen Ichbegriffes, soweit er sich mit dem Begriff der Seele deckt, zu verfolgen, ist eine Aufgabe, die an sich außerhalb des Rahmens dieser Untersuchungen liegt, die aber außerdem so oft und von den verschiedensten metaphysischen Voraussetzungen her unternommen worden ist, daß zu ihrer Wiederholung kaum ein Anlaß vorläge. Dagegen ist es von Interesse, zu beobachten, wie sich aus und neben der ursprünglich rein metaphysischen Auffassung des Ichbegriffs neue Betrachtungsweisen des Problems entwickeln, die in dem schon von Augustinus ausdrücklich formulierten, aber während des scholastischen Universalienstreites in den Hintergrund gedrängten und erst von Descartes zur Grundlage seines Lehrgebäudes gemachten Prinzipes der Selbstgewißheit des denkenden Subjektes ihren Ausgangspunkt nehmen, das als der schärfste Ausdruck der metaphysischen Betrachtungsweise gelten kann. Descartes argumentiert etwa folgendermaßen: Aus dem Vorhandensein der unbezweifelbaren, weil im Zweifel sich selbst offenbarenden Tatsache meines Denkens (cogito), folgt (ergo) die reale Existenz meiner als des Subjektes, dem jenes Denken eignet (sum). Die axiomatische Bedeutung, die Descartes diesem Satz zuerkennt, geht aus dem Umstande hervor, daß er eine Analyse der Begriffe »cogitatio« und »existentia« als überflüssig und verwirrend ausdrücklich ablehnt. Gerade an dieser Stelle aber setzt die Weiterentwicklung des Problems ein, indem es sich als notwendig erweist, zunächst empirisch den dem Ausdrucke »cogito« zugrunde liegenden Tatbestand festzustellen und sodann die Gültigkeit der in diesem Tatbestand fundierten Behauptung zu untersuchen. Descartes selbst scheint den Begriff des denkenden Ich noch ziemlich kritiklos aus dem Sprachgebrauch

übernommen zu haben, und es steht für ihn offenbar ohne weiteres fest, daß in einem Denkakte nicht nur der gedachte Gegenstand, sondern das Denken des Gegenstandes und das Ich, welches diesen Gegenstand denke, mit im Bewußtsein gegeben sei. Nur auf Grund dieser Auffassung ist es wenigstens verständlich, wenn Descartes sein Axiom nicht als einen Schluß, sondern als den Ausdruck einer eigentümlichen Intuition betrachtet wissen will. Diese populäre, an den Sprachgebrauch sich anlehnende Betrachtungsweise des Ichbegriffes zum erstenmal einer systematischen Kritik unterzogen zu haben, ist Lockes Verdienst. Er kommt dabei zu dem Resultat, daß sich im Bewußtsein neben den sinnlichen Empfindungen zwar auch Akte des Denkens, Fühlens, Wollens usw. vorfinden, daß aber mit diesem durch das Gedächtnis bedingten Zusammenhang der Bewußtseinserscheinungen schlechterdings alles gegeben sei, was mit dem Begriff einer individuellen Persönlichkeit sinnvoll gemeint sein könne. Wir seien zwar gewohnt, die Bewußtseinsakte ebenso wie die sinnlichen Eigenschaften auf einen zugrunde liegenden »Träger« zu beziehen, von diesem Träger aber besitzen wir in beiden Fällen weder eine intuitive Evidenz, noch einen klaren Begriff, so daß die Annahme einer selbständigen, vom Körper verschiedenen denkenden Substanz unmöglich auf die Tatsache des Denkens begründet werden könne, vielmehr ebenso unbeweisbar wie unfruchtbar sei. Hume steigert diesen Agnostizismus Lockes bis zur vollkommenen Abweisung des Begriffes geistiger Substanzen, indem er auch auf ihn die zersetzende Kritik ausdehnt, die Berkeley einseitig auf den Begriff der körperlichen Substanzen beschränkt hatte, und in seiner Darstellung des Ich als eines »Bündels von Vorstellungen« dem psychologisch-empiristischen Versuch, jenen Begriff auf deskriptiv genau bestimmbare Daten innerhalb des Gegebenen zurückzuführen, seine klassische Formulierung gibt.

Einen neuen Gesichtspunkt geltend zu machen, blieb auch auf diesem Gebiet der Kantischen Vernunftkritik vorbehalten. Kant setzt sich dabei sowohl mit dem englischen Empirismus wie mit der von Descartes überkommenen rationalen Psychologie auseinander, indem er dem empirisch-psychologischen und dem transzendent-metaphysischen einen transzendental-erkenntnistheoretischen Ichbegriff gegenüberstellt. Wolff und seine Schule

hatten in ihrem Rückgang auf den Dualismus Descartes auch dessen Prinzip von der Selbstgewißheit des denkenden Subjektes übernommen und durch einige Korollarien weiter ausgestaltet, die dazu beitragen sollten, die Natur dieser Seelensubstanz als einfach, unvergänglich, mit sich selbst identisch usw. näher zu bestimmen. Dieser bisher verbreitet gewesenen Auffassung des kartesianischen Prinzips tritt Kant aufs schärfste entgegen. Daß wir von der Natur unseres realen Ich eine intuitive Evidenz besäßen, sei nicht nur tatsächlich unrichtig, sondern ganz und gar unmöglich, da unser empirisches Selbstbewußtsein uns nur den Fluß der Wahrnehmungen des inneren Sinnes vorführen könne, denen als solchen im transzendentalen Sinn Idealität zukomme. Dagegen übersehe der englische Empirismus, der den Begriff des Ich dem des »empirischen Selbstbewußtseins« identifiziere, daß eben dieses empirische Selbstbewußtsein zu seinem Zustandekommen bereits eine Synthese der gegebenen Mannigfaltigkeit der inneren Wahrnehmungen voraussetze. Aus der Tatsache der Einheit des Bewußtseins ergebe sich also allerdings die Forderung nach der Existenz eines Ich, denn die Mannigfaltigkeit des Gegebenen könne zur Einheit eines Bewußtseins nur durch die Beziehung auf ein gemeinsames Subjekt zusammengefaßt werden. Von diesem Subjekt lasse sich aber nichts weiter aussagen, als daß es durch die Synthesis der Apperzeption die Einheit des Bewußtseins überhaupt erst möglich mache, es könne jedoch aus diesem Umstande auf die substantielle Natur und die transzendente Realität dieses Subjektes irgendein gültiger Schluß nicht gezogen werden, da es vielmehr nur die transzendentale Bedingung für die Möglichkeit des Bewußtseins überhaupt darstelle.

Mit der Feststellung dieser drei Grundtendenzen in der Behandlung des Ichproblems: der metaphysischen, die in dem Ich eine substantielle Realität unmittelbar zu erfassen vermeint, der psychologischen, die das Ich innerhalb der gegebenen Bewußtseinstatsachen aufzuweisen sucht, und der erkenntnistheoretischen, die es im kantischen Sinn als »transzendentale« Bedingung des Bewußtseins betrachtet, ist nun zugleich die Möglichkeit gegeben, in das Wirrsal der in der letzten Zeit aufgetretenen, einander zum größten Teil widersprechenden Lösungsversuche des Problems eine gewisse Ordnung zu bringen. Nicht als ob sich vielleicht

auch nur eine einzige Darstellung fände, in der die eine oder die andere Betrachtungsweise ganz konsequent, ohne Einmischung fremder Gesichtspunkte durchgeführt wäre, immerhin aber doch so, daß sich nach der Grundrichtung der vertretenen Anschauung eine gewisse oberste Einteilung treffen läßt, innerhalb derer den individuellen Tendenzen eines jeden der weiteste Spielraum verbleibt. Damit aber diese Klassifizierung auch historisch verständlich werde, darf die Entwicklung des Problems in der nachkantischen Periode nicht außer acht gelassen werden.

Bekanntlich ist es gerade der Begriff des Ich, durch den Fichte die kantische Vernunftkritik ergänzen und systematisch ausbilden zu können vermeinte, und dieser Begriff bleibt auch in der ganzen unmittelbar an Kant anschließenden Periode im Mittelpunkt des Interesses, so daß es aus diesem Grunde unmöglich wäre, den damaligen Stand des Problems, wenn auch noch so flüchtig, zu skizzieren, ohne auf seinen Zusammenhang mit den anderen Problemen der damaligen Philosophie einzugehen. Nun gibt es aber einerseits eine ganze Anzahl zusammenfassender Darstellungen der nachkantischen Periode, andererseits würde die Wiederholung eines solchen Versuches eine Beschäftigung mit historisch wie sachlich durchaus fernliegendem Material bedingen, so daß an dieser Stelle nur bemerkt werden kann, daß das Eigentümliche der dialektischen Methode, das darin besteht, von erkenntnistheoretischen Voraussetzungen auszugehen, deren Bestätigung in einer besonderen Art von Intuition, der intellektuellen Anschauung, zu suchen, und von dieser aus zu transzendentmetaphysischen Folgerungen aufzusteigen, auch in ihrer Behandlung des Ichproblems zutage tritt. So erscheint namentlich bei Fichte das Ich einerseits als erkenntnistheoretische Bedingung des Bewußtseins wie des Seins überhaupt, andererseits aber als Gegenstand der intellektuellen Anschauung, und soll sich durch seine Selbstsetzung als Substanz oder Absolutum erweisen. Unmittelbar unter dem Einfluß der dialektischen Behandlung des Ichproblems steht von den Neueren wohl nur mehr Bergmann[1]). Eine gewisse Verwandtschaft mit Fichte macht sich dagegen auch in der sogenannten »Aktpsychologie«, namentlich in ihrer an die intellektuelle Anschauung erinnernden Lehre vom

1) Siehe unten S. 19.

unmittelbaren Erfassen des Ich in den psychischen Tätigkeiten und Zuständen geltend.

Im übrigen dehnte sich die Reaktion, welche in der Philosophie gegen die dialektische Methode einsetzte, naturgemäß auch auf das Ichproblem aus, ja der Widerspruch gegen die Darstellung des Ichbegriffes, wie sie Fichte gegeben und Schelling weiter ausgeführt hatte, scheint für Herbart geradezu den Anlaß zur Entwicklung seiner selbständigen Gedanken gegeben zu haben. Herbarts Kritik nimmt gegenüber der Fichte-Schellingschen Lehre von der Selbstsetzung und Selbsterfassung des Ich den Standpunkt ein, daß der Begriff eines sich selbst zum Objekt habenden Subjektes einen logischen Widerspruch einschließe. Dieser Widerspruch könne nicht dadurch gelöst werden, daß man Subjekt und Objekt, deren Verschiedenheit durch den Begriff des Bewußtseins gefordert sei, trotzdem schlechthin für identisch erkläre, sondern nur dadurch, daß man jene Verschiedenheit rückhaltslos anerkenne, indem man das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt der Beziehung gleichsetze, die zwischen den »apperzipierenden«, den Grundbestand des gesamten Bewußtseins darstellenden, und den »apperzipierten«, den neu in das Bewußtsein eintretenden Vorstellungen bestehe. Diese Auffassung bedinge zwar die Annahme eines einfachen realen Wesens, der Seele, als des »Trägers« des gesamten Vorstellungskomplexes, doch dürfe diese reale Seele mit dem phänomenalen Ich keineswegs verwechselt werden.

Das Neue dieser Herbartschen Gedanken liegt darin, daß er einerseits zwar nicht wie Kant den Begriff des »Trägers« der Vorstellungen als transzendent jeder weiteren Bestimmung für unfähig erachtet, daß er aber andererseits im Gegensatz zu Fichte und seinen Anhängern diesen metaphysischen Seelenbegriff aufs schärfste von dem rein phänomenalen Ichbegriff geschieden wissen will. Mit dieser empirischen Fassung des Ichbegriffes steht Herbart aber auch zum englischen Empirismus insofern in einem Gegensatz, als er das Verhältnis vom Subjekt und Objekt nicht als das zwischen dem gesamten Bewußtseinsinhalt und seinen Elementen, sondern als ein zwischen verschiedenen Teilen des Gesamtbewußtseinsinhaltes bestehendes Verhältnis auffaßt[1]).

---

1) In dieser Beschränkung des Ich auf eine bestimmte Gruppe von Bewußtseinsinhalten, u. zw. von Vorstellungen, zeigt Herbart eine gewisse

Diese Leitpunkte in der Auffassung des Ichproblems: die Phänomenalität des Ich im Gegensatz zur Realität der Seele und die Gleichsetzung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt mit dem Verhältnis verschiedener Vorstellungsgruppen zueinander erhalten sich mit geringfügigen Abweichungen auch bei allen Anhängern der Herbartschen Schule, von denen in neuerer Zeit namentlich Volkmann[1]) und Spir[2]) zu dieser Frage Stellung genommen haben. Einen durchaus verwandten Standpunkt bezüglich der Phänomenalität des Ich vertreten auch v. Hartmann[3]) und seine Schüler [Drews[4]), Walleser[5])], während die intellektualistische Tendenz der Herbartschen Psychologie namentlich bei Busse[6]) nachwirkt.

Trotz der grundsätzlichen Verschiedenheit in der Methode und in den Resultaten, welche die Philosophie Schopenhauers von der Herbarts trennt, ist beiden nicht nur die Abweisung der dialektischen Behandlung des Ichbegriffes überhaupt, sondern auch die Begründung dieser Abweisung gemeinsam. Schopenhauer weist nämlich ebenfalls darauf hin, daß die Forderung, das erkennende Subjekt solle sich selbst zum Objekt haben, einen Widerspruch enthalte, sucht aber diesem Widerspruch nicht wie Herbart dadurch zu entgehen, daß er das erkennende und das erkannte Ich auf verschiedene Gruppen des Bewußtseins verteilt, sondern dadurch, daß er das erkennende Ich als das Subjekt des Bewußtseins seiner Natur nach für durchaus unerkennbar erklärt, vielmehr nur das wollende Ich als Objekt der Selbsterkenntnis gegeben sein läßt, dessen durch den Ichbegriff geforderte Einheit mit dem erkennenden Subjekt er allerdings als den »Weltknoten« bezeichnet. Der bereits in Kants Lehre vom empirischen und intelligiblen Charakter vorgebildeten und von Fichte und Schelling beibehaltenen Zurückführung des Ich auf den Willen steht

---

Verwandtschaft mit Reinhold, der das Ich ebenfalls in die von ihm als das »Grundvermögen« bezeichnete Vorstellung verlegt. Allerdings läßt dieser das Ich sich im Akte des Vorstellens selbst als das Vorstellende erfassen, was Herbart nicht zugibt.

1) Volkmann, Lehrbuch der Psychologie. 4. Aufl. Cöthen 1894.

2) Siehe unten S. 50.

3) v. Hartmann, Die Philosophie des Unbewußten. 10. Aufl. Berlin 1890. — Kategorienlehre. Berlin 1896. — Die moderne Psychologie. Berlin 1901.

4) Siehe unten S. 42.

5) Walleser, Das Problem des Ich. Diss. Karlsruhe 1902.

6) Siehe unten S. 62.

Schopenhauer insofern durchaus selbständig gegenüber, als er, ohne sich auf eine intellektuelle Anschauung oder eine dialektische Notwendigkeit zu berufen, die voluntaristische Lösung des Ichproblems auf rein empirischer Grundlage zu geben versucht[1]). Dieser Gegensatz innerhalb der voluntaristischen Behandlung des Ichproblems besteht in seinen Grundzügen auch heute noch, indem die eine Richtung (Wundt und seine Schüler) das Ich mit einem empirisch nachweisbaren, von den übrigen Bewußtseinsinhalten lediglich in qualitativer Hinsicht verschiedenen Willenserlebnis identifiziert, während die Tätigkeits- oder Akterlebnisse, in welchen die andere, namentlich unter dem Einfluß Brentanos stehende Richtung das Ich zu finden vermeint, sich — wenigstens bisher — keineswegs eindeutig bestimmen ließen, vielmehr zu den bloß auf Grund einer intellektuellen Anschauung erfaßbaren Selbstsetzungen des Ich (in Fichteschem Sinn) eine gewisse Verwandtschaft aufweisen.

Ziemlich unabhängig von der Entwicklung des voluntaristischen Ichbegriffs in Deutschland hat sich in Frankreich im Anschluß an Maine de Biran ebenfalls eine voluntaristische Auffassung des Ichproblems Bahn gebrochen. Maine de Biran bekämpft die sensualistische Umdeutung, die Condillac durch seine Zurückführung des gesamten Bewußtseinsinhaltes auf Empfindungen und seiner daraus folgenden Darstellung des Ich als einer Summe von Sensationen der Humeschen Lehre von der Persönlichkeit zu geben versucht hatte, und findet demgegenüber das Grundphänomen alles Bewußtseins in der gewollten Anstrengung, im »sentiment de l'effort«, das zugleich in der Willensbetätigung die Kenntnis des eigenen Ich und in der Empfindung des Widerstandes dessen Unterscheidung vom Nichtich ermögliche. Der voluntaristische Grundgedanke dieser Theorie, daß im Erlebnis der eigenen Aktivität die Selbsterfassung des Ich gegeben sei, ist mit

---

1) Es ist ein vielfach verbreitetes Mißverständnis der Schopenhauerschen Lehre, daß er mit dem Willen selbst ein metaphysisches Agens, das »Ding an sich« meine. Schopenhauer betont vielmehr, daß die Bezeichnung des Dinges an sich als des Willens nur eine denominatio a potiori darstelle, daß der Wille zwar die unmittelbarste Objektivation des Dinges an sich, darum aber noch immer Objektivation, also Bewußtseinsinhalt, und nicht unmittelbar mit dem außerbewußten Ding an sich identisch sei. (So besonders: Welt als Wille und Vorstellung. I, § 22. II, § 18.)

gewissen Modifikationen auch von Ampère und Jouffroy vertreten worden und hat in neuester Zeit unter dem Einflusse Renouviers besonders bei den Anhängern der sogenannten spiritualistischen Schule, wie Paul Janet[1]), Lachelier[2]), Bouillier[3]), Jeanmaire[4]) u. a. Verbreitung gefunden. Die gleichen Tendenzen zeigt auch der von Rosmini begründete italienische Spiritualismus, so namentlich bei Allievo[5]), Bonatelli[6]), Ferri[7]) u. a.

Nahe verwandt mit der voluntaristischen Auffassung des Ichbegriffes ist die Lehre, welche das Ich als im Gefühle gegeben betrachtet. Diese Anschauung greift auf Tetens zurück, der als erster dem Verstande und dem Willen das »Gefühlsvermögen« zur Seite gestellt hatte, dem er die Eigentümlichkeit zuschrieb, das Ich darzustellen, wie es durch sich selbst affiziert sei. Obgleich nun im Zeitalter der Romantik dieser wissenschaftlich relativ junge Begriff des Gefühls im Mittelpunkt aller Versuche zum Ausbau einer Weltanschauung stand, findet sich doch weder bei den der romantischen Richtung angehörigen Denkern, noch auch bei Schleiermacher, dem Gefühlsphilosophen *κατ᾽ ἐξοχήν*, seine Anwendung auf das eigentliche Ichproblem, dessen Auffassung im Fichte-Schellingschen Sinn vielmehr die vorherrschende bleibt, so daß die Wiedererweckung des Gedankens, das Ich sei gegenüber der bloß mittelbar erkannten Außenwelt im Selbstgefühl unmittelbar gegeben und unterscheide sich auf Grund dieses Selbstgefühles unmittelbar von jedem anderen Gegenstande, als selbständige Tat Lotzes gelten kann. In der

---

1) Janet, Principes de métaphysique et de psychologie. Paris 1897.

2) Lachelier, Psychologie und Metaphysik (deutsch von Eisler). Leipzig 1908.

3) Bouillier, La vraie conscience. Paris 1882.

4) Jeanmaire, L'idée de la personnalité dans la psychologie moderne. Toulouse 1882.

5) Allievo, Studi antropologici: L'uomo ed il Cosmo. Torino 1891. — Il sistema delle potenze umane. Asti 1898. — Lo spirito e la materia del' l'universo: l'anima e il corpo nell' uomo. Atti della R. Acc. Torino 1903. — Il ritorno al principio della personalità. Torino 1904.

6) Bonatelli, Percezione e pensiero. P. II: La percezione interna Ven. 1894. Atti del R. Ist. Veneto. Tom. V. Ser. VII. — Intorno alla conoscibilità dell' io. Ven. 1901/2. Atti del R. Ist. Veneto. Tom. LXI.

7) Ferri, La coscienza. Filosofia delle scuole italiane. XI. 1875. XIII./XIV. 1876. — L'io e la coscienza di sè. fil. d. sc. it. XVI. 1877.

Zurückführung des Ich auf das Gefühl schließen sich an Lotze namentlich Lipps[1]), daneben Ziegler[2]), Gerber[3]) u. a. an.

Die in neuester Zeit wieder aufgetauchte sensualistische Strömung in der Psychologie, die sich vornehmlich durch die bequeme Vereinbarkeit ihrer Resultate mit physiologischen Tatsachen empfohlen zu haben scheint, und darauf abzielt, auch Wille und Gefühl in Empfindungen aufzulösen, betrachtet naturgemäß die beiden zuletzt erwähnten Versuche der Lösung des Ichproblems ebenfalls nur als die Resultate einer mangelhaften psychologischen Analyse. Sind Willensakte und Gefühle im Grunde nichts als Komplexe körperlicher, insbesondere muskulärer Spannungsempfindungen, dann kann auch das im Willen oder im Gefühl gesuchte Ich letzten Endes nichts als ein Komplex derartiger Körperempfindungen sein. Was zu diesem Ich-Komplex gehöre, darüber bestehen zwischen den Vertretern der sensualistischen Richtung gewisse Differenzen: James[4]) etwa bezeichnet als das empirisch gegebene Bewußtseinsich gewisse in Kopf und Hals lokalisierte Spannungsempfindungen; bei Ziehen[5]) und ähnlich bei Jodl[6]) sind es überhaupt alle »Körperempfindungen«, d. h. auf unseren Körper bezogene Empfindungen aller Sinnesgebiete, die das Ich zusammensetzen, während Wahle[7]) die Bedeutung der Bewegungsempfindungen als Konstituentien des Ichbewußtseins hervorhebt. Eine Mittelstellung zwischen diesem psychologischen Sensualismus und dem im übrigen nicht mit ihm zu verwechselnden metaphysischen Materialismus, wie er ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf den Idealismus und Panlogismus der vorangegangenen Periode aufgetreten war, nimmt der namentlich von Avenarius[8]) und Mach[9])

---

1) Siehe unten S. 116.

2) Ziegler, Das Gefühl. Leipzig 1893.

3) Gerber, Das Ich als Grundlage unserer Weltanschauung. Berlin 1893.

4) Siehe unten S. 139.

5) Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. 6. Aufl. Jena 1902. — Psychophysiologische Erkenntnistheorie. Jena 1898. — Erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen. Zeitschrift für Psychol. und Physiol. Bd. 27, 33. 1902/3.

6) Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl. Stuttgart 1902.

7) Wahle, Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Wien 1894. — Über den Mechanismus des geistigen Geschehens. Leipzig 1906.

8) Siehe unten S. 150.

9) Mach, Analyse der Empfindungen. 5. Aufl. Jena 1906. — Erkenntnis und Irrtum. 2. Aufl. Jena 1906.

vertretene realistische Sensualismus ein, dem sich auch James in seiner späteren Periode annähert und der das Ich zwar mit dem körperlichem Organismus identifiziert, den Unterschied zwischen dem Körper und den »Bildern des Körpers«, den der Materialismus immer als in irgendeiner Form bestehend anerkannt hatte, jedoch nicht zugeben will. Allerdings bekämpft der Materialismus vor allem den Begriff der Seele als eines immateriellen und doch substantiellen Substrates der Bewußtseinserscheinungen, indem er die psychischen Phänomene unmittelbar auf ein materielles Substrat zurückzuführen bestrebt ist, während er das Problem des sich selbst erfassenden und die Einheit des Bewußtseins konstituierenden Ich im allgemeinen gar nicht in den Kreis seiner Untersuchungen zieht. Nur gelegentlich kommt dieses Problem zur Sprache, so z. B. bei Czolbe, der die Selbsterfassung des Ich als eine kreisförmige, in sich selbst zurücklaufende Bewegung im Nerven darstellt. Doch hat eine solche materialistische Auffassung des Ichbegriffes keine weitere Verbreitung gefunden und wo noch in neuerer Zeit ähnliche Gedanken auftreten, wie z. B. in der unter materialistischem Einfluß stehenden Psychologie Ribots[1]), welche die Einheit des Bewußtseins auf die Einheit des Organismus zurückführt, sind sie meist mit anderweitigen Elementen durchsetzt, welche sie nicht als reinen Ausdruck einer einseitig materialistischen Anschauung erscheinen lassen.

Den Versuchen, das Ich auf Vorstellung, Wille, Gefühl oder Körperempfindungen zurückzuführen, lassen sich noch mannigfaltige andere Theorien anschließen, die ebenfalls die Tendenz verfolgen, das Ich als einen Bestandteil innerhalb des gegebenen Bewußtseinsinhaltes aufzusuchen. So bestimmt Spencer[2]) das Ich als den Komplex der »schwachen« Vorstellungen, den er den »starken« Vorstellungen als dem Nichtich gegenüberstellt. Hodgson[3]) bezeichnet zwar die Summe der vergangenen Erlebnisse als das »empirische« Ich, stellt diesem jedoch den jeweils augenblicklich gegenwärtigen Bewußtseinsinhalt als das eigentliche Subjekt des

1) Ribot, Les bases affectives de la personnalité. Les bases intellectuelles de la personnalité. Rev. Philos. XVIII. 1884. — Die Persönlichkeit (deutsch von Pabst). Berlin 1894.

2) Spencer, The principles of psychology. 4. ed. London 1899.

3) Hodgson, Time and space. London 1865. — The philosophy of reflection. London 1878. — The metaphysics of experience. London 1898. — Subject and object in psychology. Mind. XII. 1887.

Bewußtseins gegenüber[1]), während Bradley[2]) zwar die erkenntnistheoretische Notwendigkeit eines »absoluten«, überindividuellen Subjektes anerkennen zu müssen glaubt, den einzig erfüllbaren Sinn des Wortes Ich jedoch in dem unanalysierten, gefühlsmäßig gegebenen Hintergrund des jeweiligen Bewußtseinsinhaltes erblickt.

Neben allen diesen Modifikationen hat sich aber auch noch die ursprüngliche psychologisch-empiristische Betrachtungsweise des Ichproblems erhalten, die das Ich nicht in gewisse Bestandteile des Bewußtseinsinhaltes verlegt, sondern es mit der Gesamtheit der gegebenen psychischen Daten identifiziert. Kann Stuart Mills Darstellung dieser Anschauung zwar nicht den Anspruch auf Originalität erheben, so ist es doch vor allem ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß jene Auffassung nicht nur in England und Amerika eine weitgehende Verbreitung gefunden, sondern auch in Frankreich, Italien und Deutschland Wurzel gefaßt hat. In Frankreich hat sich namentlich Taine[3]) und seine Schule, in Italien Ardigò[4]) an Mill angeschlossen, während in Deutschland vornehmlich die Vertreter der sogenannten immanenten Philosophie, Laas[5]), (allerdings nicht konsequent), Schuppe[6]), Rehmke[7]), Schubert-Soldern[8]), daneben auch selbständige Denker wie Cornelius[9]) und Ebbinghaus[10]) das Ich mit dem Zusammenhang der Bewußtseinsinhalte identifizieren.

Wie die erkenntnistheoretische Betrachtungsweise des Ichproblems historisch am spätesten aufgetreten war, so ist sie auch bis heute in ihrer Anwendung ziemlich beschränkt geblieben. Die Ursache davon ist wohl in dem bereits angedeuteten Entwick-

1) Dieselbe Anschauung findet sich gelegentlich, doch keineswegs konsequent durchgeführt, auch bei James.

2) Bradley, Association and Thought. Mind. XII. 1887. — Appearance and Reality. 2. ed. 1897.

3) Taine, Sur les élements et sur la formation de l'idée du moi. Rev. Phil. I. 1876. — De l'intelligence. 11. éd. Paris 1906.

4) Ardigò, L'individualità nella filosofia possitiva. Riv. di filos. scientifica. 1881. — Opere filosofiche: bes. Bd. V. Il vero. Padua 1891. Bd. VII. L'unità della coscienza. Padua 1898.

5) Laas, Idealismus und Positivismus. Berlin 1879/84.

6) Siehe unten S. 191.

7) Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Hamburg 1894.

8) Siehe unten S. 176.

9) Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1897. — Einleitung in die Philosophie. Leipzig 1903.

10) Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1905.

lungsgang der Philosophie im 19. Jahrhundert zu suchen. Einerseits hatte die dialektische Methode in ihrer Vereinigung metaphysischer, psychologischer und erkenntnistheoretischer Gesichtspunkte das durch Kant angeregte Interesse an rein erkenntnistheoretischen Problemen sofort nach seinem Erwachen überwuchert, andererseits war die gegen jene Philosophie gerichtete Reaktion von spezifisch metaphysischen Tendenzen geleitet gewesen, soweit sie nicht überhaupt jeder Metaphysik gegenüber nur die Bearbeitung des in der Erfahrung Gegebenen als wissenschaftlich wertvoll anerkannte, so daß die erkenntnistheoretische Frage nach dem Wesen des Bewußtseins entweder im Zusammenhang eines metaphysischen Systems oder aber rein psychologisch durch Zergliederung des Bewußtseinsinhaltes beantwortet wurde. Das Verdienst, wieder auf eine rein erkenntnistheoretische Behandlung erkenntnistheoretischer Probleme gedrungen zu haben, gebührt dem Neukantianismus. Unter den Anhängern dieser Richtung ist es namentlich Natorp[1]), der, wie es scheint, zum erstenmal eine konsequente, durchaus auf erkenntnistheoretisches Gebiet beschränkte Darstellung des Ichproblems gegeben hat. Daneben hat sich aber auch innerhalb des Empirismus selbst eine Tendenz geltend gemacht, die Resultate der empirischen Beobachtung erkenntnistheoretisch zu fundieren. Im Grunde vollzieht sich damit nur ein Differentiationsprozeß, insofern in den ersten Formulierungen einer empiristischen Betrachtungsweise (so besonders bei Locke) erkenntnistheoretische Untersuchungen mit psychologischen Beobachtungen durcheinander laufen. Demgegenüber läßt es sich als unleugbarer Fortschritt bezeichnen, wenn sich das Bedürfnis nach einer reinlichen Scheidung beider Gebiete ergibt und die Beobachtung der psychischen Tatsachen der beschreibenden Psychologie, die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins aber der Erkenntnistheorie zugeteilt wird. Unter den im übrigen auf durchaus empiristischem Standpunkt stehenden Denkern ist es vor allem Schuppe, der eine rein erkenntnistheoretische Behandlung des Ichproblems als Voraussetzung jeder Untersuchung über das Bewußtsein fordert und das Ich (wenn auch unter gelegentlichen Rückfällen in die empiristische Betrachtungsweise) schlechthin als die Bedingung des Bewußtseins überhaupt bezeichnet, aller-

---

1) Natorp, Eivleitung in die Psychologie. Freiburg i. B. 1888.

dings aber diesen Begriff des Ich nur als den eines überindividuellen Subjektes bestimmen zu dürfen glaubt. Mit Schuppe stimmt in der Annahme eines überindividuellen Subjektes als der Bedingung des Bewußtseins namentlich Rickert[1]) überein, wie auch in England Green[2]) in seiner erkenntnistheoretischen Analyse des Ichbegriffs zu derselben Konsequenz gelangt.

Der im Folgenden durchgeführte Versuch, die in letzter Zeit von den verschiedenen angezeigten Gesichtspunkten her gegebenen Lösungen des Ichproblems auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen, glaubt nun deshalb, weil sich in den früheren Theorien wohl kaum ein Gedanke finden dürfte, der nicht in den heutigen Anschauungen irgendwie assimiliert wiederkehrte, nicht bloß als eine Stellung nahme zu modernen Streitfragen, sondern als Beitrag zur Klärung erkenntnistheoretischer Prinzipien überhaupt betrachtet werden zu dürfen[3]).

Erster Abschnitt:

Der metaphysische Standpunkt.

Hatte die von empiristischer Seite an der metaphysischen Behandlung des Ichproblems geübte Kritik keine tiefergehende Wirkung zu verzeichnen gehabt, so lag dies hauptsächlich daran, daß sich die beiden einander entgegengesetzten Behauptungen in gleicher Weise auf die Evidenz der unmittelbaren psychologischen Erfahrung beriefen. Wenn die intuitive Erkenntnis einer realen Ichsubstanz als eine im Vorstellungsakt unmittelbar gegebene Tatsache auf der einen Seite mit ebensolcher Entschiedenheit behauptet wie auf der anderen Seite geleugnet wurde, so war damit für die Anhänger dieser beiden Anschauungen jede weitere Diskussion abgeschnitten, und es entspricht durchaus den Ver-

---

1) Siehe unten S. 222.

2) Green, Prolegomena to ethics. 4. ed. London 1899.

3) Zur Geschichte und zum gegenwärtigen Stand des Problems vergleiche man auch die Darstellungen von Cesca (Die Lehre vom Selbstbewußtsein. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. XI. 1887), Chevalier (Die Entstehung und das Werden des Selbstbewußtseins. Progr. Prag 1897/1901), Dyroff (Das Selbstgefühl, Das Ich und der Wille, Das Ich und Empfindung, Vorstellung und Bewußtseinslage, Der Ichgedanke, Das Selbstbewußtsein. Philos. Jahrb. XVII/XVIII. 1904/05), Drews (Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Freiburg i. B. 1897) und Jeanmaire (siehe oben S. 11).

hältnissen, wenn sich Hume, obzwar nicht ohne Ironie, zu dem Eingeständnisse bequemte, daß ein anders organisiertes psychisches Individuum einer derartigen Selbstschauung teilhaftig sein möge, er selbst jedoch eine Verständigung mit einem solchen Individuum als unmöglich ablehnen müsse. Daß aber ebenso wie eine Verständigung naturgemäß auch eine Widerlegung der einen Anschauung durch die andere ausgeschlossen ist, dafür liefert die Tatsache einen indirekten Beweis, daß in dem bis auf den heutigen Tag unentschiedenen Streit beider Richtungen die mangelnden objektiven Gründe durch eine um so größere Leidenschaftlichkeit in der Verteidigung der eigenen und der Verwerfung der fremden Ansicht ersetzt zu werden pflegen, namentlich sobald andere als rein wissenschaftliche Interessen ins Spiel kommen.

Mit wesentlich anderen Ansprüchen jedoch als bloß eine gleichberechtigte Auffassung neben eine andere zu setzen, deren Ungültigkeit sich nicht zwingend nachweisen lasse, trat die Kantische Kritik des metaphysischen Ichbegriffes auf, indem sie sich bestrebte, den Widerspruch aufzudecken, in welchen sich die Begriffsbildungen der rationalen Psychologie zu den allgemein verbindlichen Gesetzen der Logik gestellt hätten. Diesen Widerspruch fand Kant einerseits darin, daß das Ich als die formale Bedingung der synthetischen Einheit der Apperzeption nicht selbst Gegenstand der Erkenntnis sein könne, vielmehr das Subjekt des Bewußtseins darstelle, das vorausgesetzt werden müsse, wenn überhaupt ein Objekt erkannt werden solle. Sei aber das Ich kein Gegenstand der Anschauung, sondern ein rein formaler und daher inhaltsleerer Begriff, so werde damit, daß man ihm die Kategorien der Beharrlichkeit, Einfachheit, Identität und Realität beilege, nur der Begriff eines Subjekts als der transzendentalen Bedingung des Bewußtseins analytisch entwickelt, jedoch keinerlei synthetische Erkenntnis über ein reales Objekt gewonnen, da eine solche die Anwendung der Kategorien auf einen Gegenstand der Anschauung voraussetzen würde. Das empirische Ich andererseits als Zusammenhang der Wahrnehmungen des inneren Sinnes ist an die Anschauungsform der Zeit gebunden, so daß ihm ebenso wie den Gegenständen der äußeren Wahrnehmung als Erscheinung nur im empirischen Sinn Realität, im transzendentalen Sinn dagegen Idealität zukommt.

Welchen Eindruck diese Kantische Kritik auf die Vertreter

der damals in Deutschland noch allgemein verbreiteten rationalen Psychologie gemacht hatte, läßt sich am deutlichsten aus dem gerade mit Rücksicht auf die Zurückweisung der rationalistischen Seelenlehre geprägten Worte vom »Alleszermalmer« entnehmen. Tatsächlich ist denn auch der Vorwurf des logischen Widerspruches ein so schwerer, daß sich bis auf den heutigen Tag kein Versuch einer metaphysischen Behandlung des Ichproblems, sofern er wissenschaftlich ernst genommen zu werden beanspruchte, einer Auseinandersetzung mit ihm entziehen konnte.

Gerade die Tatsache nun, daß Bergmann an keinem der von Kant gegen den metaphysischen Ichbegriff vorgebrachten Einwände achtlos vorbeigeht, auch wo er sich nicht ausdrücklich auf sie bezieht oder tatsächlich nicht imstande ist, sie zu entkräften, gewährt ihm einen Vorzug vor den anderen Anhängern jener Anschauung, deren Zahl auch heute noch, namentlich in theologisierenden Kreisen, nicht unbeträchtlich ist[1]). Dazu kommt noch, daß Bergmann unter dem unmittelbaren Einfluß Fichtes und Hegels stehend mit dem ganzen Rüstzeug der nachkantischen Dialektik ausgestattet ist und als solcher in letzter Zeit vielleicht der einzige ist, der den Begriff eines sich selbst erkennenden Subjektes von jedem logischen Widerspruch zu befreien gesucht hat. Aus diesen Gründen darf er wohl als der Berufenste unter den modernen Vertretern der metaphysischen Auffassung des Ichproblems gelten.

Wenn hingegen im gleichen Abschnitte die auf v. Hartmann zurückgehenden Anschauungen von Drews einer Erörterung unterzogen werden, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob diese Forscher ebenfalls die Auffassung des Ich als eines transzendent-realen Wesens verträten. Sie bekämpfen eine solche im Gegenteil auf das Nachdrücklichste, immerhin ist aber auch ihre Lehre vom Bewußtsein durchaus metaphysisch, insofern sie nicht minder als die zuvor bezeichnete Richtung einen realen Träger oder Produzenten des Bewußtseins voraussetzen zu müssen glaubt und sich von ihr nur dadurch unterscheidet, daß sie den Ausdruck »Ich« nicht auf jenes reale Substrat anwendet, sondern

---

1) Hierher gehören z. B. Gutberlet, Der Kampf um die Seele, Mainz 1898; Wolff, Das Bewußtsein und sein Objekt, Leipzig 1889; Teichmüller, Die wirkliche und die scheinbare Welt, Breslau 1882; Thiele, Die Philosophie des Selbstbewußtseins, Berlin 1895; u. a.

auf das »phänomenale« Ich beschränkt. Da sich aber einerseits ein unmittelbarer Schüler Drews', Walleser, gegen diese Beschränkung ausspricht, andererseits der positive Gehalt der Hartmann-Drewsschen Lehre hinter der negativen Abgrenzung des Ichbegriffes gegenüber dem des realen Subjektes stark zurücktritt, scheint es berechtigt, auch diese Anschauungen bei der Erörterung des metaphysischen Standpunktes mitzubehandeln.

Es mag darauf hingewiesen werden, daß die Ziele dieser Arbeit wesentlich erkenntnistheoretischer Natur sind, so daß eine Auseinandersetzung mit metaphysischen Problemen sich nur auf eine Untersuchung ihrer erkenntnistheoretischen Fundierung ausdehnen konnte.

1) Bergmann.

Die Lehren Bergmanns über das Ich lassen sich auf drei Fundamentalthesen zurückführen:

1) das Ich ist ein reales Wesen,
2) das Ich oder Subjekt des Bewußtseins hat sich selbst zum Objekt,
3) das Ich erfaßt sich im Selbstbewußtsein unmittelbar als reales Wesen.

In seiner ersten Schrift, die sich mit dem Ichproblem ausführlicher beschäftigt, den »Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins«, versucht Bergmann vor allem den Nachweis der zweiten These zu erbringen, ohne auf die beiden anderen Thesen näher einzugehen. Den daselbst eingeschlagenen Weg verläßt er später insofern, als er in der »Reinen Logik« zunächst gerade diese beiden Thesen zu beweisen sucht, den in den »Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins« gegebenen Beweis für die zweite These jedoch vollständig aufgibt und durch einen prinzipiell verschiedenen ersetzt. Es erscheint daher zweckmäßig, den ursprünglichen Beweis für die Widerspruchlosigkeit des Begriffes der Selbstanschauung ebenfalls getrennt zu behandeln und daran erst die Erörterung der in der »Reinen Logik« niedergelegten Anschauungen Bergmanns, die sich seither im wesentlichen nicht verändert haben, dem Gedankengang dieser Schrift gemäß darzulegen.

Den Ausgangspunkt für die Untersuchungen Bergmanns in

den »Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins« bildet der Satz, »daß das Bewußtsein seine Objekte auf sich als Subjekt bezieht, indem es dieselben von sich unterscheidet und zugleich mit sich in der Identität des Ich verknüpft« [1]). Zur näheren Erläuterung dieser These ist es zunächst erforderlich, sich mit dem von Bergmann aufgestellten Unterschied zwischen den Begriffen »Objekt einer Beziehung sein« und »als Objekt einer Beziehung gesetzt sein«, ferner zwischen denen des »abstrakten« und des »konkreten Subjekt-Objektes«, sowie mit dem Begriff der »Potenzen« einer Beziehung vertraut zu machen. Dies kann fürs erste geschehen, ohne den Begriff des »Sich auf sich selbst Beziehenden« der im späteren noch zu erörtern sein wird, in die Untersuchung einzubeziehen.

Zunächst ist ersichtlich, daß jede Beziehung ein Objekt enthält, dessen Objektsein selbst wieder zum Objekt einer anderen übergeordneten Beziehung gemacht werden kann. So drückt etwa der Satz »*A* weiß eine Tatsache *M*« eine Beziehung zwischen *A* und *M* aus, in der *M* die Stelle des Objekts einnimmt. Der Satz aber »*B* weiß, daß *A M* weiß« drückt aus, daß diese Beziehung des *A* zu *M* selbst zum Objekt geworden ist. Insofern nun diese Beziehung *A*—*M* selbst wieder ein Objekt *M* enthält, kann folgende Terminologie gewählt werden, daß *M*, welches für *A* schlechthin »Objekt gewesen war«, für *B* »als Objekt gesetzt« sein soll. Oder während dem *M* in bezug auf *A* die Bestimmung Objekt zu sein »analytisch« zukommt, wird ihm diese Bestimmung mit Rücksicht auf *B* »synthetisch« beigelegt, da *B M* ja eben nicht schlechthin als Objekt weiß, sondern auch weiß, daß es Objekt ist. Oder mit anderen Worten: eine jede Beziehung kann als »niedere Potenz« im Verhältnis zu einer »höheren Potenz« bezeichnet werden, wenn jene in dieser als Objekt auftritt. Oder das Subjekt-Objekt einer »niederen Potenz« kann als »abstraktes Subjekt-Objekt« mit Bezug auf das Subjekt-Objekt der »höheren Potenz« als das »konkrete« bezeichnet werden, d. h. also, das »konkrete Objekt« ist identisch mit dem aus dem abstrakten Subjekt und Objekt gebildeten Ganzen.

Damit ist das für die Bergmannschen Untersuchungen wichtigste Begriffsmaterial eingeführt. Es handelt sich nun zunächst

1) Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins. Berlin 1870. S. 77.

darum, zu untersuchen, in welcher Weise dieses Material zum Aufbau einer Theorie des Bewußtseins verwendet werden kann.

Der Grundsatz, den Bergmann dabei verfolgt, ist nach seiner Definition des Bewußtseins nicht zu verkennen; er lautet ausdrücklich so, daß »das Bewußtsein« (korrekter wäre natürlich: das Bewußtseins-Subjekt) »... von seinem Objekte weiß, daß es Objekt ist«[1]), d. h. also, daß jedes Bewußtseins-Objekt als Objekt gesetzt sein müsse. In diesem Postulat ist nun aber eine bemerkenswerte Schwierigkeit enthalten. Damit nämlich ein Objekt (welcher Beziehung immer) »als Objekt gesetzt« sei, ist nach dem Früheren erforderlich, daß eben sein Objekt-sein schlechthin Objekt sei. (*M* kann für *B* als Objekt »gesetzt sein« nur insofern, als *B* die Beziehung *A*—*M* schlechthin »zum Objekt hat«.) Dann aber »findet sich ... immer ein Objekt, welches nicht als solches gesetzt ist«[2]). Dies ist eine klare Folgerung aus dem oben erwähnten Postulat, jedes Bewußtseinsobjekt müsse als Objekt »gesetzt sein«. Fiele dieses Postulat weg, dann bliebe im Begriff des Bewußtseinsobjekts auch keine Schwierigkeit zurück. Das Bewußtseinsobjekt wäre dann eben das Objekt des Bewußtseinssubjektes schlechthin, denn erst durch die Forderung, das Objekt-sein des Bewußtseinsobjekts müsse selbst wieder Objekt sein, entsteht jener regressus in infinitum. Man könnte nun etwa diesen regressus dadurch zu vermeiden suchen, daß man behauptete, das Objekt-sein des Bewußtseinsobjekts sei zwar seinerseits Objekt, es sei aber nicht mehr als Objekt gesetzt (Brentano), und damit die Forderung, das Bewußtseinsobjekt müsse als Objekt gesetzt sein, nur auf das unmittelbare Bewußtseinsobjekt einschränkte. Dies ist aber nicht die Ansicht Bergmanns. Er hält vielmehr die Forderung konsequent aufrecht, daß jedes Bewußtseinsobjekt als Objekt gesetzt sein müsse, nur sucht er den regressus, der sich aus dem Begriff des als Objekt gesetzten Objektes ergibt, durch folgende Erwägung abzuschneiden.

Es sei A^1 das Objekt von A^2, A^2 oder vielmehr das Ganze der Beziehung zwischen A^2 und A^1 das Objekt von A^3, dann ist A^1 für A^3 als Objekt gesetzt. Nun sollte man nach dem Früheren erwarten, daß, wenn A^2, welches schlechthin das Objekt von A^3

1) a. a. O. S. 80.
2) a. a. O. S. 81.

ist, seinerseits als Objekt **gesetzt** sein soll, dies nur unter der Annahme eines A^4 möglich sein kann, für welches A^3 schlechthin Objekt, nicht aber als Objekt gesetzt ist. Damit wäre aber wieder der besprochene regressus begonnen. Es handelt sich also darum, zu beweisen, daß A^2 auch für A^3 als Objekt **gesetzt** ist, trotzdem es nur schlechthin Objekt zu sein scheint. Der Beweis wird nun, so viel sich aus der an dieser Stelle allerdings geradezu atembeklemmenden Dialektik entnehmen läßt, folgendermaßen geführt.

A^1 ist unzweifelhaft für A^3 als Objekt gesetzt, d. h. »synthetisch« als Objekt bestimmt. Insofern nun aber A^1 synthetisch als Objekt bestimmt wird, ist es identisch mit A^2, denn »die niedrige Potenz, durch das Prädikat Objekt-sein synthetisch bestimmt, **geht in die höhere über**«[1]). A^2 ist also identisch mit A^1, A^1 aber ist synthetisch als Objekt für A^3 gesetzt, also ist damit auch A^2 synthetisch als Objekt für A^3 gesetzt. »Indem daher das analytische Prädikat Objekt-sein gewußt wird, wird auch zum Teil das synthetische gewußt«[2]). Auf den Begriff des Bewußtseins angewendet, bedeutet also nach der zuvor gegebenen Definition A^3 das Ich, sofern es weiß, A^2 (das wahrnehmende Ich) habe zu seinem Wahrnehmungsobjekte A^1; A^1 ist somit für A^3 als Objekt »gesetzt«, und es wird darauf ankommen, nachzuweisen, daß eben damit auch A^2 für A^3 als Objekt »gesetzt« sei.

Bevor aber die Darstellung und die Kritik dieses Nachweises versucht werden soll, muß auf die näheren Ausführungen **Bergmanns** über die Struktur des Bewußtseins eingegangen werden. Er vervollständigt nämlich das bisher gegebene Bild in der Weise, daß er einerseits als das dem wahrnehmenden Ich A^2 gegebene Objekt A^1 die Tatsache bezeichnet, daß das Ich empfinde, fühle und wolle, A^1 somit seinerseits wiederum zum Subjekte dieser ursprünglichen Bewußtseinsobjekte A^0 macht, andererseits das wissende Ich A^3 noch Objekt einer außerhalb des Bewußtseins stehenden »Seele« sein läßt. Im Schema also etwa:

3) Die Seele weiß, daß
2) das Ich weiß, daß
1) das Ich wahrnimmt, daß
0) das Ich

Empfindung, Wille und Gefühl zum unmittelbaren Objekt hat.

1) a. a. O. S. 83.
2) a. a. O. S. 85.

Dieses Bild aber läßt sich mit den früheren Behauptungen Bergmanns nicht wohl in Einklang bringen.

Wenn zunächst A^1 nicht als das ursprüngliche Wahrnehmungsobjekt gilt, vielmehr selbst noch das Subjekt einer niedrigeren, der nullten Potenz darstellt, deren Objekt das Empfinden, Fühlen und Wollen bildet, dann genügen bereits die erste und die nullte Potenz zusammen der von Bergmann zuvor aufgestellten Definition des Bewußtseins, da in diesem Fall A^0, das Objekt der nullten Potenz, bereits für A^2 als Objekt gesetzt ist. Es wäre natürlich noch nachzuweisen, daß auch A^1 für A^2 als Objekt gesetzt sei, die Annahme eines A^3 und gar einer noch höher stehenden Seele wäre aber durchaus überflüssig.

Dieser Konsequenz sucht Bergmann dadurch zu entgehen, daß er behauptet, »die nullte Potenz« (darunter ist A^0 zu verstehen) »ist an sich gar nichts mehr . . . sie kann mithin auch nicht den Inhalt des sich selbst erkennenden Erkennens bilden«[1]. Darauf ist natürlich zu erwidern, daß, wenn A^0 überhaupt nichts wäre, es dann unmöglich das Objekt von A^1 sein könnte. Soll aber A^0 nur gedacht werden, also Objekt sein können, wenn zugleich sein Objekt-sein gedacht wird (so nämlich könnte man die Behauptung interpretieren, daß ein Glied der nullten Potenz nur als Glied des Ganzen, d. h. also als Objekt »gesetzt«, gedacht werden könne)[2], dann bleibt trotzdem A^0 als Objekt gesetzt, da es nach dem Früheren nur eines A^2 bedarf, damit auch das Objekt-sein des A^0 Objekt sei.

Wenn dagegen wie zuvor A^1 als ursprüngliches Wahrnehmungsobjekt betrachtet wird, so entspräche jedenfalls wieder A^3 dem Begriff des wahrnehmenden Ich, da dieses von Bergmann als dasjenige definiert wird, welches sowohl die Wahrnehmungsobjekte A^1, wie auch sich selbst, A^2, als die Objekte A^1 wahrnehmend, erfaßt. Demgegenüber heißt es bei Bergmann aber zum Schluß: »Nicht das Ich ist es, welchem dieses Wissen eignet, sondern die wissende Seele, der das Ich angehört« und »dieses unser Wissen nebst dem wissenden Ich besteht nur dadurch, daß es selbst gewußt wird, und zwar nicht von sich selbst, sondern von der Seele, welche das Ich in sich schließt«[3].

1) a. a. O. S. 77.
2) a. a. O. S. 69.
3) a. a. O. S. 87.

Dieser Satz mag an sich richtig sein, jedenfalls steht er aber in direktem Widerspruch zu der früheren Behauptung Bergmanns, daß das Subjekt des Bewußtseins sämtliche Objekte als Objekte »gesetzt« haben, d. h. ein Wissen um sein Wissen der Objekte haben müsse. Nur auf Grund dieser Behauptung war es ja notwendig geworden, einen Ausweg zu suchen, um den im Begriff des nur als Objekt »gesetzten« Objektes liegenden regressus zu vermeiden. Fällt aber diese Forderung weg, indem das Wissen vom Wissen des Ich einer transzendenten Seele zugeschrieben wird, dann kommt dem Bewußtseinsobjekt eben ein Wissen zu, um das es nicht weiß, dann aber setzt sich jedenfalls der Versuch, jedes Wissen des Ich als ein von ihm gewußtes, jedes Objekt als ein für das Ich »gesetztes« nachzuweisen, in Widerspruch mit der Behauptung, das Wissen des Ich sei nicht von ihm selbst, sondern von der Seele gewußt.

Bevor nun aber dieser Nachweis seinerseits einer Erörterung unterzogen werden kann, ist es erforderlich, sich mit dem von Bergmann in den Vordergrund gerückten Begriff des »sich auf sich selbst Beziehenden« auseinander zu setzen. Zunächst muß allerdings im Vorhinein angemerkt werden, daß selbst, wenn es gelänge, die innere Widerspruchslosigkeit des Begriffes eines sich auf sich selbst Beziehenden nachzuweisen, damit natürlich noch keineswegs die Berechtigung dargetan wäre, ihm den Begriff des sich selbst erkennenden Erkennens oder genauer gesprochen, des sich selbst erkennenden Subjektes (da ja nicht von einer sich auf sich beziehenden Beziehung, sondern von einem sich auf sich selbst Beziehenden die Rede sein soll) unterzuordnen. Um ein von Bergmann in der »Reinen Logik« selbst verwendetes Beispiel zu gebrauchen: Der tragende und der getragene Stein stehen zueinander jedenfalls in einer bestimmten Beziehung, eben des Tragens bzw. Getragenseins. Die Behauptung, ein Stein könne sich selbst tragen, fällt daher ebenfalls unter den Begriff der Selbstbeziehung. Trotzdem ist die Forderung, einen sich selbst tragenden Stein zu denken, eine unerfüllbare. Daß also in einem bestimmten Fall dem sprachlichen Ausdruck nach eine Selbstbeziehung vorliegt, entbindet keineswegs von der Verpflichtung, den Begriff dieser angeblichen Selbstbeziehung auf seine Denkbarkeit und innere Widerspruchslosigkeit hin zu untersuchen. Da aber die Frage nach der inneren Möglichkeit des Begriffes eines

sich selbst erkennenden Subjektes immerhin strittig ist, so wird ihre Beantwortung vielleicht am ehesten durch den Vergleich mit einem Fall gefördert werden, in dem eine Selbstbeziehung tatsächlich vorliegt. Wenn nämlich etwa »Selbstmörder« oder »Heautontimorumenos« keine sich selbst widersprechenden Begriffe sind, so hat das seinen besonderen Grund. Der Begriff des Selbstmörders z. B. ist nicht der Begriff eines »sich mordenden Mörders« oder weiterhin, des »Mörders des sich mordenden Mörders«, wonach man etwa, je nach der Zahl der Glieder, den Selbstmord als moralisch gerechtfertigt oder nicht bewerten könnte. Die Selbstbeziehung, die in diesem Fall vorliegt, beschränkt sich darauf, daß ein und demselbem übergeordneten Begriff »Mensch« zwei prädikative Bestimmungen, »Mörder« und »Opfer« zu sein, gleichzeitig zukommen. Sie setzt aber notwendig einen übergeordneten Begriff, in diesem Fall den des »Menschen« voraus. Für den Begriff des Erkenntnis-Subjektes und -Objektes aber, wie ihn die Erkenntnistheorie verwendet, trifft diese Voraussetzung nicht zu. Hier sind Subjekt und Objekt Begriffe, die sich weiter nicht zurückführen lassen. Man darf also nicht behaupten, der Begriff des Subjektes enthalte ebenso, wie der Begriff des Mörders die prädikative Bestimmung eines übergeordneten Begriffes: Wie etwa der Begriff des Mörders einen Menschen als mordend darstelle, so stelle der Begriff des Subjektes ein Wesen als erkennendes dar. Denn während der Satz »ein Mensch mordet« tatsächlich dem übergeordneten Begriff des Menschen eine spezielle Bestimmung hinzufügt, ist dies in dem Satz »Ich erkenne« oder »ein Subjekt erkennt« nicht der Fall. Der Begriff des Subjekts ist nicht etwa der übergeordnete Begriff, der durch das Prädikat »Erkennen« eine spezielle Bestimmung erhält, als ob es auch Subjekte gäbe, die nicht erkennten; er enthält aber auch nicht, wie etwa der Begriff des Mörders, bereits einen prädikativ bestimmten übergeordneten Begriff, etwa des »erkennenden Wesens«, da in erkenntnistheoretischer Beziehung der Begriff des »Subjektes« dem des »Wesens« durchaus gleich- und nicht untergeorgnet ist. Das Erkennen ist also überhaupt keine prädikative Bestimmung, die dem Subjekt oder einem auch als nicht erkennendes existierenden Wesen beigelegt wird, der Begriff des Erkennens ist vielmehr absolut identisch mit dem des Subjekt-seins überhaupt und kann daher dem Subjekt nicht als Prädikat beigelegt werden, weil dies

eine leere Tautologie enthielte. Wenn also das Subjekt-sein von etwas prädiziert werden sollte, dann müßte dies ein dem Begriff des Subjektes übergeordneter Begriff sein. Der Begriff des Objektes nun ist jedenfalls nicht der dem Begriff des Subjekts übergeordnete, es hat daher im Vorhinein überhaupt keinen Sinn, von dem Subjekt das Objekt-sein und umgekehrt prädizieren zu wollen, da die Erkenntnistheorie Erkennen und Erkanntsein nicht als Prädikate betrachtet, die einem übergeordneten Begriff beigelegt werden könnten[1]). Wenn aber die Möglichkeit eines Zusammenfallens von Subjekt und Objekt bei jeder reflexiven Beziehung darauf beruht, daß einem übergeordneten Begriff die Bestimmungen, Subjekt und Objekt der Beziehung zu sein, zukommen, dann ist es klar, daß es vom rein erkenntnistheoretischen Standpunkt trotz der unleugbaren Existenz solcher reflexiver Beziehungen im vorhinein unmöglich ist, den Begriff des Objekt-seienden Subjekts einer solchen reflexiven Beziehung unterzuordnen.

Ein Eingeständnis dieser Tatsache findet sich darin, daß Bergmann selbst zugibt[2]), das »erkennende Erkennen« und das »erkannte Erkennen« oder, gemäß der nach dem Vorigen anzubringenden Korrektur: das erkennende und das erkannte Subjekt, könnten nicht schlechthin identisch sein. Dann fällt aber damit das ganze Problem des sich selbst erkennenden Erkennens in sich zusammen.

1) Anders verhält es sich dagegen für die Metaphysik. Diese kennt eine letzte Wirklichkeit, ein An-sich-sein, für welches die Bestimmungen Subjekt- und Objekt-sein nur mehr Akzidenzen darstellen. Die Metaphysik kann daher auch behaupten (mit welchem Rechte, steht hier nicht in Frage), daß eben dasselbe »Ding an sich« die Funktionen des Erkennens und des Erkanntwerdens in sich vereinige und sich durch einen Akt der »Objektivation« in Subjekt und Objekt spalte. Bekanntlich ist diese Anschauung von Kant als möglich hingestellt und von Schopenhauer zur Grundlage seines Systems gemacht worden, allerdings nicht in der Weise, als ob, wie jenseits des Bewußtseins Subjekt und Objekt zusammenfallen, so auch innerhalb des Bewußtseins Subjekt und Objekt identisch sein könnten, da vielmehr die immanente Erscheinung des Objektes von ihrem transzendenten Grund, dem Objekt an sich, aufs schärfste zu unterscheiden sei. Daraus ergibt sich aber, daß die Frage nach der Möglichkeit des unmittelbaren und nicht durch die Erscheinung vermittelten Eintretens einer Realität in das Bewußtsein auf dem bisher eingeschlagenen dialektischen Wege unmöglich nachgewiesen werden kann, sondern einer ontologischen Untersuchung bedürfte, deren Ausführung Bergmann erst in der »Reinen Logik« versucht, in den »Grundlinien der Theorie des Bewußtseins« jedoch nur flüchtig angedeutet hat.

2) a. a. O. S. 75.

Daß sich unter den Objekten etwas finden kann, was als in besonderer Weise zum Ich gehörig oder in laxerer Ausdrucksweise als Ich selbst bezeichnet werden mag, sollte nie bestritten werden. Geleugnet wurde nur, daß dieses Ich-Objekt oder Bewußtseins-Ich mit dem erkennenden Ich identisch sein könne.

Dieses Eingeständnis bleibt bei Bergmann allerdings ohne weitere Konsequenzen. Obgleich nämlich erkanntes und erkennendes Subjekt in einer Hinsicht nicht identisch sein sollen, sollen sie es in anderer Hinsicht doch sein, und dem Nachweise dieses seltsamen Verhältnisses dient die Analyse des Begriffes des sich auf sich selbst Beziehenden. Was damit beabsichtigt wird, ist bereits von früher her bekannt; es soll damit die Behauptung gerechtfertigt werden, die niedere Potenz, synthetisch als Objekt bestimmt, sei die höhere Potenz.

Die Analyse dieses Satzes mag wiederum schematisch durchgeführt werden. Als niederste oder nullte Potenz sei $A_s^0 \longrightarrow A_0^0$, als höhere (erste) $A_s^1 \longrightarrow A_0^1$ bezeichnet usf.

Nun kann behauptet werden die nullte Potenz sei Objekt der ersten, als Objekt gesetzt sei sie aber erst, wenn die erste Potenz selbst Objekt der zweiten Potenz sei. Also im Schema:

$$A_s^2 \longrightarrow \overbrace{A_0^2}^{}$$
$$\overbrace{A_s^1 \longrightarrow A_0^1}$$
$$\overbrace{A_s^0 \longrightarrow A_0^0}$$

Nun ist die nullte Potenz als Objekt gesetzt, insofern A_s^2 das Objekt-sein des A_0^1 zum Objekt hat. Das Ganze $A_s^1 \longrightarrow A_0^1$ bildet die erste Potenz, welche für A_s^2 Objekt ist, während für A_s^2 bloß $A_0^1 = A_s^0 \longrightarrow A_0^0$ als Objekt gesetzt ist. Die als Objekt gesetzte nullte Potenz ist somit immer nur das Objekt der ersten, nie aber mit der ganzen ersten Potenz identisch. Dieser Irrtum ergibt sich erst dann, wenn innerhalb der ersten Potenz kein Unterschied gemacht wird zwischen A_s^1, A_0^1 und dem Ganzen $A_s^1 \longrightarrow A_0^1$, sondern alles schlechthin einfach als A^1 bezeichnet wird.

Gerade diese Verwechslung ganz verschiedener Begriffe durch die Bezeichnung mit dem gleichen Ausdruck wird aber in der Analyse des Begriffs des sich auf sich selbst Beziehenden von Bergmann wiederholt begangen. Der Grundgedanke ist dabei, daß das sich auf sich selbst Beziehende A^1 einmal als Komplex

eines sich auf sich selbst Beziehenden A^0, somit als das Ganze der nullten Potenz und als Objekt der ersten, zugleich aber als Subjekt und gelegentlich auch noch als Ganzes der ersten Potenz aufgefaßt werden soll[1]).

Die Durchführung dieses Gedankens läßt allerdings an Klarheit zu wünschen übrig. So scheint Bergmann gelegentlich zu behaupten[2]), daß Subjekt und Objekt einer Beziehung überhaupt nicht identisch sein können, indem er die Forderung zurückweist, A^1 solle sich auf sich selbst als auf ein sich auf sich selbst Beziehendes beziehen. Entweder A^1 bezieht sich auf sich selbst, also auf A^1, und A_s^1 ist mit A_0^1 identisch, dann ist notwendigerweise dasjenige, worauf sich A bezieht, ein sich auf sich selbst Beziehendes. Oder aber, wenn dasjenige, worauf sich A^1 beziehen soll, ein sich auf sich selbst Beziehendes nicht sein darf, dann kann es auch nicht A^1 sein, d. h. also, wenn überhaupt eine Beziehung gedacht werden soll, so muß nicht nur das Ganze als von ihren einzelnen Gliedern, sondern auch die einzelnen Glieder voneinander als begrifflich verschieden gedacht werden. Es muß somit ein Unterschied zwischen A_s^1 und A_0^1 bestehen und es kann höchstens in einem übertragenen Sinn davon die Rede sein, daß die Beziehung von A_s^1 auf A_0^1 eine Selbstbeziehung sei. Dasselbe muß dann für A^0 bzw. A_s^0 und A_0^0 gelten[3]).

Andererseits verbietet Bergmann, das Ganze einer Beziehung mit einem ihrer Glieder zu identifizieren. Zum Vergleich zieht er die Wechselbeziehung zweier Elemente M und N heran, um an diesem Beispiel zu zeigen, daß A^1 zwar mit dem Ganzen $P = (M\,N)$, nicht aber mit den einzelnen Elementen M und N zu vergleichen sei. Darauf läßt sich natürlich folgendes erwidern. Soll A^1 nur das Ganze einer Selbstbeziehung sein, dann kann von ihm unmöglich ausgesagt werden, es stehe zu sich selbst in Selbstbeziehung, ebensowenig wie das Ganze P deshalb in einer Wechselbeziehung

---

1) Nur auf Grund einer derartigen Verwechslung ist es auch möglich, daß Bergmann mit der Annahme dreier Beziehungsglieder, eines Wahrnehmungsobjektes A_0^1, des zu A_0^1 gehörigen Wahrnehmungssubjektes A_s^1, und des Subjektes A_s^2, welches um das Verhältnis von A_s^1 zu A_0^1 weiß, drei Potenzen gesetzt wissen will, obzwar der Definition nach in Wirklichkeit nur zwei vorliegen.

2) a. a. O. S. 66 ff.

3) Bergmann verwendet statt A^1 die Bezeichnung A, statt A^0 die Bezeichnung a.

steht, weil seine Glieder in Wechselbeziehung stehen. A^1 geht damit des Rechtes verlustig, als höhere Potenz bezeichnet zu werden, da ja A^1 als Komplex der A^0-Beziehung mit der niederen Potenz identisch ist, von der höheren Potenz aber nur ein Glied, A_0^1, bildet. Ist aber ferner A^1 nur das Ganze der Selbstbeziehung eines mit sich selbst identischen Gliedes A^0, dann fragt sich natürlich wiederum, wieso denn A^0 in Selbstbeziehung stehen könne. Die Behauptung Bergmanns, A^0 müsse deshalb als mit sich identisch gedacht werden, weil ja A^1 ein sich auf sich selbst Beziehendes sein solle, ist nach dem eben Gesagten zunächst überhaupt sinnlos, sodann aber müßte, wenn A^1 sich nicht schlechthin auf sich selbst beziehen dürfte, dasselbe auch wiederum für A^0 gelten.

Die grundlegende Unklarheit in der Deduktion Bergmanns liegt somit wie gesagt in der Verwechslung des Subjektes, Objektes und des Ganzen der höheren Potenz, so daß der Nachweis des Satzes, die nullte Potenz (das Objekt der ersten Potenz) als Objekt gesetzt, sei das Objekt der zweiten Potenz (die ganze erste Potenz), unmöglich als gelungen bezeichnet werden kann. Die Einwände gegen die dialektische Deduktion des Begriffes eines sich selbst erfassenden Ich lassen sich somit folgendermaßen kurz zusammenfassen.

Die Forderung, jedes Bewußtseinsobjekt solle nur als Objekt »gesetzt« vorkommen, wird von der ersten Potenz, welche für das Ich der zweiten Potenz schlechthin Objekt ist, nicht erfüllt, da nach der Definition das Ich nur das Wahrnehmen, nicht aber das Wissen vom Wahrnehmen weiß.

Wenn eine dem Bewußtsein transzendente »Seele« das Wissen von der Wahrnehmung hat, so ändert dies an der Tatsache nichts, daß dann ein Objekt des Bewußtseins (die erste Potenz) der Definition nach nicht im Bewußtsein als Objekt gesetzt ist.

Der Beweis, daß die niedere Potenz, obwohl nur Objekt der höheren Potenz, doch auch zugleich für die höhere Potenz als Objekt »gesetzt« sei, beruht auf einer grundlegenden Verwechslung der Begriffe des Ganzen einer bestimmten Potenz und eines ihrer Glieder.

Aus den bisherigen Erörterungen ergibt sich, daß der Begriff eines sich selbst zum Objekt habenden Subjektes vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus nicht gerechtfertigt werden

kann, daß aber jeder Versuch, diesen Begriff von einem metaphysischen Standpunkt aus zu behandeln, notwendig zuvor ein näheres Eingehen auf den Begriff der Realität erfordert. Diese, wie bereits angemerkt, in den »Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins« nur flüchtig behandelte Untersuchung führt nun Bergmann in der »Reinen Logik« in weiterem Umfange durch, indem er auf diese Weise den Begriff des sich selbst zum Objekt habenden Subjektes nicht nur als möglich und widerspruchslos, sondern als Voraussetzung des realen Seinsbegriffes überhaupt zu erweisen bestrebt ist. »Mindestens ein Ding an sich, ein Seiendes und nicht bloß zu sein Scheinendes müssen wir anschauend erfassen ... sonst wäre der Begriff des Seins als solcher ein verfehlter«[1]). Dabei verfolgt Bergmann aber auch hier die Methode, das Postulat eines sich selbst erkennenden Subjektes zunächst a priori aufzustellen und erst nachträglich auf seine Widerspruchslosigkeit zu untersuchen. »Erst entschließe man sich, die Notwendigkeit dieses Gedankens« (nämlich »das Sein des Ich ... und da es kein anderes Sein gibt, das Sein überhaupt« sei »Selbstproduktion« durch die Selbstanschauung) »anzuerkennen, hernach wird es gelingen, den scheinbaren Widersinn desselben zu beseitigen«[2]). Dabei ist allerdings zu bemerken, daß diese Untersuchung nicht mehr wie in den »Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins« rein dialektisch, sondern eher empirisch-psychologisch durchgeführt erscheint.

Was zunächst die fundamentale These Bergmanns betrifft, mindestens ein Ding an sich müsse erkannt werden können, damit der Begriff der Existenz seinen Inhalt nicht verliere und sich nicht alles Sein in Schein verwandle, so hat bereits Kant erschöpfend dargelegt, wie auch unter der Annahme der Unerkennbarkeit der Dinge an sich der auf die »Erscheinungen« eingeschränkte Begriff der empirischen Realität seine volle Bedeutung beibehalte, und inwiefern die empirische Realität mit einer transzendentalen Idealität zusammen bestehend gedacht werden könne. Der Vorwurf Bergmanns also, daß die transzendentale Idealität die Gegenstände der Erfahrung zum bloßen

1) Reine Logik. Berlin 1879. S. 67. — Einen ähnlichen Grundgedanken vertritt auch Teichmüller, Die wirkliche und die scheinbare Welt. Breslau 1882.

2) a. a. O. S. 75.

Schein mache, beruht augenscheinlich auf einem Mißverständnis der Kantischen Lehre.

Dieses Mißverständnis kommt auch zum Ausdruck in der eigentümlichen Bedeutung, in welcher Bergmann den Begriff der Realität verwendet. Zwar wird Realität zunächst ganz allgemein definiert als »Selbständigkeit« eines Gegenstandes, als »Unabhängigkeit vom Anschauen«[1]) und dergl. Dann wäre aber schließlich nicht einzusehen, warum die Realität auf das Ich allein eingeschränkt bleiben sollte, da nur ein durchaus subjektivistischer Idealismus die Realität aller Gegenstände der äußeren Anschauung in diesem Sinn, d. h. ihre Existenz, auch wenn sie von niemanden wahrgenommen werden, leugnen würde.

Gerade Bergmann aber will eine solche Unabhängigkeit von der Anschauung nicht anerkennen. Vielmehr soll »der angeschaute Gegenstand unter allen Umständen an ein anschauendes Subjekt gebunden sein«[2]), und das ist die »Idealität«, die nach Bergmanns Meinung allen Gegenständen der Erfahrung zukommt. Darnach aber scheint es, als wenn von einer Realität überhaupt nicht mehr die Rede sein könnte. Wenn alle Gegenstände der Anschauung nur in und durch die Anschauung eines Subjektes existieren, dann kann kein einziges Anschauungsobjekt selbständig oder von der Anschauung unabhängig sein. Es existiert vielmehr nur, solange das Subjekt der Anschauung und zwar als anschauendes existiert. Damit aber wäre wiederum die von Bergmann zuvor verworfene Konsequenz gezogen, auf Grund derer sich die ganze Welt der Erfahrung in »Schein« verwandeln müßte.

Dieser Konsequenz sucht Bergmann folgendermaßen zu entgehen. Er gesteht zu, daß alle »äußeren« Erfahrungsgegenstände, also die ganze Körperwelt, als Anschauungsobjekte von der Existenz des Anschauungssubjektes abhängig und daher bloß phänomenal seien, d. h. wenn das Subjekt der Anschauung aufgehoben werde, seien dadurch sämtliche Erfahrungsobjekte ebenfalls indirekt vernichtet. Nur ein Objekt der Anschauung könnte hiervon eine Ausnahme machen, wenn es nämlich nicht erst indirekt durch die Aufhebung der Anschauung, in der es gegeben sei, ver-

1) a. a. O. S. 73.
2) a. a. O. S. 69.

nichtet werden könnte, wenn die Aufhebung der Anschauung somit nicht das logische Prius seiner Vernichtung wäre, sondern wenn die Aufhebung der Anschauung und seine eigene Vernichtung unmittelbar begrifflich zusammenfielen. Da seine Existenz dann also mit der des anschauenden Subjektes zusammenfiele, könnte es insofern als selbständig, als von der Anschauung nicht abhängig, da mit ihrem Subjekt identisch, weiterhin also als real bezeichnet werden. Die eigentümliche Verwendung des Begriffs der Realität im gegebenen Falle liegt klar zutage. Realität eines Anschauungsobjektes soll also nicht sowohl seine Unabhängigkeit vom anschauenden Subjekte in dem Sinne sein, daß es dessen zu seiner Existenz nicht bedürfe, das reale Ich ist also nicht etwa »eine an sich selbstlose Substanz ..., die erst ein Ichbewußtsein in sich entwickelt«[1]) und die Bergmann »Seele« zu nennen vorzieht (wie etwa der Wille Schopenhauers, der auch ohne das »Werkzeug des Intellekts« existieren kann): das reale Ich ist vielmehr nur das im Bewußtsein gegebene Ich, aber deshalb real, weil es mit dem Subjekt des Bewußtseins identisch ist. Denn wenn die Phänomenalität aller anderen Anschauungsobjekte gerade darin besteht, daß sie nur unter Voraussetzung eines von ihnen verschiedenen Subjektes existieren, trifft dies für das mit dem Subjekt identische Anschauungsobjekt nicht zu. Aus diesem Begriff der Realität ergibt sich aber die weitere Konsequenz, daß jedes Sein nur »Sein sich Ich seiender«[2]), d. h. sich selbst erkennendes Wesen sein kann. Dinge an sich müssen demnach Wesen sein, »welche sich selbst, wenn auch in der dunkelsten und gebundensten Weise, Ich sind«[3]). Das »cogito ergo sum« erscheint also in eigentümlicher Weise konvertiert in ein »sunt, ergo cogitant«.

Allerdings liegt eine gewisse Schwierigkeit darin, wie denn nun eigentlich die Realität des Ich gleichsam auf die phänomenalen Gegenstände der äußeren Anschauung abfärben soll. Nach Bergmann kommt ihnen auf Grund dessen Realität zu, daß sie als mit dem Ich zusammen die Einheit der Welt bildend aufgefaßt werden. Da fragt sich natürlich zunächst, ob es für ein

1) a. a. O. S. 77.
2) a. a. O. S. 75.
3) a. a. O. S. 97.

Phänomen genügend sei, mit dem Ich zusammen wahrgenommen zu werden, um deshalb als Zeichen eines realen Gegenstandes zu gelten. Dies ist offenbar nicht Bergmanns Meinung, sondern »auch Wahrnehmungen müssen es sich gefallen lassen, als nicht übereinstimmend mit den Dingen verworfen zu werden, sobald sie sich nicht widerspruchslos in den ganzen Kontext der Wahrnehmungen einreihen lassen«[1]). Damit ist aber ein ganz neues Kriterium der Realität eingeführt. Soll ein Phänomen nur dann auf ein Reales hinweisen, wenn es sich widerspruchslos in den Kontext der Erfahrung einordnen läßt, dann kann offenbar der Begriff der Realität nicht erst vom Ich aus gebildet sein. Aber abgesehen davon: in welcher Weise sollte die Klassifikation der Phänomene in solche, die auf Reales, und solche, die nicht darauf Bezug haben, wirklich stattfinden? Darf ein Gegenstand nur dann als real betrachtet werden, falls er zu der gleichen Welt der sich selbst schauenden Dinge gehört wie das Ich, so wird damit lediglich eine Nominaldefinition des Begriffes der Realität gegeben, welchem Wesen aber eine solche Realität mit Recht zugeschrieben werden könne, ist schon aus dem Grunde nicht festzustellen, weil es nicht möglich sein soll, von anderen realen Wesen außer dem eigenen Ich eine Anschauung zu haben. Man könnte meinen, Bergmann wolle diejenigen Phänomene, welche in irgendeiner Beziehung eine Ähnlichkeit mit dem Ichphänomen aufweisen, eben deshalb als »Zeichen« der Wirklichkeit betrachten; dies ist aber aus dem Grunde unmöglich, weil Bergmann gar kein Ichphänomen kennen darf. Wenn er aber das Kriterium der Richtigkeit eines Attributiv-Urteils auf dasjenige des entsprechenden Existenzial-Urteils zurückführt und behauptet: »Wie die Attributiv-Vorstellung den Gegenstand S, inwiefern er das Merkmal C hat, als identisch setzt mit sich, inwiefern er das Merkmal P hat, so die Existenzial-Vorstellung die Welt, inwiefern sie den Gegenstand Γ« (nämlich das Ich) »enthält, als identisch mit sich, inwiefern sie den Gegenstand S enthält«[2]), so ist darin der zu suchende Begriff der realen Welt bereits vorausgesetzt, denn dann müssen wir, »wenn es sich um die Gültigkeit der Setzung eines Gegenstandes S handelt, nach ihm — in der Welt« suchen[3]), — diese Welt soll aber dadurch

1) a. a. O. S. 97.
2) a. a. O. S. 159.
3) a. a. O. S. 158.

erst geschaffen werden, daß wir reale Wesen neben dem Ich als existierend annehmen, und ist überhaupt nichts anderes als die Summe dieser Wesen. Es kann also nicht zugegeben werden, was Bergmann zur Vermeidung dieses Zirkels vorzubringen sucht[1]), daß das Dasein der Dinge von dem Dasein der Welt begrifflich geschieden werden müsse, vielmehr besteht nach dieser Auffassung das Dasein der einzelnen Dinge ebenso wie das ihrer Gesamtheit in einem »Verknüpftsein«[2]) mit unserem Ich. Da durch dieses Verknüpftsein erst die Realität der Dinge geschaffen werden soll, geht es aber auch nicht an, dieses Verknüpftsein als eine »reale Beziehung« aufzufassen, es besteht vielmehr bloß in dem Zusammen-Wahrgenommensein mit dem Ich, das nach Bergmanns eigenem Zugeständnis nicht hinreicht, um die Realität zu begründen. Es mag ausdrücklich betont werden, daß unter diesem »Verknüpftsein« tatsächlich nichts anderes verstanden werden darf, denn wenn das Verknüpftsein als eine reale Beziehung, das »Dasein« der Dinge also als ihr »Zusammensein« mit dem Ich gelten sollte, so wäre in dem Augenblick, wo unter diesem »Zusammensein« etwas anderes als »zusammen wahrgenommen Sein« verstanden würde, den Dingen eben damit bereits die reale Existenz im Vorhinein beigelegt. Wenn also das Sein der Dinge in ihrem Zusammensein mit dem Ich bestehen soll, so mag es sich mit der Richtigkeit dieses Satzes verhalten wie immer, der Begriff des »Seins« der Dinge ist dabei jedenfalls schon vorausgesetzt, und es geht nicht an, das »Sein« aus dem »Zusammensein« abzuleiten oder auch nur damit zu verdeutlichen.

Aber noch eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus jener Auffassung des Begriffes der Realität. Es muß nämlich die strenge Identität des erkennenden und des erkannten Ich festgehalten werden, die besagt, daß das reale Ich auch tatsächlich als reales erkannt wird. Im Begriff des angeschauten Ich liegt diese Konsequenz keineswegs. Es könnte vielmehr sehr wohl ein reales erkennendes und ein phänomenales erkanntes Ich unterschieden werden. Dann mag der durch das phänomenale Ich repräsentierte Gegenstand mit dem realen Ich metaphysisch iden-

---

1) Der Begriff des Daseins und das Ich-Bewußtsein. Archiv für syst. Phil. II. 1896. S. 300.

2) a. a. O. S. 295.

tisch sein, das Ichphänomen ist trotzdem nie mit dem realen Ich identisch. Bergmann gibt denn auch zu: »Nicht anders ... als mit den materiellen Dingen verhält es sich in dieser Hinsicht« (daß uns nämlich von den Gegenständen nur »sinnliche Affektionen«, nicht die Gegenstände selbst gegeben seien) »mit unserem Ich, dem Subjekte zunächst derjenigen sinnlichen Empfindungen und sinnlichen Lust- und Unlustgefühle, von welchen wir eine unmittelbare Kunde haben[1])«. Darin liegt also das Eingeständnis, daß ebenso wie die Erscheinungen der materiellen Gegenstände durch meine Auffassungsformen (ganz im Kantischen Sinne) bedingt sind, ebenso auch offenbar die Art und Weise, in welcher ich meine sinnlichen Empfindungen und Gefühle erlebe, durch die Natur meiner Auffassung bedingt sein müsse, d. h. wenn ich das mir unmittelbar Gegebene der äußeren Anschauung nur als Phänomen betrachte, dessen Erscheinungsform durch das auffassende Subjekt mitbedingt ist, dann muß ich konsequenterweise (wie Kant) das unmittelbar Gegebene der inneren Anschauung ebenfalls nur als Phänomen einer in meine Anschauung überhaupt nicht eingehenden Wirklichkeit betrachten. Die gegenteilige Behauptung Bergmanns also, daß die Empfindungs- und Vorstellungsakte, Gefühle, Willenserlebnisse usw. dem realen Ich zukämen, ist nichts als eine die vorliegende Schwierigkeit konstatierende petitio principii.

Es muß aber ferner noch die Annahme gemacht werden, daß das Ich sich in der Selbstschauung fortwährend erfasse. Denn, könnte das angeschaute Ich verschwinden, trotzdem das reale Ich fortexistierte, auch nachdem es die Selbstanschauung aus irgendeinem Grunde eingebüßt hätte, so wäre eben damit eine Verschiedenheit des realen und des phänomenalen Ich dargetan. Die Selbstanschauung muß also letzten Endes doch wieder auf eine Bestätigung durch die Erfahrung angewiesen sein. Daß sich ein derartiges — allerdings nicht von Bergmann allein postuliertes — kontinuierliches Ichbewußtsein vorfinde, wird sich aber an der Hand der Erfahrung kaum feststellen lassen. Wenn Bergmann daher im Zustande des traumlosen Schlafes oder der Ohnmacht ein »implizites Ichbewußt-

1) Reine Logik. S. 64. — Vgl. auch: Idealistische Differenzen. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. IV (1880). S. 227.

sein[1]« annimmt, so zeigt diese Annahme eines unbewußten Ichbewußtseins wohl nur die Schwäche seiner Argumentation.

Ohne die ausdrückliche Hervorhebung jener Annahmen ist es aber keineswegs möglich, aus dem Begriff des Subjektes zu deduzieren, daß jedes Subjekt ein sich selbst anschauendes und weiterhin deshalb ein reales Wesen sein müsse. Allerdings entspricht es dem namentlich von ihren theologischen Vertretern aufs lebhafteste verteidigten Grunddogma aller metaphysischen Psychologie, wenn Bergmann behauptet, selbst der Metaphysiker, welcher die Idealität (oder nach Bergmann die Phänomenalität) aller Anschauung lehre, sei genötigt, die Realität des Ich, für das jener Schein bestehe, anzuerkennen[2]. Dies ist natürlich nur unter Benutzung des von Bergmann eingeführten Begriffes der Realität erforderlich. Daß zu jedem Objekt ein Subjekt »existieren« müsse, ist nichts als eine Nominaldefinition des Begriffes »Objekt«. Erst wenn der Begriff der Existenz mit dem Gegebensein in der Anschauung identifiziert wird, läßt sich aus der Annahme der Existenz des Subjektes zugleich seine Gegebenheit in der Anschauung und, vom Standpunkt Bergmanns aus, eben deshalb auch seine Realität folgern.

Tatsächlich aber ist der Begriff der »Existenz« des anschauenden Subjekts ein ganz eigentümlicher. So viel ist allerdings richtig, daß, wenn ein Gegenstand als Objekt betrachtet wird, eben damit auch die »Existenz« eines dieses Objekt anschauenden Subjektes angenommen werden muß. Die Frage aber, die sich ja schon bei Descartes aufgeworfen findet, ist nur, ob dieses denkende »ego« auch mit Recht als eine »res cogitans« zu bezeichnen ist, ob also der Begriff des Subjektes der Anschauungen kein absolut letzter ist, sondern noch genus und differentia unterscheiden läßt, ob also das Erkennen als Akzidenz einer Substanz betrachtet werden muß; mit anderen Worten, ob der Satz »das Subjekt erkennt« bloß eine Tautologie enthält oder ob vielmehr der Begriff eines Subjektes des Erkennens ebenso wie desjenigen jeder beliebigen anderen Tätigkeit einen übergeordneten Wesensbegriff und einen untergeordneten, zur näheren Bestimmung des Wesens dienenden Tätigkeitsbegriff einschließt.

---

1) Reine Logik. S. 89.
2) a. a. O. S. 77.

Diese Frage wurde bereits im Früheren beantwortet. Es mag zwar sein, daß das Erkennen einem metaphysischen Substrat als Eigenschaft beigelegt werden kann, der aus erkenntnistheoretischen Gründen geforderte Begriff eines Bewußtseinssubjektes enthält aber keine Nötigung hierzu, da vielmehr dieser Begriff in seiner erkenntnistheoretischen Fassung als ein absolut letzter erscheint und nicht imstande ist, eine prädikative Stellung einzunehmen. Mit besonderer Beziehung auf den Versuch, den Begriff des Seins aus dem des Ichseins abzuleiten, läßt sich jedoch hinzufügen, daß dieser Versuch außerdem noch einen Zirkel einschließt. Denn wenn der Begriff des realen Wesens oder des Dinges an sich damit erklärt werden soll, daß seine Existenz von jeder Anschauung unabhängig ist, so wird in dieser Erklärung der Begriff der Anschauung und somit des anschauenden Subjektes bereits vorausgesetzt, so daß aus diesem Grunde der Begriff des erkennenden Wesens nicht auf den der Realität zurückgeführt werden darf[1]).

Wenn somit auch die apriorische Deduktion des Ich als eines realen und sich selbst als real erfassenden Wesens mißglückt erscheinen dürfte, ist es doch noch erforderlich, den empirischen Nachweis zu prüfen, den Bergmann dafür zu erbringen sucht,

1) Man vergleiche hierzu Sigwart (Logik, 2. Aufl., Freiburg i. B. 1889, Bd. II, S. 207): »Ob das Subjekt des geistigen Geschehens, das wir, wenn wir verständlich reden wollen, nun einmal nicht entbehren können, unter den Begriff der Substanz gestellt wird oder nicht, kommt auf die Definition der Substanz an; es handelt sich hier größtenteils um einen Wortstreit ... Wenn ... mit diesem Terminus nur ausgedrückt werden soll, daß wir durch unser Denken genötigt sind, zu dem zeitlich wechselnden, in ein Bewußtsein stets zusammengefaßten Geschehen uns ein Subjekt zu denken, das den Zusammenhang dieses Geschehens erklärt, das als mit sich eins bleibend den gemeinsamen Grund der in der Zeit kontinuierlich folgenden Veränderungen bildet, dann muß auch das Subjekt unseres Selbstbewußtseins eine Substanz genannt werden. Freilich nicht eine Substanz, die ein von ihren Tätigkeiten getrenntes Sein hätte; sie ist, indem sie irgendwie tätig ist, aber sie ist nicht die bloße augenblickliche Tätigkeit, ihr Sein erschöpft sich nicht in der einzelnen Tätigkeit, so wenig sich das Sein einer körperlichen Substanz in ihrem augenblicklichen Zustand erschöpft, sondern sie überdauert diese als einheitlicher Grund der folgenden Tätigkeiten. Man kann — in materialistischem Sinne — versuchen, das Subjekt des psychischen Geschehens mit der kollektiven Einheit des Gehirns zu identifizieren. ... Man kann versuchen, an Stelle der individuellen Seele einen allgemeinen Grund als das eigentliche Subjekt zu setzen ... das sind metaphysische Ergänzungen des unmittelbar Gegebenen.«

daß in der Selbstschauung des Ich Subjekt und Objekt eines und desselben Bewußtseinsaktes identisch seien. Die Schwierigkeiten, die einer derartigen Annahme entgegenstehen, lassen sich nicht besser als mit Bergmanns eigenen Worten kennzeichnen: »Das Ich ist zugleich Subjekt und Objekt, was durch folgendes Schema dargestellt werden möge:

Subjekt
Objekt

Da nun jedes Objekt ein Subjekt voraussetzt und jedes Subjekt ein Objekt sozusagen nachsetzt, so muß, wenn ein Wesen als ein Subjekt und als ein Objekt zugleich bestimmt wird, auf der einen Seite ein Objekt hinzugefügt werden, in Beziehung auf welches das betreffende Wesen Subjekt ist, und auf der anderen Seite ein Subjekt, für welches es Objekt ist, so wie man, wenn man einen Stein zugleich als tragend und getragen denkt, einen zweiten, der von ihm getragen wird, und einen dritten, der ihn trägt, hinzudenken muß. Das Schema geht daher in folgendes über:

	Subjekt ⟶	Objekt
Subjekt ⟶	Objekt	

Das Objekt, in Beziehung auf welches das Ich Subjekt ist (das nachgesetzte Objekt), ist aber wieder das Ich selbst, mithin nicht bloß Objekt, sondern zugleich Subjekt, denn nicht Subjekt-Objekt überhaupt ist das Ich, sondern in Beziehung auf sich selbst. Und ebenso ist das Subjekt, für welches das Ich Objekt ist (das vorgesetzte Subjekt), wieder das Ich selbst, mithin nicht bloß Subjekt, sondern zugleich Objekt, so daß das Schema in folgender Weise zu ergänzen ist:

Objekt	Subjekt ⟶	Objekt
Subjekt ⟶	Objekt	Subjekt« [1])

Und so geht die Reihe in infinitum fort. Bergmann bemerkt hierzu weiter: »Die nach beiden Seiten hin unendliche Reihe ist gar nicht abzuweisen, sie liegt unzweifelhaft im Ich. Wollte jemand sagen, dem zuerst gesetzten Subjekt-Objekte sei weder ein Subjekt vor-, noch ein Objekt nachzusetzen, indem das Subjekt, auf welches das zuerst gesetzte Objekt zu beziehen sei, eben mit

1) a. a. O. S. 79 ff.

diesem identisch sei, und ebenso das Objekt, auf welches das zuerst gesetzte Subjekt zu beziehen sei, identisch mit diesem, so würde er damit Unmögliches zu denken zumuten. Ebensowenig wie ich einen zugleich tragenden und getragenen Stein zu denken imstande bin, ohne ihn auf etwas zu beziehen, was er trägt, und auf etwas, wovon er getragen wird, kann ich es umgehen, über die Setzung, die ich zuerst im Begriff des Ich finde, nach beiden Seiten hin hinauszugehen. Die Schwierigkeit liegt aber nicht darin, daß die Reihe unendlich ist . . . vielmehr darin, . . . daß man überhaupt eine Reihe erhält, — statt Eines Wesens« [1]).

Diese Schwierigkeit hat allerdings einen noch weiter zurückliegenden Grund. Die ganze Reihenbildung ist nämlich gar nicht erforderlich, wenn man in einem Bewußtseinsakte das erkennende Ich und das »Bewußtseinsich« unterscheidet. Damit ist keineswegs der Begriff der Identität des Ich aufgehoben, er ist vielmehr nur in der einzig konsequenten Weise für das erkennende Ich allein vorbehalten. Denn die Forderung der Identität auch des Bewußtseinsich muß schon an der Einsicht scheitern, daß es überhaupt nicht zwei zeitlich verschiedene Bewußtseinserlebnisse gibt, die im erkenntnistheoretischen Sinn als identisch bezeichnet werden könnten. Erst aus der Kollision der beiden Forderungen, daß einerseits das erkannte und das erkennende Ich eines Bewußtseinsaktes identisch sein und anderseits in diesem Bewußtseinsakte doch ein Subjekt und ein Objekt unterschieden werden sollen, ergibt sich die Schwierigkeit, deren von Bergmann versuchte Lösung sich in der neueren Psychologie im Prinzip auch bei anderen Autoren findet. Es wird zugegeben, daß, wenn von einem Ichbewußtsein die Rede sein soll, das erkennende und das erkannte Ich in einem Bewußtseinsakte nicht zusammenfallen können. Diese Verschiedenheit des erkennenden und des erkannten Ich soll aber nur eine zeitliche sein, d. h. also dasjenige Ich, welches in einem Augenblick das erkennende war, soll in einem anderen Zeitpunkt das erkannte sein (vgl. James, Lipps u. a.). Was gegen dieses Prinzip einzuwenden ist, läßt sich wieder ganz kurz mit Bergmanns eigenen Worten sagen, nämlich »daß wir keine Anschauung von Vergangenem als solchem sowie von Zukünftigem als solchem haben, sondern nur

1) Vgl. auch: Idealistische Differenzen. S. 237.

von Gegenwärtigem[1]«. Um so bedauerlicher ist es daher, daß Bergmann selbst dieser von ihm erkannten fundamentalen erkenntnistheoretischen Notwendigkeit widersprochen hat. Es muß vielmehr unter allen Umständen daran festgehalten werden, daß in jedem Zeitmomente das erkennende Subjekt nur die in eben diesem Zeitmoment gegebenen Bewußtseinobjekte erkennen kann, daß also ein Subjekt im Zeitmomente t nur die in jenem Augenblick im Bewußtsein vorhandenen Inhalte, nicht aber die bereits entschwundenen Erlebnisse eines früheren und die noch nicht vorhandenen eines zukünftigen Zeitpunktes wahrnehmen kann. Dem widerspricht weder die psychologische Tatsache der Erinnerung noch der Erwartung, denn in dieser Tatsache liegt nur eingeschlossen, daß uns vergangene Erlebnisse eines Augenblickes $t - dt$ oder zukünftige eines Augenblickes $t + dt$ im Augenblick t »symbolisch« gegeben sein können, noch, wie Bergmann meint[2]), die Tatsache der Dauer aller Bewußtseinsinhalte (James' »specious present«). Die Zweideutigkeit der Behauptung, auch Zukünftiges oder Vergangenes finde sich doch im Bewußtsein, liegt im Begriff des »Erlebnisses eines bestimmten Augenblicks«; darunter kann einmal verstanden sein das in einem bestimmten Augenblick vorgefundene Erlebnis als schlechthin erlebtes, insofern es durch eine bestimmte Stellung in der Zeitreihe seine Eigenart erhält und von jedem auch qualitativ gleichen Erlebnis unterschieden wird, zum andernmal aber das Erlebnis als intentionaler Gegenstand eines darauf gerichteten Meinens. Wird der Ausdruck in der ersten Bedeutung genommen, dann ist es überhaupt nicht möglich, daß ein und dasselbe Erlebnis zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen werde. Wird die zweite Annahme gemacht, dann kann zwar in einem Augenblick t das Erlebnis eines anderen Augenblickes $t - dt$ gemeint sein, wenn aber von einem abermaligen Eingehen dieses Erlebnisses in das Bewußtsein die Rede sein soll, ist auch hier erforderlich, daß ein Repräsentant jenes Erlebnisses sich im Augenblicke t im Bewußtsein vorfinde. Dies wird aber als selbstverständlich vernachlässigt und so ergibt sich der Irrtum, als könne sich ein im Augenblick $t - dt$ stattgehabtes Ereignis im Augenblick t wieder-

1) Reine Logik. S. 62.
2) Idealistische Differenzen. S. 238.

um im Bewußtsein vorfinden, ohne daß ihm oder seinem Repräsentanten die Stellung t in der Zeitreihe zugeschrieben werden müsse.

Die zeitliche Unterscheidung nun zwischen dem erkennenden und dem erkannten Ich sucht Bergmann in der Weise durchzuführen, daß er das Ich eines Augenblickes t als das jeweils erkannte, das Ich des vorgehenden Augenblicks $t - dt$ hingegen als das erkennende bezeichnet. Dies besagt also, daß das Ich eines Momentes $t - dt$ das Ich eines Momentes t, welches zu jener Zeit noch gar nicht im Bewußtsein vorhanden ist, im Vorhinein erkennen müsse. Das Ich ist »in jedem Augenblicke seines Daseins Subjekt-Objekt, nämlich Subjekt in Beziehung auf ein Objekt, welches es selbst ist, aber nicht in demselben, sondern in dem angrenzenden Augenblicke der Zukunft«[1]. »Man könnte hinzufügen, das Ich erblicke sich in jedem Zeitmoment als im Fluß der Zeit ihm unmittelbar voranschwebendes Bild seiner selbst, und unaufhörlich werde das Bild die Sache selbst und gehe aus der Sache selbst wieder ihr Bild hervor«[2].

Auch hier muß zunächst wieder ein drohendes Mißverständnis ausgeschaltet werden. Es soll keineswegs geleugnet werden, daß das erkennende Subjekt des Augenblicks $t - dt$ mit dem des Augenblicks t identisch sein kann. Dies liegt vielmehr in dem Begriff der Identität des erkennenden Ich eingeschlossen. Geleugnet wird nur, daß das Subjekt des Augenblick $t - dt$, das Subjekt also, dem alle in den Zeitpunkt $t - dt$ fallenden Inhalte gegenüberstehen, in diesem Augenblick $t - dt$ ein Bewußtseinserlebnis, das erst im Augenblick t ins Bewußtsein treten wird, erkennen kann. Der ganzen Beweisführung Bergmanns liegt eben der Widerspruch zugrunde, daß ein Erlebnis zu einer anderen Zeit erkannt werden könne als es tatsächlich erkannt wird, wenn er behauptet, daß das Ich des Augenblickes t vom Ich des Augenblickes $t - dt$ erkannt werde. Denn das soll nicht bloß heißen, daß das Ich, welches im Augenblicke $t - dt$ das erkennende war, mit sich selbst identisch im Augenblick t vorhanden ist und nunmehr das erkannte Ich des Augenblickes t erkennt (denn dann wäre ja zurzeit t noch immer erkennendes und erkanntes Ich zu unterscheiden), sondern daß das erkennende Ich bereits im Augen-

1) Reine Logik. S. 82.

2) Idealistische Differenzen. S. 240.

blick $t - dt$ das Ich erkennt, welches erst im Augenblick t erkannt werden soll. Es ergibt sich aus der Theorie Bergmanns für den Augenblick t somit ein doppelter Mangel. Das Ich des Momentes t soll im Moment t erkannt sein, aber da es vom Subjekt des Momentes $t - dt$ und also im Moment $t - dt$ erkannt sein soll, so fehlt für den Zeitpunkt t das Subjekt von dem es erkannt werden könnte. Andererseits soll das Ich des Momentes t das Subjekt sein, welches das Ich des Momentes $t + dt$ erkennt; aber dieses Objekt ist gar nicht im Bewußtsein, so daß das Ich im Moment t sich selbst nicht zum Objekt haben, nach Bergmanns Definition also auch nicht Subjekt sein kann. Daß das Ich, welches im Augenblick t erkannt ist, im Augenblick $t + dt$ das erkennende sein werde, wäre eine ganz müßige Annahme, welche die behauptete Identität des Subjektes und Objektes eines Bewußtseinsaktes keineswegs bewiese.

Damit scheint die Theorie Bergmanns ihren letzten Halt verloren zu haben. Denn wenn einmal zugegeben ist, daß in einem Bewußtseinsakte das erkennende und das erkannte Subjekt nicht zusammenfallen können, dann ist es im Vorhinein aussichtslos, die mißverständlich postulierte Identität beider auf irgendeinem Wege beweisen zu wollen, und es ist nur mehr ein Schulbeispiel einer ignoratio elenchi, wenn die Annahme der Identität des Objektes des einen und des Subjektes des anderen Bewußtseinsaktes gemacht wird, um die Annahme der Identität des erkennenden und des erkannten Subjektes eines Bewußtseinsaktes zu rechtfertigen.

2) Drews.

Die Abhandlung von Drews über »das Ich als Grundproblem der Metaphysik« (Freiburg i. B. 1897)[1]) ist im Grunde nur eine eingehendere Ausführung der auf denselben Gegenstand bezüglichen Gedanken v. Hartmanns[2]), die somit im Folgenden als mitbehandelt betrachtet werden dürfen. Der Grund, weshalb diese nicht selbst der Untersuchung unterzogen wurden, liegt darin, daß v. Hartmann die Frage nach dem erkenntnistheoretischen

1) Vgl. auch die Streitschrift »Zur Frage nach dem Wesen des Ich«. Archiv für syst. Phil. VIII. 1902.

2) Vgl. insbesondere dessen »Moderne Psychologie« (Berlin 1901) S. 285 ff. und die daselbst zitierten Belegstellen.

Subjekt des Bewußtseins gegenüber der nach dem substantiellen ›Träger‹ fast gänzlich vernachlässigt, während Drews auch jene Frage, deren Klärung die eigentliche Aufgabe der vorliegenden Erörterungen bildet, in den Kreis seiner Untersuchungen zu ziehen bemüht war.

So scheint sich bereits die Grundvoraussetzung, von der Drews ausgeht, daß nämlich das Vorhandensein eines Bewußtseinsinhaltes notwendig seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bewußtseinssubjekt fordere, mit dem erkenntnistheoretischen Postulat ›kein Objekt ohne Subjekt‹ nahe zu berühren. Der Begriff dieser Zugehörigkeit aber erfährt bei ihm eine eigenartige Ausdeutung, die uns später bei der Besprechung der positivistischen Systeme wieder entgegentreten und dort ihre eingehendere Erledigung finden wird. Unter jener Korrelation soll nämlich verstanden werden, daß sich in jedem Bewußtseinsinhalt auch ›ein subjektiver Pol‹, vorfinde, daß im Denken ›auch der Ichgedanke vorkomme‹, kurz, daß sich bei einer Zergliederung des Bewußtseinsinhaltes ›außer den objektiven Momenten zugleich auch immer das Ich‹ mit aufdränge [1]). Aber gegen diese Anschauungsweise macht Drews doch zugleich wieder energisch Front, indem er es für unmöglich erklärt, den Bewußtseinsinhalten, und unter ihnen auch dem ›empirischen‹ Ich eine selbständige Existenz zuzugestehen, ohne sie an ein Subjekt des Bewußtseins gebunden zu denken. Seine Auffassung des Subjektsbegriffes unterscheidet sich aber von der erkenntnistheoretischen fundamental durch die Voraussetzung, daß das ideelle Sein der Bewußtseinsinhalte nur ›als Akzidenz an einem substantiellen Bewußtsein‹ [2]) gedacht werden könne, daß alles Bewußtsein als ›bloße Zuständlichkeit unserer Seele‹ [3]) eines ›realen Trägers‹ [4]), eines ›tätigen Substrates‹ [5]), eines ›Produzenten‹ bedürfe, der auf diese Weise in den vollsten Gegensatz zu dem innerhalb des Bewußtseins gegebenen Ich gestellt wird [6]). In dieser durchaus außer-

---

1) a. a. O. S. 136 ff.
2) a. a. O. S. 155.
3) a. a. O. S. 182.
4) a. a. O. S. 185.
5) a. a. O. S. 216.
6) Gegen diese Einschränkung des Ausdrucks ›Ich‹ auf ›etwas rein Ideelles und Bewußtseinimmanentes‹, für seine Anwendung also auch auf

bewußten Realität erblickt Drews das Wesen des erkennenden Subjekts, das er somit als ein »unbewußt denkendes Subjekt«[1]) bezeichnen muß, und nur aus dem Grunde erklärt er es für unmöglich, daß Subjekt und Objekt der Erkenntnis zusammenfallen, weil das Objekt, welches sich im Bewußtsein finde, immer nur ein Repräsentant der Realität, nie aber diese selbst sein könne[2]). Deshalb steht er auch nicht an (allerdings nicht ganz im Einklang mit seinen sonstigen Anschauungen), zu behaupten, daß innerhalb der »Sphäre der bloßen Ideellität das vorstellende und das vorgestellte Ich zusammenfallen«[3]). Demgegenüber muß daran erinnert werden, daß sich ganz unabhängig von der Frage, ob Reales an sich oder nur vermittels eines Repräsentanten erkannt werden könne, bereits zuvor vom erkenntnistheoretischen Standpunkte einerseits die Unmöglichkeit eines Zusammenfallens von Subjekt und Objekt innerhalb der Sphäre des Bewußtseins ergeben hatte, und daß andererseits die Forderung eines substantiellen »Trägers« des Bewußtseins als unberechtigt zurückgewiesen werden mußte. Nun sind, wie Drews zugesteht, die Behauptung, daß unter dem zu jedem Bewußtseinsinhalt korrelaten Subjekt ein außerbewußtes reales Wesen zu verstehen sei, dem das Bewußtsein als Akzidenz zukomme, und der Versuch, dieses reale Subjekt als die Einheit des durch unbewußte Vorstellungen bestimmten unbewußten Willens zu fassen, die aber selbst wiederum nur »objektive Erscheinungen«[4]) einer einzigen, ewigen unveränderlichen Weltsubstanz seien, im wesentlichen Reproduktionen v. Hartmannscher Gedanken, die aus dem angegebenen Grunde übergangen werden zu können scheinen, weil es dabei hier wie dort nicht so sehr auf die Bestimmung des Ich, das in beiden Fällen schlechthin als Bewußtseinsinhalt unter anderen bezeichnet wird, als vielmehr der »Individualseele«, ihres Verhältnisses zu den Individualseelen niederer Ordnung und der unbewußten Ursubstanz abgesehen ist. Lediglich der Versuch Drews', das empirische Ich, auf das Hartmann

---

den Begriff des »Bewußtseinsubstrates« spricht sich Walleser (Das Problem des Ich. Diss. Karlsruhe 1902) aus, der sich im übrigen durchaus an Drews und Hartmann anschließt.

1) a. a. O. S. 217.

2) a. a. O. S. 188, 216.

3) a. a. O. S. 138.

4) a. a. O. S. 274.

überhaupt nicht näher eingeht, etwas ausführlicher zu bestimmen, hat auch für die vorliegende Untersuchung ein weiteres Interesse, obwohl es nicht leicht scheint, gerade in diesem Punkte ins Klare zu gelangen.

Die vorherrschende Auffassung des Subjektsbegriffes also ist die, daß das »empirische« Ich lediglich als ein bestimmter Bewußtseinsinhalt innerhalb des übrigen Gesamtbewußtseinsinhaltes auftrete. Doch scheint diese Auffassung Drews selbst nicht zu befriedigen, da er im gleichen Zusammenhang an anderer Stelle das Ich als die Form des Bewußtseins bezeichnet. »Das Ich ist nichts anderes als die Form des Bewußtseins ... Nun kennen wir aber gar keine Bewußtseinsform, die als solche nicht Form eines bestimmten Vorstellungsinhaltes wäre; wir kennen aber auch ebensowenig einen Vorstellungsinhalt, der losgelöst von der Form des Bewußtseins existierte. Das ist nur ein anderer Ausdruck für die oben betonte Tatsache, daß es gar kein Subjekt ohne Objekt gibt. Alles Bewußtsein ist nur an und durch seinen Inhalt, die Objekte; diese aber sind Objekte nur, weil sie innerhalb der Form des Bewußtseins existieren oder weil sie das Subjekt zu ihrem Korrelate haben«[1]).

Demgegenüber muß nun bemerkt werden, daß es, wenn man überhaupt einen Unterschied zwischen Form und Inhalt des Bewußtseins aufstellen will, nicht angeht, zu gleicher Zeit zu behaupten, die Form selbst sei eben wiederum nur ein besonderer Inhalt. Drews verwischt vielmehr überhaupt jeden Gegensatz zwischen Form und Inhalt, wenn er behauptet: »diese Form des Bewußtseins ist ja nur bewußte Bewußtseinsform, ist ja selbst nur mein Gedanke ... Weit entfernt, der Träger ... des Bewußtseinsinhaltes zu sein, gehört sie selbst nur mit zum Bewußtseinsinhalt«[2]), und in Konsequenz damit: »Unser Vorstellen ist selbst zugleich ein unmittelbares Innewerden unseres Vorstellens«[3]). Denn wenn er den »inhaltlichen« Unterschied des Nichtich vom Ich dahin zu bestimmen sucht, daß dieses einerseits von den »inneren psychischen Gebilden«, den »rein subjektiven Bewußtseinsinhalten (Gefühlen, Empfindungen usw.)«, andererseits aber von dem »identischen formalen Akt des beständigen Zusammenfassens«, der

1) a. a. O. S. 143.
2) a. a. O. S. 144. Vgl. auch S. 236 ff.
3) a. a. O. S. 138.

»Wahrnehmung als solcher«, die nicht wieder mittels der Sinne wahrgenommen werden kann, der »Einheit, welche sich in der Vielheit ihrer Akzidenzen erhält« und dergl., gebildet wird, so kann auch hier wiederum nur auf das früher Gesagte zurückverwiesen werden: entweder das Ich besteht aus einer bestimmten Gruppe von Bewußtseinsinhalten, dann kann dieses Ich nicht zugleich der formale Akt der Zusammenfassung dieser Bewußtseinsinhalte sein; oder aber das Ich steht dem Bewußtseinsinhalt als subjektiver Pol in dem Sinne gegenüber, daß es selbst nicht mit zum Bewußtseinsinhalt gehört, dann darf es wiederum nicht mehr innerhalb des Bewußtseinsinhaltes gesucht werden. Welcher Auffassung aber man sich auch zuneigen mag, keine vermag das Problem befriedigend zu lösen.

Wenn das Ich in dem Sinne als der subjektive Pol des Bewußtseins aufgefaßt wird, daß es jedem Bewußtseinsinhalt als sein Korrelat gegenübersteht, somit selbst niemals Bewußtseinsinhalt sein kann, dann ist es keinesfalls mehr möglich, diesen subjektiven Pol des Bewußtseins mit der Form des Bewußtseins zu identifizieren, da diese nichts anderes ist als die zwischen Subjekt und Objekt bestehende Relation, welche ihrerseits zwei voneinander und selbstverständlich auch von ihr selbst verschiedene Glieder voraussetzt. Denn wenn die Form des Bewußtseins die Beziehung des Subjektes zu seinem Objekt bedeutet, dann kann sie, wenn das Wort Bewußtsein überhaupt sinngemäß verwendet werden soll, nicht mit dem Subjekt des Bewußtseins identifiziert werden, oder mit anderen Worten: die »Form« oder der »Akt des Zusammenfassens« kann nicht das Ich sein, weil zu diesem Akte des Zusammenfassens notwendigerweise ein zusammenfassendes Subjekt gehört und die Zusammenfassung lediglich in der gemeinsamen Beziehung des Zusammengefaßten auf das Subjekt besteht. Dies einzusehen wird aber Drews durch sein Vorurteil verhindert, daß unter dem »realen Subjekt« oder dem »tätigen Substrat des Zusammenfassens« nur ein außerhalb der Sphäre des Bewußtseins stehendes reales Wesen verstanden werden könne.

Will man hingegen unter dem Ich nur einen bestimmten Bewußtseinsinhalt im Verhältnis zu allen übrigen bezeichnen, so erhebt sich dieser Auffassung gegenüber die Frage, was denn gerade die verschiedenen Bewußtseinskomplexe jeweils zu einer Einheit zusammenfasse. Die Antworten, die Drews

auf diese Frage gibt, können wiederum nicht als befriedigend bezeichnet werden. Wenn er nämlich behauptet: »Ein Ich ... ist überall da vorhanden, wo eine Mehrheit von Empfindungen in die Einheit eines und des nämlichen Bewußtseins zusammengefaßt wird«[1]), so ist dies offenbar eine bloße Worterklärung, die das zu Erklärende bereits ebenso voraussetzt, wie die von v. Hartmann versuchte Begründung der Bewußtseinseinheit auf die »Vergleichbarkeit« bestimmter Inhalte (seine »psychische« Bedingung des Bewußtseins). Wenn Drews aber als »inhaltliche« Bedingung für das Zustandekommen einer solchen »Einheit und Dieselbigkeit der Bewußtseinsform« die »materiale Beschaffenheit eines Wesens« angibt, von der es abhänge, wieviel und welcherlei Inhalte »je nach der Güte der Leitung zwischen seinen materiellen Teilen« sein Bewußtsein umfasse (v. Hartmanns »physische« Bedingung des Bewußtseins), so ist diese Behauptung eine durchaus metaphysische, indem sie im Sinne v. Hartmanns das höhere Individualbewußtsein als »Summationsphänomen« der niederen Individualbewußtseine auffaßt, die den einzelnen in leitender Verbindung miteinander gedachten materiellen Teilen zukommen, jedoch gerade das Wesentliche der »Summation« von Inhalten zur Einheit eines Bewußtseins unerklärt läßt, da diese mit der leitenden Verbindung materieller Teile natürlich unmittelbar nichts zu tun hat. Nicht glücklicher verhält es sich mit dem anderen rein psychischen Moment, das nach Drews die Voraussetzung des Bewußtseins bildet und das in der Konstanz eines Teiles des Bewußtseinsinhaltes bestehen soll. »Es muß ... einen konstanten Inhalt im Bewußtsein geben, um den sich, wie um einen festen Kern, die neu hinzukommenden Inhalte jederzeit herumgruppieren«[2]), und zwar sollen die Gefühle »das konservative Element« in unserem Bewußtsein bilden. Diese Behauptung wird uns auch noch später, so namentlich bei Wundt begegnen, da sie einen wesentlichen Bestandteil seiner Lehre vom Ich darstellt. Ihre eingehende Erledigung möge daher bis dahin aufgespart bleiben und der gegen sie zu erhebende Einwand nur kurz dahin formuliert werden, daß, obzwar die Konstanz der Gefühle im Seelenleben gewiß durch psychologische

1) a. a. O. S. 227.
2) a. a. O. S. 240.

Beobachtung bestätigt werden kann, die Konstanz gewisser Bewußtseinsinhalte überhaupt nicht zur Erklärung der Einheit des Bewußtseins verwendet werden darf, da sie entweder als konstantes Vorkommen innerhalb eines und desselben Bewußtseins den Begriff der Bewußtseinseinheit bereits voraussetzt, oder aber überhaupt keinen aufweisbaren Sinn besitzt.

Zweiter Abschnitt:

Der empiristische Standpunkt.

Der gemeinsame Charakter aller empiristischen Auffassungen des Ichproblems läßt sich in der Tendenz finden, das Ich schlechthin als einen Bewußtseinsinhalt zu betrachten. Dieses Ich soll einerseits keine andere als die auch allen übrigen Bewußtseinsinhalten zukommende empirische oder immanente Realität besitzen, es soll aber andererseits dem Bewußtseinsinhalt auch nicht als dessen erkenntnistheoretische Bedingung gegenüberstehen, die darum nicht mit einem bestimmten Teil oder der Gesamtheit jener Inhalte identifiziert werden darf, und das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt, die Tatsache, daß das Subjekt den Bewußtseinsinhalt zu seinem Objekt hat, soll nichts anderes bedeuten als eine im Bewußtsein aufzeigbare und darum notwendig zwischen Bewußtseinsinhalten bestehende Relation.

Die nächstliegende und bereits im Früheren skizzierte Einteilung aller jener vom empiristischen Standpunkt zur Lösung des Ichproblems unternommenen Versuche dürfte sich nach der spezifischen Beschaffenheit derjenigen Erlebnisse treffen lassen, die jeweils als die Konstituentien des Ich angesehen werden. Darnach ließen sich als die wichtigsten Richtungen etwa folgende bezeichnen: 1) Die intellektualistische, die das Ich in die Vorstellung verlegt, 2) die voluntaristische, die es im Willen und 3) die emotionalistische, die es im Gefühl zu finden glaubt, 4) die sensualistische, die das Ich als einen bestimmten Empfindungskomplex betrachtet und endlich 5) die Auffassung, in welcher der empiristische Grundgedanke historisch zum erstenmal hervortrat und die das Ich mit dem Gesamtbewußtseinsinhalt identifiziert.

I. Die intellektualistische Richtung.

Bekanntlich stand die Entwicklung der modernen Psychologie die längste Zeit unter der unbestrittenen Vorherrschaft der intellektualistisch-empiristischen Richtung, wie sie durch Herbart angebahnt worden war, und obwohl die Herbartsche Anschauungsweise auf wissenschaftlichem Gebiet heute wohl kaum mehr eine Rolle spielt, scheint sich ihr Einfluß in der psychologischen Propädeutik noch immer einigermaßen bemerkbar zu machen. Es ist daher bei der in letzter Zeit wohl einzig dastehenden Ausbreitung, die jene Schule gefunden hatte, um so bemerkenswerter, daß sich unter ihren Anhängern gerade in der Behandlung des Ichproblems, soweit es überhaupt zum Thema eingehenderer Untersuchungen gemacht wurde, eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung konstatieren läßt. Zwei Leitsätze sind es nämlich, die allen dahingehenden Erörterungen zugrunde liegen: einmal die Verlegung des Ich in die Vorstellung, zum anderen Mal die Betonung des phänomenalen Charakters des Ich, die sich bei manchen Autoren sogar zur Darstellung des Ich als eines zwar notwendigen, aber täuschenden Scheines verschärft. Nun gewinnt diese Auffassung des Ich als eines »Scheines« in der modernen Psychologie, auch soweit sie nicht mehr unter der Einwirkung Herbarts steht, nachgerade eine gewisse Verbreitung, so daß die durch die große Zahl der Anhänger einer intellektualistisch-empiristischen Anschauung an sich erschwerte Auswahl eines typischen Vertreters dieser Richtung gerade auf die Durchführung jenes Gedankens Wert legen zu sollen schien. Da dieser aber in der Darstellung Spirs seinen prägnantesten Ausdruck gefunden haben dürfte[1]), wurden dessen Ausführungen den nachfolgenden Untersuchungen zugrunde gelegt. Obzwar nun der Begriff des sich vorstellenden Ich auch bei Spir eine nicht unbedeutende Rolle spielt, so tritt dessen Behandlung, namentlich in der endgültigen Zusammenfassung, die Spir seiner Lehre gegeben hat[2]), gegenüber der Durchführung des zuvor erwähnten

1) Vgl. daneben aber namentlich auch Volkmann (Lehrbuch der Psych. 4. Aufl. Cöthen 1894).

2) Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 4. 1880. »Über die Natur und Einheit des Ich.«

Gedankens einigermaßen zurück. Deshalb schien es zur Vervollständigung des von der intellektualistisch-empiristischen Richtung zu gebenden Bildes angezeigt, auch noch die Anschauungen Busses anzuführen, der, obzwar von Herbart nicht beeinflußt, in seiner Behandlung des Ichproblems gerade auf den Begriff der »Vorstellung seiner selbst« das Hauptgewicht legt.

1) Spir.

Spir faßt seine Ansicht in den Satz zusammen: »Unser Ich oder Selbst ist allerdings ein bloßer Komplex und Prozeß, aber ein Komplex, welcher sich selbst als eine unbedingte Einheit, als eine Substanz erkennt. Dies ist freilich eine Täuschung, aber ohne dieselbe wäre eben das Dasein eines Ich nicht möglich[1])«. Allerdings ist hier der von Mill überkommene Begriff des sich selbst erkennenden Prozesses nicht in striktem Sinne zu nehmen, denn Spir betont ausdrücklich, daß Subjekt und Objekt, Erkennendes und Erkanntes unmöglich identisch sein können[2]), daß also ein sich selbst erkennender Bewußtseinsinhalt ein Unding sei. Gemeint soll nur sein, daß wir »faktisch« in unserem Bewußtsein als unser Selbst nichts anderes vorfinden, als einen Komplex »aus Gefühlen (von Lust und Unlust), Gedanken, Wünschen, Erinnerungen, Hoffnungen und ähnlichen psychischen Erscheinungen[3])«, daß wir aber genötigt sind, diese Erlebnisse, da sie uns als unsere eigenen Zustände erscheinen, auf ein unveränderliches und beharrliches Ich als ihren Träger zu beziehen[4]), obgleich wir dieses Ich in der Selbstbeobachtung nicht antreffen können und es daher als einen täuschenden Schein betrachten müssen.

Bevor jedoch untersucht werden kann, ob der Begriff der Täuschung oder des Scheins auf das Ich überhaupt angewendet werden dürfe, wird es wohl unumgänglich sein, zunächst ganz allgemein die Voraussetzungen zu analysieren, unter denen allein in einem gegebenen Fall von einer Täuschung die Rede sein kann. Zu diesem Zweck wird man vielleicht in geeigneter Weise

1) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 368 f.
2) a. a. O. S. 376. Denken und Wirklichkeit. Leipzig 1873. Bd. 1. S. 57. Bd. 2. S. 129.
3) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 371.
4) a. a. O. S. 378.

eine genauere und eine ungenauere Verwendung des Ausdruckes »Täuschung« unterscheiden.

Genauer genommen steht »Täuschung« oder »Schein« im Gegensatz zu einer wie immer gefaßten »Wirklichkeit«; eine Täuschung ist also ein in der unmittelbaren Wahrnehmung gegebener Tatbestand, der deshalb als Schein bezeichnet wird, weil man ihn als mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmend beurteilt. In diesem Sinn besteht zwischen dem Begriff der »Täuschung« und dem der »Falschheit« und »Unwahrheit« derselbe Unterschied, wie zwischen dem Begriff der Wirklichkeit und dem der Wahrheit: als wirklich oder unwirklich kann nur ein wahrgenommener Tatbestand, als wahr oder falsch hingegen nur ein Urteil mit Rücksicht auf den ihm zugrunde liegenden Tatbestand bezeichnet werden. Daraus folgt aber zweierlei: erstens, daß die Täuschung immer nur den Inhalt einer Wahrnehmung betrifft und nicht mit dem Irrtum oder dem falschen Urteil verwechselt werden darf, das entsteht, wenn die »Täuschung« für die »Wirklichkeit« genommen wird, denn die Täuschung oder der Schein bleibt bestehen, auch wenn er richtig als solcher erkannt, d. h. beurteilt worden ist. Zweitens, daß ein Wahrnehmungsinhalt für sich genommen überhaupt nicht als Täuschung bezeichnet werden kann, sondern nur, sobald er in Gegensatz zu einem anderen Inhalt gestellt wird, der als »Wirklichkeit« oder »Abbild der Wirklichkeit« gilt. Dieser Begriff der Wirklichkeit geht somit über den Begriff der psychischen Wirklichkeit, des Wahrgenommenseins, das ja auch dem »scheinbaren« Tatbestand zukommt, hinaus. Ohne auf die begriffliche Abgrenzung von Wirklichkeit und bloßem Wahrgenommensein hier näher einzugehen, soll nur bemerkt werden, daß der Begriff einer der Täuschung entgegengesetzten »Wirklichkeit« eine solche Abgrenzung erfordert, zumal es ja dieselbe Wirklichkeit sein soll, welche einmal wahrgenommen wird »wie sie ist«, das andere Mal nur »wie sie scheint«, auch im Scheinbild somit der gleiche Gegenstand gemeint sein muß, wie in der »richtigen« Wahrnehmung, die Existenz dieses Gegenstandes somit von seinem bald so bald so Wahrgenommensein unabhängig sein muß. Für einen Wirklichkeitsbegriff, der mit dem Wahrgenommensein schlechthin zusammenfiele, verschwände dagegen die Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen Täuschung und Wirklichkeit, da beide in gleicher Weise in der Wahrnehmung gegeben sind, somit der Definition nach wirklich

sein müßten. Dies ist nun aber gerade der Standpunkt, den die Psychologie im Gegensatz zu allen übrigen Wissenschaften einzunehmen hat, in denen sich jene Unterscheidung zweckentsprechend erweisen mag. Die Psychologie kennt keine andere Wirklichkeit als die im Erlebtsein gegebene, und kennt umgekehrt nichts Erlebtes, das für sie als solches nicht »wirklich« wäre. Es hätte also gar keinen Sinn zu behaupten, von zwei Erlebnissen *a* und *b* sei *b* als Erlebnis eine Täuschung, während *a* die in diesem Augenblicke »wirklich« vorhandene psychische Realität darstelle. Ein Erlebnis, das als ein anderes »erschiene« als es »wirklich ist«, kann es aus dem Grund nicht geben, weil dem Erlebnis ein wirkliches Sein, das von seinem Erscheinen = Wahrgenommensein verschieden wäre, nicht zukommt. Wir sind zwar davon überzeugt, daß auch ein nicht wahrgenommener Gegenstand existieren könne und daß er so bleibt wie er ist, auch wenn er aus irgendeinem Grunde anders zu sein »scheint«; von einem nicht wahrgenommenen Erlebnis oder von einem Erlebnis zu sprechen, das anders wahrgenommen werde, als es »wirklich sei«, d. h. anders, als es eben wahrgenommen werde, erscheint jedoch sinnlos, da sich ein von dem erlebten Inhalt verschiedener »Gegenstand« der Wahrnehmung hier nicht aufweisen läßt[1]).

Daraus ergibt sich von selbst, daß, wenn man das Ich als ein Erlebtes, als ein Bewußtseinsich betrachtet, die Bezeichnung dieses Icherlebnisses als eines Scheines sinnlos wäre. Obgleich nun Spir gelegentlich leugnet, daß das von ihm als Schein bezeichnete Ich selbst innerhalb des Bewußtseinsinhaltes anschaulich vorgefunden sei[2]), so läßt sich damit doch schwer eine andere Behauptung vereinigen, daß nämlich der Unterschied zwischen den dem Ich fremden und den ihm zugehörigen Bewußtseinsinhalten ein intuitiv gegebener sein soll[3]). »Denn welches Kriterium hätte das Subjekt, um unter den gegebenen Vorgängen und Gegenständen einige als seine eigenen Zustände zu erkennen, andere

1) Vgl. dagegen Husserl, Logische Untersuchungen, besonders Bd. 2, S. 703 ff., dessen gegenteilige Behauptung auf seiner Fassung des Begriffs der Wahrnehmung beruht, die an dieser Stelle unmöglich in die Diskussion gezogen werden kann. In dem hier verwendeten Sinn ist Wahrnehmen und Erleben identisch, bei Husserl nicht.

2) a. a. O. S. 372, 376. — Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 131.

3) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 378.

dagegen als fremde und von ihm unabhängige Ereignisse? Das Kriterium wäre, wie schon früher gezeigt, die Erkenntnis[1]) seiner, des Subjektes selber[2]).« Wenn Spir nun fortfährt: »Aber sich selber kann das Subjekt nicht zum unmittelbaren Gegenstand seiner Erkenntnis haben, da ja seine Gegenstände etwas von ihm selbst ... Unterschiedenes sind« und »die Rückkehr auf sich selbst ... nur in einem sehr vorgerückten Stadium seiner Entwicklung erfolgen« kann, so folgt daraus offenbar nur, daß jener Unterschied zwischen den dem Ich zugehörigen und den ihm fremden Bewußtseinsinhalten eben deshalb, weil er intuitiv gegeben ist, an sich zunächst mit einer Beziehung dieser Bewußtseinsinhalte auf das Ich nichts zu tun haben kann, wenngleich er eine solche Deutung nachträglich zulassen mag. Denn »wenn man wissen will, nicht wie *A* und *B* an sich, sondern wie sie sich in ihrem Verhältnisse zu *C* unterscheiden —, dann bedarf es offenbar eines Kriteriums, und dieses Kriterium kann nichts anderes sein, als das Ding *C* oder vielmehr die Kenntnis desselben[3])«. Es scheint also nur folgende Alternative offen zu bleiben. Entweder der intuitiv erfaßte Unterschied zwischen den dem Ich zugehörigen und den ihm fremden Bewußtseinsinhalten ist ein Unterschied in ihrer Beziehung auf das Ich: dann muß das Ich selbst ebenfalls intuitiv erfaßt, in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben sein. In diesem Fall ist es aber nach dem Früheren nicht angängig, ein derart erlebtes Ich als Täuschung oder Schein zu bezeichnen, da diesem Ich als Erlebnis eben dieselbe Realität zukommt, wie allen übrigen Erlebnissen. Oder aber man gesteht zu, daß der Unterschied zwischen den dem Ich zugehörigen und den ihm fremden Bewußtseinsinhalten nicht auf der intuitiven Erfassung ihres Verhältnisses zum Ich beruhe, daß vielmehr weder das Ich selbst, noch seine Beziehung zu den Bewußtseinsinhalten unmittelbar erlebt, sondern beide nur Gegenstände des reflexionsmäßigen Denkens seien: dann vermeidet man zwar den zuvor berührten Widerspruch, aber von einem Schein des Ich zu reden, ist nach dem Früheren erst recht unmöglich, weil dazu gerade das Gegebensein des Ich in der unmittelbaren Wahrnehmung erforderlich wäre. Fehlt

1) Denken und Wirklichkeit, Bd. 2, S. 52, heißt es sogar »Intuition«.
2) Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 129.
3) a. a. O. S. 52. Vgl. auch Bd. 1. S. 73.

diese Bedingung, dann kann es wohl zu einem Irrtum, zu falschen Urteilen über das Ich kommen, eine »Täuschung« über das Ich im strengen Sinn des Wortes kann aber eben deshalb nicht vorliegen.

Neben dieser engeren Bedeutung des Wortes, in der die Täuschung sowohl zur Wirklichkeit als auch zum Irrtum im Gegensatz steht, läßt der Sprachgebrauch aber noch eine Verwendung des Ausdruckes in einem weiteren, allerdings recht ungenauen Sinn zu, in dem der Unterschied zwischen Täuschung und Irrtum sowie der zwischen Wahrheit und Wirklichkeit aufgehoben erscheint, so z. B. wenn von »täuschenden Annahmen« die Rede ist. Denn nach dem Früheren kann eine Annahme als der urteilsmäßige Ausdruck eines Tatbestandes zwar falsch, nicht aber eine Täuschung sein, eine solche könnte vielmehr bloß in der unmittelbaren Wahrnehmung des Tatbestandes selbst liegen. In diesem ungenauen Sinn des Wortes kann natürlich nicht geleugnet werden, daß es Täuschungen = Irrtümer auch auf rein psychologischem Gebiete gibt, und die Geschichte der Psychologie legt davon nur allzu beredt Zeugnis ab. Es fragt sich aber immerhin, was mit solch einem psychologischen Irrtum gemeint sein kann. Nach dem Früheren kann damit nicht gemeint sein, daß das in einem Augenblick »wirklich« vorhandene nicht das in diesem Augenblick tatsächlich erlebte Erlebnis gewesen sei. Die Täuschung = Irrtum kann nicht in der Wahrnehmung selbst, sondern nur in der urteilsmäßigen Darstellung dieser Wahrnehmung liegen und daher nicht darauf beruhen, daß ein Erlebnis an Stelle eines anderen wahrgenommen sei, was eine sinnlose Behauptung wäre, sondern daß das wirklich wahrgenommene Erlebnis sich mit dem in dem betreffenden Urteil ausgesagten Tatbestand nicht decke. Wenn etwa die »atomistische Psychologie« behauptet, es sei möglich, das ganze Seelenleben in ein Kommen und Gehen einzelner isolierter und sich gleichbleibender Vorstellungen aufzulösen, so darf man im strengen Sinn des Wortes nicht sagen, daß sich ein dieser Ansicht huldigender Psychologe in einer »Täuschung« befinde, als ob sein Bewußtsein tatsächlich nichts als die Bühne sei, auf der jene isolierten Vorstellungen ihr Wesen trieben; die Sachlage muß vielmehr so aufgefaßt werden, daß auch der Strom seines Bewußtseins sich nur in der Abstraktion in einzelne Elemente auflösen lasse, daß aber die urteilsmäßige

Darstellung, die er dieser Tatsache zu geben suche, aus welchen Gründen immer nicht der psychischen Realität entspreche, so daß seine Ansicht notwendig Falsches, und wenn man Falschheit und Täuschung identifiziert, in diesem Sinn notwendig Täuschung enthalten müsse[1]).

Wenn aber der Begriff der Täuschung in diesem weiteren Sinn angewendet werden soll, so darf doch ein wichtiger Unterschied zwischen dieser und der engeren Bedeutung des Ausdruckes nicht vernachlässigt werden. Während nämlich jede eigentliche Täuschung ihrer Natur nach »notwendig« ist, indem der Schein einer noch so genauen Beobachtung und einer noch so gewissen Einsicht in die »Unwirklichkeit« des scheinbaren Tatbestandes zum Trotz unveränderlich fortbesteht, gibt es überhaupt keinen »notwendigen« Irrtum in dem Sinn, daß ich ein Urteil, obgleich ich seine Falschheit eingesehen habe, dennoch anzuerkennen genötigt wäre. Natürlich ist auch der Urteilsakt, in dem das falsche Urteil gefällt wird, psychologisch kausiert, aber die kausale Notwendigkeit dieses Urteilsaktes hat mit der logischen Notwendigkeit eines Urteils nicht das mindeste zu tun, und ein im logischen Sinn notwendiges, d. h. zugleich ein allgemein gültiges Urteil kann unmöglich falsch sein. Sobald vielmehr ein Urteil als falsch erkannt ist, muß das kontradiktorische Urteil als richtig gelten. Dann mag es zwar noch so viele Hindernisse geben, die sich der Erkenntnis des richtigen Tatbestandes in den Weg stellen, sie kann aber ohne Widerspruch niemals als unmöglich, ihr Gegensatz, das falsche Urteil, somit niemals als notwendig bezeichnet werden; die Täuschung im engeren Sinn muß aber allerdings insofern als notwendig gelten, als alle Einsicht in ihre (außerpsychische) Unwirklichkeit den »Schein« niemals durch die »Realität« ersetzen kann.

---

1) In diesem Sinn etwa unterscheiden Bergson (Les données immédiates de la conscience, 4. éd., Paris 1904) und Bazaillas (La vie personelle, Paris 1905) das tatsächlich erlebte Ich, das sie dem Gesamtbewußtseinsinhalt gleichsetzen und ähnlich wie Spir mit einem lebendigen Organismus vergleichen, von einer gedanklichen Umformung des eigentlichen Erlebnisinhaltes, die unter Heranziehung einer im unmittelbar Gegebenen nicht begründeten und hauptsächlich auf einer unzutreffenden Analogisierung mit räumlichen Verhältnissen beruhenden Betrachtungsweise ein unrichtiges, weil die organische Einheit des psychischen Geschehens zerstückelndes Bild liefere.

Wenn man also zugunsten Spirs die Ungenauigkeit des Sprachgebrauches gelten lassen wollte, die den Begriff der Täuschung und des Irrtums nicht auseinander hält, um auf diese Weise die Möglichkeit zu gewinnen, die Annahme eines Ich als eine Täuschung im weiteren Sinne zu bezeichnen, so muß dieses Zugeständnis doch vor der Tatsache Halt machen, daß, wenn das Ich in diesem weiteren Sinn eine Täuschung sein soll, diese Täuschung nicht, wie Spir will, eine notwendige sein kann. Es zeigt sich vielmehr, daß diese Begriffe unverträglich sind, daß man die Annahme eines Ich vielmehr entweder als notwendig oder aber als falsch wird bezeichnen müssen.

Den Argumenten, die Spir dafür bringt, daß die Annahme eines Ich bloße Täuschung sei, liegt das Prinzip zugrunde, daß nichts als wirklich oder tatsächlich (Spir gebraucht gern den Ausdruck »faktisch«) anerkannt werden dürfe, was nicht im Inhalt des Bewußtseins nachgewiesen werden könne. Mit besonderer Beziehung auf das Ich formuliert Spir dieses Prinzip folgendermaßen: »Zu unserem Wesen gehört nur dasjenige, was wir . . . als einen Teil oder ein Moment unserer selbst erkennen können . . .[1]) Bildet aber die vermeintliche Seelensubstanz« (wobei die Auffassung des Ich als einer Substanz ohne weiteres zugrunde gelegt wird) »keinen Bestandteil unseres Selbstbewußtseins, . . . so ist dieselbe eben eo ipso nicht wir selbst, sondern etwas uns Fremdes und von uns zu Unterscheidendes[2]).« Das heißt also, ein Ich, das wir nicht im Bewußtsein vorfinden, sei eben nicht unser Ich. Diese Argumentation aber wird von Spir selbst unmittelbar darauf in der treffendsten Weise widerlegt, indem er nachweist, daß es »erstens logisch widersprechend und undenkbar und zweitens auch faktisch nicht der Fall« ist, »daß das Erkennende und das Erkannte, das Subjekt und das Objekt in uns ein und derselbe Gegenstand sei . . . Wenn man also sagt, daß die Vorstellung auch ihr Gegenstand sei, so leugnet man eben damit, daß sie eine Vorstellung sei[3]).« Wenn aber das Erkennende niemals das Erkannte sein kann, dann liegt ein »unmittelbarer« Widerspruch nicht, wie Spir meint, »in der Annahme, daß etwas ich sei . . . was ich

1) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 370.
2) a. a. O. S. 372.
3) a. a. O. S. 376 f.

gar nicht als mich erkennen kann[1])«, sondern vielmehr in der von ihm gestellten Forderung, wenn es überhaupt ein Ich gebe, müsse es in der Selbstwahrnehmung erfaßbar sein. Wenn nämlich der Satz gilt, daß das Ich als Subjekt des Bewußtseins seiner Natur nach eben nie Inhalt des Bewußtseins sein kann, dann ist es durchaus unlogisch, den Umstand, der eine Existenzbedingung des Ich darstellt, als Beweis gegen seine Existenz anführen zu wollen. Es ergibt sich sogar noch weiter, daß, wenn die Existenz des Ich überhaupt niemals in der Erfahrung festgestellt werden kann, die Annahme dieser Existenz gar nicht unter die Begriffe der Falschheit oder des Irrtums fallen kann und daher nach anderen Gesichtspunkten auf ihre Gültigkeit untersucht werden muß. Jedenfalls aber läßt sich die Behauptung Spirs, das Ich sei eine »Täuschung«, weder im engeren noch im weiteren Sinn des Wortes aufrecht erhalten. Es erübrigt daher nur noch zu untersuchen, ob es Spir gelungen ist, die Notwendigkeit der Annahme eines Ich darzutun. Darunter kann nun wieder zweierlei verstanden werden.

Wenn das Ich als ein erlebtes innerhalb des Bewußtseins vorgefunden werden könnte, dann wäre es natürlich »notwendig«, die Existenz dieses Ich »dem Zeugnis der Tatsachen gemäß« anzuerkennen. Wirklich besteht nun, wie bereits erwähnt, bei Spir gelegentlich die Tendenz, das Subjekt des Bewußtseins selbst als ein intuitiv erfaßtes anzusehen, besonders wenn (wie es in »Denken und Wirklichkeit« deutlich zum Ausdruck kommt), das vorstellende Subjekt als das Subjekt κατ᾽ ἐξοχὴν bezeichnet[2]), zugleich aber mit seinen Vorstellungen identifiziert wird[3]), die ihrerseits eine bestimmte Klasse von Erlebnissen darstellen sollen[4]). Aber obzwar diese Annahme die notwendige Voraussetzung wäre, um von einer intuitiven Erfassung der Fremdheit gewisser Bewußtseinsinhalte und der Zugehörigkeit anderer Bewußtseinsinhalte zum Ich zu reden, so wendet sich Spir doch wiederholt ausdrücklich dagegen, daß das Subjekt sich selbst anschaulich erfassen und innerhalb des Bewußtseinsinhaltes vorfinden könne[5]). Dann

1) a. a. O. S. 371.
2) Vgl. auch a. a. O. S. 377, 383.
3) Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 126.
4) a. a. O. Bd. 1. S. 60 ff.
5) a. a. O. Bd. 1. S. 57 ff. Über die Natur und Einheit des Ich. S. 376.

darf aber die Notwendigkeit der Annahme eines Ich nicht mehr auf ein »Faktum«[1]) oder auf das »Zeugnis der Tatsachen«[2]) gestützt, sondern müßte wie die eines jeden anderen nicht unmittelbar evidenten Urteils erwiesen werden.

Spir findet nun die Tatsache, daß wir uns selbst als die Substanz erkennen, deren Akzidenzen die »gegebenen inneren Zustände« sind, darin impliziert, daß uns die inneren Zustände (Gefühle, Wünsche usw.) als unsere eigenen erscheinen[3]). »Auf dem Gesetze des Subjektes, die in seiner Wahrnehmung gegebenen Gefühle als seine eigenen Zustände, oder mit anderen Worten, in diesen Gefühlen sich selbst zu erkennen, beruht die Einheit des Ich, und somit das Ich selber«[4]). Zunächst muß wohl darnach gefragt werden, in welchem Sinn davon die Rede sein kann, daß in der Auffassung gewisser Erlebnisse als unserer die Beziehung auf das Ich impliziert sein solle.

Nicht gemeint sein kann damit, wie bereits wiederholt hervorgehoben, daß mit allen Empfindungs- und Gefühlserlebnissen eo ipso auch zugleich deren Unterschied in der Beziehung auf ein Ich oder Nichtich mitgegeben sei. Dies wäre nur möglich, wenn das Ich sich tatsächlich in der Selbsterkenntnis vorfinden könnte, dann aber wäre es sinnlos, zu behaupten, »in Wahrheit« seien wir kein solches einheitliches Ich[5]). Nicht gemeint kann ferner sein, daß wir aus der Tatsache, daß uns die inneren Zustände als unsere eigenen erscheinen, folgern oder schließen wollten, daß eben deshalb zu ihnen ein Ich hinzugedacht werden müsse, da Spir selbst darauf hinweist, daß diese Auffassung sich in einem Zirkel bewege.

Gemeint kann also nur sein, daß die Tatsache, daß wir gewisse Bewußtseinsinhalte als unsere eigenen bezeichnen, eben notwendig die Beziehung dieser Inhalte auf ein Ich voraussetze, wenngleich man weder die Erkenntnis dieser Beziehungen, noch die des Ich auf eine Intuition, sondern nur auf eine, wenn auch noch so frühzeitig eintretende Reflexion zurückführen könne. Nur insofern läßt sich der Ausdruck »Intuition« rechtfertigen, als die

---

1) a. a. O. Bd. 1. S. 74.
2) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 384.
3) a. a. O. S. 378.
4) Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 128.
5) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 379.

Beziehung der Bewußtseinsinhalte auf ein Ich, die Erkenntnis meiner Bewußtseinsinhalte als der meinigen nicht erlernt, sondern von jedem Individuum selbständig gebildet werden muß.

Hier wäre es nun allerdings sehr wünschenswert, eine eindeutige Auskunft darüber erhalten zu können, welche Erlebnisse denn Spir für diejenigen hält, die notwendig als dem Subjekt zugehörig erschienen. Leider läßt sich jedoch über diesen Punkt keine volle Klarheit gewinnen, da Spir gelegentlich den gesamten Bewußtseinsinhalt, Gefühle, Willensregungen, Gemütsbewegungen und »objektive Empfindungen« zum Ich rechnet[1]), während er diese letzten im allgemeinen ausdrücklich als dem Ich fremd erklärt[2]), ein anderes Mal wieder das Ich »aus Gefühlen (von Lust und Unlust), Gedanken, Wünschen, Erinnerungen, Hoffnungen und ähnlichen psychischen Erscheinungen«[3]) bestehen läßt, endlich aber die Zugehörigkeit zum Ich gelegentlich nur auf das Fühlen und Wollen[4]), einmal gar nur auf das Gefühl beschränkt[5]). Aus diesem Grunde allein ist es schon schwierig, die Beziehung festzustellen, die gemäß der Auffassung Spirs zwischen dem Ich und den Erlebnissen besteht, die es als seine eigenen Zustände erkennt, besonders da es, wie bereits erwähnt, gerade das vorstellende Ich sein soll, welches das »objektive« Ich, d. h. den Komplex jener psychischen Phänomene als seine Akzidenzen auf sich bezieht.

Nun ist der Begriff der Vorstellung in der Herbartschen Schule zwar der grundlegende und meist verwendete, dennoch aber, insbesondere mit Rücksicht auf die Frage, ob das Vorstellen selbst wieder einen Inhalt der Vorstellung bilde oder nicht, mit fundamentalen Unklarheiten behaftet. Wenn nämlich Spir die Vorstellung einerseits als ein »ursprüngliches Faktum, wie Farbe und Ton«[6]) bezeichnet, und ihre Grundeigenschaft in dem Akt des »Glaubens oder Unglaubens«, der »logischen Affirmation oder Negation«[7]) findet, die sie an alle psychischen Daten heranbringe,

1) Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 125.
2) a. a. O. S. 126. Über die Natur und Einheit des Ich. S. 370.
3) a. a. O. S. 371.
4) a. a. O. S. 377 Anm.
5) Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 128.
6) a. a. O. Bd. 1. S. 64.
7) a. a. O. Bd. 1. S. 60.

dann wird wohl notwendigerweise gefragt werden müssen, wie denn dieser Akt des Glaubens oder Unglaubens den inneren Zuständen für uns erst Existenz verleihen solle[1]), und wie in einem solchen auf irgendein psychisches Datum bezogenen Akt einer logischen Affirmation oder Negation die Tatsache eingeschlossen liegen solle, daß dieses Datum dem Subjekt als sein eigener Zustand erscheine.

Die Schwierigkeit scheint sich jedoch einigermaßen zu klären, wenn man beachtet, daß Spir die Notwendigkeit, auch »die inneren Zustände« vorzustellen, dadurch zu erweisen sucht, daß er den Gedanken, »daß ein Gegenstand unmittelbar auch die Erkenntnis dieses Gegenstandes sei«, für ebenso sinnleer erklärt wie die Behauptung, »daß ein Ochse unmittelbar auch ein Hund sei«[2]). Darin liegt aber implicite bereits die Verurteilung des ganzen empiristischen Standpunktes. Denn wenn Vorstellung und Gegenstand einer Vorstellung nicht identisch sein können, dann kann eben aus diesem Grunde die Vorstellung kein ursprüngliches Faktum sein, wie Farbe und Ton, weil dieses Faktum zu seiner Erkenntnis wieder ein Faktum der gleichen Art usf. in infinitum erfordern würde, oder aber das Faktum Vorstellung mit dem Vorstellen dieses Faktums identisch sein müßte. Dasselbe gilt natürlich auch für das vorstellende Subjekt.

Dann aber besagt der Ausdruck, daß ich ein psychisches Gebilde »vorstelle«, nicht, daß ich im Bewußtsein jenes Gebilde und daneben dessen Vorstellung finde, sondern daß im Bewußtsein zwar nichts anderes vorhanden ist, als jenes Gebilde, daß dieses aber zum Subjekt des Bewußtseins in einer notwendigen erkenntnistheoretischen Beziehung steht. Diese zwischen dem Subjekt und den psychischen Gebilden vorhandene Beziehung ist aber in allen Fällen die gleiche, so daß es darum nicht mehr angeht, ein »Vorstellen« des Gefühls neben dem »bloßen« Fühlen oder im-Bewußtsein-Haben des Gefühls zu unterscheiden, und das »Vorstellende in uns« als das eigentliche Subjekt dem »Fühlenden und Wollenden« als einem bloßen Objekt entgegen-

---

1) a. a. O. Bd. 1. S. 56.

2) a. a. O. Bd. 1. S. 57; vgl. Über die Natur und Einheit des Ich. S. 376.

zusetzen [1] [2]). Die in dem Possessivpronomen zum Ausdruck kommende Zugehörigkeit zum Ich beschränkt sich eben nicht darauf, daß gewisse Inhalte dem Ich als seine Eigenschaften beigelegt werden, das eigentliche Wesen des Ich besteht vielmehr in jener ganz eigenartigen Relation zu dem gesamten Bewußtseinsinhalt, sofern er von ihm vorgefunden ist. Nicht in dem Sinn allein können also dem Ich gewisse Inhalte als »seine« zugeschrieben werden, daß ihm diese Inhalte als Prädikate zukommen, daß es lustig, traurig, zornig usw. sei — ganz abgesehen davon, daß Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche und dergl. dem Ich wohl überhaupt nicht als Eigenschaften beigelegt werden können — sondern vornehmlich und ohne Ausnahme in dem Sinne, daß das Ich sämtliche Inhalte Lust, Trauer, Zorn, daneben die objektiven Empfindungen usw. habe, d. h. vorfinde oder erlebe. Nur in diesem Sinn ist es richtig, daß sich aus dem bloßen Zusammensein von Vorstellungen die Einheit des Bewußtseins nicht erklären lasse, diese Einheit vielmehr die Zusammenfassung der einzelnen Elemente durch die Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt voraussetze, das Subjekt also nicht in die Sukzession der Elemente des Bewußtseins aufgelöst werden

---

1) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 377 f., 382. Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 126.

2) Allerdings kann von einem reflexionsmäßigen »Vorstellen« eines Gefühls die Rede sein, und Spir rührt damit an eine fundamentale Schwierigkeit im Begriff des Ich. Denn einerseits ist es, wie Spir gerade hier ausdrücklich betont, logisch widersprechend, daß in einem Bewußtseinsakt Subjekt und Objekt identisch seien; wenn ich also vorstelle, daß ich fühle, d. h. in einem reflektierenden Bewußtseinsakte mich als Fühlenden zum Objekte mache, so muß in diesem Bewußtseinsakte ich als Subjekt allerdings von dem in diesem Bewußtseinsakt die Stelle des Objekts vertretenden Ich verschieden sein. Andererseits bin ich doch in beiden Fällen derselbe, der sowohl das Gefühl erlebt hat, als auch die Beziehung des Gefühls zum Ich in der Reflexion zum Objekt nimmt, und dieses Postulat der Identität des Ich steht mit dem anderen Postulat der Zweiteilung des Ich in einem Widerspruch, der sich nicht dadurch beseitigen läßt, daß man die Identität eben bloß für Schein erklärt. Die Lösung dieser Schwierigkeit scheint vielmehr nur möglich, wenn man die Anschauung aufgibt, als ob das Denken, ebenso wie die Wahrnehmung, Objekte und nicht bloß Beziehungen zwischen Objekten zum Bewußtsein bringe. Denn in diesem Fall ist überhaupt nicht mehr davon die Rede, daß das Ich, welches in einem Bewußtseinsakt *a* Subjekt war, in einem anderen Bewußtseinsakt *b* als Objekt auftrete, es wird vielmehr nur die Beziehung, die im Akte *a* zwischen Subjekt und Objekt bestand, im Akte *b* selbst wieder zum Subjekt in Beziehung gesetzt.

könne[1]), und nur in diesem Sinn ergibt sich aus jenen Tatsachen die Notwendigkeit der Annahme eines einheitlichen Subjekts.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß Spir in einem einheitlichen individuellen Ich auch insofern eine bloße Täuschung erblickt, als »das Subjekt (das Denkende und Erkennende) in uns ... etwas seinem Wesen nach Allgemeines ... das Objekt (das Fühlende und Wollende) in uns individueller Natur ist«[2]), so daß »unser wahres Selbst nicht in unserer Individualität, sondern in der einzigen wahren Substanz, oder um das passendste Wort zu gebrauchen, in Gott liegt«[3]). Wenngleich aber Spir behauptet, daß dieses allgemeine und gemeinsame vorstellende Subjekt »durch ein Naturgesetz genötigt« sei, »einen individuellen gegebenen Inhalt als seinen eigenen zu erkennnen«[4]), so vermag er mit dieser Behauptung ebensowenig wie die übrigen Vertreter dieser, an anderer Stelle eingehender zu besprechenden Anschauung, den Widerspruch zu verwischen, daß ein und dasselbe Subjekt die Inhalte nicht nur eines einzigen, sondern unendlich vieler Bewußtseinskreise als »seine eigenen« erkennen soll, obzwar die Verschiedenheit der Bewußtseinskreise eben nur in der Beziehung auf verschiedene Bewußtseinssubjekte bestehen kann und daher mit der Aufhebung dieser Verschiedenheit selbst aufgehoben sein müßte.

2) Busse.

Um zum Verständnis der Ansichten Busses zu gelangen, ist es vor allem erforderlich, den Sinn der von ihm zwischen dem Gegenstand und seiner Erkenntnis getroffenen Unterscheidung festzustellen. Zunächst könnte man meinen, daß unter Erkenntnis der erkannte Inhalt des Bewußtseins im Gegensatz zu dem extramentalen, in das Bewußtsein nicht eingehenden Gegenstand zu verstehen sei, wenn es heißt: »Erkenntnis ist natürlich nur der Gedanke, den das Subjekt von dem Gegenstande hat, und dieser[5])

1) Über die Natur und Einheit des Ich. S. 382 ff.

2) a. a. O. S. 377 Anm. Vgl. auch Denken und Wirklichkeit. Bd. 2. S. 131.

3) a. a. O. S. 388.

4) a. a. O. S. 387.

5) Dem Kontext nach nur aut »Gedanke«, nicht aber auf »Gegenstand« zu beziehen.

hat nur im Bewußtsein des Subjekts seine Stelle.« Nun betont aber Busse andererseits, daß das Subjekt nicht nur auf Gegenstände »außerhalb«, sondern auch auf Vorstellungen »innerhalb« des Bewußtseins »reflektiere«, daß somit auch die Inhalte des Bewußtseins einen Gegenstand der Erkenntnis abgeben, von denen die Erkenntnis selbst durchaus verschieden sei. Hier scheint es somit, als ob mit jener Gegenüberstellung der zwischen dem unmittelbaren Erlebnis und der Reflexion über das Erlebte bestehende Gegensatz gemeint sein solle. Aber auch diese Interpretation ist nicht die richtige, denn Busse stellt als die Fundamentaltatsache des Bewußtseins die »für alle Vorstellungen gültige Wahrheit« auf, »daß jede Vorstellung, um Vorstellung zu sein, zugleich mit dem Bewußtsein ihrer selbst verbunden sein muß«[1]). Der grundlegende und in jedem Bewußtseinsphänomen wiederkehrende Unterschied zwischen dem Gedanken und seiner Erkenntnis soll somit der Unterschied zwischen der Vorstellung und dem Bewußtsein dieser Vorstellung oder, da »Vorstellung« bei Busse den Bewußtseinsinhalt überhaupt bedeutet, der Unterschied zwischen dem Inhalt des Bewußtseins und dem Bewußtsein selbst sein. »Es ist unmöglich, sich irgendeiner Sache bewußt zu sein, ohne sich bewußt zu sein, daß man ihrer bewußt ist, ohne sie auf sich zu beziehen, ohne sie als seinen Bewußtseinsinhalt zu erkennen[2]) . . . Die Vorstellung oder das Bewußtsein meines Seins ist vielmehr ein allem vorgestellten Inhalt anhaftender, mit ihm zu einem untrennbarem Ganzen verbundener Bestandteil jeder Vorstellung überhaupt[3]).«

Es fragt sich nunmehr, wie Busse das Verhältnis zwischen Erkenntnis und Gegenstand, zwischen dem Bewußtsein und seinem Inhalt aufgefaßt wissen will. Zunächst scheint er zu behaupten, daß die Vorstellung des Sich-bewußt-Seins oder was er damit als gleichbedeutend anführt, die Vorstellung des eigenen Seins nicht identisch sei mit den Vorstellungen, deren sich das Ich bewußt ist oder die sich innerhalb des Bewußtseins vorfinden. Es liege vielmehr im Begriff der Erkenntnis, »daß sie nicht zugleich der Gegenstand, auf den sie

---

1) Philosophie und Erkenntnistheorie. Leipzig 1894. S. 127.
2) a. a. O. S. 233.
3) a. a. O. S. 126.

sich bezieht, selbst ist«[1]), und daß eine Erkenntnis, »welche die Dinge nicht erkennen — denn dann wäre sie ja von ihnen ververschieden —, sondern selbst sein soll«[2]), überhaupt keine Erkenntnis mehr sei. Wenn man sich aber einer Sache nur bewußt sein kann, indem man sich bewußt ist, daß man ihrer bewußt sei, wenn also das Bewußtsein selbst wieder Objekt oder Gegenstand des Vorstellens werden soll, dann erhebt sich notwendig die Frage nach dem Bewußtsein, in welchem sich jenes Sichbewußt-Sein vorfindet, und nach dem Ich, für welches das vorstellende Ich wieder Vorstellung sei, eine Frage, die darum nicht beantwortet werden kann, weil sie notwendig auf den bekannten unendlichen regressus zurückführt. Demgegenüber nun behauptet Busse: »Das Sein des Bewußtseins selbst ... würde nicht wieder nur in seiner Vorstellung sein. Oder vielmehr, da das Bewußtsein allerdings Vorstellung ist, insofern die Vorstellung zum Sein unweigerlich gehört: diese Vorstellung würde sein und nicht nur Vorstellung (für ein anderes) sein. Im Bewußtsein fällt Vorstellung und Sein, cogito und sum zusammen[3]). ... In der Natur des Bewußtseins ist es begründet, daß jede Vorstellung zugleich ein Bewußtsein der Vorstellung ist, daß ich, indem ich sie habe, zugleich meiner als eines sie habenden bewußt bin. Eben in diesem Bewußtsein seiner selbst besteht das Sein des Bewußtseins, so sehr, daß mein Sein ohne dies Bewußtsein gar nicht vorhanden sein würde[4]). ... Denn allerdings ist mein Sein gar nichts anderes als mein Bewußtsein ... Unter Sein kann gar nichts anderes gedacht und verstanden werden als Fürsichsein. Mein Sein besteht in meinem Fürmichsein, nur indem ich für mich bin, bin ich, nicht aber steht hinter dem Sein, das ich in der Vorstellung erlebe, noch ein unvorstellbares Sein an sich als mein wahres Sein«[5]).

Damit ist aber die von Busse anfänglich eingeführte Unterscheidung aufgegeben: Zwischen dem Bewußtsein und seinem Inhalte, zwischen Subjekt und Objekt der Vorstellung besteht kein Unterschied mehr, die Erkenntnis ist mit den Dingen, die

1) a. a. O. S. 16.
2) a. a. O. S. 20.
3) a. a. O. S. 29.
4) a. a. O. S. 126.
5) a. a. O. S. 228.

sie erkennen soll, identisch geworden; dann aber ist sie — nach Busses eigenen Worten — überhaupt keine Erkenntnis mehr, da der Begriff des Bewußtseins notwendig ein Subjekt voraussetzt, in dessen Relation zu den Objekten eben das Bewußtsein besteht. Diese Relation kann nun unmöglich mit einem ihrer Glieder, das Sein des Subjekts nicht mit dem Sein der Vorstellungen, welche »für das Subjekt« da sind, identifiziert werden, da sonst die Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt jeden Sinn verliert.

Das vorliegende Dilemma scheint sich psychologisch darauf zurückführen zu lassen, daß Busse zwar von dem Unterschied des Subjektes bzw. des Bewußtseins von seinem Inhalt ausgeht und jenem sogar ein eigenes »Fürsichsein« im Gegensatz zu dem nur »für ein Subjekt Sein« des Bewußtseinsinhaltes zuerkennt, daß er aber auf Grund der empiristischen Voraussetzung jenes »Fürsichsein« doch wieder in ein »Vorstellungsein«, also »für ein Subjekt Sein« auflösen will. Wenn aber das Subjekt selbst Vorstellung sein soll, dann bleibt tatsächlich nichts übrig, als entweder diesem im Bewußtsein als Vorstellung gegebenen Ich in infinitum ein anderes Ich, das jene Ichvorstellung seinerseits vorfindet, gegenüberzustellen, oder aber jene Ichvorstellung a limine mit ihrem Subjekt zu identifizieren. Die einzige Möglichkeit, um diesen im Früheren als mit dem Begriff des Bewußtseins unvereinbar nachgewiesenen Konsequenzen zu entgehen, böte der Versuch, die Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt des Bewußtseins überhaupt fallen zu lassen und den Begriff des Bewußtseinssubjektes in den Begriff des Gesamtbewußtseinsinhaltes aufzulösen. Dieser später noch eingehender zu erörternden Anschauung nähert sich Busse mit folgender Behauptung an: »Die bestimmten Inhalte, welche, stets wechselnd, unser Bewußtsein füllen, sie bilden unser Ich ... Sicher ... steht hinter den konkreten Inhalten, in denen unser Sein sich darstellt, nicht noch ein von allem besonderen Inhalte unseres Seins absonderbares Sein an sich[1]) ... Nur in der Einheit der Vorstellungen besteht die Einheit der Seele, und nur indem sie diese Einheit ist, ist die Seele Substanz. Es bedeutet aber dies, daß die Einheit der Seele nicht etwas ist, das zu den psychischen Zuständen ...

1) a. a. O. S. 127.

hinzutritt«[1]). Ob diese Reduktion des Ich auf den Gesamtbewußtseinsinhalt durchaus befriedigend ist, wird an anderer Stelle zu untersuchen sein. Hier handelt es sich nur darum, festzustellen, daß die Behauptung, das Ich sei schlechthin mit der Gesamtheit der Vorstellungen identisch, gegenüber der zuvor angeführten Behauptung, das Ich habe sich in seinen Vorstellungen selbst zum Objekt, einen ganz neuen Standpunkt geltend macht.

Gemäß dieser Unentschiedenheit in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt läßt es sich auch nicht eindeutig entscheiden, was denn mit dem Ich eigentlich gemeint sei, das im Bewußtsein seiner selbst vorgefunden werde, ob es ein jeder Vorstellung anhaftender »Bestandteil«, oder ob es schlechthin die Gesamtheit der Vorstellungen sein solle. Daß das Ich ein »Bestandteil« jeder Vorstellung sein müsse, scheint sich aus der Darstellung zu ergeben, die Busse von der psychologischen Genese der Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich gibt. Darnach beruht diese Unterscheidung auf der Abgrenzung des Körpers von der räumlichen Außenwelt, und diese wiederum auf dem zwischen Gefühlen und Willensakten einerseits und dem übrigen Vorstellungsinhalt andererseits bestehenden Gegensatze. Mit der Behauptung, daß der »eigentliche Kern des Ichseins« im Gefühl und im Willen liege, die einen konstanten Bestandteil aller Erfahrung ausmachen, nähert sich Busse den unmittelbar nachher zu besprechenden empiristischen Richtungen.

Ist nun aber unter dem Ich ein jeder Vorstellung anhaftender Bestandteil zu verstehen, dann ist die Unterscheidung zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich eo ipso gegeben. Das Nicht-Ich ist eben der andere Bestandteil des Komplexes, die Vorstellung abgesondert von dem Ichbestandteil. Wenn Busse dagegen behauptet: »Wie alle Vorstellungen, und so auch die des Nicht-Ich selbst, von dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Ich selbst, dem »Ich denke«, begleitet werden, so begleitet viele Vorstellungen auch der Gedanke des Nicht-Ich, zu dem dieselben in Beziehung gesetzt werden«[2]), wenn er also ein und dasselbe

1) a. a. O. S. 249.
2) a. a. O. S. 234.

Vorstellungselement unter Umständen mit den zwei kontradiktorisch entgegengesetzten Bestimmungen der Zugehörigkeit zum Ich und der gleichzeitigen Zugehörigkeit zum Nicht-Ich behaftet sein läßt, so scheint diese Annahme einen offenbaren Widerspruch einzuschließen.

Der anderen Auffassung gemäß soll nun das Ich nichts weiter als die Gesamtheit der Bewußtseinsinhalte sein. Dann ist es offenbar nur konsequent, zu behaupten, die ganze Welt sei in dem, richtig verstandenen, Ich enthalten (Schuppe). Wie es jedoch möglich sein solle, daß nach Busse der Realismus des naiven Bewußtseins ein und demselben Inhalt eine doppelte Existenz, einerseits als »Zustand meines Bewußtseins« und als »Moment meines Seins«, andererseits aber »zugleich auch« als »etwas An sich und Für sich Seiendes« zuschreibe [1]), wie also »der von mir gesehene Berg« nicht »außerhalb meines Bewußtseins«, sondern mit meinem »Sehen des Berges« identisch sein solle [2]), erscheint dagegen durchaus unverständlich. Denn »da das Ich das Nicht-Ich nicht selbst ist, sich nicht selbst als Nicht-Ich und zugleich als Ich auffassen kann, so kann es das Nicht-Ich« — nun wäre anzunehmen — »innerhalb des Bewußtseins überhaupt nicht vorfinden, da dieses nicht selbst in das Bewußtsein eingehen, sondern darin bestenfalls irgendwie repräsentiert erscheinen kann«. Busse aber fährt fort: » . . . so kann es das Nicht-Ich nur indirekt, d. h. nur als in ihm, dem Ich, seienden Inhalt seiner eigenen ewig in ihm bleibenden Vorstellung, erfahren«. Damit ist nun entweder offenbar gerade das Gegenteil behauptet wie zuvor, daß nämlich das Nicht-Ich doch zum Inhalt der Vorstellung des Ich werden könne, oder aber der Begriff des Vorstellungsinhaltes wird in einem ganz anderen als dem bisherigen Sinne verwendet. Tatsächlich erblickt Busse die Korrektur, welche die Wissenschaft dem Realismus des naiven Bewußtseins angedeihen lasse, eben darin, »daß sie die Vorstellungen, welche jener zur Außenwelt macht, auf die Außenwelt, das Nicht-Ich bezieht« [3]), läßt jedoch leider eine eingehendere Analyse des Begriffes jener Beziehung vermissen.

1) a. a. O. S. 234.
2) a. a. O. S. 242.
3) a. a. O. S. 245. Vgl. auch S. 234.

II. Die voluntaristische Richtung.

Faßt man den Begriff der Willenstätigkeit in einem entsprechend weiten Sinne, dann wird man finden, daß sich in der modernen Psychologie zwei Grundrichtungen gerade nach ihrem Verhältnis zu jenem Begriff unterscheiden lassen. Die eine von ihnen, als deren klassischer Vertreter Wundt gelten kann, betrachtet das Wollen schlechthin als einen Bewußtseinsinhalt unter anderen, der sich zwar inhaltlich oder qualitativ von den anderen Inhalten vollkommen ausreichend abgrenzen lasse, im übrigen aber sowohl was die »Bewußtseinsweise« anbelange, in der er gegeben sei, als auch die Realität, die er beanspruchen dürfe, mit allen anderen Inhalten der unmittelbaren Erfahrung durchaus auf einer Stufe stehe. Die andere Richtung hingegen will den Unterschied zwischen den »Inhalten« und den »Akten« des Bewußtseins keineswegs als einen qualitativen oder inhaltlichen gefaßt wissen, sondern sucht ihn gerade in der Art und Weise, wie die beiden Gruppen von Phänomenen »ins Bewußtsein treten«. Die Akte seien »zuständlich«, die Inhalte jedoch »gegenständlich« gegeben (Pfänder), diese können »wahrgenommen« werden, während jene sich bloß in der Form eines bestimmten »Zu-Mute-Seins« darstellen (Husserl), die Akte seien die einzigen »Erlebnisse« innerhalb des Bewußtseins, während der gesamte übrige Inhalt bloß »vorgefunden« werde (Münsterberg), so daß bloß jene als psychische Phänomene gelten dürfen, alle anderen aber als physische Phänomene bezeichnet werden müssen (Brentano). Damit geht denn meist die Behauptung Hand in Hand, daß in jenen »Akten« des Bewußtseins das Subjekt sich selbst unmittelbar erfasse, daß also das Bewußtsein der psychischen Akte zugleich für uns die einzige Erkenntnisquelle der Realität sei [1]).

1) Diese Konsequenz ist allerdings kein spezifischer Bestandteil der »Aktpsychologie«, da z. B. auch Wundt, der dieser Richtung durchaus ferne steht, im Tätigkeitserlebnis das reale Ich unmittelbar zu finden vermeint (allerdings in dem Sinne, daß dem Ich eine andere als die Bewußtseinsrealität überhaupt nicht zukomme, was im allgemeinen keineswegs die Ansicht derer ist, die in dem Ich eine aktive reelle Einheit erblicken wollen), andererseits gerade der führende Vertreter der Aktpsychologie, Husserl, zwischen Akterlebnissen und Nicht-Akterlebnissen bezüglich ihrer Adäquation an die gegenständliche Wirklichkeit keinen Unterschied zugibt.

Bereits aus dieser flüchtigen Gegenüberstellung ergibt sich, daß die eindeutige Bestimmung des Grundbegriffes der Aktpsychologie mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte. Immerhin aber mag aus dem Umstand, daß unter einem Akterlebnis dem Namen nach wohl nur ein Aktivitäts- oder Tätigkeitserlebnis gemeint sein kann, psychische Tätigkeit uns aber nicht anders denn in Form von Willensphänomenen gegeben ist, die Berechtigung abgeleitet werden, die Aktpsychologie der voluntaristischen Psychologie einzuordnen. Inwiefern die Methode jener Richtung allerdings als empirisch oder phänomenologisch fundiert bezeichnet werden könne, ist eine andere Frage, da gerade der Begriff des »Aktes« wie seinerzeit der des »Vermögens« in manchen Fällen nur dazu verwendet zu werden scheint, um rein logische oder metaphysische Konstruktionen auf Grund einer Art von »intellektueller Anschauung« in die psychologische Realität zu übertragen.

Daß nun gerade Münsterberg zum Vertreter der »Aktpsychologie« auserwählt wurde, liegt nicht sowohl daran, daß sich dieser Standpunkt bei ihm am reinsten durchgeführt oder am eingehendsten begründet fände, sondern vor allem daran, daß er dem Begriff des Ich als des Subjektes der Akterlebnisse eine ausführlichere Erörterung widmet, als dies im allgemeinen innerhalb jener Richtung zu geschehen pflegt.

1) Wundt.

Die Tendenzen, die Wundt in seinen Untersuchungen über das Ichproblem verfolgt, indem er einerseits das empirisch gegebene Ich, d. h. denjenigen Bewußtseinskomplex, der im besonderen Sinn als — ganz allgemein gesprochen — zum Ich gehörig erscheint, in seine Komponenten zu zerlegen unternimmt und sich andererseits mit der Frage beschäftigt, inwiefern die Begriffe der Substanz und des Dinges an sich auf das Ich anwendbar seien, machen es begreiflich, daß die erkenntnistheoretische Seite des Problems bei ihm einigermaßen in den Hintergrund tritt. Allerdings scheint jede Untersuchung der metaphysischen Verwendbarkeit des Subjektsbegriffes zunächst dessen genaue erkenntnistheoretische Bestimmung zu erfordern, und diese Bestimmung scheint ihrerseits in einer noch so eingehenden Untersuchung dessen, was im eminenten Sinn als subjektiv zu gelten habe,

zwar vorausgesetzt, aber nicht enthalten zu sein; doch bildet bekanntlich gerade der Versuch, das empirische Subjekt in den Inbegriff der zum Subjekt gehörigen Elemente, also in den Inbegriff des Subjektiven aufzulösen, das charakteristische Merkmal der empiristischen Betrachtungsweise.

Die Motive der Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt oder vielmehr zwischen dem subjektiven und dem objektiven Bestandteil des gesamten Bewußtseinsinhaltes sind nun nach Wundt in der Doppelnatur unseres gesamten geistigen Lebens begründet, innerhalb dessen wir die Gegenstände der Erkenntnis, »welche als gegebene so hingenommen werden müssen, wie sie sind, weder erzeugt, noch willkürlich verändert werden können« von der Tätigkeit des Erkennens, d. h. von unserer Willenstätigkeit, sofern sie sich auf die willkürliche Erfassung einer Vorstellung (= Aufmerksamkeit) oder die willkürliche Herstellung einer Beziehung zwischen solchen richtet (= Denken), zu unterscheiden vermögen[1]. In diesem Sinn ist also »die geläufige Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt« identisch mit der »von erkennender Tätigkeit und erkanntem Gegenstand«[2].

Zunächst nun scheint es nicht ganz klar, wie Wundt diese Unterscheidung getroffen wissen will. Es ergibt sich nämlich als Resultat psychologischer Beobachtung, daß im Bewußtsein zwei je nach ihrer aktiven oder passiven Färbung verschiedene Arten von Vorstellungserlebnissen vorkommen, und zwar einmal diejenigen Vorstellungen, auf die sich die Aufmerksamkeit richtet, und diejenigen Komplexe, deren Elemente durch einen Willensakt in »apperzeptiver Synthese«[3] aufeinander bezogen werden, zum anderen Mal diejenigen Vorstellungen, welche bloß im Blickfeld, nicht aber im Blickpunkt des Bewußtseins vorkommen, und diejenigen Komplexe, welche ohne erlebbare Willenstätigkeit bloß in »assoziativer Verbindung« gegeben sind. Dann könnte aber das Merkmal des freien Auftauchens oder des passiven Gegeben-

---

1) System der Philosophie. 1. Aufl. (Leipzig 1889.) S. 98 (87). Die eingeklammerten Seitenzahlen bei Zitaten aus dem »System« beziehen sich auf den 1. Bd. der dritten Auflage. (Leipzig 1907.)

2) a. a. O. S. 101.

3) Grundzüge der physiologischen Psychologie. 5. Aufl. (Leipzig 1902.) Bd. 3. S. 524 f.

seins nicht dazu dienen, die Gegenstände der Erkenntnis von der Tätigkeit des Erkennens zu unterscheiden, da der Gegenstand der apperzeptiven Erkenntnis gerade das Eigentümliche hat, nicht als passiv gegebener, sondern als bewirkter, als durch eigene Tätigkeit hervorgebrachter zu erscheinen. Der früheren Unterscheidung gemäß aber könnte von einem Gegenstand der Erkenntnis in diesem Fall überhaupt nicht die Rede sein, da als solcher ja nur ein passiv gegebenes Bewußtseinsdatum gelten sollte. Wenn somit der Unterschied des Gegenstandes von der Tätigkeit des Erkennens nicht darauf zurückgeführt werden darf, daß der Gegenstand nur als passiv gegebener, nicht aber als erzeugter, als durch Willenstätigkeit hervorgebrachter erscheinen könne, dann muß jener Unterschied als ein schlechthin fundamentaler anerkannt werden, gleichgültig, ob der betreffende Gegenstand rein passiv oder als Objekt einer aktiven Willenstätigkeit gegeben ist. Dies scheint denn auch der von Wundt tatsächlich eingenommene Standpunkt zu sein. Der Gegensatz besteht nicht zwischen dem passiv gegebenen Gegenstand und der Tätigkeit des Erkennens, sondern zwischen dem Gegenstand überhaupt und der subjektiven Reaktion auf sein Erscheinen im Bewußtsein, sei diese nun als aktive Tätigkeit oder als passives Erleiden charakterisiert. Denn Wundt hebt an verschiedenen Stellen hervor, daß es sich zwischen Tätigkeit und Leiden »nicht um absolute Gegensätze, sondern um in sich gleichartige Verlaufsformen handelt, die, durch Mittelglieder stetig verbunden, nur in ihren Endgliedern durch gewisse . . . Eigenschaften des Verlaufs zu partiellen Gegensätzen auseinandertreten [1])«; daß das Leiden nur eine »gehemmte Tätigkeit«, ein Tun in seinen »untersten Grenzwerten« sei [2]) und daß, obgleich wir die Tätigkeit dem Ich unmittelbarer zuteilen als das Leiden, doch offenbar auch dieses eigene Leiden im Gegensatz nicht sowohl zur eigenen, als vielmehr zu der in die Objekte hinein verlegten Tätigkeit gedacht werden müsse [3]). Eine Untersuchung dieser rein psychologischen Frage nach dem Verhältnis der Erlebnisse der Tätigkeit und des Erleidens soll uns hier nicht beschäftigen, ebensowenig wie die

---

1) Physiol. Psychol. Bd. 3. S. 345.
2) System. S. 385 (374).
3) System. S. 386 (375).

Frage, ob denn tatsächlich jeder ins Bewußtsein eintretende Eindruck ein Gefühl der Tätigkeit oder des Erleidens als »Reaktion der Apperzeption« hervorrufe, oder ob nicht, wie Wundt gelegentlich selbst zuzugeben scheint, mit Bezug auf den gesamten Bewußtseinsinhalt oder einen Teil desselben Zustände völliger »Selbstvergessenheit« vorkommen können, in denen das Subjekt sich den Objekten gegenüber nicht als tätig oder leidend, überhaupt nicht sich den Objekten gegenüber, sondern schlechthin die Objekte als gegeben vorfindet. »Psychologisch betrachtet ist es vielmehr unter normalen Verhältnissen der gewöhnliche Zustand, daß einfach Objekte als Objekte gegeben sind, ohne daß an das vorstellende oder empfindende Subjekt überhaupt gedacht wird«[1]). Die äußeren Objekte »sind nicht nur ursprünglich ohne Beziehung auf das Ich gegeben, sondern selbst im entwickelten Bewußtsein bildet dieses Verhalten die Regel[2]).« An dieser Stelle soll nur darauf hingewiesen werden, daß in jener konstant im Bewußtsein vorhandenen, sei es aktiven, sei es passiven, apperzeptiven Tätigkeit das Äquivalent gesucht wird für das jedem Bewußtseinsinhalt als Voraussetzung seiner Existenz notwendig korrelate Subjekt[3]).

Es ist nun eigentümlich, daß in dieser Tendenz, den Begriff des Subjektes als der notwendigen Voraussetzung der Existenz jedes Bewußtseinsinhaltes durch den Begriff eines allen übrigen Bewußtseinsinhalten notwendigen gemeinsamen Bewußtseinsinhaltes zu ersetzen, Wundt mit der von ihm so heftig bekämpften[4]) Theorie des Empiriokritizismus zusammentrifft. Im Prinzip bedeutet es nämlich das Gleiche, wenn Wundt behauptet, es genüge nicht zu sagen, Subjekt und Objekt seien füreinander da, die Wahrheit sei vielmehr, sie seien nur miteinander da[5]), und wenn Avenarius den Satz »ich erfahre den Baum« mit dem anderen

---

1) Über naiven und kritischen Realismus. Philos. Studien. Bd. 12. 1896. S. 342.

2) a. a. O. S. 343.

3) Ziemlich eng an Wundt schließt sich in dieser Begriffsbestimmung des Subjekts Ladd an (Philosophy of mind. London 1895), der ebenfalls eine in jedem Akt des Wissens (knowledge) mitgegebene »Aktivität« als das Selbst bezeichnet.

4) Über naiven und kritischen Realismus. Philos. Studien. Bd. 12. 1896. Bd. 13. 1897.

5) System. S. 100.

Satz »eine Erfahrung besteht aus dem einen ... Elementenkomplex ‚Ich‘ und dem anderen ... Elementenkomplex ‚Baum‘« für gleichbedeutend ansieht[1]). Die Differenz zwischen beiden Anschauungen besteht lediglich darin, daß Wundt das »Ich-Bezeichnete« als ein Totalgefühl, Avenarius hingegen als einen aus dem eigenen Leib, den Erinnerungs- und Phantasievorstellungen bestehenden Komplex angibt. Das Gemeinsame beider Anschauungen aber liegt darin, daß die apriorische Notwendigkeit, der zufolge jeder vorgefundene Bewußtseinsinhalt ein vorfindendes Subjekt voraussetze, umgedeutet wird in ein empirisches Gesetz, demgemäß kein Inhalt wahrgenommen werden könne, ohne daß sich zugleich ein bei allem sonstigen Wechsel der Inhalte derselbe bleibende Inhalt im Bewußtsein finde. Auf die absolute Konstanz dieses Inhaltes, mag als solcher nun ein bestimmter Vorstellungs- oder Gefühlskomplex betrachtet werden, muß daher jede derartige Theorie den größten Nachdruck legen.

So zutreffend nun auch die von Wundt gegebene Beschreibung des in allem Wechsel der Inhalte konstanten Faktors sein mag, so scheint sie doch keineswegs eine Beantwortung der Frage nach dem Subjekt des Bewußtseins selbst zu enthalten. Zunächst folgt aus der bloßen Konstanz eines bestimmten Inhaltes nicht einmal etwas für seine besondere »Zugehörigkeit« zum Subjekt im weitesten Sinn, denn die psychologische Beobachtung dürfte zeigen, daß sich neben den als in besonderer Weise zum eigenen Ich gehörigen konstanten Bewußtseinsinhalten auch noch andere Bewußtseinsinhalte von gleicher oder annähernder Konstanz finden, die trotzdem nicht als zum Ich gehörig betrachtet werden.

Sodann aber liegt in dem ganzen Begriff der »Konstanz« das Problem ungelöst eingeschlossen. Daß die Konstanz eines Wahrnehmungsinhaltes von der räumlich-zeitlichen Konstanz eines physischen Objekts verschieden ist, bedarf keiner weiteren Erörterung. Besteht aber die »Konstanz« eines Inhaltes in seinem konstanten Vorgefundensein durch ein und dasselbe Subjekt (wobei die Konstanz natürlich nur soweit reichen kann, als der Umfang jenes individuellen Bewußtseins), dann ist durch Angabe der Konstanz eines solchen Inhaltes die Frage gar nicht beantwortet, was denn eigentlich unter dem Vorgefundensein

1) Der menschliche Weltbegriff. 2. Aufl. Leipzig 1905. n. 147.

eines Inhaltes überhaupt zu verstehen sei. Oder mit anderen Worten: Die Frage, wer es denn sei, der einen bestimmten Inhalt *a* vorfinde, kann unmöglich damit beantwortet werden, daß angegeben wird, zu gleicher Zeit mit *a* sei ein anderer Inhalt *b* vorgefunden, der bei allem sonstigen Wechsel der Inhalte derselbe bleibe. Auch die absolute Konstanz eines erlebten Inhaltes ändert eben nichts an der Tatsache, daß er doch bloß Inhalt des Bewußtseins ist und als solcher unmöglich mit dessen Subjekt identisch sein kann.

Nun legt aber Wundt auf die Identifizierung des konstanten Tätigkeitserlebnisses mit dem Subjekt des Bewußtseins insofern weniger Nachdruck, als er die Einheit des Bewußtseins nicht schlechthin aus der Zugehörigkeit der Inhalte zu einem identischen Bewußtseinssubjekt, sondern vielmehr aus einer qualitativen Gleichartigkeit der zusammengehörigen Bewußtseinsinhalte ableitet. »Der Zusammenhang aller einzelnen Apperzeptionsakte untereinander wird so durch jenes bei aller Mannigfaltigkeit der sonstigen Gefühls- und Vorstellungsinhalte qualitativ übereinstimmende Tätigkeitsgefühl vermittelt, von dem aus sich dann dieser Einheitsbegriff auf alle anderen psychischen Inhalte überträgt. Diese sekundäre, erst durch die allseitigen Beziehungen der Apperzeption entstandene Verbindung der sämtlichen psychischen Inhalte untereinander ist die Einheit des Bewußtseins. Sie ist demnach die Folge und nicht etwa der Grund der auf dem inneren Zusammenhang der Willensvorgänge beruhenden Einheit der Apperzeption[1]«.

Wenn Wundt somit das Vorhandensein eines einheitlichen Bewußtseinssubjektes nicht als die Voraussetzung der Einheit des Bewußtseins anerkennt, so ist es begreiflich, daß er von diesem Standpunkte aus eine gewisse Neigung zeigt, den Begriff des »empirischen Subjekts« auf den »tatsächlichen Gesamtinhalt unserer inneren Erlebnisse zugleich mit der ebenfalls empirisch gegebenen Verbindung derselben zu einem einheitlichen Ganzen« zurückzuführen[2]), somit nicht nur die zusammenfassende Apper-

---

1) Logik. Bd. 2. II. Teil. 2. Aufl. Stuttgart 1895. S. 266. Vgl. auch S. 246; ferner Ethik, 3. Aufl., Stuttgart 1903, Bd. 2. S. 52 f., und System, S. 387 (376).

2) Über psychische Kausalität usw. Philos. Studien. Bd. 10. 1894. S. 75. Vgl. auch S. 102. Physiol. Psych. Bd. 3. S. 761. Logik. Bd. 2. II. Teil. S. 247.

zeption, sondern auch den durch sie bewirkten Zusammenhang des Gesamtbewußtseinsinhaltes als das Ich zu deuten. Doch bleibt auch dieser Auffassung gegenüber der zuvor erhobene Einwand bestehen, daß die Konstanz der Willensakte, d. h. der Umstand, daß sich in dem jeweiligen Gesamterlebnis eines bestimmten Bewußtseinsmomentes immer wieder eine qualitativ gleichartige Tätigkeitskomponente vorfindet, ihrerseits die Einheit des Bewußtseins voraussetzt, aber nicht erklärt. Die qualitative Gleichartigkeit zweier Erlebnisse besagt zunächst nicht einmal, daß diese beiden Erlebnisse einem und demselben Bewußtseinszusammenhang angehören. Es ist vielmehr natürlich sehr wohl denkbar, daß auch verschiedene Individuen qualitativ gleichartige Erlebnisse vorfinden, oder daß ein Individuum in einem bestimmten Zeitpunkt ein Erlebnis vorfindet, das qualitativ vollkommen mit dem Erlebnis eines früheren Zeitpunktes übereinstimmt, das aber trotzdem nicht als dasselbe wiedererkannt wird. Ja im Grunde läßt sich die qualitative Gleichartigkeit eines vergangenen mit einem gegenwärtigen Erlebnis überhaupt nicht mit Evidenz ausmachen. Worauf es einzig und allein ankommt, damit ein Erlebnis als zu einem bestimmten Bewußtseinszusammenhang gehörig erscheine, ist in psychologischer Beziehung lediglich die Tatsache des Wiederkennens, nicht aber das kontinuierliche Vorhandensein eines und desselben Inhaltes im Bewußtsein. Dieser Zusammenhang der einzelnen Bewußtseinsakte aber, vermöge dessen ein Erlebnis als ein bereits im Bewußtsein gegebenes wiedererkannt wird, ist ein durchaus primärer und selbständiger, und sein Zustandekommen setzt weder die kontinuierliche Fortdauer eines bestimmten Inhaltes im Bewußtsein, noch die Mitwirkung der Willenstätigkeit in dem Sinne voraus, daß ein Inhalt als ein bereits dagewesener nur deshalb erkannt werden könne, weil die apperzeptive Tätigkeit bei seinem nunmehrigen Eintritt in das Bewußtsein als mit derjenigen qualitativ gleichartig erkannt wird, welche sich bei seiner früheren Anwesenheit im Bewußtsein auf ihn richtete[1]). Vielmehr setzt jedes Wiedererkennen, also auch dasjenige bestimmter Erlebnisse als konstant in jedem Bewußtseinsinhalt wiederkehrender, die Zugehörigkeit der vergangenen und der gegenwärtigen Erlebnisse zu einem Zusammenhang bereits

1) Logik. Bd. 2. II. Teil. S. 265.

voraus, da jedes Wiedererkennen die Auffassung eines Inhaltes als eines bereits früher erlebten einschließt, der Begriff des Erlebtseins oder der Zugehörigkeit zum Ich somit nicht wieder seinerseits durch den Begriff des Wiedererkennens erklärt werden kann. Es besteht daher das Argument für die Notwendigkeit der Annahme eines Ich, »weil ohne dasselbe der Zusammenhang des Bewußtseins nicht erklärlich wäre«, zu Recht, und die Gegenbehauptung Wundts, daß es ohne den Zusammenhang unseres Bewußtseins nicht denkbar wäre, daß der Begriff des reinen Ich entstünde[1]), trifft die entgegenstehende Ansicht, insofern sie sich als ein Resultat der erkenntnistheoretischen Reflexion und nicht als eine Beschreibung der psychologischen Genese des Ichbegriffes ausgibt, überhaupt nicht. Es sollte natürlich nicht behauptet werden, daß sich die Entstehung des Ichbegriffs anders denn innerhalb eines Bewußtseins abspielen könne, da im früheren gar nicht die Frage nach den empirischen Voraussetzungen der psychologischen Entstehung des Ichbegriffs, sondern nach den »transzendentalen« Bedingungen der Möglichkeit des Bewußtseins überhaupt gestellt worden war. Obgleich daher die psychologische Genese einer jeden Reflexion über das Bewußtsein und somit auch über das Ich nur innerhalb eines Bewußtseins stattfinden kann, so steht damit die Behauptung, daß die Annahme eines reflektierenden Bewußtseins ihrerseits nur unter Annahme eines reflektierenden Ich erklärlich sei, durchaus nicht im Widerspruch, denn es handelt sich dabei um zwei ganz verschiedene Erklärungen: Hier um eine Analyse der begrifflichen Voraussetzungen, auf Grund derer der Begriff des Bewußtseins allein gedacht werden kann, so daß die Annahme eines Ich als Erkenntnisgrund für die Annahme eines Bewußtseins gelten darf, dort aber um einen Nachweis der realen Bedingungen, auf welche die psychologische Entstehung des Ichbegriffs notwendig zurückgeführt werden muß, so daß das Bewußtsein den Realgrund für jene Entwicklung abgibt. Ja, nicht bloß das Vorhandensein des Bewußtseins, sondern sogar die Entstehung einer Reflexion über das Bewußtsein kann als Realgrund für die Entwicklung des Ichbegriffs angesehen werden, da die Tatsache des Bewußtseinszusammenhanges zunächst als schlechthin gege-

1) Über naiven und kritischen Realismus. Philos. Studien. Bd. 12. S. 385.

bene hingenommen zu werden und, so lange noch keine Reflexion auf fremdes Bewußtseinsleben eingetreten ist, keinen Hinweis auf ein zugrundeliegendes Subjekt zu enthalten scheint. Obzwar daher natürlich die Annahme eines Bewußtseins auch in diesem Falle die Annahme eines Bewußtseinssubjektes notwendig macht, so hat sich der Begriff dieses Subjektes oder des Ich auf dieser Entwicklungsstufe des Bewußtseins doch noch nicht entwickelt. Auch der gesamte Bewußtseinszusammenhang darf zu jener Zeit nicht als das Subjekt angesprochen werden, da dieser Begriff seinen Sinn erst durch den Gegensatz zu den Inhalten oder den Objekten des Bewußtseins erhält.

Wenn sich somit die Annahme des Ich als einer Voraussetzung des Bewußtseins keineswegs als entbehrlich erwiesen hat, wenn ferner der Versuch, die Tätigkeitserlebnisse auf Grund ihrer Konstanz dem identischen Subjekt des Bewußtseins gleichzusetzen, eine petitio principii zu enthalten schien, so könnte schließlich nur die spezifische Eigenart der Tätigkeitserlebnisse ihre Identifikation mit dem Ich rechtfertigen. Obgleich nun Wundt gelegentlich die Eigenart der Tätigkeitserlebnisse nicht für hinreichend hält, um auf sie die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt zu begründen [1]), so führt er doch die Berechtigung, in ihnen das eigentliche Ich zu suchen, darauf zurück, daß sich die Tätigkeit eben unmittelbar als die eigene Tätigkeit eines bestimmten Subjektes darstelle [2]), daß dieses sich somit in dem Tätigkeitserlebnis unmittelbar selbst erfasse [3]).

Nun muß zunächst festgehalten werden, daß Wundt die »für sich betrachtete eigene Tätigkeit ... als die Quelle unseres Tuns wie unseres Leidens« [4]) angesehen wissen will, daß er somit den Unterschied zwischen Tun und Leiden nur als einen graduellen auffaßt, insofern wir die Tätigkeit dem Ich »unmittelbarer« zuteilen als das Leiden [5]), aber nicht so, als ob im Erlebnis des Leidens das Ich sich nicht ebenfalls unmittelbar selbst gegeben wäre. Mit dieser Grundauffassung scheint es sich daher nicht vereinbaren zu lassen, wenn Wundt gelegentlich die unwillkür-

1) System. S. 99 (88).
2) a. a. O. S. 380 ff. (370 ff.).
3) Auch in dieser Konsequenz stimmt Ladd mit Wundt überein.
4) a. a. O. S. 386 (375).
5) Vgl. oben S. 71.

liche Assoziation von Vorstellungen als Beispiel für eine »nicht selbstbewußte« Tätigkeit anführt[1]), da diese als passive Apperzeption doch ebenfalls das Erlebnis des Erleidens und somit das in diesem Erleiden gegebene »tätige Ich« enthält. Auch läßt sich nicht bestimmt entscheiden, in welchem Sinne Wundt diese Selbsterfassung des Subjektes im Tätigkeitserlebnis meint. Stellenweise scheint er darunter zu verstehen, daß alles Tun und Leiden uns unmittelbar als unser eigenes Tun erscheine[2]). Aber dann bleibt, falls dieser Begriff des »eigenen« Tuns keine leere Tautologie enthalten soll, indem die Tätigkeitserlebnisse eben schlechthin mit dem Namen der »eigenen« belegt werden, der Begriff des Ich wiederum unerklärt, auf welchen jene Erlebnisse bezogen werden müssen, um die Bedeutung von »eigenen« erlangen zu können. Es scheint einleuchtend, daß eine Erklärung des Begriffes »mein« die Erklärung des Begriffes »Ich« voraussetzt, daß aber im logischen Sinn nicht umgekehrt der Begriff des »Ich« aus dem des »mein« abgeleitet werden kann. Daß natürlich alle Erlebnisse »mein« sind, auch wenn ich den Begriff des Ich noch nicht gebildet habe, ist selbstverständlich. Es mag sogar sein, daß ich gewisse Gegenstände als »meine« bezeichne, bevor ich den Begriff des Ich gebildet habe[3]). Aber dann bedeutet diese Bezeichnung lediglich eine »objektive«[4]) Eigenschaft jener Gegenstände, nicht aber ihre Beziehung auf ein Subjekt.

Demgegenüber scheint sich die eigentliche Meinung Wundts eher dahin interpretieren zu lassen, daß sich das Subjekt in dem Erlebnis der Tätigkeit selbst unmittelbar gegeben sei[5]). Aber dieser Behauptung gegenüber erhebt sich die alte Frage, wie denn zwei Korrelatglieder einer Beziehung miteinander identisch sein sollen, wie es möglich sein könne, daß das Subjekt zum Objekt der Beziehung werde, ohne dabei ein anderes Subjekt vorauszusetzen, das seinerseits wieder für die Betrachtung als Objekt ein neues Subjekt voraussetze usw. in infinitum. Wundt glaubt diesen regressus abzuschneiden »durch die einfache Bemerkung, daß das Ich überhaupt keine Vorstellung ist,

1) a. a. O. S. 44 (32).
2) a. a. O. S. 380 (371).
3) Vgl. unten S. 238 Anm.
4) Vgl. unten S. 140.
5) Logik. Bd. 1. 3. Aufl. Stuttgart 1906. S. 529.

sondern eine das Vorstellen begleitende Tätigkeit«[1]). Wenn Wundt somit die Möglichkeit der Identifikation von Subjekt und Objekt auf die Eigenartigkeit der Tätigkeitserlebnisse zurückführt, dann muß zuvor untersucht werden, ob die von Wundt gegebene genauere Beschreibung dieser Erlebnisse irgendeinen Hinweis auf das Bestehen jener Möglichkeit enthält.

Nun ist die Beschreibung, die Wundt von dem Icherlebnis gibt, eine vorwiegend genetische, indem er dessen Entwicklung als in drei Stufen sich vollziehend darstellt[2]).

Zunächst gilt als das Ich die konstante Gefühls- und Vorstellungsgruppe, welche aus den Empfindungen unserer unmittelbaren Lebensfunktionen, der Bewegung unserer Glieder und der Zustände unserer Organe und aus den an diese Empfindungen geknüpften Gefühlen besteht. Ihre spezifisch subjektive Natur sollen diese Erlebnisse nach dem Früheren einerseits durch die Konstanz erhalten, mit der sie, wenn auch nur im Blickfeld des Bewußtseins, vorhanden sind, andererseits durch ihre unmittelbare Abhängigkeit vom Willen, durch die Eigenschaft, daß wir uns dieser Gruppe von Erlebnissen »als einer solchen bewußt sind, die wir jeden Augenblick zu erzeugen vermögen«. Daß in dieser unmittelbaren Abhängigkeit gewisser Erlebnisse vom Willen wieder ein neues Kriterium der Subjektivität gegenüber den früher angeführten Merkmalen der Konstanz und des allgemeinen Tätigkeitscharakters gegeben ist, liegt auf der Hand. Jedenfalls aber muß hervorgehoben werden, daß, wenn die unmittelbare Abhängigkeit vom Willen jenen an den eigenen Körper geknüpften Gefühls- und Vorstellungskomplex als in besonderer Weise zum Ich gehörig erweisen soll, die spezifisch subjektive Natur der Willensakte dabei bereits vorausgesetzt ist, nicht aber erst daraus abgeleitet werden kann. Die Unterscheidung der auf den eigenen Körper bezogenen Gefühls- und Vorstellungsgruppe als der ersten Stufe des Selbstbewußtseins gegenüber den Willensvorgängen als einer zweiten Stufe kann also nicht den Sinn haben, als ob zuerst jene Gruppe, dann nachträglich aber die Willensakte den Inhalt des Selbstbewußtseins bildeten, sondern nur, daß jene

---

1) System. S. 380 (3. Aufl., S. 370: »ein von Vorstellungen begleiteter Gefühlsvorgang«).

2) Physiol. Psych. Bd. 3. S. 374 ff.

Erlebnisgruppe zusammen mit den Willensakten, mit denen sie in besonders inniger Verbindung steht, die erste Stufe des Selbstbewußtseins bildet, daß sodann auf der zweiten Stufe »unser eigener Körper mit allen Vorstellungen, die sich auf ihn beziehen, als ein äußeres, von unserem eigenen Selbst verschiedenes Objekt erscheint«, dem sämtliche Willenshandlungen, innere und äußere, wenn auch noch unter Einmengung »zufälliger Bestandteile« als das eigentliche Selbst gegenüberstehen. Dieser Fortschritt erreicht schließlich seine letzte Stufe damit, daß »nach Absonderung alles aus der Entwicklung der inneren Willenshandlungen Entstandenen« und »nach Beseitigung alles zufällig zu ihr Hinzugekommenen . . . lediglich die innere Willenstätigkeit selber, die Apperzeption in ihrer reinen von allen Inhaltsbestimmungen unabhängig gedachten Form«[1]) übrig bleibt. Das Ich ist somit »im wesentlichen ein Totalgefühl, dessen dominierende Elemente die Apperzeptionsgefühle und dessen sekundäre, variablere Bestandteile die sonstigen an das eigene Selbst gebundenen Gefühle und Empfindungen sind«[2])[3]).

Nun hat diese Analyse des Selbstbewußtseins zwar nachgewiesen, daß das Icherlebnis ein außerordentlicher komplexer Be-

---

1) System. S. 388 (377).

2) Physiol. Psych. Bd. 3. S. 375.

3) Eine ähnliche Darstellung findet sich bei Külpe (Das Ich und die Außenwelt. Philos. Stud. Bd. 7, 8. 1889/90. Einleitung in die Philosophie. Leipzig 1895. S. 223 ff.), der ebenfalls drei Stufen in der Entwicklung des Ich unterscheidet: 1) Unter dem Ich wird lediglich der eigene Körper verstanden. Zum Ich gehörige Bestandteile oder »Inhalte« des Ich sind somit lediglich die Körperteile, die Beziehung des Ich zu seinen Inhalten ist lediglich eine räumliche (Philos. Studien. Bd. 8. S. 320). 2) Als Ich wird wiederum der Körper aufgefaßt, die Zugehörigkeit der Inhalte zum Ich beruht aber nicht mehr auf einer räumlichen Beziehung, sondern auf einem Abhängigkeitsverhältnis (S. 321). Demgemäß ist also »Die Psychologie . . . die Wissenschaft von den Erlebnissen in ihrer Abhängigkeit vom eigenen Körper« (S. 338). Dieser Definition des Ich kann aber nur so lange eine Bedeutung zuerkannt werden, als das Problem des Unterschiedes zwischen dem objektiv existierenden eigenen Körper und dem Erlebnis desselben noch nicht aufgetaucht ist (S. 330). Sobald sich dieses eingestellt hat, wird jene Unterscheidung hinfällig. Es muß daher nach einer weiteren Bedeutung des Begriffes Ich gesucht werden, und diese findet Külpe 3) darin, daß unter dem Ich der Zusammenhang der »lediglich subjektivierten Erlebnisse«, also der »Erinnerungs- und Phantasievorstellungen, Gefühle und Willensakte« verstanden wird (S. 330). »Einen Tisch als Vorstellung des Ich betrachten und ihn dem Zusammenhang der lediglich subjektivierten Erlebnisse eingliedern, ist das gleiche Verfahren.«

wußtseinsinhalt ist, sie hat jedoch zu der Frage, ob sich aus der qualitativen Eigenart eines Bewußtseinsinhaltes die Berechtigung seiner Identifikation mit dem Subjekt ergeben könne, überhaupt nicht Stellung genommen. Wenn aber diese Frage für sich untersucht wird, dann scheint sich notwendig zu ergeben, daß die qualitative Eigenart eines Bewußtseinsinhaltes gänzlich ohne Belang für das jedem Bewußtseinsinhalt als Objekt eigentümliche Verhältnis zum Subjekt des Bewußtseins ist. Der Begriff des Objektes im Sinn eines außerbewußten, nur mittelbar gegebenen Gegenstandes der Vorstellung läßt sich allerdings auf den Begriff der Willenstätigkeit nicht anwenden. Auch der qualitative Unterschied der Vorstellungs- von den Tätigkeitserlebnissen soll nicht geleugnet werden. Aber wenn ein bestimmtes Erlebnis überhaupt als Bewußtseinsinhalt anerkannt wird, fordert es zugleich, als ein dem Subjekt des Bewußtseins gegenüberstehendes Objekt aufgefaßt zu werden, das eben darum niemals mit dem Subjekt identisch sein kann. Dieses Verhältnis zwischen Bewußtseinsinhalt und Bewußtseinssubjekt besteht nun für alle Bewußtseinsinhalte ohne Ausnahme, und es geht nicht an, es auf Bewußtseinsinhalte bestimmter Art einschränken zu wollen, da sich in jenem Verhältnis vielmehr die einzig mögliche Bedeutung des Bewußtseinsbegriffes überhaupt erschöpft, der aus der Identifikation eines Bewußtseinsobjektes mit seinem Subjekte hervorgehende regressus sich somit ohne Rücksicht auf die qualitative Eigenart dieses Bewußtseinsinhaltes ergibt.

Aber ebensowenig wie die qualitative Eigenart kann die Unmittelbarkeit gewisser Erlebnisse das auszeichnende Merkmal bilden, auf Grund dessen in ihnen eine Selbstschauung des Subjektes als vollzogen gelten dürfe. Die nähere Erörterung dieses Unterschiedes zwischen mittelbar und unmittelbar gegebenen Objekten würde zu weit vom Thema abführen[1]). Nur muß hervorgehoben werden, daß Wundt, wenn er den Inhalt aller unmittelbaren Erfahrung, somit Willensakte und Vorstellungen als zum Subjekt gehörig den bloß mittelbar gegebenen Objekten der Außenwelt gegenüberstellt[2]), damit eine ganz andere als die zuvor geäußerte Ansicht über die Selbstschauung des

1) Vgl. dazu System. S. 134 ff. (120 ff.)

2) System. S. 142 (127), S. 153 (138).

Subjektes vertritt, wie sich schon daraus ergibt, daß er zuvor bei den dem Vorstellungsgebiet angehörigen Bewußtseinsinhalten eine Identifikation mit dem Subjekt für unmöglich erklärt hatte. Vielmehr hat sich in dieser Auffassung, gemäß der gewisse Elemente der Wahrnehmung »in das Subjekt zurückgenommen«[1]) werden, der Begriff des Bewußtseinssubjektes offenbar verflüchtigt, an seine Stelle ist aber wiederum der Begriff des Subjektiven, obzwar in einem anderen Sinn als vorher getreten.

So dankenswerte Bestimmungen daher dieser Begriff des Subjektiven bei Wundt gefunden haben mag, so hat sich doch ergeben, daß eine Analyse des Subjektbegriffes selbst auf diesem Wege nicht zu gewinnen war, da jener Begriff immer wieder auf diesen als seine Voraussetzung hinwies. Gerade aber diese Auflösung des Subjektes in den Inbegriff des Subjektiven ist auch auf die metaphysischen Anschauungen Wundts über das Ichproblem nicht ohne Einfluß geblieben. Allerdings können die Untersuchungen, die er der Frage nach der Realität und Substantialität des Ich widmet, nur kurz erörtert werden, da sie weit über den Rahmen der vorliegenden Erörterungen hinausreichen; es sollen daher im wesentlichen nur die Voraussetzungen aufgezeigt werden, auf Grund derer Wundt seine Entscheidungen trifft.

Zu diesem Zwecke ist es zunächst erforderlich, auf den Unterschied hinzuweisen, den Wundt zwischen dem Begriff der Substanz und des Dinges an sich aufstellt. Während er nämlich als die Substanz das einfache, wirkliche und beharrliche Substrat aller Veränderungen im Gegensatz zu eben diesen Veränderungen bezeichnet[2]), versteht er unter dem Ding an sich das unmittelbar Reale im Gegensatz zu der bloß mittelbar gegebenen Realität der Gegenstände der Anschauung[3]). Seine Behauptung, daß auf das Ich weder der Begriff der Substanz noch des Dinges an sich anwendbar sei, begründet Wundt in folgender Weise.

Der Begriff der Substanz als des beharrlichen Substrates der

1) a. a. O. S. 153 (138).
2) Logik. Bd. 1. S. 515 ff.
3) a. a. O. S. 537 ff.

Veränderung bildet nur das letzte Ergebnis einer Umformung, welche die Naturwissenschaft ihren Zwecken gemäß an dem bereits dem vorwissenschaftlichen Denken geläufigen Begriff des Dinges unternommen hat. Nun sieht das natürliche Denken in dem Ding nichts als einen Komplex von Empfindungen, dem eine relative räumliche und zeitliche Konstanz zukommt, aber keinen absolut unveränderlichen und beharrlichen, in der Erfahrung selbst gar nicht vorfindbaren Träger [1]). Die Korrektur, welche das wissenschaftliche Denken an diesem Dingbegriff vornimmt, besteht lediglich darin, daß sie zu dem Behuf, die Erfahrung als einen widerspruchslosen Zusammenhang darstellen zu können, alle Veränderungen auf ein qualitätloses, nur mit festen zeitlich-räumlichen Eigenschaften begabtes Substrat, die materielle Substanz zurückführt [2]). Diese Annahme einer qualitätslosen Materie erweist sich darum als erforderlich, weil eine widerspruchslose Naturerklärung nur auf dem Wege einer bloß mittelbaren und begrifflichen Auffassung möglich ist, für welche die Empfindungen nur mehr den Wert von Symbolen besitzen, und ist darin begründet, daß den Dingen trotz aller sonstigen qualitativen Veränderungen räumliche Konstanz und zeitliche Stetigkeit zukommt. Der Substanzbegriff hat somit nur in der Naturwissenschaft Berechtigung, vom psychologischen Standpunkt aus dagegen, der die Bewußtseinsinhalte schlechthin als solche betrachtet, entfällt sowohl jedes Bedürfnis nach Elimination eines Widerspruches, da ein solcher zwischen schlechthin gegebenen psychischen Tatsachen überhaupt nicht bestehen kann [3]), es entfällt aber auch die Möglichkeit, im Selbstbewußtsein eine Konstanz zu entdecken, »die der vorausgesetzten Beharrlichkeit der Substanz oder auch nur der relativen Konstanz eines empirischen Dings entspricht« [4]). Wie sich diese Behauptung einer mangelnden Konstanz innerhalb des Selbstbewußtseins mit der anderen Behauptung Wundts vereinbaren läßt, das Selbstbewußtsein beruhe gerade auf dem konstanten Vorkommen einer qualitativ gleichartigen Tätigkeitskomponente in allem Bewußtseinsinhalt, mag dahingestellt bleiben. Auch die Frage, ob der Substanzbegriff schlechthin dazu diene,

1) a. a. O. S. 454.
2) a. a. O. S. 453, 525 ff. System. S. 271 (256), S. 283 ff. (267 ff.).
3) Logik. Bd. 1. S. 528. System. S. 369 (359).
4) Logik. Bd. 2. II. Teil. S. 246.

Widersprüche in der Erfahrung durch die Zurückführung des Veränderlichen auf ein relativ konstantes, räumlich zeitliches Substrat aufzulösen, kann hier nicht zu beantworten unternommen werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß lediglich auf Grund dieser Voraussetzung aus der Tatsache, daß die Inhalte des Bewußtseins schlechthin für sich betrachtet keine Widersprüche enthalten, die Überflüssigkeit und Unmöglichkeit der Annahme eines »Substrats« der psychischen Erscheinungen gefolgert werden kann. Sollte es sich daher herausstellen, daß jene Voraussetzung ihrerseits auf einer Verwechslung der genetischen und der bedeutungsanalytischen Untersuchung des Substanzbegriffes beruht, daß also die Auflösung von Widersprüchen im Gegebenen durch Zurückführung auf einen relativ konstanten Kern zwar den Anlaß zur Bildung des Substanzbegriffes gegeben haben mag, daß dieser Begriff in seiner voll entwickelten Bedeutung aber ganz unabhängig davon, ob die ihm zugeschriebenen Akzidenzien sich widersprechen und ob sich innerhalb der Akzidenzien selbst eine gewisse Konstanz feststellen läßt oder nicht, lediglich den notwendigen Beziehungspunkt für alle, also auch für seine räumlich zeitlichen Eigenschaften abgibt, sofern sie überhaupt als reale Eigenschaften und nicht bloß als logische Prädikate betrachtet werden: dann könnte die Möglichkeit eines Substrates der psychischen Erscheinungen nicht mehr davon abhängen, ob sich innerhalb der psychischen Daten Widersprüche vorfinden oder nicht, sondern lediglich davon, ob der Begriff der »Eigenschaft« sich überhaupt auf psychische Phänomene anwenden läßt. Gerade die empiristische Auffassung des Subjektes als eines konstanten Teilkomplexes innerhalb des Bewußtseinsinhaltes müßte diese Möglichkeit zugeben, obzwar es kaum angängig erscheinen dürfte, einen Teil des Bewußtseinsinhaltes als die »Eigenschaft« eines anderen Teiles zu bezeichnen. Tatsächlich wenden wir den Eigenschaftsbegriff allerdings nicht auf alle, aber doch auf einen Teil der psychischen Phänomene, die Gefühls- und Willenserlebnisse, zweifellos an, indem wir sie unmittelbar als Zuständlichkeiten und Tätigkeiten des Ich aufzufassen geneigt sind. Dazu kommt noch, daß wir von einem »Substrat« des psychischen Lebens nicht nur in dem Sinn sprechen, daß wir ihm gewisse Phänomene als seine Eigenschaften beilegen, sondern vor allem in dem Sinn, daß wir den gesamten Bewußtseinsinhalt dem Sub-

jekt des Bewußtseins nicht als Prädikat, sondern als Objekt gegenüberstellen. Natürlich kann das »Haben« der Objekte dem Ich nicht auf Grund derselben Überlegung zugeschrieben werden wie das »Haben« von Zuständlichkeiten und Tätigkeiten. Denn das Vorfinden der Objekte ist einerseits selbst nicht wieder vorgefunden, also gar kein Bewußtseinsdatum, andererseits wurde bereits früher hervorgehoben, daß das Vorfinden ursprünglich und vom rein erkenntnistheoretischen Standpunkt aus gewiß nicht als eine reale Eigenschaft eines substantiellen Substrates aufgefaßt werden dürfe[1]). Das würde aber nicht hindern, daß der Begriff der Substanz und ihrer Akzidenzien nachträglich auf das Ich im Verhältnis zu seinen Objekten angewandt werden, daß also der für die Erkenntnistheorie unzurückführbare Begriff des Subjekts vom metaphysischen Standpunkt aus als der eines vorfindenden Wesens aufgefaßt werden könnte, sobald diesem Subjekt eben das Vorfinden der Objekte als seine Tätigkeit beigelegt würde. Die Behauptung Wundts, daß die notwendige Beziehung einer Tätigkeit auf ein tätiges Wesen nur für materielle Objekte gelten dürfe, das Verhältnis dieser Reflexionsbegriffe sich aber für den psychologischen Standpunkt gerade umkehre, indem zwar dort jede Handlung von handelnden Objekten ausgehen müsse, hier aber die Vorstellung des Objektes immer erst aus der Handlung des Vorstellenden entspringe[2]), beruht offenbar entweder auf einer quaternio terminorum in dem Ausdruck »Objekt«, oder aber auf der bereits erwähnten Verwechslung der genetischen und der bedeutungsanalytischen Erklärung des Subjektsbegriffes.

Daß sich Wundt weiterhin weigert, die Anwendbarkeit des Ding-an-sich-Begriffes auf das Ich anzuerkennen, ist wiederum in seiner empiristischen Auffassung des Subjekts- und des Eigenschaftsbegriffes begründet. Zweifellos besitzen die Bewußtseinsinhalte als solche unmittelbare Realität, so daß es keinen Sinn hätte, nach einem realen im Gegensatz zum phänomenalen Inhalte des Bewußtseins zu forschen[3]). Wenn daher das Subjekt mit dem Gesamtkomplex des Bewußtseins oder einem Teil seines Inhaltes identisch

1) Siehe oben S. 37; vgl. dazu Logik. Bd. 1. S. 528. Bd. 2. II. Teil. S. 246.

2) Logik. Bd. 2. II. Teil. S. 245.

3) Siehe oben S. 52.

ist, wenn es schlechthin »in der völlig unteilbaren Tätigkeit des Denkens und Wollens« gegeben ist[1]), dann besitzt es an sich unmittelbare Realität, und es entfällt jeder Anlaß, nach einer hinter den Erscheinungen liegenden bloß mittelbar zu erfassenden Realität zu suchen[2]). Auch ein Unterschied, wie zwischen der qualitätslosen, bloß räumlich-zeitliche Eigenschaften besitzenden Materie der Naturwissenschaft und den in den Empfindungen gegebenen sekundären Qualitäten, läßt sich auf psychologischem Gebiet nicht machen. Nur fragt es sich eben wieder auch hier, ob der Begriff des Subjekts der psychischen Zuständlichkeiten und Tätigkeiten mit der Gesamtheit des geistigen Geschehens überhaupt[3]) zusammenfällt, oder ob nicht jene psychischen Zuständlichkeiten und Tätigkeiten, sobald sie als reale »Eigenschaften« des Subjektes aufgefaßt werden, notwendig auf ein »Substrat« oder einen »Träger« hinweisen, der dann offenbar in derselben Weise wie die nicht mit der physikalischen Materie zu verwechselnde Substanz der »äußeren Dinge« der Definition nach als frei von allen, den räumlich-zeitlichen wie den rein gefühlsmäßigen Elementen unserer »Sinnlichkeit« gedacht werden müßte.

Auch das Zugeständnis Wundts ist daher nicht befriedigend, man dürfe von einem Substrat der psychischen Vorgänge unter der Bedingung sprechen, daß man darunter den lebenden Körper als das psychophysische Individuum verstehe[4]), insofern physische und psychische Vorgänge in dem Sinn zusammengehören, »daß das seelische Leben schlechthin einen Teil der Erscheinungen ausmacht, aus denen sich das zusammensetzt, was wir einen lebenden und zugleich fühlenden und empfindenden Körper nennen«[5]). Denn der Körper ist weiter nichts als das physische Individuum, dem niemals Fühlen und Empfinden in gleicher Weise neben den physiologischen Lebenserscheinungen zugeschrieben werden kann, wie »die Verbindung von geometrischer Form, Glanz und Lichtbrechung an einem Kristall«. Es hat ebensowenig Sinn, vom Körper zu behaupten, er sei lustig, traurig oder (im strengen

1) Logik. Bd. 1. S. 545.

2) a. a. O. S. 529, 537 ff.

3) System. S. 291 (277).

4) Logik. Bd. 1. S. 540. Bd. 2. II. Teil. S. 249. Uber psychische Kausalität usw. Philos. Studien. Bd. 10. S. 77.

5) Physiol. Psychol. Bd. 3. S. 762.

Sinn) tätig, wie etwa von dem Ich, es habe eine Temperatur von 37° C oder ein Gewicht von 80 kg, da unter dem Körper eben ausschließlich ein Substrat empfindungsmäßig gegebener, unter dem Ich das Substrat gefühlsmäßig gegebener oder begrifflich postulierter Elemente zu verstehen ist. Es kann also auch nicht davon die Rede sein, daß wir »dort den lebenden Körper vom Standpunkt unmittelbarer innerer Wahrnehmung, hier aber von dem der äußeren Naturbeobachtung aus betrachten«[1]. Unser Körper ist uns nie anders denn als Objekt der äußeren Naturbetrachtung gegeben. Nun kann man ja allerdings der Ansicht zuneigen, daß die Substanz sich in einer doppelten Erscheinungsweise objektiviere, in der äußeren Wahrnehmung als Körper, in der inneren Wahrnehmung hingegen als Geist, und es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn das Substrat sowohl der inneren als auch der äußeren Wahrnehmung als das »psychophysische Individuum bezeichnet werden soll. Nur muß festgehalten werden, daß dieses psychophysische Individuum dann eben eine Vereinigung von Körper und Seele darstellt und daher nicht mit dem »lebenden Organismus« schlechthin identifiziert werden darf.

2) Münsterberg.

Hatte sich aus den vorhergehenden Betrachtungen der Satz ergeben, daß der Begriff des Ich, wenn anders man auf seine metaphysische Bestimmung verzichte, nur zwei prinzipiell verschiedene Deutungen zulasse, nämlich entweder im erkenntnistheoretischen Sinn als das allem Inhalt des Bewußtseins gegenüberstehende Subjekt oder in empiristischem Sinn als ein bestimmter Komplex von Inhalten, so ist die eigentümliche Stellung, die Münsterberg dem Ichproblem gegenüber einnimmt, gerade dahin begründet, daß er jene Disjunktion als eine ungenügende bezeichnet und neben das »vorgefundene empirische Ich« und das »Ich des reinen Bewußtseins« noch das »wollende Ich« gestellt wissen will[2].

---

1) System. S. 389. In der 3. Aufl. findet sich bereits eine Korrektur dieser Ungenauigkeit. Es heißt daselbst S. 378: » . . . dort vom Standpunkte unmittelbarer subjektiver Erfahrung aus betrachten, was uns hier von dem der äußeren Naturbeobachtung aus gegeben ist.«

2) Grundzüge der Psychologie. Leipzig 1900. S. 25.

Da nun Münsterberg erst in dieser Bedeutung das Wesen des Ichbegriffes erschöpfen zu können vermeint, so läßt sich daraus ohne weiteres die Berechtigung ableiten, ihn als einen Vertreter des voluntaristischen Standpunktes zu betrachten. Nicht so einfach jedoch ist die Frage zu entscheiden, ob Münsterbergs Auffassung auch als eine empiristische anzusprechen sei, denn es ist klar, daß die von ihm aufgestellte dreigliedrige Disjunktion nur dann im Gegensatz zu der zuvor angeführten zweigliedrigen stehen kann, wenn der Wille, oder deutlicher gesagt, die einzelnen Willensakte nicht als Bewußtseinsinhalte betrachtet werden. Wollte man sich zu dieser Konsequenz nicht entschließen, dann läge natürlich nicht die geringste Notwendigkeit vor, das »wollende« dem »vorgefundenen empirischen Ich« oder dem »Ich des reinen Bewußtseins« anders denn als Teil dem Ganzen gegenüberzustellen; das wollende Subjekt wäre vielmehr entweder mit dem »reinen« Subjekt identisch, soweit es die Willensakte in seinem Bewußtsein vorfände, oder aber mit einem bestimmten Teilkomplex des Bewußtseins, eben der Gesamtheit der Willensakte.

Insofern daher Münsterberg die Willensakte nicht in demselben Sinn als »Objekte« oder »Inhalte« des Bewußtseins gelten lassen will wie die übrigen »vorgefundenen« Inhalte, ihre psychologische Beschreibung und Analyse vielmehr als unmöglich bezeichnet, erscheint seine Auffassung als eine der empiristischen durchaus entgegengesetzte. Insofern aber nach seiner Ansicht die Willensakte auch nicht als metaphysische Tätigkeiten eines Dinges an sich, ebensowenig als psychophysische Prozesse der Bewegung, sondern lediglich als »Stellungnahme der einheitlichen geschichtlichen Persönlichkeit[1])« betrachtet werden sollen, und insofern er diese Akte der »Stellungnahme« in Sätzen wie: »Ich fühle als mein Ich meine Art der Betätigung, die ich erlebe, indem ich Stellung nehme«[2]) und »in aller ursprünglichen Wirklichkeit erlebe ich Selbststellungen gegenüber Objekten«[3]) ausdrücklich als Erlebnisse bezeichnet, greift er doch wieder in empiristischem Sinn auf unmittelbar gegebene psychische Phänomene

1) a. a. O. S. 14.
2) a. a. O. S. 24.
3) a. a. O. S. 50.

zurück, nur daß seine Auffassung durch die ausdrückliche Gegenüberstellung von »Erlebnissen« und »Bewußtseinsinhalten« ihre besondere Eigenart erhält[1]). Zunächst erfordert nun allerdings der Sinn, in dem diese Gegenüberstellung gemeint sein soll, eine weitere Aufklärung.

Denn wenn Münsterberg behauptet: »Daß ich in meinem Willen etwas erlebe, das von jedem vorgefundenen Erfahrungsinhalt prinzipiell verschieden ist, das ist die sicherste und unmittelbarste Gewißheit«[2]), so ist der Ausdruck »prinzipiell« in dieser Verbindung natürlich ein vieldeutiger. Es kann gewiß nicht genug hervorgehoben werden, daß die Erlebnisse des Wollens qualitativ durchaus von den Erlebnissen der Sinneseindrücke verschieden sind und eine phänomenologische Zurückführung der einen auf die anderen durchaus unmöglich ist. In diesem Sinn mag man also vielleicht auch den Ausdruck des »Vorfindens« für die Empfindungsinhalte, den Ausdruck des »Erlebens« für die Willensakte vorbehalten. Wenn aber Münsterberg die Eigenart der Willenserlebnisse nicht auf ihre Qualität, sondern auf die von den übrigen Bewußtseinsinhalten verschiedene Art ihres Gegebenseins zurückführt, die Tathandlung oder Selbstsetzung des Ich somit ganz ähnlich wie Fichte zum Gegenstand einer eigentümlichen, vom Vorfinden der übrigen Bewußtseinsinhalte verschiedenen Anschauung macht[3]), indem er eine Verständigung mit demjenigen für grundsätzlich ausgeschlossen erklärt, der behauptet, »daß er seinen Willen ursprünglich in derselben Art erlebt, wie er der Willensobjekte« (d. h. der Vorstellungen), »bewußt ist«[4]), so rühren wir damit an die jeder Auseinandersetzung mit der Aktpsychologie notwendig zugrunde liegende Tatsachenfrage, ob neben den Bewußtseinsinhalten auch Erlebnisse innerhalb des Bewußtseins vorkommen, die sich von den übrigen anders als bloß qualitativ unterscheiden. Eine zweite Frage wird dann sein, ob, welche Eigenart immer einem

1) Vgl. die ähnliche Gegenüberstellung von »Akten« und »Phänomenen« des Bewußtseins bei Ferri, La coscienza [filos. delle sc. ital. Bd. 11 (1875), Bd. 13 und 14 (1876)], L'io e la coscienza di sè [daselbst Bd. 16 (1877)].

2) a. a. O. S. 51.

3) Vgl. zu dieser Frage z. B. auch Weininger, Geschlecht und Charakter, 10. Aufl., Wien 1908, S. 215 f. der sich geradezu auf die intellektuelle Anschauung beruft.

4) a. a. O. S. 51.

Erlebnis zugestanden werden mag, ihm als solchem eine Sonderstellung in seinem Verhältnis zu dem erlebenden Subjekt eingeräumt werden dürfe.

Zunächst wird also zu untersuchen sein, worin Münsterberg jenen fundamentalen Unterschied zwischen »Vorstellungen« und »Selbststellungen« finden zu können vermeint. Die prinzipielle Bedeutung, welche dieser Untersuchung zukommt, muß ihre Langwierigkeit und die erforderte Abschweifung vom eigentlichen Thema rechtfertigen.

Münsterberg stellt die Willensakte und die Vorstellungsinhalte einander in der Weise gegenüber, daß er behauptet, jene könnten nur erlebt und teleologisch verstanden, diese aber nur beschrieben und kausal erklärt werden.

Was zunächst den ersten Unterschied betrifft, daß also als vorgefundene Objekte nur solche gelten können, die beschreibbar seien, so läßt sich dessen Begründung in der Art, wie sie Münsterberg gibt, kaum anders denn als eine petitio principii bezeichnen. »Beschreibung«, so heißt es, »setzt stets ein Objekt voraus, dessen Beschaffenheiten bestimmbar sind, und bestimmbar ist nur, was in sich bestimmt ist, was also nicht vom Subjekt abhängig ist«[1]). Hier ist zunächst der Begriff der »Abhängigkeit vom Subjekt« näher zu präzisieren. Münsterberg hebt es gelegentlich besonders hervor, daß er mit der schiefen Auffassung, als ob das Wesen des Psychischen in seiner Abhängigkeit vom Subjekt bestünde, endlich aufgeräumt habe. Zwar seien alle psychischen Objekte insofern vom erfahrenden Subjekt abhängig, als kein Objekt anders als in dieser Beziehung zum erfahrenden Subjekt stehend gedacht werden könne. Aber dieses »erfahrende« Ich sei nur eine Abstraktion von dem realen wollenden Ich, so daß die Abhängigkeit vom erfahrenden Subjekt gerade die Unabhängigkeit vom »realen« Subjekt bedeute[2]). Denn als schlechthin »vorgefunden« können Objekte eben nur insofern gelten, als von ihrer Bewertung abgesehen werde, da schlichtes Vorfinden und Bewerten einander gegenseitig ausschließen. Insofern daher ein psychisches Objekt als »vorgefunden« erscheine, erscheine es zugleich als unbewertet, somit als vom Willen des Subjektes unabhängig.

1) a. a. O. S. 31.
2) a. a. O. S. 56 ff.

Diese Darstellung mag an sich richtig sein, nur scheint es bedenklich, den ihr zugrunde liegenden Tatbestand als »Unabhängigkeit der vorgefundenen Objekte vom Subjekt« zu bezeichnen, da diese Bezeichnung das zu Beweisende bereits voraussetzt, wenn sie nur diejenigen psychischen Daten, auf die sich möglicherweise eine Bewertung richten kann, und nur insofern, als von dieser Bewertung abstrahiert wird, als vorgefundene Objekte gelten läßt, den Bewertungsakten selbst aber lediglich auf Grund der Einschränkung des Begriffs der Objekte auf die Vorstellungen den Charakter des »Vorgefundenseins« abspricht. Wenn nämlich aus dieser willkürlichen Anwendung des Begriffes »Vorfinden« geschlossen wird, der Begriff der seienden Objekte decke sich mit dem Begriff des »Vorgefundenen«, also mit dem Begriff der als Vorstellungen zu bezeichnenden Bewußtseinsinhalte oder der »Objekte, insofern sie von der Aktualität des stellungnehmenden Subjektes losgelöst gedacht werden«, und daraus abgeleitet wird, daß, da als Objekte nur die »Vorstellungen« zu bezeichnen seien, die »Selbststellungen« in keiner Weise jemals Objekt werden könnten[1]), so darf diese Dialektik nicht unwidersprochen bleiben. Soll nämlich damit nur gemeint sein, daß die »Ichfunktion« nicht »im Sinne der Wahrnehmung« vorgefunden sei, so ist die ganze Deduktion eine Tautologie. Wendet man eben den Ausdruck »im Sinne der Wahrnehmung Vorfinden« nur auf das Vorfinden der »Vorstellungen« an, so ist klar, daß, wenn Vorstellungen und Selbststellungen in irgendeiner Hinsicht verschiedenartige Erlebnisse sind, nicht behauptet werden kann, man finde eine Vorstellung vor, wenn man in Wirklichkeit eine Selbststellung vorfindet. Soll aber damit behauptet werden — und das ist die Konsequenz, auf welche Münsterberg zusteuert —, die Willensakte selbst könnten nicht Objekte oder Bewußtseinsinhalte sein, weil als solche nur die Vorstellungen zugelassen werden dürften, so muß demgegenüber betont werden, daß diese Einschränkung des Begriffes der psychischen Objekte auf die Vorstellungen eine aus dem willkürlich definierten Begriff des Vorfindens abgeleitete petitio principii ist, daß dann aber auch der Begriff des »Erlebens« der Willensakte überhaupt seinen Sinn verliert. Bewußtseinsobjekte sind vielmehr Vorstellungen und Willensakte in gleicher Weise, und die Be-

1) a. a. O. S. 93.

wertung eines Objektes hebt seinen Charakter als vorgefundenes Objekt nicht auf, wie Münsterberg zu meinen scheint, sondern ist nur ein in dem Vorfinden dieses Objektes durchaus fundierter Akt. Sobald dieser fundierte Akt fortfällt, wird damit das Objekt allerdings reines Objekt des Vorfindens. Daß aber dieses Objekt des Vorfindens das einzig mögliche Objekt sei, daß also das Wesen des Objektiven überhaupt in der Unabhängigkeit vom wollenden Subjekt bestehe, setzt eben wieder voraus, was es beweisen wollte, daß nämlich die Willensakte selbst nicht vorgefunden seien.

Auch die Darstellung der »Unabhängigkeit vom Subjekt« als Voraussetzung der »inneren Bestimmbarkeit« erscheint nicht ganz zutreffend, da es doch nicht wohl die Meinung Münsterbergs sein kann, daß ein Objekt durch einen darauf gerichteten Willensakt in seiner Bestimmtheit irgendwie verändert werde.

Die innere Bestimmbarkeit ihrerseits hingegen als Voraussetzung der Beschreibbarkeit eines Objektes hinzustellen, entbehrt nicht der Berechtigung, nur scheint sich daraus keinerlei Unterscheidung der Vorstellungen und Willensakte bezüglich ihres Vorgefundenseins ableiten zu lassen. Denn zunächst besagt die Tatsache, daß nur in sich bestimmbare Objekte beschreibbar seien, keineswegs, daß alle in sich bestimmbaren Objekte beschreibbar seien; es könnte vielmehr sehr wohl möglich sein, daß ein Inhalt als dieser bestimmte vorgefunden, nicht aber als solcher beschrieben werden könnte. Dann wären aber eben damit die Voraussetzungen aufgehoben, auf Grund derer allein die Beschreibbarkeit ein Kriterium für die »Vorfindbarkeit« eines bestimmten Objektes bilden könnte. Soll dieser Fall nicht eintreten, dann müssen vielmehr die Begriffe der Beschreibbarkeit und der Bestimmbarkeit im Verhältnis der Äquipollenz stehen, man müßte also behaupten, daß, wenn ein Objekt überhaupt bestimmbar sein solle, diese Bestimmtheit auch in irgendeiner Form durch Beschreibung fixierbar sein müsse. Aus dieser Voraussetzung aber scheint sich, falls die Prämissen richtig sind, mit Notwendigkeit zu ergeben, daß auch die Willensakte beschreibbar sein müssen. Denn wenn zugegeben ist, daß die Willensakte überhaupt erlebt sind, so muß doch offenbar auch zugestanden werden, daß diese Erlebnisse eine gewisse Bestimmtheit besitzen. Erlebe ich nämlich in einem Willensakte nicht ein ganz bestimmtes Erlebnis, so erlebe ich offenbar überhaupt nichts.

Wenn aber die Bestimmtheit die einzige Voraussetzung der Beschreibbarkeit sein soll, dann muß ein Willensakt, der eben nur als dieser bestimmte Willensakt erlebt werden kann, eben damit dieser Bedingung Genüge leisten. Daraus ergäbe sich aber wiederum die Gegenstandslosigkeit der von Münsterberg zwischen dem »Erleben« der Willensakte und dem »beschreibbaren Vorfinden« der äußeren Objekte aufgestellten Unterscheidung. Wenn, was in sich bestimmt ist, damit eo ipso beschreibbar ist, dann muß jedes Erlebnis beschreibbar sein, denn ein in sich unbestimmtes Erlebnis in dem Sinn, daß es eben nicht dieses inhaltlich bestimmte Erlebnis wäre, gibt es nicht. Zwischen »Erleben« und »Vorfinden« kann dann also bezüglich der Bestimmtheit des Inhaltes gar kein Gegensatz vorhanden sein.

Aber wie es scheint, läßt sich auch der Unterschied, den Münsterberg zwischen jenen beiden Gruppen von psychischen Phänomenen bezüglich ihrer Beschreibbarkeit aufstellt, nicht aufrecht erhalten, sei es, daß man unter Beschreibung die Zerlegung eines Komplexes in seine Bestandteile, sei es, daß man darunter die Mitteilung dieser Bestandteile versteht.

In jener Bedeutung muß nämlich eine Beschreibung von Willensakten überall da vorliegen, wo es gelingt, einen relativ komplexeren Zusammenhang von Willenserlebnissen in relativ einfachere Elemente aufzulösen. Daß eine derartige Analyse, obzwar sie den Zwecken des praktischen Lebens im allgemeinen fernliegt, unter den entsprechenden Bedingungen möglich ist, dafür legt die Tatsache Zeugnis ab, daß es so etwas wie eine Willenspsychologie überhaupt gibt, die nicht nur gewisse Grundgesetze der psychischen Tätigkeit festzustellen vermocht hat, sondern namentlich in der modernen Literatur für die Zerfaserung verworrener Seelenzustände, die Rückverfolgung eines zunächst ganz chaotischen Gefühlskomplexes bis in seine feinsten und elementarsten Komponenten geradezu typische Musterbeispiele zu bieten imstande ist. Münsterberg scheint zwar gelegentlich bestreiten zu wollen, daß in solchen Fällen wirklich eine psychologische Analyse vorliege: es »verhalten sich diese« (nämlich aus der Analyse eines Affektes hervorgehenden) »Einzelbegriffe nicht so, daß jeder einzelne sich auf einen einzelnen Teil des Bewußtseinsinhaltes bezieht und so das Ganze synthetisch konstruiert wird, sondern jeder neue Begriff bringt das Ganze unter einen

neuen Gesichtspunkt[1]. ... Statt der Beschreibung erhalten wir eine Bestimmung, die für das Ganze als Ganzes gültig ist und daher statt der Aufzählung meist Andeutungen von suggestiver Kraft vorziehen wird[2]«. Nun ist es gewiß richtig, daß die Analyse von Willenserlebnissen keine so einfachen letzten Elemente liefern kann, wie die Empfindungsanalyse, da jeder Willensakt eben an sich ein Vorgang und kein relativ konstantes Datum ist wie die einfache Empfindung. Auch ist es richtig, daß sich ein Gefühlskomplex nicht restlos in eine Summe von Elementen zerlegen oder durch Zusammenfassung dieser Elemente zusammensetzen läßt. Aber diese Tatsache, nämlich das Auftreten der sogenannten Gestaltqualitäten, findet sich keineswegs auf das Gebiet der Willensakte beschränkt. Wenn Münsterberg daher beim Auftreten von Gestaltqualitäten im Gebiet der Gegenstandwahrnehmung fordert, daß diese Gestaltqualitäten, ja überhaupt alle komplexen Wahrnehmungen nur durch die Einschiebung von »Halbvorstellungen und Teilvorstellungen« zustande kommen sollen, somit »nichts vorliegt, das nicht selbst wieder nach Art von Gegenstandseindrücken prinzipiell bestimmbar sein kann[3]«, so muß ebenso gefordert werden, daß auch auf dem Gebiete der Willensakte die elementaren Willensbeziehungen, die bei der gröberen Analyse der Gefühlszustände verloren gehen, ihrerseits durchaus den Charakter von Willensakten tragen, daß somit, wie Münsterberg auch gelegentlich zugibt, die psychologische Analyse der Gemütsbewegungen ebenfalls imstande ist, »das unübersehbar Komplizierte in verhältnismäßig bekanntere Bestandteile aufzulösen[4]«, und damit auf den Namen einer Beschreibung Anspruch erheben kann.

Aber der Begriff der Beschreibung geht nicht in dem der Analyse eines komplexen Zusammenhanges auf. »Beschreibung ist niemals nur Erkenntnis der Bestandteile, sondern stets Mitteilung dieser Bestandteile; sie ist eine Aufforderung an andere, das Objekt in bestimmter Weise vorzustellen[5]«. Und nun ist zu beachten: »Zerlege ich die Freude in die mir unterscheidbaren Elemente, so ist auch jedes dieser Elemente in seiner Existenz

---

1) a. a. O. S. 307.
2) a. a. O. S. 335.
3) a. a. O. S. 339.
4) a. a. O. S. 335.
5) a. a. O. S. 300.

an mein Bewußtseinsubjekt gebunden, und keiner der Begriffe, die ich zu ihrer Beschreibung verwenden möchte . . . ist aus Inhalten abstrahiert, die ich jemals mit anderen Personen teilen, vergleichen, kontrollieren, identifizieren konnte . . . kurz, wie ich mich wende, mein psychologisches Objekt kann seinem Inhalt nach nicht beschrieben werden, und ob mein Nachbar nicht Freude gerade das Gefühl nennt, das ich Zorn nenne, oder als Rot-Empfindung das auffaßt, was ich Veilchenduft oder Zahnschmerz nenne, das läßt sich durch eine direkte Inhaltsbeschreibung nie ermitteln . . . Das Psychische ist das notwendig Unmitteilbare: eine direkte Beschreibung des Psychischen ist also unmöglich«[1]).

Damit ist nun wieder ein neues Kriterium für das Objekt-sein eingeführt: die Mitteilbarkeit. Aber wenn von diesem Kriterium das Objekt-sein eines bestimmten Vorkommnisses abhängen soll, dann ergäbe sich aus Münsterbergs eigenen Worten, daß die Gesamtheit aller psychischen Erlebnisse überhaupt nicht Objekt sein könnte; denn lediglich unter der Voraussetzung, daß der Bewußtseinsinhalt nur einem Subjekt erfahrbar ist, daß also eine »Mitteilung«, ein Austausch von Erlebnissen zwischen verschiedenen Subjekten ausgeschlossen ist, erhält der Begriff des Bewußtseinsinhaltes überhaupt erst den hier verwendeten Sinn[2]). Dann aber darf unter »Beschreibung« tatsächlich nichts anderes mehr verstanden werden, als die Analyse eines Komplexes, da die direkte Mitteilung eines einzelnen Elementes unmöglich ist und diese Unmöglichkeit sich nicht nur auf Willensakte, sondern ebenso auf die einzelnen Empfindungen der verschiedenen Sinne erstreckt, wie ja bereits Locke darauf aufmerksam macht, daß man jemandem, der nie in seinem Leben eine Ananas gegessen habe, den Geschmack dieser Frucht unmöglich »beschreiben« oder »mitteilen« könne. Nun sucht Münsterberg der Konsequenz, auch die psychischen Objekte nicht als Objekte betrachten zu dürfen, in der Weise zu entgehen, daß er die Unmöglichkeit der Beschreibung des Psychischen nur für eine »direkte«, nicht aber für eine »indirekte« Beschreibung gelten lassen will. »Was sich nicht direkt fixieren und mitteilen läßt, wird indirekt festgehalten und indirekt im Anderen erweckt[3])«, und zwar geschieht »die

1) a. a. O. S. 303.
2) a. a. O. S. 72.
3) a. a. O. S. 303.

beschreibende Mitteilung eines psychischen Wahrnehmungselementes vermöge der Feststellung desjenigen Dingfaktors, welchen jenes Element ,meint'«[1]), also vermöge des ursprünglichen Erkenntniszusammenhanges zwischen dem Inhalt und dem durch ihn repräsentierten Gegenstandsfaktor, ein Zusammenhang, den Münsterberg auch als den »noëtischen« bezeichnet.

Damit ist nun zweifellos ein wichtiger und anscheinend tatsächlich fundamentaler Unterschied jener beiden Gebiete von Bewußtseinsinhalten aufgedeckt. Die Empfindungselemente meinen oder repräsentieren irgendeinen »Faktor« an dem realen Gegenstand, der Gegenstand »ist« gelb, schwer, duftend usw., aber den Inhalt meiner Willensregungen kann ich dem Gegenstand nicht als Prädikat beilegen. Wohl kann ich auch von einem Gegenstand behaupten, er sei furchtbar, lustbringend, bedrückend usw., aber diese sekundären Prädikationen unterscheiden sich von jenen primären ebenso wie die ihnen entsprechenden Bewußtseinsinhalte, d. h. eine sekundäre Prädikation ist erst auf dem Fundament einer primären möglich, ebenso wie der Willensakt eine ihn fundierende Gegenstandsvorstellung voraussetzt, auf die sich eben seine »Bewertung« richtet. Dieser Unterschied nun soll gewiß nicht geleugnet werden, nur scheint er nicht geeignet zu sein, um darauf eine Unterscheidung jener beiden Gruppen von Erlebnissen bezüglich ihrer Mitteilbarkeit zu begründen.

Die Mitteilung eines bestimmten Inhaltes ist ja nach Münsterbergs eigenen Worten eine Aufforderung, ihn zu erleben. Sollte nun durch jene noëtische Beziehung die Mitteilbarkeit eines »Vorstellungsinhaltes« gewährleistet sein, so müßte ich offenbar auf Grund dieser Beziehung imstande sein, meinen eigenen Bewußtseinsinhalt im anderen zu erwecken, diese Bewußtseinsinhalte müßten also für den Mitteilenden wie für den Empfänger »überindividuelle und somit im Verkehr vergleichbare Anschauungselemente«[2]) sein. Diese Voraussetzung trifft nun aber natürlich — wie auch Münsterberg zugegeben hatte — nicht zu. Meine Anschauungselemente sind vielmehr mit denen meines Nachbars prinzipiell unvergleichbar. Daß beide Bewußtseinsinhalte sich auf denselben realen Gegenstand beziehen, ist ja gewiß die Voraus-

1) a. a. O. S. 309.
2) a. a. O. S. 302.

setzung, unter der allein wir überhaupt von einer realen Welt der Gegenstände reden können. Aber durch diese geistige Triangulation, welche mich den Bewußtseinsinhalt meines Nachbars als denjenigen erkennen läßt, der auf denselben Gegenstand gerichtet ist oder denselben »Dingfaktor meint«, wie mein eigener Bewußtseinsinhalt, ist mir jener Bewußtseinsinhalt selbst keineswegs bekannt geworden. Wenn Mitteilung eine Aufforderung zum Erleben sein soll, dann steht fest, daß ich durch die Angabe der noëtischen Beziehung eines Bewußtseinsinhaltes zu dem Gegenstand, den er repräsentiert, z. B. also eines bestimmten Geschmackes als desjenigen der Ananas oder einer bestimmten Farbe als derjenigen der Orange, diesen Bewußtseinsinhalt jemandem, der eine Ananas nicht geschmeckt oder eine Orange nicht gesehen hat, unmöglich mitteilen kann. Die Feststellung der noëtischen Beziehung ist also an sich jedenfalls keine Mitteilung. Ich kann vielmehr nur irgendwelche äußeren Veranstaltungen treffen — in diesem Falle den Gegenstand in den Bereich der Sinnesorgane meines Nachbars bringen —, auf Grund welcher ich annehme, daß im Bewußtsein meines Nachbars eine denselben Gegenstand »meinende« Empfindung auftreten wird. Nun aber kann ich mit Hilfe äußerer Veranstaltungen in derselben Weise jemanden ein bestimmtes Gefühl, eine bestimmte Bewertung erleben lassen. Natürlich sind auch hier zwei Unterschiede gegenüber der »Mitteilung« von Empfindungen zu berücksichtigen. Zunächst, daß das Erleben einer Bewertung nicht auf gleicher Linie mit dem Vorfinden des zu bewertenden Objektes steht, daß jenes Erlebnis vielmehr in diesem Vorfinden durchaus fundiert ist, daß ich also auf einen Willensakt nicht einfach hinweisen kann, wie auf ein im Raum lokalisiertes Wahrnehmungselement. Sodann aber, daß die Fundierung einer bestimmten Bewertung in einem gewissen Tatsachenmaterial bereits einer oberflächlichen Reflexion als eine weniger eindeutige erscheint, denn die Beziehung eines Inhaltes zu einem Gegenstand, wofür z. B. die Geschichte vom Mann, der das Gruseln lernen wollte, ganz ergötzliche Belege gibt. Aber dieser Umstand beruht eben darauf, daß, wie Münsterberg selbst hervorhebt, die Mitmenschen im Verkehr miteinander zunächst nicht als vorfindende, sondern als wollende Subjekte in Betracht kommen, daß die Annahme qualitativ gleicher Bewußtseinsinhalte bei verschiedenen Mitmenschen somit aus

ihrer gleichartigen Reaktion auf dieselben Eindrücke ohne weiteres erschlossen wird, daß aber, da sich auf dieselben äußeren Eindrücke bei verschiedenen Individuen zum Teil ganz verschiedenartige Reaktionen finden, die Verschiedenheit der Reaktion durch eine Verschiedenheit der Gefühlsbetonungen jener Eindrücke erklärt werden muß. Diese »natürliche Theorie« der psychischen Dispositionen, welche die Gefühlsbetonungen oder Willensregungen durch den Charakter oder die gemütliche Anlage mitbestimmt sein läßt, darf aber einer tieferen Reflexion gegenüber nicht auf die Bewertungen allein beschränkt bleiben, es ist vielmehr die Einsicht erforderlich, daß, wie die Bewertung vom Charakter, so auch das bloße Vorfinden der Eindrücke von einem subjektiven Faktor abhängig ist, den man recht wohl, ohne damit irgendwie auf physiologisches Gebiet überzugreifen, in rein psychologischem Sinn als »spezifische Sinnesenergie« bezeichnen kann, daß also die »Werte« eines bestimmten Gegenstandes ebensosehr oder ebensowenig gegenständlich fundiert sind, wie seine »Eigenschaften« oder »Elemente«. Daß etwa der schreckenerregende Charakter eines Geräusches nicht auf derselben Stufe der Gegenständlichkeit steht wie seine Intensität, wurde bereits angemerkt, d. h. ein Gegenstand muß zunächst überhaupt als mit gewissen »äußeren« Eigenschaften behaftet vorgefunden sein, damit sich auf dieses Erlebnis das Erlebnis einer bestimmten Bewertung aufbauen könne; nichtsdestoweniger haben beide Erlebnisse eine eindeutige Beziehung zu dem ihnen zugrundeliegend gedachten Gegenstand, und der Unterschied, der darin liegt, daß in den Empfindungserlebnissen primäre Eigenschaften des Gegenstandes gemeint sind, das Erlebnis der Bewertung aber eine solche unmittelbare Beziehung auf den Gegenstand nicht aufweist, scheint zwischen diesen beiden Gruppen von Erlebnissen bezüglich ihrer Mitteilbarkeit keinen Unterschied zu begründen. Eine andere »Mitteilung« als durch die Herstellung bestimmter äußerer Umstände, auf Grund derer das Erlebnis eintreten wird, ist in beiden Fällen ausgeschlossen. Wenn ich nun aber die Überzeugung habe, daß das eine Erlebnis, welches auf Grund jener Herstellung bei dem Mitmenschen eintritt, ihm denselben auch von mir wahrgenommenen Gegenstand repräsentiere, den auch ich wahrnehme, das andere Erlebnis jedoch einer solchen unmittelbaren Beziehung auf den Gegenstand entbehre, so gibt mir im ersten Fall jene Überzeugung

ebensowenig davon Kunde, ob jenes Erlebnis zu dem meinen im Verhältnis der Gleichheit oder Ungleichheit steht, wie im zweiten Fall das Fehlen jener direkten Beziehung, falls die erwartete Reaktion bei dem Mitmenschen eingetreten ist, mir im praktischen Leben Anlaß zum Zweifel gibt, ob jenes Erlebnis des Mitmenschen denn auch wirklich dem meinen entsprechen möge[1]).

Damit finden denn auch zwei weitere Aufstellungen Münsterbergs ihre Erledigung. Wenn bezüglich der Mitteilbarkeit zwischen den Willensregungen und den Vorstellungsinhalten kein prinzipieller Gegensatz besteht, dann fehlt jedes Motiv, um eine »Substitution« zu suchen, in welcher allein die Willensakte beschreibbar werden sollen, und welche nach Münsterberg in der »empirischen Auflösung des Willens in Elemente möglicher Vorstellungen«[2]), und zwar in bestimmte Bewegungsempfindungen, besteht. Schon der ganze Gedanke dieser Substitution ist in sich durchaus unklar. Er soll nämlich nicht besagen, daß »etwa der Wille oder die Gemütsbewegung selbst eine Vorstellung sei, sondern nur, daß die in ihnen enthaltenen Elemente auch als Vorstellungselemente vorkommen können«[3]). Diese Antithese erscheint ziemlich schwer verständlich. Sollen die »Elemente«, welche das Erlebnis des Willensaktes, und diejenigen, welche das Vorfinden einer Bewegung konstituieren, identisch sein, dann könnte doch offenbar der Unterschied beider Arten von Erlebnissen nur in der Art der Verbindung ihrer Elemente gesucht werden; daß dies tatsächlich eine ganz unzutreffende Konstruktion wäre, lehrt die einfachste psychologische Reflexion. Wenn es aber die Verschiedenheit der Verbindung nicht sein kann, durch welche sich zwei aus den gleichen Elementen gebildete Komplexe unterscheiden sollen, welche Unterschiedsmöglichkeit bleibt da noch übrig? Dann ist eben entweder der Wille und die entsprechende Bewegungsempfindung, mag sie auch eine noch so subtile der Kopfmuskulatur sein, identisch, oder Wille und Bewegungsempfindung sind zwei auch in ihren Elementen durchaus

1) Im übrigen gibt Münsterberg gelegentlich selbst zu, daß eine »Mitteilung« der Gemütsbewegungen möglich sei, doch soll eine derartige Mitteilung, da der Begriffe und Gesetze entbehrend, keine Beschreibung sein (a. a. O. S. 36). Dann ist aber allerdings die Grundvoraussetzung der ganzen Argumentation aufgegeben.

2) a. a. O. S. 352.

3) a. a. O. S. 310.

verschiedenartige Erlebnisse. So verhält sich die Sache denn auch wirklich, und gerade Münsterberg wird nicht müde, die Verschiedenheit dieser Erlebnisse immer aufs neue zu betonen. Was hat es dann aber für einen Sinn, das eine Erlebnis durch das andere »substituieren« zu wollen? Zu behaupten, der Wille sei überhaupt nicht vorfindbar, mag ja noch einen Sinn haben, wenn der Wille dadurch auch zu einem ganz eigenartigen Mysterium gemacht wird. Aber zu behaupten, der Wille sei als Vorstellung vorfindbar, erscheint als eine durchaus unverständliche Zumutung. Wenn vorfindbar eben nur Vorstellungselemente sind, wenn also das »Vorfinden« mit dem Erleben von Vorstellungselementen identisch ist, dann ist es sinnlos, zu behaupten, der Wille werde vorgefunden, d. h. das als Wille Erlebte werde als Vorstellung erlebt. Wie Münsterberg das zugeben und zugleich behaupten kann, die einzige psychologische Aufgabe der Willensanalyse bestehe darin, »die Willenselemente vollständig in den ... bekannten Vorstellungselementen wiederzufinden«[1]), erscheint demgegenüber, wie gesagt, durchaus unverständlich. Das Motiv allerdings, das ihn zu jener widerspruchsvollen Behauptung veranlaßt, dürfte nicht allzuschwer zu entdecken sein. Die Behauptung, die Willenserlebnisse seien nicht vorgefunden, widerspricht offenbar, wie Münsterberg zugibt, dem naivsten Bewußtsein. Nun soll diesem naiven Bewußtsein dadurch Rechnung getragen werden, daß zugestanden wird, der Wille sei tatsächlich »vorgefunden«, der Theorie aber dadurch, daß behauptet wird, dasjenige, was da vorgefunden werde, sei doch nicht der eigentliche Wille. Auf diese Weise kommt es dann zur Konstruktion eines psychologischen Willens, der nicht will[2]), ein Wort, das zwar sehr geeignet ist, das mysteriöse Halbdunkel, in welches Münsterberg das Erlebnis des Willensaktes rückt, zu vertiefen, das aber zur Klärung des Begriffes eben nicht viel beitragen dürfte[3]).

Sodann verlangt es noch eine Erörterung, in welcher Weise

1) a. a. O. S. 352.

2) a. a. O. S. 332.

3) Der Vergleich dieses nicht wollenden Willens mit dem qualitätslosen Atom der Naturwissenschaft spricht nur gegen Münsterberg, da ein Atom, insofern es als ein prinzipiell erfahrbarer Gegenstand gedacht werden muß, auch für die Wahrnehmung mit Qualitäten begabt sein muß. Der Physiker postuliert also gar kein qualitätsloses Atom, nur läßt er die Qualitäten dieses Atoms vollständig außer Betracht.

denn das Korrelat zur Mitteilung der fremden Willensakte, ihre Kenntnisnahme durch ein anderes Subjekt zustande kommt. Diese Kenntnis fremder Willensakte ist nach Münsterberg eine durchaus unmittelbare. Für die einzelnen Individuen hat zu gelten, daß sie »einander nicht vorfinden, sondern anerkennen, und nicht erst durch physische Zwischenglieder voneinander wissen, sondern die fremde Aussage unmittelbar als Zumutung, als Urteil, als Subjektsakt erleben[1]. ... Nicht seine« (d. h. des Mitmenschen) »psychophysische Existenz, sondern seine bewertende und behauptende Wirklichkeit tritt primär an uns als aktuelle Subjekte heran ... Es ist ein logisch sekundärer Akt, daß ich das andere Subjekt auf Grund seiner individuellen Stellungnahme zu den räumlich-zeitlichen Objekten nun auf eine bestimmte räumlich-zeitliche Gestalt beziehe«[2].

Diese Behauptung des instinktiven Verstehens der fremden »Aussagen« läßt nun eine doppelte Deutung zu[3]. Zunächst ist ja ganz klar, daß ich, wenn ich eine fremde Aussage eben als Aussage betrachte, deren Sinn unmittelbar zu verstehen vermag. Aber es fragt sich weiterhin, ob das Verstehen des Sinnes einer Aussage tatsächlich ein durchaus selbständiges Erlebnis ist. Das ist es nun zweifellos nicht, und es bedarf ja wohl keines weiteren Wortes, daß ich die Aussage der Mitmenschen zunächst überhaupt rein sinnlich perzipieren, daß ich ein Wort hören oder eine Gebärde sehen muß, bevor ich ihren »Sinn« verstehen kann. Damit fällt also schon die eine Behauptung Münsterbergs, daß wir die fremden Willensäußerungen zunächst ihrem Sinne nach auffaßten und sie erst nachträglich als einen bestimmten physischen Vorgang zu erkennen vermöchten. Es bleibt also nur übrig, daß zwar zugestanden wird, der als »Aussage« bezeichnete Vorgang an einem bestimmten Organismus, den wir eben deshalb als einen beseelten betrachten, sei zwar ebenfalls ein primär Wahrgenommenes, der »Sinn« dieser Aussage aber ergebe sich nicht erst aus einer Analogie mit dem eigenen Erleben, sondern aus einer unmittelbaren, instinktiven »Einfühlung«,

1) a. a. O. S. 55.

2) a. a. O. S. 75.

3) Die Berechtigung, die »Ausdrucksbewegungen« überhaupt mit dem gleichen Namen, wie die durch Vermittlung »bedeutsamer« sprachlicher Symbole erfolgenden Aussagen zu bezeichnen, soll hier nicht näher erörtert werden. Vgl. dazu jedoch Husserl, Logische Untersuchungen. Bd. 2. S. 31.

ein Standpunkt, wie ihn etwa mit größter Entschiedenheit Lipps vertritt. Darnach müßte also unsere Kenntnis fremden Gefühlslebens eine instinktive und nicht eine erst im Laufe der Zeit erworbene sein. Gerade diese Folgerung aber scheint zu der Tatsache im offenbaren Widerspruch zu stehen, daß unsere Kenntnis fremden Gefühlslebens sich ganz langsam und allmählich entwickelt, nicht aber bereits instinktiv mit der Wahrnehmung der körperlichen Ausdrucksbewegungen gegeben ist. Allerdings ist es richtig, daß wir, wie Münsterberg hervorhebt, an den psychologischen Inhalten des Mitmenschen zunächst keinerlei Interesse haben[1]). Aber genau dasselbe gilt für seine Willenserlebnisse. Der Mitmensch kommt für uns zunächst und in mancher Beziehung das ganze Leben hindurch nicht als fühlendes und wollendes Wesen in Betracht, sondern gewissermaßen als ein physikalischer Apparat, eine »Maschine«, nach deren Wirkungsweisen wir unser eigenes Verhalten einzurichten suchen. Wir sind — wie es sich am Kind und am Tier deutlich beobachten läßt — weit davon entfernt, Handlungen des Zorns oder des Wohlwollens ursprünglich und instinktiv nach ihrem »Sinn« aufzufassen. Die Handlungen des Zorns sind uns zunächst nichts anderes als diejenigen, vor denen wir uns zu hüten haben, die des Wohlwollens solche, die wir uns gern gefallen lassen mögen und deshalb hervorzurufen trachten. Was aber dabei in dem anderen vorgeht, welche Willensregungen er dabei erlebt, das kümmert uns zunächst blutwenig. Erst wenn sich die früheste Regung ethischer Reflexion einstellt, beginnen wir die fremden Handlungen nicht mehr idiopathisch, sondern sympathisch zu bewerten. Erst dann suchen wir die Handlungen zu vermeiden, die den Zorn oder die Trauer des anderen erregen, weil wir wissen, wie es dabei in ihm aussieht, erst dann beginnen wir mit eigenen Handlungen dem Mitmenschen eine Freude machen, nicht mehr bloß ihn uns günstig stimmen zu wollen. Alles Verständnis der fremden Handlungen beruht somit durchaus auf dem Selbsterleben der betreffenden Gefühle, und erst auf Grund einer »Analogisierung« dieser eigenen Erlebnisse, auf Grund einer »Projektion« derselben in den Mitmenschen ist das Verständnis der fremden Handlungen möglich. Es kann also

1) a. a. O. S. 186.

nicht richtig sein, daß wir die fremden Willensakte instinktiv verstünden. Die »Einfühlung« ist nichts ursprünglich Gegebenes, sie ist vielmehr das Resultat eines langwierigen Lernprozesses, der nicht anders zustande kommend gedacht werden kann, als indem wir die Handlungen der Mitmenschen, die wir zunächst nur nach ihren Wirkungen für uns zu betrachten gewohnt waren, nunmehr in Analogie zu denjenigen unserer eigenen Handlungen setzen, in denen wir eine bestimmte Gemütsbewegung zum Ausdruck kommend erlebt haben.

Dasselbe Motiv nun, welches Münsterberg dazu verführt, das instinktive und ursprüngliche Bewerten der Handlungen des Nebenmenschen mit der »Einfühlung«, mit dem Nacherleben für gleichbedeutend zu halten, kommt auch zum Ausdruck in dem von ihm zuvor als zweiten angeführten Unterscheidungsmerkmal der Willensakte von den Vorstellungen[1]). Es unterliegt für Münsterberg keinem Zweifel, »daß, wenn diese psychischen Tätigkeiten als solche und nicht etwa als wahrnehmbare Körperzustände behandelt werden sollen, wir uns darauf beschränken müssen, sie zu verstehen und anzuerkennen, vielleicht auch zu würdigen; dagegen würde jeder Versuch, sie zu beschreiben und zu erklären, ihren Subjektscharakter aufheben und sie als vorgefundene Objekte behandeln«[2]). Neben einer beschreibenden und erklärenden Psychologie, für welche sich alle Willensakte in komplexe Körperempfindungen auflösen, gibt es noch eine andere Wissenschaft, die sich nur mit den Willensakten an sich beschäftigt »und diese nicht beschreibt und erklärt, sondern interpretiert und würdigt«[3]).

Diese Gegenüberstellung versucht Münsterberg folgendermaßen zu rechtfertigen: Jede Erklärung zielt auf die Auffindung eines Kausalzusammenhanges zwischen Objekten[4]). Nun sind aber Willensakte gar nicht Objekte, ein Zusammenhang von Willensakten daher kein Kausalzusammenhang, und somit kann eine Wissenschaft, die einen Zusammenhang von Willensakten aufzufinden sucht, nicht kausal erklären wollen[5]). Diese Begründung

1) Siehe oben S. 90.
2) a. a. O. S. 20.
3) a. a. O. S. 21.
4) a. a. O. S. 79.
5) a. a. O. S. 129.

beruht, wie leicht ersichtlich, auf der bereits früher aufgedeckten petitio principii, der zufolge Willensakte überhaupt nicht als Bewußtseinsobjekte gegeben sein sollen. Kann aber diese Grundvoraussetzung nicht zugestanden werden, dann ist es unrichtig, daß der Unterschied zwischen Kausalzusammenhängen und Zusammenhängen von Willensakten in den Elementen begründet liege. Nicht der Umstand also, daß in dem einen Fall Vorstellungen, in dem anderen Fall Willensakte vorhanden sind, kann das Auftreten eines Kausalzusammenhanges zur Folge haben, der Unterschied muß vielmehr in der Art der Zusammenfassung selbst liegen. Nun besteht ein solcher Unterschied zweifellos, wenngleich in ganz anderem Sinn, als Münsterberg meint. Nicht nur sind die »subjektiven Betrachtungsweisen« des teleologischen Verstehens, des Bewertens und des Miterlebens, die Münsterberg unbedenklich identifiziert, voneinander fundamental unterschieden, sondern es ist auch der Unterschied jeder dieser Betrachtungsweisen von der kausalen Erklärung durchaus nicht geeignet, die These Münsterbergs zu stützen, es gebe eine den Willensakten einzig angemessene »subjektive« Betrachtungsweise.

Was zunächst den Unterschied von teleologischer Erklärung, Bewertung und Einfühlung betrifft, so liegt es vor Augen, daß es sich um drei ganz verschiedene Probleme handelt, wenn ich nach dem Zweck einer Willenshandlung forsche, wenn ich sie auf ihren ethischen Wert prüfe, und wenn ich versuche, sie teilnehmend mitzuerleben. Diese Probleme mögen zueinander in verschiedenen Fundierungsverhältnissen stehen: das ändert jedenfalls nichts an ihrer prinzipiellen Verschiedenheit. Und wenn das »Verstehen und Würdigen« ganz allgemein als Aufgabe der »Geisteswissenschaften« bezeichnet wird, und zu diesen sowohl die Geschichte als auch die »normativen Disziplinen« gerechnet werden, so darf man demgegenüber doch wohl nicht vergessen, daß, wenn die Geschichte es auch mit der Einfühlung in die historischen Charaktere zu tun haben mag, jede Bewertung dieser Charaktere und ihrer Handlungen gänzlich außerhalb ihres Rahmens liegt, ja daß das »*sine ira et studio*« gerade das oberste Gesetz eines Geschichtschreibers sein muß, daß aber andererseits jede Bewertung selbst ein Willensakt ist, sobald es sich daher um Bewertung von Willensakten handelt, dieses Bewertungserlebnis unmöglich in der Einfühlung in den fremden

Willensakt aufgehen kann. Im Erleben und Miterleben eines Willensaktes bewerten wir einen Gegenstand, eben den erstrebten Zweck. Aber diese im Willensakt liegende Bewertung des Zweckes ist niemals eine Bewertung der Willenshandlung selbst, ja es ist gar nicht möglich, diese beiden Bewertungen gleichzeitig zu vollziehen. Solange ich mich vollständig in den Gemütszustand des Handelnden versetze, solange liegt mir jede Bewertung seiner Handlung vollkommen ferne; sobald ich dagegen seine Handlung bewerte, nehme ich selbst einen gemütlichen Anteil an ihr, der mir das vollständige Einleben in seine Willensakte verwehrt. Solange also etwa der Richter die Willensakte des Verbrechers »versteht und nacherlebt«, richtet er ebensowenig, wie wenn er sie im Sinne Münsterbergs in Empfindungskomplexe »zerlegt und erklärt«[1]). Solange er zu »verstehen« sucht, kommt er nach dem alten Truism von *comprendre* et *pardonner* gar nicht zum »Richten«. Als Richter hat er nicht die Aufgabe, die Stellungnahme des Verbrechers zu seinen Absichten mitzuerleben, sondern seiner eigenen, ganz anders gearteten Stellungnahme zu diesen Absichten nachzugeben. Es geht also durchaus nicht an, den Unterschied zwischen Bewerten, Einfühlen und teleologischer Erklärung durch ihre gemeinsame Bezeichnung als »subjektiver Betrachtungsweisen« zu verwischen.

Dazu kommt aber noch, wie bereits erwähnt, daß keine von diesen Betrachtungsweisen die von Münsterberg angegebene Eigentümlichkeit besitzt, allein auf Willensakte anwendbar zu sein.

Eine Sonderstellung der Willensakte mag allenfalls für die teleologische Erklärung im engeren Sinn anerkannt werden. In einem weiteren Sinn allerdings sucht die teleologische Erklärung einer Tatsache schlechthin deren Folgen und nicht deren Gründe zu bestimmen, so daß sie in diesem Sinn zweifellos nicht auf die Willensakte beschränkt ist. Die ganze Lehre von der Auslese und vom Kampf ums Dasein, ebenso auch das Gesetz der Erhaltung der Energie trägt wesentlich teleologischen Charakter[2]). Aber in engerem Sinn kann von einer teleologischen, also auf die Zwecke gerichteten Betrachtung nur dort die Rede sein, wo

1) Vgl. dazu a. a. O. S. 191.

2) Vgl. dazu Wundt, Physiologische Psychologie. Bd. 3. S. 685 ff.

tatsächlich eine Zwecktätigkeit vorliegt, also im Gebiet der bewußten Willenshandlung. Aber daraus folgt nur, daß Willensakte die einzigen Phänomene sind, auf welche sich eine »subjektive«, im engeren Sinn teleologische Betrachtungsweise richtet, nicht aber, was Münsterberg darzulegen sucht, daß die subjektive Betrachtungsweise die einzige sei, welche auf Willensakte Anwendung habe.

Ebenso würde die Behauptung, die Willensakte unterlägen nur einer bewertenden Betrachtung, jene bereits wiederholt zurückgewiesene petitio principii zur Voraussetzung haben. Aber diese Behauptung wird dadurch modifiziert, daß Münsterberg das Bewerten nie allein, sondern immer nur im Zusammenhang mit dem Verstehen als die einzige den Willensakten angemessene Betrachtungsweise darstellt.

Daß das Bewerten eine von jeder Erklärung, der kausalen wie der teleologischen, verschiedene Betrachtungsweise bildet, wurde bereits hervorgehoben. Daß das Bewerten nicht die alleinige auf Willensakte anwendbare Betrachtungsweise sei, gab Münsterberg selbst zu, indem er neben das Bewerten das Verstehen setzte. Da aber Bewerten und Verstehen nicht ohne weiteres identifiziert werden dürfen, so erhebt sich nunmehr die Frage, ob, wenn das Bestreben, Willensakte zu »verstehen«, als »subjektive Betrachtungsweise« gilt, in diesem Fall der Gegensatz dieser Betrachtungsweise zur »kausalen Erklärung« überhaupt noch zu Recht besteht. Wenn Münsterberg diesen Gegensatz damit zu begründen sucht, daß die Gegenstände, auf die sich die subjektive und die objektive Betrachtungsweise richten, verschieden seien, so übersieht er, daß sich die Verschiedenheit der Gegenstände erst aus der Verschiedenheit der Betrachtungsweise ergeben soll, die Verschiedenheit der Betrachtungsweise also nicht wieder ihrerseits auf die Verschiedenheit ihrer Gegenstände zurückgeführt werden kann.

Ob von psychischer Kausalität überhaupt die Rede sein dürfe, ist dabei für die vorliegende Frage ziemlich belanglos. Es kommt nicht darauf an, zu untersuchen, ob der Zusammenhang zwischen psychischen Ereignissen als ein kausaler zu bezeichnen sei, sondern ob die Feststellung dieses Zusammenhanges ebenfalls den Namen einer »Erklärung« verdiene. Und da von einem »Verstehen« physischer Kausalzusammenhänge ebensowohl die Rede

sein kann, wie von einem »Verstehen« eines Zusammenhanges durch einander motivierter Willensakte, handelt es sich im Grunde darum, ob zwischen diesen beiden Arten von »Verstehen« ein prinzipieller Unterschied aufzufinden sei. Nun könnte ein solcher nur darin liegen, daß, während das Verständnis äußerer Ereignisse eben eine Erklärung ihres Zusammenhanges erforderte, das Verständnis der Willensregungen keiner Erklärung bedürfte, sondern sich intuitiv ohne Reflexion einstellte, das Erleben oder Miterleben eines Willensaktes also das Verständnis seines Motivationszusammenhanges unmittelbar einschlösse. Die Entscheidung dieser Frage scheint vielleicht zunächst zweifelhaft. In gewissem Sinn kann man wohl behaupten, im Nach- und Miterleben liege bereits das Verständnis fremder Willensakte. Aber der Ausdruck »Verständnis« ist hier nicht im eigentlichen Sinn zu nehmen, insofern das bloße Wissen um einen Tatbestand noch kein Verständnis einschließt, wenn auch Wissen und Verstehen im allgemeinen promiscue gebraucht werden. Von einem Tatbestand selbst kann überhaupt nie ein Verständnis gewonnen werden, nur von dem Eintreten eines Ereignisses auf bestimmte Bedingungen hin, und das Wissen um diese Bedingungen ist eben das Verstehen des Ereignisses. Es verhält sich darum beim Miterleben nicht anders als beim Selbsterleben: das Motiv des Willensaktes wird zwar selbstverständlich erlebt, aber die Tendenz des Willensaktes richtet sich nicht auf die Erfassung des Motivs, sondern auf die Verwirklichung des erstrebten Zieles. Das Verständnis eines Willensaktes kann darum nie mit seinem Erleben zugleich gegeben, von einem Verstehen eigener und fremder Willensäußerungen kann vielmehr immer nur in einer rückblickenden Reflexion die Rede sein, in der die Willenstendenz nicht mehr auf die Erreichung des seinerzeit gesetzten Zieles, sondern auf die Beobachtung des ganzen vergangenen Erlebniszusammenhanges gerichtet ist. Die Herstellung dieses Zusammenhanges aber unterscheidet sich von der Erklärung äußeren Naturgeschehens methodisch nicht mehr. Allerdings liegt ein großer Unterschied darin, daß der Kausalzusammenhang des Naturgeschehens selbst nie in das Erlebnis eintritt, während der Motivationszusammenhang, das Gefühl des Hervorgehens der Tat aus dem Motiv, im Erlebnis unmittelbar gegeben ist. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß das bloße Erleben einer Willensregung noch nicht als deren psychologisches Verständnis

angesehen werden kann. Mit der Aufstellung dieses Unterschiedes ist nichts anderes gemeint, als die bekannte Tatsache, daß es etwas anderes ist, ein Gefühl zu erleben, und etwas anderes, seinen Gemütszustand zu beobachten, und daß, während alle Menschen ein mehr oder weniger entwickeltes Gefühlsleben besitzen, nur relativ wenige die Fähigkeit haben, ihr Gefühlsleben zu beobachten oder zu analysieren, da mit dem Erleben eines Willensaktes als der Fixierung und Bewertung einer bestimmten Vorstellung nicht zugleich die Fixierung und Bewertung des neben dieser Zielvorstellung im Hintergrund des Bewußtseins verbleibenden Willenserlebnisses gegeben ist. Damit ist aber nur die Schwierigkeit der notwendig retrospektiven Beobachtung der eigenen Willenserlebnisse gekennzeichnet, eine Schwierigkeit, für welche gerade die Aufstellungen Münsterbergs einen deutlichen Beleg zu liefern scheinen, da die Behauptung, daß wir die Taten eines historischen oder poetischen Charakters nur miterleben könnten, der Versuch einer jeden Analyse seiner Seelenzustände aber unweigerlich auf eine Beschreibung seiner kinästhetischen Empfindungen zurückführen müßte, mit der Tatsache im Widerspruch steht, daß eine psychologische Beobachtung, welche die Willensvorgänge als solche analysiert, ohne ihnen irgendwelche Bewegungsempfindungen zu substituieren, nicht nur möglich, sondern sogar erforderlich ist, wenn es sich darum handelt, explicite über einen bestimmten Motivationszusammenhang Rechenschaft zu geben, da gerade während des Erlebens jener Willensakte die Zielvorstellung, nicht aber die begleitenden Willensregungen im Blickpunkt der Aufmerksamkeit standen. Münsterberg selbst gibt dies gelegentlich zu. »Ein bloßes Mitfühlen und Verstehen«, meint er, »ist Funktion des praktischen Lebens, aber nicht der Wissenschaft ... Die unmittelbare Erfassung des Subjekts und seiner Werte ist in der Tat niemals Wissenschaft; die das Subjekt umfassenden Begriffe können aber sehr wohl Gegenstand der Wissenschaft sein«[1]). Wenn jedoch das bloße Miterleben und das Bewerten eines Willenszusammenhanges nicht genügt, um ihn zu »verstehen«, wenn dazu vielmehr eine »begriffliche Zusammenfassung« erforderlich ist, dann ist es schließlich ein Streit um Worte, ob man diese begriffliche Zusammenfassung eine Er-

1) a. a. O. S. 59.

klärung nennen will oder nicht. Es ist bedauerlich, daß sich bei Münsterberg nirgends etwas Genaueres darüber findet, was unter einer solchen »begrifflichen Zusammenfassung«, ja was überhaupt seiner Meinung nach unter einem Begriff zu verstehen sei. So viel scheint aber jedenfalls festzustehen, daß diese begriffliche Zusammenfassung etwas anderes ist als der unmittelbar erlebte Motivationszusammenhang eines Willensaktes. Dann ist es aber nicht mehr richtig, daß auf dem Gebiet der Willensakte alle Erklärung bereits im unmittelbaren Erleben gegeben sei, denn eine andere, reflektierende Betrachtung der Willensakte, bei welcher gewisse Charakteranlagen als Bedingungen, gewisse psychologische Vorgänge als Ursachen und andere als Wirkungen auftreten, kann und muß stattfinden, wenn die Untersuchung überhaupt wissenschaftlichen Wert haben soll.

Damit ist auch der letzte durchgreifende Unterschied hinfällig geworden, den Münsterberg zwischen Vorstellungen und Selbststellungen zu begründen gesucht hat, und der die seltsame Behauptung rechtfertigen sollte, Willensakte seien erlebt, aber nicht Bewußtseinstatsachen. Diese Behauptung auf ihre Richtigkeit zu prüfen, war der Zweck der vorhergehenden langwierigen Untersuchung, die, obgleich sie dem eigentlichen Thema im Grunde fern lag, doch nicht umgangen werden konnte, da Klarheit darüber geschaffen werden mußte, ob tatsächlich die Willenserlebnisse gerade mit Rücksicht auf die Art ihrer Bewußtheit von den übrigen psychischen Phänomenen, den Vorstellungen, so zu unterscheiden seien, daß dem die Willensregungen erlebenden das die übrigen psychischen Phänomene vorfindende Subjekt mit Recht als ein anderes entgegengesetzt werden könne.

Nachdem diese Tatsachenfrage verneinend beantwortet werden mußte, kann nunmehr auch die andere Frage einer Erörterung unterzogen werden, die bisher absichtlich zurückgestellt worden war, um jeden Anschein einer auf vorgefaßten Meinungen beruhenden Ausdeutung der Tatsachen zu vermeiden, die Frage nämlich, ob die Eigenart, die Münsterberg den Willensakten im Verhältnis zu den Vorstellungen zuerkennen zu müssen geglaubt hatte, ihnen überhaupt eine Sonderstellung dem erlebenden Subjekt gegenüber zu verleihen imstande gewesen wäre. Nun kommt den Willensakten dem Ich gegenüber allerdings eine gewisse Sonderstellung zu, nur beruht sie nicht darauf, daß das

Ich die Willenserlebnisse in einer von den Vorstellungen verschiedenen Art erlebt oder hat, sondern daß dem Ich der Inhalt seiner Willenserlebnisse als Eigenschaft oder Prädikat beigelegt zu werden pflegt: d. h. es ist ein und dasselbe Ich, welches die sämtlichen Sinnesempfindungen und Vorstellungen, deren Beziehungen usw. einerseits, die sämtlichen Gefühle und Willensakte andererseits erlebt, aber während der Inhalt der Empfindungen und Vorstellungen niemals ein Prädikat des Ich bilden kann, das Ich also nicht rot, spitz, hart, süß oder viereckig ist, so ist es doch lustig, traurig, gespannt u. dgl., und vor allem, es will[1]). Wie die Tatsache zu interpretieren ist, daß das Ich in seinen Selbststellungen sich als so und so beschaffen erlebt, wird noch ausführlicher zu besprechen sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß damit keineswegs gemeint sein kann, daß im Willenserlebnis der Erlebnisinhalt mit dem Erleben oder dem erlebenden Subjekt zusammenfalle. Daß Münsterberg den Willensakten aber gerade diese Eigentümlichkeit zuerkannt wissen will, geht schon aus dem für die Willensakte mit Vorliebe verwendeten Ausdruck »Selbststellungen«, noch deutlicher aber aus Äußerungen, wie den folgenden hervor: »Das Ich, das meinen Dingvorstellungen gegenübersteht, ist das stellungnehmende Subjekt, als das ich mich in jedem wirklichen Erlebnis weiß und betätige«[2]), und »wir sind uns unseres aktuellen Selbst im Erlebnis unmittelbar gewiß«[3]). Das heißt aber nichts anderes, als daß eben im Willensakt das erlebende mit dem erlebten Subjekt zusammenfalle. Demgegenüber kann wiederum nur darauf hingewiesen werden, daß es nicht mehr angeht, ein Vorkommnis, wenn einmal zugestanden ist, daß es erlebt sei, zu allen anderen Bewußtseinsinhalten insofern in Gegensatz zu stellen, als ob bei dieser bestimmten Gattung von Erlebnissen etwa die Scheidung von erlebendem Subjekt und erlebtem Objekt und die Scheidung dieser beiden Beziehungsglieder von der Beziehung des Erlebens selbst aufgehoben sein könnte, daß vielmehr der Begriff des Erlebens den Begriff des Erlebnisinhaltes oder -objektes als des dem Subjekte gegenüberstehenden Beziehungsgliedes einschließt. Soll also das Erleben der Willensakte ein Erleben ohne erlebten Inhalt

1) Vgl. oben S. 84.
2) a. a. O. S. 50.
3) a. a. O. S. 95.

sein oder aber ein Erleben, das sich selbst erlebt, in dem also erlebendes Subjekt, Erleben und Erlebtes zusammenfallen, so ist demgegenüber zu bemerken, daß in dieser Kombination der Begriff des Erlebens überhaupt seinen Sinn verliert. Der in der »ursprünglichen Wirklichkeit« gegebene Tatbestand ist schlechthin der, daß, wie Münsterberg sich ausdrückt, »Selbststellungen gegenüber Objekten« erlebt werden, d. h. also, daß die Objekte im allgemeinen nicht schlechthin als daseiend aufgefaßt werden, sondern daß mit der Auffassung eine Bewertung der Objekte verbunden ist. Nun ist zunächst die Allgemeinheit dieser Verbindung fraglich, fraglich also, ob wir »im Erlebnis Objekte nur als Objekte der Stellungnahme finden«[1]), oder ob nicht vielleicht, wenn auch selten, Zustände »reiner Anschauung« vorkommen. Aber ganz abgesehen davon ist es nach dem Früheren nicht möglich, zwischen dem Erleben der Selbststellungen und der Vorstellungen und zwischen dem wollenden und vorfindenden Subjekt einen anderen Unterschied als mit Rücksicht auf die qualitative Verschiedenheit jener beiden Gruppen von Erlebnissen zu konstatieren.

Obgleich daher die Grundvoraussetzung der Erörterungen Münsterbergs über das Ichproblem nicht annehmbar erscheint, entbehrt es nicht des Interesses, seine spezielleren Darlegungen zu verfolgen. Münsterberg trifft nämlich innerhalb eines jeden der von ihm unterschiedenen Subjektbegriffe noch eine weitere Untereinteilung.

Der Begriff des vorgefundenen Ich zunächst kann in dreifachem Sinn gebraucht werden. Ursprünglich ist das Ich »der gesamte körperlich-seelische Organismus, und die Epidermis wird zur Grenze zwischen Ich und Nicht-Ich. ... Dagegen wird ein Neues gewonnen, wenn diese empirische Persönlichkeit auf die Gesamtheit der psychischen Vorgänge reduziert wird und alles Physische einschließlich des Gehirns zum Nicht-Ich gerechnet wird. ... Schließlich läßt sich der Kreis der psychischen Vorgänge aber auch dahin verengern, daß nur die psychologisierten Willensvorgänge das Subjekt ausmachen, die Vorstellungen aber zum Objekt gerechnet werden«[2]).

1) a. a. O. S. 53.
2) a. a. O. S. 203.

Das Verhältnis zwischen dem vorfindenden und dem wollenden Ich stellt Münsterberg, wie bereits im Vorhergehenden kurz berührt wurde, so dar, daß das erfahrende Ich nur als eine »Abstraktion« von dem wollenden und bewertenden Ich gelten dürfe. Dies trifft, wie ebenfalls schon erwähnt, jedenfalls insofern zu, als die Vorstellungsinhalte im allgemeinen bewertet, d. h. also mit einer darauf gerichteten Selbststellung im Bewußtsein vorkommen, was aber nicht so interpretiert werden darf, als ob nun diesem die Selbststellungen erlebenden Ich die eigentliche Realität zukäme und seine Eigenart eben darin läge, seine Willenserlebnisse nicht als seine Bewußtseinsobjekte vorzufinden. Wenn Münsterberg angibt: »Das erfahrende Subjekt ist das wirkliche Subjekt, sobald von seiner Aktualität abstrahiert wird [1]«, so scheint er doch selbst zuzugestehen, daß dem »wirklichen« Subjekt nicht nur das Bewerten, sondern zunächst überhaupt das Vorfinden des zu Bewertenden obliegt. Denn ein bloß wollendes Subjekt, das keine Objekte kennte, auf die sich sein Wollen zu richten vermöchte, wäre natürlich erst recht eine bloße Abstraktion, und einem derartigen wollenden Subjekt würde es auch wenig nützen, wenn ein anderes Subjekt die Objekte vorfände, auf die seine Tätigkeit gerichtet sein sollte. Ein und dasselbe Subjekt muß vielmehr die Objekte vorfinden und seine darauf gerichtete Tätigkeit erleben, und das Erleben der Tätigkeit unterscheidet sich nicht anders denn inhaltlich von dem Vorfinden der Objekte. Nur sind diese beiden Arten von Erlebnissen nicht schlechthin assoziativ verbunden, sondern die Willensakte werden in einer ganz bestimmten Beziehung auf gewisse Objekte erlebt. Demgegenüber erscheint die Behauptung, daß »der Wille ... als ein psychologisches Objekt ... mit irgendeinem anderen Objekt ... nicht verständlicher und nicht innerlicher ... als irgendein beliebiges anderes Objektpaar verbunden sei« [2], da die Willensakte, sofern sie als »Objekte« eines Subjekts aufgefaßt werden, nichts mehr »von dem Wesen des wirklichen Strebens« haben sollen, sondern »nur ... tatsächliche Ereignisse« seien [3], als eine einigermaßen unzutreffende Darstellung des psychologischen Tatbestandes.

Aber noch in anderer Weise sucht Münsterberg die Unselb-

1) a. a. O. S. 57.
2) a. a. O. S. 78.
3) a. a. O. S. 352.

ständigkeit jenes »erkenntnistheoretischen Subjektes« darzutun. Dieses Subjekt ist nur »die absolute Voraussetzung für die Existenz des Inhaltes«[1]), es »hat die Vorstellungen als Inhalt, von dem es Bewußtsein, aber nicht Wissen hat, da es lediglich Voraussetzung ihrer Existenz ist, nicht aber zu ihnen Stellung nehmen kann«[2]), und da »jedes Aufmerken und Zuwenden ... schon eine bewertende Subjektivität« ist, wird »die Synthesis des Mannigfaltigen ... niemals Funktion des psychologischen Subjektes«[3]). Dieses Subjekt kann also nicht »die Inhalte auffassen, sie unterscheiden, sie aneignen, sie beobachten, sondern lediglich Bedingung ihrer Existenz sein«[4]).

Nun mag zugegeben werden, daß jedes Aufmerken und damit im Grunde jede sogenannte geistige Tätigkeit, jede Synthesis des Mannigfaltigen von einem Tätigkeitsgefühl im weitesten Sinn des Wortes (der aktiven und passiven Apperzeption Wundts) begleitet ist. Aber eine jede solche geistige Tätigkeit läßt neben dieser ihrer subjektiven auch noch eine objektive Seite beobachten. Die Sache liegt doch jedenfalls so, daß eine Identität, eine Verschiedenheit, ein Sachverhalt, eine Folgerung und dergl. nicht selbst Willenserlebnisse sind. Ein Willenserlebnis mag auf ihre Gewinnung oder Betrachtung gerichtet sein, aber in diesem Fall sind jene Beziehungen doch bloß Objekte, auf die sich das Willenserlebnis richtet, und müssen somit dem Willen zunächst in irgendeiner Weise als Objekte gegeben sein. Es ist also kein Zweifel, daß Identität, Verschiedenheit usw., wie alle Willensobjekte, zunächst überhaupt vorgefunden sein müssen. Daß Auffassen, Unterscheiden, Beobachten usw. nicht anders denn als Tätigkeitsgefühle erlebt sein können, daß es also keine eigenen »Vorstellungsakte« außer dieser gefühlsmäßigen Begleitung jeder Vorstellungssynthese gibt, das mag Münsterberg bereitwillig zugestanden werden. Aber dieses Tätigkeitsgefühl, das wir vielleicht in jedem Akt des Unterscheidens, Identifizierens, Beobachtens usw. vorfinden können, ist nicht die Identität, die Verschiedenheit usw. selbst. Die Tatsache, daß ein Subjekt unterscheide, identifiziere usw., mag also immer von einem auf das

1) a. a. O. S. 205.
2) a. a. O. S. 161.
3) a. a. O. S. 209.
4) a. a. O. S. 213.

betreffende Resultat gerichteten Tätigkeitsgefühl begleitet sein, sie geht aber in dem Vorhandensein dieses Tätigkeitsgefühles keineswegs auf. Identität und Verschiedenheit können wohl gewollt und bewertet sein, und gewiß geschieht jedes Aufsuchen einer solchen Beziehung auf Grund eines Willensimpulses, aber zu diesem Zweck muß doch Identität und Verschiedenheit selbst dem Bewußtsein in irgendeiner Form gegeben sein. Und nun ist doch wohl ganz klar, daß Identität, Verschiedenheit und sonstige Tatbestände nicht gefühlt, nicht selbst als Willensregungen, wenn auch als Objekt von Willensregungen erlebt werden. Identität, Verschiedenheit usw. sind vielmehr Beziehungen, die zwischen den Objekten in einer hier nicht näher zu erörternden Weise, keineswegs aber gefühlsmäßig vorgefunden werden, und daß ein Subjekt identifiziere, unterscheide usw., heißt zunächst eben nichts anderes, als daß es diese Beziehungen in seinem Bewußtsein vorfinde. Daß diese Beziehungen nun ihrerseits wertbetonte sein können, unterscheidet sie in keiner Weise von den sonstigen Bewußtseinsobjekten. Eben deshalb aber geht es nicht an, das Vorfinden der Objekte einem anderen Subjekt zuzuschreiben als das Vorfinden der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen. Man kann also sehr wohl das Postulat Münsterbergs aufrecht erhalten, es müsse »jeglicher Vorgang, der für die Psychologie überhaupt in Frage kommen soll . . . als Veränderung des Bewußtseinsinhaltes aufgefaßt oder umgedeutet werden«[1]), ohne deshalb das Auffinden von Beziehungen zwischen Vorstellungen als Willenserlebnis zu betrachten.

Innerhalb der Begriffe des vorfindenden wie des wollenden Subjektes unterscheidet Münsterberg ferner noch ein individuelles und ein überindividuelles Subjekt. Die Existenz des überindividuellen vorfindenden Subjektes soll nun nichts anderes besagen, als »daß die Existenz des Physischen« als des »mehreren Subjekten gemeinsam Erfahrbaren[2]) . . . nicht von diesem oder jenem einzelnen Subjekt abhängt«[3]). Es handelt sich in diesem Fall also nur um eine metaphorische Ausdrucksweise, nicht aber etwa um die Anerkennung eines intellectus infinitus. Als Konsequenz aus dieser Auffassung ergibt sich somit auch: »das individuelle

1) a. a. O. S. 206.
2) a. a. O. S. 72.
3) a. a. O. S. 73.

vorfindende Bewußtsein ist nicht im überindividuellen enthalten, sondern beide schließen einander aus«.

Anders jedoch soll die Sache beim wollenden Subjekt liegen. »Das aktuelle Ich ist wirkliches Leben; betätigt es sich in Übereinstimmung mit dem allgemeingültigen bewertenden Bewußtsein, so bilden sie eine reale Einheit, in der das Allgemeine und das Individuelle einander durchdringen[1]. . . . Das individuelle bewertende Bewußtsein wird vom überindividuellen durchdrungen und getragen; in voller Wirklichkeit ragt das bewertende Bewußtsein überhaupt in das einzelne aktuelle Subjekt hinein[2].« Ähnliches wie für das überindividuelle bewertende Subjekt soll dann auch für das »soziale Subjekt« gelten[3]. Doch erscheint weder die Aufstellung dieses Unterschiedes zwischen vorfindendem und wollendem Subjekt noch auch die Möglichkeit des Zusammenfallens von überindividuellem und individuellem Subjekt des Vorfindens ausreichend begründet[4].

III. Die emotionalistische Richtung.

Wie sich die Willenspsychologie nicht abgesondert von der Psychologie der Gefühle behandeln läßt, so ist es klar, daß zwischen der emotionalistischen und der voluntaristischen Auffassung des Ichproblems ein Gegensatz nicht in dem Sinne bestehen kann, wie zwischen diesen beiden Auffassungen zusammengenommen und der intellektualistischen oder der sensualistischen Auffassung auf der anderen Seite. Willensakte und Gefühle bilden vielmehr eine in sich zusammengehörige Klasse von Erlebnissen, so daß es im Grunde nur eine Verschiedenheit des Standpunktes, aber keinen prinzipiellen Gegensatz bedeutet, wenn der eine Psychologe den Willensakt als einen »zusammenhängenden Gefühlsverlauf« darstellt[5], der andere umgekehrt in jedem Gefühl »eine Weise der Betätigung« erblickt[6]. Immerhin scheint eine gesonderte Behandlung der emotionalistischen Auffassung des Ich-

1) a. a. O. S. 74.
2) a. a. O. S. 204.
3) a. a. O. S. 100.
4) Ausführlicheres über diesen letzten Punkt siehe S. 224 ff.
5) Wundt, Physiologische Psychologie. Bd. 3. S. 303.
6) Lipps, Leitfaden der Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1906. S. 25.

problems aus dem Grunde angezeigt, weil diese über eine Anzahl ihr spezifisch eigentümlicher Argumente verfügt, die sich gerade aus der dem Gefühl zugeschriebenen Bedeutung herleiten. Allerdings sind diese Argumente vielfach derart, daß sie zur Klärung des Ichproblems keineswegs beitragen, sondern sich geradezu die dem Begriff des Gefühls infolge seiner relativ späten Aufnahme in die psychologische Terminologie allenfalls noch anhaftende Unklarheit zunutze machen, um das Problem durch die Rückführung auf einen mangelhaft analysierten Elementenkomplex lediglich weiter zurückzuschieben. Sich gerade von diesem Fehler freigehalten und als Ichgefühl ein deskriptiv fixierbares Erlebnis bezeichnet zu haben, darf daher als besonderes Verdienst von Lipps gelten.

Lipps.

Lipps hat das Ichproblem in so umfassender Weise und von so verschiedenen Standpunkten aus bearbeitet, daß es immerhin eine gewisse Willkürlichkeit einschließt, seine Auffassung, wie es hier versucht wurde, mit einem Schlagwort zu kennzeichnen. Insbesonders seine Einordnung unter die Vertreter einer empiristischen Anschauung könnte aus dem Grunde bedenklich erscheinen, weil gerade den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen ein durchaus erkenntnistheoretisches Argument bildet, daß nämlich der einzig mögliche Sinn des Wortes Bewußtsein in einer Beziehung der Bewußtseinsinhalte zum Ich gelegen sei, das Vorhandensein dieser Beziehung somit als die Voraussetzung betrachtet werden müsse, unter der allein ein Inhalt als »mein« bezeichnet werden könne, jede Ableitung des Ich aus »meinen« Bewußtseinsinhalten sich dagegen notwendig im Kreise bewege. Aber dieses Argument wird von Lipps insofern in empiristischem Sinn umgedeutet, als er jene Beziehung eines Bewußtseinsinhaltes, etwa eines wahrgenommenen Rot zum Ich, selbst als einen Bewußtseinsinhalt darstellt. »Die fragliche Beziehung ist also die Beziehung zu mir, eine beim Erleben des Rot unmittelbar miterlebte Beziehung zum Ich, natürlich zu einem Ich, das selbst Gegenstand des unmittelbaren Erlebens ist. . . . Das Bewußtsein dieser Beziehung ist ein Bewußtsein einmal des Rot, zum anderen eines Etwas, worauf das Rot bezogen erscheint, und endlich dieser Be-

ziehung[1]«. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß das Erleben zwar von dem erlebten Empfindungsinhalt unterschieden werden könne, hingegen das Erleben des Erlebens und das erlebte Erleben, ebenso das als erlebend erlebte Ich und das dieses erlebte Ich erlebende Ich zur Vermeidung eines regressus in infinitum als zusammenfallend gedacht werden müssen[2]. Nun hat Lipps, im Gegensatz zu anderen Vertretern einer gleichen Anschauung, mit dem erlebten »Erleben« und dem erlebten »Ich« immerhin deskriptiv bestimmbare psychische Phänomene im Auge. Dem Erleben eines Empfindungsinhaltes nämlich »stehen zur Seite die gleichfalls subjektiven Bewußtseinserlebnisse des Schaffens, Setzens, die unmittelbar erlebten Tätigkeiten und Akte. Und neben beiden wiederum stehen die ebenso subjektiven zuständlichen Bewußtseinserlebnisse, die Gefühle, etwa die Gefühle der Lust«[3]. Das Erleben ist also ein Tätigkeitsgefühl, und zwar ein Gefühl der potentiellen Tätigkeit, ein »Machtgefühl« den Bewußtseinsinhalten gegenüber, das sie eben dadurch als »meine« erscheinen läßt[4]. Von diesen Gefühlen ist das erlebte Ich seiner Natur nach nicht verschieden, es ist vielmehr nichts anderes als das einheitliche Totalgefühl eines bestimmten Momentes, an dem sich die einzelnen Gefühle nur gewissermaßen in »apperzeptiver Sonderung« als einzelne Ichqualitäten betrachten lassen, während sie in Wirklichkeit zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen sind, welche eben das erlebte Ich ausmacht[5]. Der erkenntnistheoretischen Forderung, ein allen Bewußtseinsinhalten gegenüberstehendes gemeinsames Subjekt anzunehmen, das die von ihm erlebten Inhalte zur Einheit eines Bewußtseins zusammenfaßt, soll hier also durch den Nachweis Genüge geleistet werden, daß der Gesamtinhalt eines jeden Bewußtseinsmomentes ein einheitliches Totalgefühl enthalte, innerhalb dessen sich als Komponente ein auf die Empfindungsinhalte bezogenes Tätigkeitsgefühl unterscheiden lasse. Die Feststellung dieser psychologischen Tatsache wird nun wohl jedenfalls zu Recht bestehen.

---

1) Das Selbstbewußtsein, Empfindung und Gefühl. Wiesbaden 1901. S. 9.

2) Bewußtsein und Gegenstände (Psychologische Untersuchungen. I, 1. 1905). S. 7, 17.

3) Bewußtsein und Gegenstände. S. 17.

4) Das Selbstbewußtsein usw. S. 12. Leitfaden der Psychol. S. 24.

5) Das Selbstbewußtsein usw. S. 15. Bewußtsein und Gegenstände. S. 17.

Was sich dagegen einwenden ließe, wäre höchstens, daß eine genaue Analyse der Bewußtseinsphänomene vielleicht doch imstande wäre, Zustände »reiner Anschauung« oder völliger »Selbstvergessenheit«, wenn auch nur in relativ seltenen Fällen, aufzuzeigen, die strenge Allgemeinheit des Satzes: »ich fühle mich immer irgendwie«[1]), somit einigermaßen zu beschränken.

Nun kommt aber diese Frage fürs erste nicht weiter in Betracht. Es sei also zugestanden, daß tatsächlich jeder Bewußtseinsmoment ein Totalgefühl und innerhalb dieses Totalgefühles ein Tätigkeitsgefühl enthalte. Die Frage jedoch, ob es möglich sei, jenes Totalgefühl mit dem erlebenden Ich und jenes Tätigkeitsgefühl mit dem Erlebnis zu identifizieren, scheint durch den schlichten Hinweis auf das Vorkommen jener Erlebnisse im Bewußtsein und dessen wunderbare Beschaffenheit[2]) aus dem Grunde nicht beantwortet werden zu können, weil der Widerspruch, der im Begriff des erlebten Erlebens oder des erlebten Ich gefunden wird, rein begrifflicher Natur ist. Nun ist es gewiß richtig, daß im allgemeinen das schlichte Vorhandensein eines Erlebnisses im Bewußtsein einen Widerspruch deshalb nicht implizieren kann, weil die Bestimmungen, daß das Erlebnis überhaupt erlebt sei, und daß es als ein »Was«, als ein bestimmtes Erlebnis erlebt sei, einander nicht widerstreiten. Was erlebt ist, ist vielmehr zweifellos in der ihm zukommenden psychologischen Bestimmtheit erlebt, denn unter normalen Umständen steht kein »Was« eines Erlebnisses zu der Bestimmung, erlebt zu sein, in Widerspruch. Nur einen Fall könnte man konstruieren, in dem bereits das schlichte Vorhandensein eines Erlebnisses einen Widerspruch in sich enthielte und darum unmöglich wäre, wenn sich nämlich das »Was« des Erlebnisses mit der Bestimmung, erlebt zu sein, nicht vereinigen ließe. Während also die begriffliche Erörterung der Frage, ob ein Erlebnis überhaupt erlebt sein könne, überall da sinnlos wäre, wo zwischen dem »Was« und dem »Daß« eines Erlebnisses kein Widerspruch besteht, in allen diesen Fällen vielmehr lediglich die empirisch-psychologische Nachprüfung zu entscheiden hätte, ob sich das betreffende Erlebnis innerhalb des Bewußtseins vor-

---

1) Das Selbstbewußtsein usw. S. 13.

2) Bewußtsein und Gegenstände. S. 6 ff. — Das Ich und die Gefühle. (Psychol. Untersuchungen. I, 4. 1907.) S. 653.

finde oder nicht, verhält es sich ganz anders, sobald einer apriorischen Erwägung gemäß in einem bestimmten Fall ein begrifflicher Widerspruch zwischen dem »Daß« und dem »Was« eines Erlebnisses bestehen müßte. Denn dann ergibt sich mit logischer Notwendigkeit, daß ein Erlebnis, für welches dieser Fall zuträfe, nur eine fiktive Konstruktion darstellen und daher innerhalb des Bewußtseins unmöglich vorkommen könnte, daß daher ein tatsächlich innerhalb des Bewußtseins vorkommendes Erlebnis, dem man eine Bestimmung seines »Was« beigelegt hätte, die mit der Bestimmung, erlebt zu sein, im Widerspruch stünde, notwendig falsch bestimmt worden sein müßte. Die Berufung auf das Bewußtsein beweist also nur, was im Vorhinein bereits zugestanden war, daß nämlich mit dem erlebten Erleben oder dem erlebten Ich ein deskriptiv bestimmter Bewußtseinsinhalt gemeint sei. Ob aber dieser Bewußtseinsinhalt durch die Bezeichnung als »Erleben« oder »Ich« nicht falsch bestimmt sei, diese Bezeichnung sich vielmehr überhaupt nicht oder nur im übertragenen Sinn auf ihn anwenden lasse, darüber vermag nur eine begriffliche Analyse des Bewußtseins Klarheit zu verschaffen[1]).

Diese Analyse ist nun im Früheren bereits wiederholt und immer mit demselben Resultat angestellt worden, daß nämlich der Begriff des Bewußtseins ganz so, wie es Lipps angegeben hatte, den Begriff eines erlebten Inhaltes, den Begriff eines erlebenden Subjektes, »für« welches dieser Inhalt da sei, und den Begriff der zwischen dem Subjekt und dem Objekt bestehenden Beziehung, eben des Erlebens, einschließe, daß aber gerade aus dem Grunde, weil das Erleben eine Beziehung zwischen Subjekt und Objekt darstelle, das eine der beiden Glieder der Beziehung weder mit dem anderen Gliede, noch mit der Beziehung selbst identifiziert werden dürfe, damit der Begriff jener Beziehung seinen Sinn beibehalte. Oder um ein von Lipps selbst häufig verwendetes Bild zu gebrauchen: wenn das Ich mit dem Mittel-

1) In ganz ähnlicher Weise, wie hier von der unmittelbaren Aussage des Bewußtseins, sofern sie nach Lipps die Annahme eines erlebten Erlebens rechtfertigen soll, an die begriffliche Analyse appelliert wird, sucht Lipps gelegentlich selbst eine angeblich unmittelbare Aussage des Bewußtseins durch den Nachweis ihrer inneren Unmöglichkeit zu widerlegen. Vgl. »Das Tiefenbewußtsein« in »Psychol. Studien«, 2. Aufl., Leipzig 1905, S. 83 ff., dazu James, Principles of psychology, New York 1893, Bd. 2, S. 221 Anm.

punkt eines Kreises, das Erleben mit dessen Radien und das Erlebte mit der Peripherie verglichen wird, dann ist es keine »wunderbare Tatsache«, sondern schlechthin eine apriorische Unmöglichkeit, daß ein Punkt der Peripherie zugleich der Mittelpunkt oder ein Radius des Kreises, ein Erlebtes also zugleich das Erleben oder das erlebende Ich sein könnte.

Wenn also das »Was« eines Erlebnisses als das Erleben oder das erlebende Ich bezeichnet wird, so schließt diese Bestimmung mit dem »Daß« des Erlebnisses oder der Tatsache, daß es erlebt ist, einen unlösbaren Widerspruch ein. Nun ist es eigentümlich, daß Lipps diese Unmöglichkeit des Zusammenfallens von Subjekt und Objekt zwar für das gedachte Ich, oder das Ich als Gegenstand, nicht aber für das erlebte Ich gelten lassen will. In »Das Selbstbewußtsein usw.« herrscht zwar diesbezüglich noch eine gewisse Unklarheit, denn es heißt daselbst, »daß das jetzt erlebte Ich nicht als Bewußtseinsinhalt erscheinen kann. Es ist ja dasjenige, wodurch alles als Bewußtseinsinhalt erscheint. Darum ist doch auch das Ich für mich jederzeit Bewußtseinsinhalt. Das jetzt erlebte Ich ist im nächsten Moment vergangen und damit gleichfalls gegenständlich geworden. Ich kann es betrachten. Umgekehrt schließt das Betrachten desselben jederzeit in sich, daß es nicht mehr das jetzt erlebte, sondern ein vergangenes, und eben damit mir gegenständlich ist«[1]). Dem Ausdrucke nach läge hier allerdings ein krasser Widerspruch vor, insofern das jetzt erlebte Ich nicht als Bewußtseinsinhalt, oder was damit gleichbedeutend ist, nicht als erlebt erscheinen sollte. Nur meint Lipps mit dem Ausdruck Bewußtseinsinhalt an dieser Stelle offenbar gerade das, was er in seinen späteren Schriften im Gegensatz zum Inhalt als den Gegenstand des Bewußtseins bezeichnet. Dies ergibt sich insbesonders aus der von ihm in »Bewußtsein und Gegenstände« getroffenen Unterscheidung zwischen dem »bewußten«, d. h. dem in jedem Moment unmittelbar erlebten, und dem »gewußten« Ich, d. h. dem Ich als Gegenstand, das ich mir denkend gegenüberstelle, denn nur von diesem »gewußten« Ich soll es gelten, daß es nicht Objekt sein könne. »Es kann nicht Objekt sein, da es das Subjekt ist für alle Objekte; es kann nicht Gegenstand sein, da es dasjenige ist, dem

1) Das Selbstbewußtsein usw. S. 12.

alle Gegenstände bewußterweise gegenüberstehen oder für das sie alle Gegenstände sind [1]).«

Der sich daraus ergebenden Konsequenz, daß dann eben das Ich eines und desselben Momentes ein doppeltes sein müsse, nämlich einerseits das wissende und das denkende, andererseits das gewußte und gedachte, sucht Lipps nun dadurch zu entgehen, daß er diese Verschiedenheit als eine zeitliche hinstellt: das gedachte Ich nämlich, welches dem denkenden Ich im Zeitpunkte t gegenüberstehe, sei nicht das Ich des Zeitpunktes t, sondern des Zeitpunktes $t - dt$, das gedachte Ich müsse also notwendig der Vergangenheit angehören. Aber demgegenüber muß doch darauf hingewiesen werden, daß es keinen Sinn gibt, zu behaupten, das von dem denkenden Subjekt im Augenblick t Gedachte sei nicht in diesem Augenblick t gedacht. Soll das Ich also im Augenblick t überhaupt gedacht sein, so ist es entweder überhaupt nicht mit dem im Augenblick $t - dt$ gedachten Ich identisch, oder selbst, wenn diese Identität besteht, ändert die Tatsache, daß dasselbe Ich im Augenblick $t - dt$ gedacht war, nichts daran, daß es nun im Augenblick t notwendig wiederum gedacht sein muß. Will man also nicht die Annahme machen, daß das Ich im Augenblick t von einem zukünftigen, also noch gar nicht vorhandenen Subjekt des Augenblickes $t + dt$ gedacht sei, so bleibt nichts übrig, als anzuerkennen, daß eben doch in einem jeden Augenblick t das denkende und das gedachte Ich unterschieden werden müßten [2]). Wollte man sich aber auch dazu nicht entschließen, sondern daran festhalten, daß das Ich eines gegebenen Momentes t nur eines und zwar das denkende sei, dann fiele jeder Anlaß fort, noch von einer Selbsterfassung des

---

1) a. a. O. S. 43.

2) Auch diese Auffassung ist in sich allerdings nicht befriedigend, da der Begriff eines nur gewußten, nicht aber wissenden Ich mit dem Begriff des Ich als des Bewußtseinssubjektes ebenfalls im Widerspruch steht. Dieser Widerspruch erscheint aber nicht vermeidlich, solange man das Denken als eine Art von unanschaulicher Abbildung, nicht aber als eine lediglich synthetische Tätigkeit auffaßt (vgl. oben S. 61 Anm. 2). Kann man jedoch einen isolierten Begriff überhaupt nicht »denken«, dann gibt es gar kein »gedachtes« Ich, sondern es kann nur die Beziehung, die zwischen dem Ich und einem gedachten Tatbestand besteht, eben das Denken bzw. Gedachtsein, in einem anderen Denkakt wiederum gedacht werden. Eine nähere Ausführung dieser Andeutung verbietet sich an dieser Stelle von selbst.

Ich im Moment *t* zu reden, da das denkende Ich des Augenblickes *t* alle seine Objekte eben nur im Augenblick *t* denken kann, das gedachte Ich also, wenn es nicht im Augenblick *t* gedacht sein sollte, von dem denkenden Ich des Augenblickes *t* überhaupt nicht gedacht werden könnte.

Wie immer man nun die Behauptung interpretiert, das gegenwärtige Ich könne nicht Objekt sein, jedenfalls bleibt noch zu untersuchen, ob die Beschränkung ihrer Gültigkeit auf das »gewußte« im Gegensatz zum »bewußten« oder erlebten Ich berechtigt ist. Lipps begründet diese Beschränkung mit dem allgemeinen psychologischen Gesetze, »daß Bewußtseinserlebnisse nicht wahrgenommen oder gewußt sein können, indem sie da sind«, d. h. also, daß wir nicht gleichzeitig etwas erleben und dieses Erlebte zum Gegenstand einer reflektierenden Betrachtung machen können. Damit erhält aber die zuvor angeführte erkenntnistheoretische Argumentation, welche den Nachweis der Unmöglichkeit des Zusammenfallens von Subjekt und Objekt zu erbringen suchte, einen ganz anderen als den ursprünglichen Sinn. Das denkende Ich eines Augenblickes *t* kann dann in demselben Augenblick lediglich deshalb nicht Objekt sein, weil es in diesem Augenblick erlebt ist, und daher nicht gleichzeitig gedacht werden kann, nicht aber deshalb, weil es dasjenige ist, »dem alle Gegenstände bewußterweise gegenüberstehen oder für das sie alle Gegenstände sind«. In dieser empiristischen Wendung ist vielmehr einerseits das zu Beweisende, daß nämlich das erlebte mit dem erlebenden Ich identisch sein könne, bereits zur Voraussetzung erhoben, andererseits die Unmöglichkeit des Zusammenfallens von Subjekt und Objekt durch die Unmöglichkeit einer zeitlichen Koinzidenz des Erlebens und der Reflexion über das Erlebte ersetzt. Faßt man aber demgegenüber das Argument in seinem rein erkenntnistheoretischen Sinn, so scheint sich zu ergeben, daß jene Unmöglichkeit genau in derselben Weise wie für die gewußten Gegenstände auch für die bewußten Inhalte gelten müsse. Denn der Unterschied zwischen Gegenständen und Inhalten kann lediglich darin gesucht werden, daß jenen eine von dem individuellen Bewußtsein unabhängige Existenz, diesen aber eine Existenz gerade nur innerhalb eines individuellen Bewußtseins zugeschrieben wird. Was immer man aber als »Objekt« des Bewußtseins betrachten mag, so viel steht fest, daß der Begriff eines für ein

Subjekt »Gegebenen« notwendig eine Beziehung dieser Gegebenheit zu dem Subjekt voraussetzt, die nur dann als bestehend gedacht werden kann, wenn die Beziehungsglieder voneinander und von der Beziehung selbst unterschieden werden, daß also nicht bloß »extramentale« Gegenstände, von denen es vielmehr fraglich wäre, in welchem Sinn sie überhaupt als Objekte des Ich zu bezeichnen wären, sondern auch die Bewußtseinsinhalte selbst dem Subjekt immer insofern als »gegenständlich« gegenüberstehend gedacht werden müssen, als kein einziger Inhalt des Bewußtseins mit dem Subjekt oder der von diesem Subjekt auf ihn gerichteten Beziehung, eben dem Erleben, identifiziert werden darf, da sonst der Begriff des Bewußtseins jeden angebbaren Sinn verliert. Die Annahme eines »zuständlichen« Bewußtseins, in dem das Ich, sein Erleben und das von ihm Erlebte zusammenfallend gedacht werden sollten, würde vielmehr die Begriffe des Bewußtseins und des Seins geradezu auf den Kopf stellen.

Aber auch innerhalb des Bewußtseinsinhaltes läßt sich ein Unterschied zwischen Gefühlen und Empfindungen nicht darauf begründen, daß bei diesen das Empfinden und das Empfundene phänomenologisch zu unterscheiden wären, bei jenen jedoch das Fühlen und das Gefühlte zusammenfielen[1]). Wenn man, obzwar, wie nachgewiesen, unzutreffend, das auf einen Empfindungsinhalt gerichtete »Apperzeptionsgefühl« als das Empfinden dieses Inhaltes bezeichnen will, so ist es allerdings richtig, daß sich neben einem gefühlten Bewußtseinsinhalt nicht noch ein weiteres auf dieses Gefühl gerichtete Gefühl innerhalb des Bewußtseins nachweisen läßt, das man als das »Fühlen« jenes Gefühls bezeichnen könnte. Wenn aber das »Empfinden« eines Empfindungsinhaltes nur das Verhältnis des Subjektes zu jenem Inhalte angibt, das dem Begriff des Bewußtseins gemäß nicht selbst wieder erlebt, sei es nun empfunden oder gefühlt sein kann, dann kann man phänomenologisch zwar ebensowenig zwischen dem Empfinden und dem Empfundenen wie zwischen dem Fühlen und dem Gefühlten unterscheiden — aus dem einfachen Grunde, weil weder das Empfinden noch das Fühlen ein Bewußtseinsphänomen darstellt —, das Fühlen muß aber begrifflich von dem Gefühlten

1) Bewußtsein und Gegenstände. S. 17.

ebensoscharf getrennt gehalten werden, wie das Empfinden von dem Empfundenen, da es seinerseits nur die Relation bezeichnet, in der das Subjekt zu dem gefühlten Inhalt steht, und diese Relation dem Früheren gemäß weder gefühlt noch sonst irgendwie erlebt sein kann. Daß dieser Umstand gelegentlich übersehen wurde, scheint auf eine allzugroße Abhängigkeit der psychologischen Argumentation vom sprachlichen Ausdruck zurückzuführen zu sein, der natürlich diese subtile begriffliche Unterscheidung von Fühlen und Gefühltem als vom praktischen Standpunkt aus belanglos vernachlässigt. Gerade diese Abhängigkeit aber scheint die richtige Deutung sowohl des phänomenologischen Tatbestandes wie des Sprachgebrauches auch dann zu erschweren, wenn man von der Tatsache ausgeht, daß die gefühlsmäßigen Erlebnisse sich im Gegensatz zu den Empfindungen sprachlich in der Weise ausdrücken lassen, daß man etwa sagt: »ich bin traurig, heiter, zornig usw.« oder »ich fühle mich traurig, heiter, zornig usw.« Indem man diese Ausdrucksweise zu der Prädizierung irgendeines Wahrnehmungsinhaltes von einem Dinge in Parallele setzt[1]), also etwa zu dem Satze: »diese Rose ist rot« oder »ich sehe diese rote Rose« (die Ausdrucksweise »ich sehe diese Rose rot« ist mit der früheren zwar gleichbedeutend, wird aber nur dort angewendet werden, wo die Röte der Rose besonders betont werden soll), behauptet man nun, daß, wie der Rose die Eigenschaft rot zukomme, wie man das Rot an der Rose, die Rose als eine rote wahrnehme, man ebenso die Trauer, Heiterkeit usw. als Eigenschaft oder Qualität des Ich, am oder im Ich, das Ich als ein heiteres, trauriges usw. fühle, und zieht daraus die Konsequenz, daß also im Gefühl das Ich sich unmittelbar und ursprünglich selbst erfasse.

Aber wie immer man sich zu der Frage nach dem Wesen der Prädikation stellen mag, gerade diese Konsequenz scheint sich aus der Tatsache, daß wir dem Ich die Gefühle als Qualitäten beilegen, unter keinen Umständen zu ergeben. Ist man nämlich der Ansicht, daß der Gegenstand, von dem eine Eigenschaft prädiziert wird, selbst im Bewußtsein gegeben sei, dann beschränkt sich der Sinn der Prädikation darauf, das Prädikat als Teil

1) Das Selbstbewußtsein usw. S. 15.

eines umfassenderen Komplexes darzustellen. »Die Rose ist rot« heißt dann nichts anderes als: »innerhalb eines Komplexes gewisser Bewußtseinsdaten, den ich als Rose bezeichne, findet sich auch das Datum Rot«. In diesem Sinn aber bedeutet die Behauptung: »Ich bin heiter« nichts anderes, als daß innerhalb des Totalgefühles eines bestimmten Augenblickes die Heiterkeit als Komponente unterschieden werden könne. Während uns jedoch zuvor nichts hinderte, dem in Rede stehenden Komplex sinnlicher Eigenschaften den Namen »Rose« beizulegen, wäre die sprachliche Bezeichnung des Totalgefühles als Ich dann, wenn dieses Ich mit dem erlebenden Ich identifiziert werden sollte, eine unzutreffende, da in diesem Fall jenem Erlebnis ein seinem »Daß« widersprechendes »Was« beigelegt würde. Wenn aber diese Identifikation nicht vorgenommen wird, die Behauptung: »Ich bin heiter« oder »ich fühle mich heiter«, vielmehr lediglich die Eingliederung des Heiterkeitsgefühles in den Komplex des in dem betreffenden Augenblick vorhandenen Totalgefühles bedeuten soll, dann ist von einer Selbsterfassung des Ich überhaupt nicht mehr die Rede, die Frage nach dem dieses Totalgefühl erlebenden Ich bleibt vielmehr unter diesen Umständen vollkommen unbeantwortet.

Nun bekämpft aber Lipps im allgemeinen jene Wahrnehmungstheorie, welche das »Ding« in der »räumlichen Einheit der Empfindungsinhalte« aufgehen läßt, auf das Schärfste. Das Wahrnehmen eines Dinges, dem sinnliche Eigenschaften beigelegt werden, besteht für ihn nicht schlechthin in dem Haben der betreffenden Empfindungsinhalte, sondern in dem Denken des durch die Inhalte repräsentierten, selbst nicht in das Bewußtsein eingehenden Gegenstandes[1]). Wenn ich also nicht die Rose selbst als rot empfinden kann, das Empfundene vielmehr lediglich das Rot ist, welches mir die Rose irgendwie repräsentiert, dann könnte analog auch das Ich selbst gar nicht irgendwie, etwa als heiter, gefühlt sein, gefühlt wäre vielmehr lediglich wieder die Heiterkeit, und das als heiter erscheinende Ich wäre ebenso wie die als rot erscheinende Rose ein bloß gedachtes. Wenn aber das Ich, als dessen Qualitäten die Gefühle erscheinen, überhaupt kein gefühltes oder erlebtes, sondern bloß ein gedachtes

1) Leitfaden der Psychologie. S. 12. Bewußtsein und Gegenstände. S. 37.

sein soll, dann nähert sich diese Auffassung der von ihr bekämpften wesentlich an; denn da das Sein des bloß logisch postulierten, nicht aber in der Erfahrung aufweisbaren Ich in seinem Vorfinden aufgeht, so kann eben, daß das Ich etwas sei, nichts anderes bedeuten, als das jenes Ich dieses Etwas vorfinde oder erlebe, dann kann aber von einem unmittelbaren Sich-Erleben des Ich im Gefühl nicht mehr die Rede sein.

Obgleich sich daher die von Lipps vollzogene Identifikation des erlebenden Subjektes mit dem erlebten Totalgefühl eines bestimmten Augenblickes nach den bisherigen Feststellungen vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus als unhaltbar erwiesen zu haben scheint, so liegt es gerade in der Doppelstellung begründet, die Lipps dem Bewußtseinsich einräumt, daß die Argumente, mit denen er die empiristische Auffassung des Ich als eines Komplexes von Empfindungen, insbesondere von Körperempfindungen, oder als des Gesamtbewußtseinsinhaltes bekämpft, ihrerseits durchaus erkenntnistheoretischer Natur sind, sofern sie nicht lediglich vom psychologischen Standpunkt das Verhältnis der Gefühle zu den Empfindungen und zu dem Gesamtbewußtseinsinhalt präzisieren. Auf die Kritik dieser Argumente, denen Lipps in seiner Erörterung des Ichproblems einen nicht unbeträchtlichen Raum widmet, kann jedoch eine Untersuchung, die, wie die vorliegende, ihrerseits eine kritische Stellung einnimmt, nicht ausführlicher eingehen. Dagegen erfordert die Unterscheidung, die Lipps zwischen dem »Bewußtseinsich« und dem »realen« Ich oder dem psychischen »Individuum« trifft, eine nähere Erörterung.

Lipps geht davon aus, daß die Psychologie als »Wissenschaft vom Vorkommen von Bewußtseinserlebnissen in Individuen und von der Gesetzmäßigkeit dieses Vorkommens«[1]) den Begriff des Individuums voraussetzen und die numerische Verschiedenheit einzelner individueller Bewußtseine auf die numerische Verschiedenheit der Individuen zurückführen müsse, an die sie jedes einzelne Bewußtsein gebunden denke. »Dabei ist natürlich das Individuum als dasjenige, was das Bewußtsein *hat*, oder *dem* dasselbe *eigen* ist (... *anhaftet*, an oder in ihm *vorkommt*, ihm *inhäriert*...), etwas von dem Bewußtsein, das ihm eigen

1) Leitfaden der Psychologie. S. 32.

ist, Verschiedenes, also etwas dem individuellen Bewußtsein Jenseitiges, wie schon gesagt, ein Punkt in der dinglich realen Welt«[1]).

Nun beruht diese Annahme eines »realen Substrates« der Bewußtseinserscheinungen durchaus auf der Auffassung, die Lipps von dem »Inhärieren«, »Eignen« oder »Anhaften« der Bewußtseinserscheinungen an dem Subjekt des Bewußtseins hat. Der Vergleich dieser Beziehung mit dem Verhältnis, in dem der erlebte, »phänomenale« Ton zu dem »realen«, aus Luftschwingungen zusammengesetzten Ton des Physikers steht[2]), ist allerdings insofern nicht recht geeignet, volle Klarheit zu schaffen, als in ihm die Begriffspaare Substanz-Akzidenz, Ding an sich-Phänomen, primäre und sekundäre Qualitäten einigermaßen durcheinander gemengt erscheinen, da schon dem Sprachgebrauch gemäß nicht wohl davon die Rede sein kann, daß ein Empfindungsinhalt einem physikalischen Vorgang »inhäriere«. Nur insofern kann daher diesem Vergleich eine gewisse Berechtigung zugestanden werden, als Lipps das reale Ich den Gefühlen, in denen es »erscheint«, in derselben Weise zugrunde gelegt denkt, wie die sinnlichen Empfindungen auf einen ihnen zugrunde liegenden dinglichen Gegenstand hinweisen, der allerdings nicht mit der Materie des Physikers verwechselt werden darf. Diese Auffassung des Ich als einer Realität, deren Qualitäten als Gefühle in die Erscheinung treten, wurde bereits im Früheren als eine mögliche anerkannt, sie erschöpft aber den Begriff des Ich deshalb nicht, weil das Bewußtsein neben den Gefühlen auch noch andere Inhalte umfaßt, die dem Ich keinesfalls als Qualitäten inhärierend gedacht werden können.

Wenn daher überhaupt davon die Rede sein soll, daß das Bewußtsein einem realen Substrat als Bestimmtheit oder Qualität anhafte, können nicht sowohl die Bewußtseinsinhalte selbst, es kann vielmehr nur das Vorkommen dieser Bewußtseinsinhalte, also das Empfinden, Vorstellen und alle sonstigen psychischen Vorgänge einem ihnen zugrunde liegenden Substrat inhärierend gedacht werden[3]). Gerade diese Auffassung aber mußte im Früheren

---

1) a. a. O. S. 33.
2) Das Selbstbewußtsein usw. S. 41. Leitfaden der Psychologie. S. 34.
3) Leitfaden der Psychologie. S. 47 ff.

als zu einer Substantialisierung des Ichbegriffes führend bekämpft werden[1]). Nicht in dem Sinn allerdings, als ob ihr jede Berechtigung abzusprechen wäre; es wurde vielmehr ausdrücklich anerkannt, daß die Frage nach der Substantialität des Ich ein Problem der Metaphysik, aber auch nur der Metaphysik darstelle. Vom rein erkenntnistheoretischen Standpunkt sei es jedoch unmöglich, innerhalb des Subjektbegriffes einen übergeordneten Begriff zu isolieren, dem die psychischen Vorkommnisse, d. h. also das Vorfinden bestimmter Bewußtseinsinhalte als prädikative Bestimmung hinzugefügt werden könne. Die Anheftung der psychischen Vorgänge an das Ich sei vielmehr gar keine genuine Prädikation, die einem Begriff synthetisch spezifische Merkmale beilege, sondern lediglich eine analytische Exposition, die sich zwar sprachlich nicht anders als in der Form Subjekt-Prädikat ausdrücken lasse, die aber eine ontologische Unterscheidung in genus und differentia specifica für den erkenntnistheoretischen Standpunkt nicht gestatte. Von einem »Substrat« der Bewußtseinserscheinungen könne somit von diesem Standpunkt aus nicht in dem Sinn die Rede sein, daß dem Subjekt des Bewußtseins die psychischen Vorkommnisse als Prädikate beigelegt werden, sondern nur in dem Sinn, daß ihm die Inhalte (und nicht die Akte) des Bewußtseins als Objekte gegenüberstehen; das Verhältnis der »Inhärenz« des Bewußtseins an dem Subjekt dürfe also nicht als das Verhältnis »Prädikat-Subjekt«, sondern als das Verhältnis »Objekt-Subjekt« betrachtet werden.

Auch in diesem Sinn ist das Subjekt des Bewußtseins notwendig ein »transzendentes«, sofern darunter verstanden wird, daß sich weder das Subjekt des Bewußtseins, noch die zwischen ihm und den einzelnen Gattungen der Bewußtseinsinhalte bestehenden Beziehungen des Empfindens, Vorstellens usw. selbst innerhalb des Bewußtseins vorfinden lassen. Damit ist aber nicht gesagt, daß das Subjekt des Bewußtseins in dem Sinn eine außerbewußte oder gar eine dingliche Realität darstelle, daß ihm eine Existenz auch außerhalb des Bewußtseins, d. h. also außerhalb der Relation zu einem Bewußtseinsinhalt zukomme, das Bewußtsein also nur eine Eigenschaft oder eine Bestimmt-

1) Siehe oben S. 25 ff.

heit des »unbewußten« Subjekts bilde[1]). Der von der Erkenntnistheorie postulierte und von der Psychologie vorausgesetzte Begriff eines Bewußtseinssubjektes ist also nicht mit dem metaphysischen Begriff eines die psychische und die physische Realität in sich vereinigenden Wesens identisch. Dagegen ist dieser Begriffsbildung keineswegs jede Berechtigung abzusprechen, da wir ja z. B. insbesondere unter dem Ausdruck »fremde Individuen« weder bloß fremde Bewußtseinssubjekte noch bloß fremde Körper verstehen, sondern Körper, an die wir in irgendeiner Weise ein Bewußtsein »gebunden« denken. Eine Untersuchung dieses Gedankens gehört daher mit zu den Aufgaben, die einer Analyse des Ichproblems gestellt sind. Wenn diese Untersuchung im Folgenden mehr angedeutet als durchgeführt erscheint, so beruht dies darauf, daß ein näheres Eingehen auf den von Lipps in diesem Zusammenhang in den Vordergrund gerückten Begriff der »Einfühlung« weit über den Rahmen der vorliegenden Erörterungen hinausgreifen würde.

Nach Lipps soll nämlich die Annahme eines fremden Bewußtseins in der Weise zustande kommen, daß wir, ganz allgemein gesprochen, an bestimmte körperliche Vorgänge und Zuständlichkeiten, die wir als Lebensäußerungen eines Organismus bezeichnen, vermöge eines unerklärlichen Instinktes eine »Lebensbetätigung«, d. h. ein Gefühl, das sich bei der Betrachtung jener Vorgänge in uns regt, gebunden denken[2]). Dabei hebt Lipps das Instinktive jener die Gefühle mit ihren »Äußerungen« oder »Ausdrucksbewegungen« verbindenden Synthese im Gegensatz zu der Auffassung, gemäß der wir auf den psychischen Charakter fremder Lebensäußerungen nach ihrer Analogie mit den eigenen schlössen, in doppelter Hinsicht besonders hervor.

Einerseits soll nämlich die Berechtigung des Glaubens an die Existenz fremden Bewußtseinslebens eben deshalb, weil dieser Glaube instinktiv ist, einer Bestätigung weder durch die Evidenz noch durch einen Beweis bedürfen, ebensowenig wie die Berechtigung des Glaubens an die Existenz der Außenwelt und an die Gültigkeit der Erinnerung[3]). Nun bildet es zwar die Eigentüm-

1) Bezüglich der Identifizierung des Ich mit dem Organismus vgl. oben S. 86.

2) Leitfaden der Psychologie. S. 36.

3) Das Wissen von fremden Ichen. (Psychol. Unters. I, 4. 1907.) S. 710.

lichkeit dieser sämtlichen drei Annahmen, daß die Frage nach ihrer Berechtigung weder durch Evidenz noch durch Beweis jemals festgestellt werden kann. Das bedeutet aber keineswegs, daß deshalb diese Frage überhaupt nicht aufgeworfen werden dürfe; denn eben aus dem Grunde, weil das Gegenteil jener Annahmen keinen begrifflichen Widerspruch enthält, bleibt es vom rein logischen Standpunkte aus jedermann freigestellt, die Existenz einer Außenwelt zu leugnen, jede Erinnerung für trügerisch zu erklären und kein Bewußtseinsleben außer seinem eigenen anzuerkennen. Damit ist aber zugleich nachgewiesen, daß die Frage nach der logischen Berechtigung oder Begründbarkeit einer Anschauung überhaupt niemals durch die Berufung auf den Instinkt beantwortet werden kann.

Andererseits jedoch soll auch die einzig mögliche genetische Erklärung der Annahme eines fremden Bewußtseins nur unter Voraussetzung einer instinktiven Einfühlung in fremde Lebensäußerungen gegeben werden können. Die Unzulänglichkeiten der Theorie des Analogieschlusses erblickt Lipps nämlich in folgenden Punkten.

Zunächst würde der Schluß auf eine gewisse »Zusammengehörigkeit« von Gefühlen und Lebenserscheinungen schlechthin die spezifische Verbindung vernachlässigen, die zwischen Gefühlen und Ausdrucksbewegungen insofern besteht, als jene in diesen eben »zum Ausdruck« kommend erscheinen und nicht lediglich assoziativ mit ihnen verbunden sind[1]). Dieser Einwand träfe aber natürlich die Theorie des Analogieschlusses nur, soweit sie auf einem einseitigen Assoziationismus aufgebaut wäre. Soll hingegen aus der Tatsache, daß die Gebärde als Ausdruck einer Gemütsbewegung erlebt werde, daruaf geschlossen werden, daß auch in den Gebärden fremder Individuen eine Gemütsbewegung zum Ausdruck komme, so ist diese präzisere Fassung der Theorie des Analogieschlusses, wie Lipps selbst zugesteht[2]), jenem Einwande nicht mehr ausgesetzt.

Aber auch diese Auffassung hält Lipps für unhaltbar. Da nämlich der Analogieschluß von eigenen auf fremde Gebärden sich notwendig auf gesehene Gebärden beschränken müsse, weil

1) a. a. O. S. 703 ff. Leitfaden der Psychologie. S. 35.

2) Das Wissen von fremden Ichen. S. 706.

uns ja nur die optischen Bilder der fremden Gebärden zugänglich seien, so könne ein solcher Analogieschluß überall dort nicht vorliegen, wo wir ein optisches Bild der eigenen Gebärde überhaupt nicht zu gewinnen vermögen, wie dies für die Gesichtsmimik zutrifft[1]), er werde aber selbst dort, wo er möglich sei, nicht hinreichen, um die fremden Gebärden als Ausdrucksbewegungen erscheinen zu lassen, weil die Gemütsbewegung nicht so sehr in der optischen als vielmehr in der kinästhetischen Komponente der Gebärde zum Ausdruck kommend aufgefaßt werde[2]).

Nun ist es zweifellos richtig, daß wir die fremde Mimik nicht nach Analogie unserer eigenen zu deuten vermögen. Dagegen scheint es nicht erforderlich, das Verständnis fremder Mimik auf einen Instinkt zurückzuführen, d. h. also eigentlich in psychologischer Hinsicht für eine letzte unableitbare Tatsache zu erklären. Allerdings läßt sich empirisch eine instinktive Reaktion auf mimische Ausdrucksbewegungen konstatieren, wie sie sich z. B. darin äußert, daß Kinder beim Anblick eines lächelnden Gesichtes bekanntlich sehr bald selbst zu lächeln beginnen. Diese Reaktion kann aber natürlich in keiner Weise als ein Verständnis der Mimik des Lächelns betrachtet werden, sie bestätigt vielmehr lediglich, daß, wie die Wahrnehmung anderer Gegenstände, so auch die Wahrnehmung eines lächelnden Gesichtsausdruckes für das Kind eine ganz bestimmte primäre Gefühlsbetonung besitzt. Von dem Erlebnis dieser primären Gefühlsbetonung aber bis zu einem primitiven Verständnis der Mimik ist noch ein weiter Schritt, der, soweit sich empirisch feststellen läßt, in der Weise zurückgelegt wird, daß das Kind zunächst die pantomimischen (und phonetischen) Ausdrucksbewegungen verstehen lernt, die in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle jede Mimik begleiten, und erst durch das Verständnis jener Ausdrucksbewegungen zum Verständnis der Mimik angeleitet wird. Diese Anschauung findet ihre Bestätigung in der Tatsache, daß das Verständnis der reinen, durch keine andersartigen Ausdrucksbewegungen begleiteten Mimik sich nicht nur relativ sehr spät einstellt, sondern auch immer einer ziemlichen Unsicherheit unterliegt, und es ergibt sich aus ihr, daß das Verständnis fremder Mimik zwar nicht unmittel-

1) a. a. O. S. 698. Leitfaden der Psychologie. S. 35.
2) Das Wissen von fremden Ichen. S. 711.

bar durch eine Beurteilung nach der Analogie der eigenen Mimik entsteht, daß es aber auch nicht als ein instinktives bezeichnet werden kann, da es sich vielmehr erst aus dem Verständnis derjenigen Ausdrucksbewegungen entwickelt, zu denen sich in der optischen Wahrnehmung des eigenen Körpers Analoga feststellen lassen. Der Einwand hingegen, daß auch diese Gebärden nicht nach der Analogie mit den eigenen beurteilt werden können, da das ausgedrückte Gefühl nicht an die optische, sondern an die kinästhetische Empfindung der eigenen Bewegung gebunden sei, scheint eine Fähigkeit psychologischer Analyse vorauszusetzen, wie sie dem naiven Bewußtsein jedenfalls noch nicht zukommen dürfte. Die Unterscheidung der kinästhetischen Empfindungen ist vielmehr, wie bereits der künstlich gebildete Name anzeigt, erst das Resultat einer relativ späten psychologischen Analyse, vor deren Vollzug die optischen Wahrnehmungen die dominierende Komponente in dem Gesamtbilde des eigenen Körpers darstellen[1]). Für den Psychologen, der sich gewöhnt hat, den kinästhetischen Empfindungen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, mag es daher zutreffen, daß ihm die Gemütsbewegungen vornehmlich in diesen Empfindungen zum Ausdruck kommend erscheinen, für das naive Bewußtsein trifft aber diese Annahme so wenig zu, daß es vielmehr einer gewissen Anspannung bedarf, um auf die kinästhetische Komponente der eigenen Bewegungen überhaupt aufmerksam zu werden.

Der gewichtigste Einwand, den Lipps gegen die Theorie des Analogieschlusses vorbringt, scheint jedoch der zu sein, daß der Analogieschluß genötigt sei, gerade dasjenige bereits vorauszusetzen, was sich aus ihm ergeben solle. Solange wir nämlich die Annahme eines fremden Bewußtseins noch nicht gemacht haben, ist uns unser Bewußtsein nicht als »unser« Bewußtsein im Gegensatz zu einem »anderen«, nicht als »dieses« Bewußtsein im Gegensatz zu »jenem«, sondern schlechthin als »das« Bewußtsein »überhaupt«, als ein ganz einzigartiges Unikum gegeben. Bevor wir daher von unserem Bewußtsein auf ein anderes schließen könnten, müßte uns unser Bewußtsein nicht mehr als dieses schlechthin einzigartige Unikum, sondern als ein Exemplar einer Gattung erscheinen, der Begriff dieses einzigartigen bewußten Wesens, das wir unser

---

1) Vgl. dazu Wundt, Physiologische Psychologie. Bd. 2. S. 493.

Ich nennen, müßte vielmehr dem übergeordneten Gattungsbegriff eines bewußten Wesens überhaupt untergeordnet worden sein, damit aber wäre bereits die erst zu erschließende Annahme eines fremden Bewußtseins vorausgesetzt[1]).

Nun scheint die Schwäche dieses an sich zweifellos ganz richtigen Argumentes aber gerade darin zu liegen, daß es zuviel beweist. Denn es würde sich aus ihm nicht nur die Unmöglichkeit, vom eigenen auf das fremde Ich, sondern ganz allgemein die Unmöglichkeit ergeben, von einem nur einmal beobachteten Faktum auf das Vorkommen eines bisher noch nicht beobachteten analogen Faktums zu schließen. Das Schema eines derartigen Analogieschlusses läßt sich etwa in folgender Weise darstellen: Gegeben ist ein Gegenstand A mit einer bisher an diesem Gegenstand als ein Unikum vorgefundenen Eigenschaft a und einer Eigenschaft b_A, die mit dem Index A zu versehen ist, weil sie bereits auch an anderen Gegenständen beobachtet wurde. Nun stelle sich heraus, daß die Eigenschaft a die notwendige Voraussetzung bilde, unter welcher allein das Vorkommen der Eigenschaft b_A an dem Gegenstand A erklärt werden kann. Die nächstliegende Erklärung für das Vorkommen der Eigenschaft b_B an dem Gegenstand B wird daher die Annahme sein, daß dem Gegenstand B analog wie dem Gegenstand A die Eigenschaft a ebenfalls zukomme. Nun läßt sich auch in diesem Fall wieder mit voller Berechtigung einwenden, daß die Eigenschaft a bisher schlechthin als ein Unikum bekannt war, daß also der Schluß von einem a_A auf ein a_B notwendig voraussetze, daß sich das a eben nicht mehr als a schlechthin, sondern als a mit einem Index, als Element der Reihe a_X darstelle, und gewiß ist der Begriff a_X dem Begriff a gegenüber ein vollkommen neuer. Sollte aber aus diesem Umstand geschlossen werden, daß deshalb die ganze dargelegte Ableitung unmöglich sei, dann müßte man gleichzeitig die gesamte induktive Methode, sofern sie von einer Einzelbeobachtung ihren Ausgang nimmt, für unmöglich erklären. Gewiß setzt der Schluß von einem a_A auf ein a_B voraus, daß

1) Das Wissen von fremden Ichen. S. 706 ff. Eine ähnliche Argumentation findet sich auch bei Lossky (Die Grundlegung des Intuitivismus, Halle 1908, S. 32 ff.), nur handelt es sich dort um die allerdings unbestreitbare Unmöglichkeit, das Vorhandensein einer realen Außenwelt aus deren »Analogie« mit dem eigenen Ich zu erschließen.

das a eben nicht mehr schlechthin als a, sondern als ein mit einem Index versehenes a, also als ein »Exemplar« der »Gattung« a_X aufgefaßt werde, und gewiß besteht zwischen dem Begriff a_X und dem Begriff a keine Analogie, sondern das Verhältnis von Über- und Unterordnung. Aber es handelt sich darum, daß die Verwandlung des a in ein a_X und weiterhin ein a_A nicht vollzogen worden wäre, wenn sich die Analogie des Gegenstandes B mit dem Gegenstand A hinsichtlich der Eigenschaft b und das Bedürfnis der Erklärung des b_B durch ein a_B nicht herausgestellt hätte, daß also die Verallgemeinerung eines Individualbegriffes in einen Gattungsbegriff auch dort, wo sie nicht auf direkter Beobachtung beruht, doch nicht sozusagen ins Blaue hinein erfolgt, sondern daß der Anlaß dazu immer in dem Bedürfnis liegt, eine Analogie zwischen dem Träger der bisher für individuell gehaltenen Eigenschaft und einem anderen Gegenstand herzustellen. Die Verallgemeinerung des Individualbegriffes a zu a_A ist also selber gewiß kein Analogieschluß; aber sie würde gar nicht vollzogen werden, wenn sich nicht das Bedürfnis herausstellte, auf Grund einer vorgefundenen Analogie zwischen b_A und b_B nun auch ein a_B als ein Analogon zu dem a_A anzunehmen. Jede Induktion beruht vielmehr auf einem derartigen Tatbestand, so daß jenes von Lipps gelegentlich angeführte Beispiel[1]), daß aus dem Anblick eines tanzenden Menschen eigentlich notwendig darauf geschlossen werden müßte, daß auch der Eiffelturm tanze, nicht deshalb absurd ist, weil sich sofort Gegenvorstellungen aufdrängen, sondern deshalb, weil zwischen dem Menschen und dem Eiffelturm keinerlei Analogie besteht. Dasselbe gilt nun auch von der Annahme eines fremden Bewußtseins. Es würde gar kein Anlaß zu dieser Annahme vorliegen, wenn ich nicht zwischen den Bewegungen meines Körpers und denen fremder Körper[2]) eine Analogie entdecken könnte[3]). Nun

1) Leitfaden der Psychologie. S. 179.

2) Der Unterschied zwischen eigenen und fremden Bewegungen in diesem Sinn darf natürlich nicht so aufgefaßt werden, als ob die eigenen Bewegungen auf das eigene, die fremden auf ein fremdes Ich bezogen würden, da sonst ein Zirkel vorläge. Aber die Beziehung fremder Bewegungen auf einen Körper, der nicht »mein« Körper ist, setzt jenen Körper noch nicht zu einem fremden Ich in Beziehung, und darum handelt es sich hier gerade.

3) Diese Analogie wird bekanntlich im Beginn der kosmologischen Spekulation schon in dem Vorhandensein einer Bewegung überhaupt gefunden.

aber wird auf einem so frühen Stadium der Reflexion, in welchem sich die Annahme eines fremden Bewußtseins erst ausbildet, der »Träger« des Bewußtseins mit dem Körper ohne weiteres identifiziert, das Bewußtsein und die Beweglichkeit schlechthin demselben Substrat als Eigenschaften zugeschrieben [1]), und sobald sich nun das Bedürfnis entwickelt, für die Bewegungen der fremden Körper eine Erklärung zu gewinnen, geschieht dies eben in der Weise, daß man das Bewußtsein, welches man dem bisher in gleicher Weise als das Substrat des Bewußtseins wie der körperlichen Erscheinungen gedachten Ich allein als Eigenschaft zuschrieb, nunmehr für eine allgemeine Eigenschaft beweglicher Wesen erklärt, und somit in der eigenen Beseelung nur mehr einen Einzelfall des Vorkommens beseelter Wesen überhaupt erblickt, aus deren Beseelung sich nunmehr ihre Handlungen verständlich ableiten lassen. Dabei darf dieser ganze Prozeß natürlich nicht in intellektualistischem Sinn gedeutet werden, als ob zu seinem Zustandekommen tatsächlich das explizite Vollziehen der angegebenen Schlußfolgerungen erforderlich wäre; in Wirklichkeit wird er sich vielmehr lediglich in assoziativen Verbindungen abspielen, so daß insbesondere der Übergang vom Individualbegriff zum Gattungsbegriff gar nicht bemerkt wird. Hier hatte es sich lediglich darum gehandelt, nachzuweisen, daß einerseits das Entstehen auch dieser Assoziationen notwendig an das Vorfinden einer Analogie eigener und fremder Bewegungen geknüpft sei, und daß andererseits die logische Darstellung dieses assoziativen Prozesses in Form expliziter Schlußfolgerungen keinen Zirkel einschließe.

Wie man sich nun das Zustandekommen dieses Prozesses im einzelnen denken solle, kann dahingestellt bleiben. Im allgemeinen wird es sich wohl so verhalten, daß sich an die Wahrnehmung der fremden Gebärde ein Vorstellungsbild der analogen eigenen Gebärde assoziativ anschließen wird, und an dieses das Gefühl, welches in ihr zum Ausdruck zu kommen pflegte. Doch können zweifellos auch Fälle vorkommen, in denen sich an die Wahrnehmung der fremden Gebärde unmittelbar deren wenn auch nur skizzierte Nachahmung anschließt, die dann ihrerseits das ent-

---

1) Vgl. z. B. noch bei Aristoteles die Gleichstellung von *αἰσθητικόν*, *ὀρεκτικόν*, *κινητικόν* in dieser Hinsicht. (De anima. II. 3. 414. a. 32.)

sprechende Gefühl hervorruft[1]), ja es werden sich, sofern die lebhafte Vorstellung einer Bewegung sich unmittelbar in deren Verwirklichung umzusetzen tendiert[2]), zwischen beiden Entstehungsweisen des Gefühls keine scharfen Grenzen ziehen lassen. Gerade dieser Umstand aber läßt es bedenklich erscheinen, die Einfühlung als das instinktive Verhalten eines bewußten Wesens fremden Lebensäußerungen gegenüber zu betrachten. Bekanntlich lassen sich alle Fälle instinktiver Nachahmung, von den Mitbewegungen der Zuhörer an, die auf eine mit lebhafter Mimik vorgetragene Erzählung gespannt lauschen, bis zu den pathologischen Zuständen völliger Echopraxie darauf zurückführen, daß in ihnen der Nachahmende in einem Zustande erhöhter Beeinflußbarkeit von seiten des Individuums steht, das die Bewegung vormacht. Nun sind aber die Fälle, in denen ein Individuum durch seine Bewegungen in einem anderen eine derartige Suggestion hervorruft, außerordentlich selten im Vergleich zu den Fällen, in denen der Handelnde durch seine Bewegung eine von dieser ganz verschiedene Reaktion veranlaßt. Um ein einfaches Beispiel zu gebrauchen, ist das primäre Gefühl, das etwa ein Kind in dem Augenblick erlebt, in welchem der Vater die Hand im Zorn erhebt, um es zu züchtigen, gewiß nicht wiederum Zorn, sondern vielmehr Furcht, d. h. also in den Fällen normaler Reaktion auf eine bestimmte Handlung ist das Gefühl des Handelnden und das Gefühl des auf diese Handlung Reagierenden durchaus verschieden. Gewiß gibt es eine »Einfühlung« in fremde Handlungen, aber das primäre »Verständnis« fremder Handlungen besteht nicht darin, daß sie als Ausdruck eines Gefühls oder einer Bewußtseinserscheinung überhaupt, sondern lediglich darin, daß sie nach ihrem Effekt beurteilt werden. Instinktiv also reagieren wir auf fremde Handlungen nur so, daß wir sie mit Rücksicht auf die uns daraus erwachsende Lust oder Unlust entweder hervorzurufen oder zu verhindern trachten. Erst die beginnende ethische und ästhetische Entwicklung lehrt uns, fremde »Ausdrucksbewegungen« tatsächlich als »Ausdruck« von Gefühlen zu betrachten und unser Verhalten zu ihnen nicht

1) Das Wissen von fremden Ichen. S. 713 ff.

2) Leitfaden der Psychologie. S. 241. — Wundt, Physiol. Psychol. Bd. 3. S. 307.

mehr lediglich durch ihren Effekt für uns, sondern durch das in ihnen zum Ausdruck kommende Gefühl bestimmen zu lassen, sobald sich uns dieses als Analogon eines assoziativ oder auf Grund einer Nachahmungstendenz in uns erweckten Gefühles darstellt. Dann aber handelt es sich bei dem Streit zwischen Analogieschluß und Einfühlung gar nicht mehr um absolute Gegensätze, da ja auch für den Fall, daß eine fremde Bewegung eine ihr analoge eigene Bewegung hervorruft, das an die fremde Bewegung geknüpfte Gefühl wiederum nur nach Analogie des an die eigene Bewegung geknüpften Gefühls »erschlossen« werden kann. Eine Auffassung der Einfühlungstheorie jedoch, der zufolge das an die Nachahmungsbewegung geknüpfte Gefühl unmittelbar mit dem fremden, in den anderen eingefühlten Gefühl identisch sein, ein Individuum also im Falle der Einfühlung sein Gefühl als das Gefühl eines anderen fühlen sollte, scheint dem Verständnis so unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten, daß sie nicht einmal unter den Anhängern der Einfühlungstheorie allgemein anerkannt wird.

Der Begriff eines überindividuellen Ich, den Lipps in seinen späteren Publikationen[1]) als letzten Grund aller logischen Normen, aller allgemeingültigen Wertungen und aller Naturgesetzlichkeit einführen zu müssen glaubt, wird zweckmäßig bei der Besprechung der Ansichten Rickerts Erwähnung finden[2]), in denen er eine überaus wichtige Stellung einnimmt.

IV. Die sensualistische Richtung.

Die an dieser Stelle als sensualistisch bezeichnete Auffassung des Ichproblems steht zu den bisher erörterten empiristischen Betrachtungsweisen insofern im Gegensatz, als sie nicht in derselben Weise, wie diese das Ich mit der Gesamtheit der Vorstellungen, der Willensakte oder der Gefühle identifizieren, so auch ihrerseits das Ich dem Gesamtkomplex der Empfindungen gleichsetzt. Denn die Eigenart des Sensualismus besteht gerade darin,

---

1) Bewußtsein und Gegenstände. Die Wege der Psychologie (Archiv für die ges. Psychologie. Bd. VI. 1906). Naturphilosophie (in »Die Philosophie des XX. Jahrhunderts«, Festschrift für Kuno Fischer, Heidelberg 1907). Inhalt und Gegenstand; Psychologie und Logik (Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. der Wissensch., phil. Klasse, 1905, Heft IV).

2) Vgl. S. 224 ff.

die gesamte Mannigfaltigkeit des Bewußtseins in Empfindungen und deren Komplexe aufzulösen, so daß eine Auffassung, welche, wie etwa die Condillacs, das Ich mit der Gesamtheit seiner Empfindungen identifizierte, eben deshalb, weil die Empfindungen nach der sensualistischen Annahme den einzigen Inhalt des Bewußtseins ausmachen sollen, zu den im Folgenden zu erörternden Anschauungen gehörte, für welche das Subjekt des Bewußtseins mit dessen Gesamtinhalt zusammenfällt. Es ergibt sich daraus, daß die sensualistische Auffassung des Ichproblems, wenn anders sie unter den innerhalb des Empirismus unterschiedenen Betrachtungsweisen überhaupt eine gesonderte Stelle einnehmen soll, das Ich nicht mit der Gesamtheit der Empfindungen, sondern nur mit dem zum Ich jedenfalls in der nächsten Beziehung stehenden Komplex von Empfindungen, nämlich dem der Körperempfindungen identifizieren darf.

Nun lassen sich aber innerhalb des Sensualismus zwei Richtungen je nach der ihnen zugrunde liegenden Auffassung der Empfindung unterscheiden. Im allgemeinen versteht man nämlich unter Sensualismus lediglich die in idealistischem Sinn orientierte Richtung, welche die Empfindungen als psychische Phänomene betrachtet, im vorliegenden Fall also das Ich mit einem Komplex von Körperempfindungsinhalten, insbesondere von kinästhetischen Empfindungen identifiziert. Nun ist allerdings diese Auffassung der Empfindungen nicht nur die vorherrschende, sondern die längste Zeit hindurch überhaupt die einzige von jeder und nicht nur der sensualistischen Psychologie vertretenen Auffassung gewesen. Erst in neuester Zeit hat sich eine Anschauung entwickelt, die zwar auch als Sensualismus zu bezeichnen ist, insofern sie die gesamte Welt aus »Empfindungen« oder »Wahrnehmungen« aufzubauen sucht, die aber dem idealistischen Sensualismus darin entgegengesetzt ist, daß sie, einer realistischen Tendenz folgend, die Empfindungen nicht mehr lediglich als Bewußtseinsinhalte, sondern wie der charakteristische, von Mach geprägte Ausdruck lautet, als Empfindungen an sich, als identisch mit den realen Gegenständen bzw. deren Eigenschaften betrachtet[1]. Von diesem Standpunkt aus fällt dann die Empfin-

1) Allerdings ist nicht jede in diesem Sinne realistische Auffassung notwendig zugleich eine sensualistische, — man vergleiche z. B. den spiritualistisch-voluntaristischen Realismus Bergsons.

dung oder Wahrnehmung des eigenen Körpers mit dem eigenen Körper selbst zusammen, so daß sich auf Grund dieser Voraussetzung ein Verständnis für den zuerst von Avenarius konsequent durchgeführten realistisch-sensualistischen Versuch gewinnen läßt, den Körper oder speziell das Gehirn in »empiriokritischer Substitution« an die Stelle des Ich zu setzen. Diesem Realismus neigt sich auch der Sensualismus James', namentlich in dessen späterer Periode, zu, während in dieser Hinsicht die »Principles of psychology« noch keine eindeutig bestimmte Stellung erkennen lassen.

1) James.

Man würde der Fülle überaus feinsinniger Bemerkungen, welche der Abschnitt über das Selbstbewußtsein in James' »Principles of psychology« enthält, nicht gerecht werden, wenn man seinen Standpunkt schlechthin als den eines einseitigen Sensualismus bezeichnen wollte. Allerdings ist die Grundtendenz seiner Ausführungen eine sensualistische, daneben findet sich aber auch eine gewisse Hinneigung zu voluntaristisch-emotionalistischen Theorien und sogar gelegentlich zu einer erkenntnistheoretischen Behandlung des Ichproblems. Wenngleich besonders diese letztere Behauptung weder mit dem traditionellen Bild, das die deutsche Psychologie von James zu entwerfen pflegt, noch mit den in seinen neuesten Ausführungen[1]) zum Ausdruck kommenden Tendenzen übereinstimmt, scheint sich ihre Berechtigung dennoch aus der Unterscheidung ableiten zu lassen, die James zwischen dem »reinen Ich« (»I«, »pure Ego« oder »thinker«) und dem Bewußtseinsich (»empirical Me« oder »Self«) trifft. Obzwar sich sein Interesse vornehmlich auf die Untersuchung dieses Bewußtseinsich richtet, ist er — wenigstens zunächst — weit davon entfernt, das erlebte mit dem erlebenden Ich zu identifizieren, er betont vielmehr ausdrücklich, daß »eine gewisse Art von Gegenständen (things) . . . das ‚natürliche' Ich bilden«, daß aber auch diese, genau genommen, dem denkenden Subjekt als Objekte gegenüberstehen[2]), und daß umgekehrt das

---

1) Journ. of philos., psychol. and scientific methods. Bd. 1. 1904. »Does ‚consciousness' exist?« und daselbst »A world of pure experience.«

2) Principles of psychology. New York 1893. Bd. 1. S. 325.

reine Ich zwar die Bedingung des Bewußtseins, aber eben darum kein Objekt des Bewußtseins darstelle[1]). Daß James diesen Unterschied schließlich nicht konsequent festhält, darf daher nicht so ausgelegt werden, daß er in seiner Tendenz, die Psychologie als Naturwissenschaft darzustellen, das Ich aus der Psychologie überhaupt habe verbannen wollen. Gegen einen derartigen Versuch wendet er sich vielmehr ausdrücklich, indem er versichert: »The worst a psychology can do is so to interpret the nature of these« (personal) »selves as to rob them of their worth. ... It seems as if the elementary psychic fact were not thought or this thought or that thought, but my thought, every thought being owned[2]).« Mit dieser Auffassung steht in Übereinstimmung, daß James seine Untersuchung über das Bewußtseinsich mit der allgemeinen Definition des »Self« im weitesten Sinn als des Inbegriffes dessen, was ein Jeder »sein« nennen könne, beginnt[3]). Nicht das »Ich« ist somit das primäre Objekt des Selbstbewußtseins, sondern das »mein«, d. h. das Selbstbewußtsein ist im Grunde nicht das Bewußtsein von einem Selbst, sondern das Bewußtsein, daß bestimmte Objekte ein gewisses Charakteristikum tragen, vermöge dessen sie als »mein« erkannt werden. Die Bedeutung des Wortes »mein« erfordert allerdings ein »Ich«, auf das sich jenes Possessivum bezieht, trotzdem liegt aber im gegebenen Fall kein Zirkel vor, da dieses »Mein-Sein« ein objektives Merkmal und nicht eine erlebte Beziehung der Objekte zu einem erlebten Bewußtseinsich darstellen soll. »The words Me, then and self, so far as they arouse feeling and connote emotional worth, are objective designations, meaning all the things which have the power to produce in a stream of consciousness excitement of a certain peculiar sort[4]).«

Die weitere Untersuchung dieses Bewußtseinsich beschäftigt sich nun zunächst:

1) mit seinen Elementen,
2) mit dem »Selbstgefühl«,
3) mit den Akten der »Selbstsucht« und »Selbsterhaltung«.

---

1) a. a. O. S. 304.
2) a. a. O. S. 226.
3) a. a. O. S. 291.
4) a. a. O. S. 319.

Als Elemente, aus denen sich das Bewußtseinsich zusammensetzt, werden angeführt:

a) das materielle Ich (Körper, Kleider, Familie, Heim, Eigentum),
b) das soziale Ich (Ehre, Leumund, kurz die »Meinung anderer von unserem Wert«),
c) das geistige Ich;

und nicht ganz konsequent:

d) das reine Ich.

Denn nach dem zuvor Gesagten mußte das reine Ich als das Subjekt aufgefaßt werden, welches das notwendige Korrelat eines jeden Objektes, somit auch des als »me« oder »self« bezeichneten Komplexes darstellt. Es ist daher unter dieser Voraussetzung nicht einzusehen, wie das reine Ich in irgendeiner Weise ein Element des erlebten Ich bilden könne. Tatsächlich folgt bei James die Untersuchung über das reine Ich erst dann nach, wenn alle das Bewußtseinsich betreffenden Probleme erörtert sind.

Davon abgesehen, scheint unter den verschiedenen Ichbegriffen lediglich der des geistigen Ich eine gewisse Unklarheit zu enthalten, die nach James darauf zurückzuführen ist, daß dieser Begriff eine doppelte Interpretation zuläßt. Der »konkreten« Auffassung gemäß wird das geistige Ich von dem »gesamten Strom unseres persönlichen Bewußtseins« oder in zeitlicher Beschränkung von dem vollständigen »Segment« eines bestimmten Augenblickes, dem »gegenwärtigen Ausschnitt aus diesem Strom« gebildet; der »abstrakten« Auffassung jedoch erscheint das geistige Ich als der Inbegriff seelischer »Vermögen oder Dispositionen«[1]). Demgegenüber ließe sich nun allerdings einwenden, daß Vermögen und Dispositionen jedenfalls keine Bewußtseinstatsachen seien und daher aus dem Rahmen einer rein deskriptiven psychologischen Analyse herausfallen. Doch scheint James an dieser Stelle unter Vermögen oder Dispositionen keine Abstrakta im Gegensatz zur konkreten Realität der psychischen Objekte überhaupt, sondern eine bestimmte Art von Erlebnissen zu meinen, die er gelegentlich auch als »feeling of psychic

1) a. a. O. S. 296.

energy«, »tendencies« und dergleichen bezeichnet, deren Betrachtung daher nur insofern als eine »abstrakte« gelten dürfe, als durch sie »ein bestimmter Teil jenes Stromes vom Rest abstrahiert werde«, zu dem der Restteil im Verhältnis eines »wechselnden äußeren Besitzes« erscheine[1]). Es erhebt sich daher die Frage, aus welchen Elementen jener »zentrale« Teil des Selbst bestehe.

Diese Analyse nun erscheint James als äußerst schwierig. Er identifiziert zwar das »zentrale« Ich ohne weiteres mit dem »aktiven« Ich und gibt zunächst eine Beschreibung des Icherlebnisses als eines Komplexes von Tätigkeitsgefühlen, »of furtherances and hindrances in my thinking, of checks and releases, tendencies which run with desire, and tendencies which run the other way«[2]), aber diese Beschreibung erscheint ihm zu allgemein, und bei genauerer Beobachtung glaubt er in dem das geistige Ich enthaltenden Tätigkeitserlebnis nichts anderes entdecken zu können, als einen Komplex körperlicher Empfindungen, die zumeist im Kopf lokalisiert sind[3]). »The self of selves when carefully examined, is found to consist mainly of the collection of these peculiar motions in the head or between the head and throat«[4]). Doch betont er an dieser Stelle nochmals, daß jenes in den Körperempfindungen fundierte Ich (Me) lediglich als Objekt des Bewußtseins, nicht aber als dessen Subjekt (the thinker) angesehen werden dürfe, da dieses vielmehr bloß ein logisches Postulat darstelle, welches zwar notwendig zu jedem Bewußtseinsinhalt hinzugedacht werden müßte, nicht aber innerhalb des Bewußtseins selbst vorgefunden werden könne[5]). Das Gleiche soll dann auch für das im Selbstgefühl gegebene Ich gelten.

Als Selbstgefühl bezeichnet James im allgemeinen ein Gefühl der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit sich selbst und unterscheidet je nach dem Objekt, auf das es sich richtet, ein

1) a. a. O. S. 297.

2) a. a. O. S. 299.

3) Vgl. dazu die Kritik von Stout (Analytic psychology. London 1902. Bd. 1. S. 162).

4) a. a. O. S. 301. In »Does ‚consciousness‘ exist?«, werden diese Bewegungsempfindungen des Näheren als die mit dem Atemprozeß verbundenen Empfindungen bezeichnet.

5) a. a. O. S. 304.

a) materielles (persönliche Eitelkeit, Bescheidenheit, Besitzesstolz, Angst vor Armut),
b) soziales (Familienstolz, Dünkelhaftigkeit, Snobismus usw.) und
c) geistiges Selbstgefühl (Gefühl geistiger oder sittlicher Superiorität oder Inferiorität, Reinheit und Schuldbewußtsein).

Demselben Schema ordnet James auch die verschiedenen Betätigungen der Selbstsucht und des Selbsterhaltungstriebes unter und führt in anziehender Schilderung aus, wie die verschiedenen »selves«, die den Selbstgefühlen oder den Akten der Selbstsucht zugrunde liegen, miteinander in Konflikt geraten können und sich schließlich in eine Rangordnung einfügen, in der das geistige Ich die höchste, das körperliche die tiefste Stelle einnimmt. Am Schlusse seiner Untersuchungen über das Bewußtseinsich betont er nochmals, daß jenes Ich, das Objekt der Selbstliebe wie des Selbstbewußtseins nicht mit dem Subjekt, das die Liebe fühle oder das Erlebnis erlebe, identifiziert werden dürfe.

Umsomehr muß es daher Wunder nehmen, daß James seine Untersuchung über das »reine Ich« mit der Frage nach dem Erlebnis (sense) der persönlichen Identität, also nach der Identität des Bewußtseinsich zu verschiedenen Zeiten beginnt. Diese Inkonsequenz ist offenbar darin begründet, daß James zu fürchten scheint, mit der Setzung eines innerhalb des Bewußtseinsinhaltes nicht enthaltenen Subjektes zugleich eine »denkende Substanz« oder eine metaphysische »Seele« anerkennen zu müssen, daß also auch er den Unterschied zwischen dem erkenntnistheoretischen Subjekt und dem metaphysischen Substrat des Bewußtseins nicht richtig erfaßt. Wenn er somit die Identität des Bewußtseinsich in dem Abschnitt über das reine Ich behandelt, so verfolgt er damit die Absicht, eine Beschreibung der im Erlebnis dieser Identität vorgefundenen Tatsachen ohne die Annahme eines dem Inhalt des Bewußtseins transzendenten Subjekts durchzuführen, das reine Ich somit aus dem Gebiet der Psychologie in das der Metaphysik zu verweisen[1]). Diese Tendenz führt ihn dann notwendig dahin, das »reine Ich«, das er konsequenterweise als nicht im Bewußtsein auffindbar einer psychologischen

1) a. a. O. S. 304, 346; vgl. insbesondere auch die zitierten Artikel in Journal of philos., psychol. and scientific methode. Bd. 1. 1904.

Behandlung entzogen wissen wollte, nachher doch wieder als ein psychologisches Datum darzustellen, indem er einem Bewußtseinsobjekt die Rolle des Subjektes überträgt.

Das Bewußtsein der Identität der verschiedenen Bewußtseinsiche (selves) entsteht für James auf demselben Wege wie das Bewußtsein der Identität anderer Gegenstände durch ein unmittelbares Wiedererkennen[1]). Die Bezeichnung dieses Wiedererkennens als eines »Schlusses«, der sich »entweder auf die Ähnlichkeit der verglichenen Phänomene ... oder auf ihre wahrgenommene Kontinuität stützt«, würde allerdings die Deutung nahelegen, als ob James das Zustandekommen eines Aktes des Wiedererkennens nur auf Grund eines Vergleiches zwischen einer gegenwärtigen Wahrnehmung und einem Erinnerungsbild für möglich hielte. Gerade diese Anschauung aber wird von ihm auf das Schärfste bekämpft[2]), so daß »die wirkliche und nachweisbare persönliche Identität, die wir erleben«, sofern sie auf der »Ähnlichkeit zwischen den Teilen eines Bewußtseins-Kontinuums« beruhen soll[3]), als eine unmittelbar erfaßte Identität gelten muß.

Es handelt sich für James also darum, das Merkmal zu bestimmen, das allen Erlebnissen vom eigenen Ich gemeinsam ist und diese zugleich von denen fremder Iche unterscheidet. Bereits aus dieser Fassung des Problems ergibt sich jedoch seine Unlösbarkeit. Denn wenn die persönliche Identität eine unmittelbar erlebte sein soll, dann muß auch das diese Identität begründende Merkmal ein erlebtes sein, dann fragt es sich aber wiederum, was die Zuordnung gerade dieses Erlebnisses zu dem einen identischen Subjekt bedinge. Tatsächlich zeigt sich denn auch, daß die von James gegebene Ableitung der Identität des Ich im Vorhinein nur für das »konkrete« Ich zutreffen kann. Denn wenn er das gemeinsame Merkmal aller »eigenen« Bewußtseinsinhalte auf einen ihnen anhaftenden Charakter von »Wärme und Intimität« zurückführt und diesen näher als eine »gleichmäßige Empfindung körperlicher Existenz« bestimmt[4]), so kann er damit

1) a. a. O. S. 334.

2) a. a. O. S. 674 Anm.

3) a. a. O. S. 336.

4) a. a. O. S. 239, 333 ff. James setzt allerdings in Parenthese hinzu: »oder ein ebenso gleichmäßiges Gefühl einer rein psychischen Tätigkeit?« da er aber zuvor die psychische Tätigkeit ebenfalls in Körperempfindungen aufgelöst hatte, so ist damit der sensualistische Standpunkt nicht aufgegeben.

nur meinen, daß wir alle unsere Erlebnisse lediglich deshalb zur Einheit eines Bewußtseins zusammenschließen, weil gleichzeitig mit ihnen jederzeit ein Komplex von Körperempfindungen im Bewußtsein gegeben sei. Nun war aber im Früheren das »self of selves« seinerseits als ein Komplex von Körperempfindungen bestimmt worden [1]), eine Antwort auf die Frage, was denn nun die Einheit des »abstrakten» Ich begründe oder die Körperempfindungen ihrerseits zu Erlebnissen eines identischen Subjektes zusammenfasse, läßt sich daher auf diesem Wege nicht gewinnen [2]). Ebenso aussichtslos erscheint der Versuch, die Einheit des Bewußtseins auf seine Kontinuität zurückzuführen [3]). Denn soll unter Kontinuität lediglich die ununterbrochene zeitliche Aufeinanderfolge gewisser Bewußtseinsinhalte gemeint sein, so ist es klar, daß eine rein zeitliche Aufeinanderfolge, wie sie auch für Inhalte verschiedener Bewußtseinskreise zutrifft, nicht genügt, um den Zusammenhang eines Bewußtseins zu konstituieren. Bedeutet aber das Bewußtsein der Kontinuität der eigenen Bewußtseinserlebnisse gewissermaßen nur das Integral aller Elementarprozesse, durch welche ein bestimmtes Erlebnis als zu dem eigenen Bewußtseinskreis gehörig erkannt wird, dann sind jene Elementarprozesse eben bereits auch hier wieder vorausgesetzt.

Es läßt sich ferner auch leicht zeigen, inwiefern das Gleichnis, durch welches James seine Theorie zu verdeutlichen sucht, unzutreffend ist. Darnach sollen die einzelnen Icherlebnisse mit einzelnen Stücken Vieh zu vergleichen sein, die sämtliche ein bestimmtes Mal eingebrannt haben, an dem ihre Zusammengehörigkeit zu erkennen ist. In diesem Beispiel ist die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit allerdings leicht durch Vergleichung der einzelnen Stücke miteinander zu erlangen. Das Gleichnis aber berücksichtigt zunächst nicht, daß sich im Bewußtsein nicht mehr die vergangenen Erlebnisse selbst, sondern nur mehr deren Bilder vorfinden. Sodann kann auch von einem

---

1) Siehe oben S. 142.

2) Trotz seines Bestrebens, das Ich in Körperempfindungselemente aufzulösen, hält daher auch Wahle (Das Ganze der Philosophie und ihr Ende, Wien 1894. Über den Mechanismus des geistigen Lebens, Leipzig 1906), die Annahme eines »Urfaktors« oder »Rahmenprinzips« zur Zusammenfassung der verschiedenen »Bewußtseinskontinua« für unabweislich.

3) Siehe insbesonders: »A world of pure experience«. a. a. O.

Zeichen, das den Stücken aufgebrannt wäre, nicht wohl die Rede sein, das Zeichen (die Körperempfindung) müßte vielmehr selbst als ein Stück Vieh betrachtet werden. Aber nicht genug damit, verwirrt James jenes Gleichnis noch in anderer Weise. Der »gemeine Menschenverstand«, behauptet er, bestehe darauf, die Icherlebnisse einem Eigentümer ebenso zuzuschreiben, wie das Vieh dem Herdenbesitzer, und es frage sich nun, was denn auf psychischem Gebiete diesem »Eigentümer« entspreche. Die Anerkennung eines nicht innerhalb des Bewußtseins vorfindbaren Subjektes hatte James ja im Früheren bereits zurückgezogen. Es bleibt ihm daher nur übrig, das Subjekt des Bewußtseins doch schließlich in ein Objekt zu verwandeln, und er ersinnt zu diesem Zweck einen eigenartigen Bewußtseinsmechanismus, indem er sich hauptsächlich auf die offenbare Mißdeutung einer Metapher stützt. Bereits in seiner Theorie vom »stream of thought« hatte er dem »Gedanken« die »Funktion des Erkennens« beigelegt. »Human thought . . . is cognitive, or possesses the function of knowing«[1]. Es läßt sich nun leicht einsehen, daß der »Gedanke«, der ein Objekt erkennt, natürlich nur metaphorisch für das Subjekt, welches den Gedanken denkt, gebraucht werden kann. Der Gedanke ist entweder das Gedachte oder das Denken des Gedachten, eben deshalb aber niemals mit dem denkenden Subjekt zu identifizieren. Nur auf Grund einer Metapher kann also von dem erkennenden Gedanken gesprochen werden, James aber nimmt diese Metapher wörtlich, erklärt geradezu den jeweils auftauchenden Gedanken für das denkende Subjekt[2] und behauptet, das Erkennen bedürfe zwar eines Trägers, es sei aber gleichgültig, ob man diesen als das »Ich« oder als den »Gedanken« bezeichnen wolle[3]. Nunmehr stellt sich jener Bewußtseinsmechanismus in der Weise dar, daß der gegenwärtige Gedanke (er wird auch »mental state« genannt) alle vergangenen Gedanken an ihrer »Wärme« und »Intimität« als seine eigenen erkennt und auf diese Weise die besonderen Teile des »stream of thought«, welche die jeweiligen Icherlebnisse oder »selves« konstituiert haben, zu einem identischen Ich verbindet. Oder im Bild von der Herde:

1) a. a. O. S. 271.
2) a. a. O. S. 342.
3) a. a. O. S. 364.

Der gegenwärtige Gedanke ist der Eigentümer der Herde, der den Besitzestitel bereits bei seiner Geburt mitbringt und ihn im Sterben an seinen Nachfolger vermacht. Eigentlich wäre das Bild nur dann genau, wenn der Besitzer sich im Sterben in ein Stück Vieh verwandelte, das nunmehr dem neuen Besitzer angehörte, denn James behauptet, jeder Gedanke werde als Eigentümer geboren und sterbe als Eigentum[1]); oder in einem anderen Bild: der gegenwärtige Gedanke ist »der Haken, an dem die Kette der vergangenen Iche hängt, und fest in der Gegenwart eingesetzt ... Im Umsehen aber wird der Haken mit allem, was er trägt, selbst in die Vergangenheit sinken und von einem neuen Gedanken, der als belebter Haken dienen wird, in einer neuen Gegenwart als Objekt behandelt und zu eigen genommen werden«[2]).

Die Schwäche der Konstruktion tritt im zweiten Bild klarer zu Tage. Was ist nämlich die »Gegenwart«, in welche der gegenwärtige Gedanke eingefügt ist? Wenn meine vergangenen Icherlebnisse dadurch zusammengefaßt werden, daß ein gegenwärtiger Gedanke sie als ihm zu eigen gehörig erkennt, so fragt es sich weiter, wem denn eigentlich dieser gegenwärtige Gedanke zu eigen sei. James betont, daß ein Gedanke niemals sein eigenes Objekt werden, sich niemals sich selbst zu eigen machen kann. »It never appropriates itself ... it appropriates to itself«, und zwar »less to itself, than to ... the body and the central adjustements«, so daß auf diese Weise die viel verwendeten Körperempfindungen neben der Funktion, das »centrale« Ich und gleichzeitig das Merkmal der Zusammengehörigkeit der eigenen Icherlebnisse zu bilden, auch die Stelle des Subjekts einnehmen sollen, welches die vergangenen Icherlebnisse als seine eigenen erkennt. Wie immer man daher den »gegenwärtigen« Gedanken zu bestimmen sucht, immer wird sich die Konsequenz ergeben, daß, wenn die eigenen Erlebnisse nur dadurch zu »meinen« werden, daß sie dem gegenwärtigen Gedanken als Eigentum zugehören, dieser gegenwärtige Gedanke seinerseits nicht mein eigener sein könne, weil die Voraussetzung, oder bildlich ausgedrückt, die feste Mauer fehlt, in der jener Haken des gegenwärtigen Gedankens

1) a. a. O. S. 339.
2) a. a. O. S. 340 f.

befestigt sein müßte. James fühlt diese Schwierigkeit sehr wohl, verschanzt sich aber hinter der unklaren Ausrede, »der gegenwärtige Augenblick des Bewußtseins sei der allerdunkelste«[1]), und der ebenso unklaren, zugestandenermaßen durch innere Wahrnehmung nicht zu entscheidenden Annahme, daß der gegenwärtige Bewußtseinszustand (»mental state«, wie der »thought« oder »thinker« auch bezeichnet wird) »ein unmittelbares Gefühl seiner Existenz» habe. Gegenüber der Einsicht in die Tatsache, daß sich ein Gedanke nicht selbst zu eigen sein könne, versagt aber auch diese Annahme, denn, wenn gleich diese unbegreifliche Selbsterfassung des Gedankens stattfände, so wäre der Gedanke oder das gegenwärtige Selbst jedenfalls ex definitione noch nicht als mein eigenes erfaßt. Wie sehr übrigens James die Schwäche seiner Argumentation an diesem Punkt fühlt, ergibt sich daraus, daß er zugibt, man könnte überhaupt bezweifeln, daß wir von dem gegenwärtigen Gedanken Kenntnis hätten. Nun ist dieser Zweifel sogar die notwendige logische Konsequenz, wenn der gegenwärtige Gedanke nicht als »mein« Gedanke gelten darf. Um dieser Absurdität zu entgehen, sieht sich James daher doch wieder zu dem Zugeständnis gezwungen, daß ein erkennendes Subjekt zu allem Erkannten notwendig als Korrelat postuliert werden müsse, sucht aber dieses Zugeständnis dadurch abzuschwächen, daß er behauptet, unter diesen Umständen sei die Frage nach jenem Subjekt zu einem metaphysischen Problem geworden[2]).

Nun ist allerdings der Begriff des Bewußtseinssubjektes zwar kein metaphysischer, wohl aber ein erkenntnistheoretischer Begriff, und es muß keineswegs auf ihn zurückgegriffen werden, um »das Bewußtsein der Identität des Ich als psychologischen Tatbestand vollständig zu beschreiben«[3]). Denn für die Beschreibung genügt natürlich die Untersuchung des Zusammenhangs der verschiedenen Bewußtseinsiche. Diese wird eine Theorie der Kontinuität des Bewußtseins ergeben, in welcher von dem erlebenden Subjekt überhaupt nicht die Rede zu sein braucht. Wenn aber die Frage nach dem Subjekt durch den Hinweis auf den Inhalt

1) a. a. O. S. 341.
2) a. a. O. S. 401.
3) a. a. O. S. 342.

des Bewußtseins niemals beantwortet werden kann, dann ist es durchaus verkehrt, das Subjekt oder das »reine Ich« in den Rahmen einer empirischen Beschreibung zwängen zu wollen. Dieser Versuch hat lediglich die doppelte Unmöglichkeit zur Folge, daß nämlich einerseits das erlebende Subjekt selbst zum Inhalt eines Erlebnisses werden soll, und daß andererseits jenes gegenwärtige Ich erst recht nicht mein Ich sein kann, da ihm die Bedingung dazu fehlt, nämlich an ein gegenwärtiges Ich angeschlossen zu sein.

Daß das Motiv zu jener seltsamen Konstruktion tatsächlich in einer Verwechslung der Begriffe des erkennenden Subjektes und der Seelensubstanz liegt, ergibt sich aus der Kritik, die James an gegnerischen Theorien übt. Denn das ständige Argument bildet in allen Fällen der Hinweis darauf, daß die Annahme einer substantiellen Seele für die Psychologie überflüssig sei. So meint er in seiner Kritik der »Seelentheorie«, die Annahme der Inhärenz der Phänomene in einer Substanz sei im Grunde nur der Protest gegen die Annahme der Existenz der Phänomene an und für sich. Durch die Hypostasierung jener Seele aber sei nichts erklärt, sondern das Problem überflüssigerweise aus dem Gebiet der Psychologie in das der Metaphysik hinübergespielt. In seiner Scheu vor der Metaphysik beachtet James also nicht, daß die von ihm selbst aufgeworfene Frage nach dem Subjekt des Bewußtseins naturgemäß insofern eine transzendente ist, als sie niemals durch Aufzeigung und Beschreibung von Bewußtseinselementen beantwortet werden kann, sondern sucht die Frage nach dem Subjekt als eine reine Tatsachenfrage darzustellen und bezeichnet als metaphysisch die ganz andersartige Frage nach der Substanz, der die seelischen Dispositionen inhärieren sollen, und die er dann mit Recht als für die Psychologie belanglos zurückweist.

Nun erklärt allerdings die Annahme eines Bewußtseinssubjektes auf empirisch-psychologischem Gebiet ebensowenig wie die einer Seelensubstanz. Aber das Bewußtseinssubjekt bildet für die empirische Psychologie eine grundlegende Voraussetzung, während die Annahme einer Seelensubstanz nicht ebenso unmittelbar im Begriff des Bewußtseins selbst enthalten ist. Wollte James also rein deskriptive Psychologie treiben, so dürfte er die Frage nach dem Subjekt des Bewußtseins überhaupt nicht stellen. Stellt er sie aber, dann darf er sich nicht wundern, daß sie ihm

kein auf die Bewußtseinsphänomene anwendbares Erklärungsprinzip liefert. Dies hat seine Ursache darin, daß das Subjekt als Bedingung des Bewußtseins nicht im Bewußtsein selbst angetroffen werden kann, nicht aber darin, daß es eine metaphysische Entität wäre, welcher die Bewußtseinsvermögen inhärieren und die für die Fundierung psychologischer Probleme keinerlei Bedeutung besäße[1]). So verwechselt James das Subjekt in doppelter Weise, einmal, indem er es mit der Seelensubstanz gleichstellt und in die Metaphysik verweist, das andere Mal, indem er aus Scheu vor dieser metaphysischen Konsequenz das Subjekt mit seinem Objekt, den Denker mit dem Gedanken identifiziert und dessen Untersuchung der deskriptiven Psychologie vorbehält.

2) Avenarius.

Für Avenarius erledigt sich die Frage nach dem Ich zunächst anscheinend ganz einfach. Der »empiriokritische Befund«[2]) oder die »,volle Erfahrung' gliedert sich nämlich in zwei Hauptbestandteile: in Dasjenige, was als ,Ich' bezeichnet zu werden pflegt und in Dasjenige, was als die ,Umgebung' bezeichnet werden kann«[3]). Diese beiden Bestandteile werden wohl auch als »Zentral-

1) Vgl. dazu Sigwart, Logik. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1889. Bd. 2. S. 543: »Der Vorwurf, daß der Begriff der Seele der Psychologie keine Dienste geleistet habe, trifft nur die Versuche der rationalen oder metaphysischen Psychologie, aus dem Begriff der Substanz oder des einfachen Wesens bestimmte Prädikate abzuleiten, statt sie aus dem gegebenen, erfahrenen Inhalt unseres Lebens zu gewinnen; abgesehen davon leistet der Begriff der Seele der Psychologie wenigstens den Dienst, daß er sie methodisch erst möglich macht.« S. 203 f.: Vermögen wir ... von einem einheitlichen und bleibenden Subjekt unserer psychischen Tätigkeiten überhaupt zu abstrahieren? Vermögen wir wirklich unser Fühlen nur als Vorgang zu denken, ohne etwas das fühlt, unser Wollen nur als Vorgang, ohne ein Subjekt, das will? ... Ich zweifle, ob jemand den Gedanken durchführen kann, daß, was er mit ,Ich' bezeichnet, nur die auf unbegreifliche Weise zusammenhängende Summe dieser Vorgänge sei (zu denen der Vorgang, der diese Summe als solche wieder denkt, auch gehören müßte); man mag ja, wie Hume, unter dem Einfluß bestimmter Voraussetzungen behaupten, daß man in sich nichts anderes finde, aber nur, indem man dieses ,insichfinden' selbst übersieht, und sich nur an die einzelnen ,gefundenen' Ereignisse hält; unter der Hand läuft doch immer die gewöhnliche Vorstellung mit, welche zu den wahrgenommenen Objekten des Bewußtseins unabweislich das wahrnehmende einheitliche Subjekt voraussetzt.«

2) Der menschliche Weltbegriff. 2. Aufl. Leipzig 1905. n. 150.

3) Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 18. 1894. n. 77.

glied« und als »Gegenglied« der jeder vollen Erfahrung eigentümlichen »Prinzipialkoordination« bezeichnet[1]). Das »Ich« ist somit schlechthin ein »Vorgefundenes« in demselben Sinn wie ein beliebiger »Umgebungsbestandteil«, es ist nicht ein »Erfahrendes«, sondern ein »Mit-Erfahrenes«, und es ist eine der »Elimination« verfallene Variation des (im obigen inhaltlich bestimmten) »natürlichen Weltbegriffes«, anzunehmen, das »Ich-Bezeichnete« finde irgend etwas vor. Statt dessen besteht das Ich-Bezeichnete aus einem Ganzen von »wahrgenommenen Sachen« (Rumpf, Arme und Hände, Beine und Füße, Sprache, Bewegungen usw.) und von »vorgestellten Gedanken«[2]). Ferner gehören zum Ich noch »Gefühle« und »Gedanken an Gefühle[3])«. Das Ich aber, ebenso wie die Umgebung »stehen hinsichtlich ihres Gegebenseins vollständig auf gleicher Linie«[4]). Insbesonders ist dem Zentralglied (genauer einem Teil desselben, nämlich dem eigenen Körper) mit dem Gegenglied auch noch der Charakter des »Sachhaften« gemeinsam[5]), so daß der eigene Körper, abgesehen von einem sofort zu erwähnenden Unterschiede, nicht anders vorgefunden wird, »als jeder andere Umgebungsbestandteil überhaupt. Der Umgebung im engeren Sinn . . . tritt somit die Umgebung im weiteren Sinn zur Seite: jene enthält meinen eigenen Körper nicht mit, wohl aber diese«[6]). Welchen Sinn es dann allerdings noch haben soll, das Vorgefundene als »Umgebung« zu bezeichnen, wenn der eigene Körper auch zur Umgebung gehört und dieser Umgebung somit das Zentrum fehlt, ist unerfindlich. Denn daß Avenarius die zum Ich gehörigen »Gedanken« und »Gefühle« von den »Sachen« umgeben sein lassen sollte, ist kaum anzunehmen, obwohl er gelegentlich von einer »räumlich-

1) Der menschliche Weltbegriff. n. 149.

2) a. a. O. n. 130. Unter »Gedanken« versteht Avenarius schlechthin Erinnerungs- bzw. Phantasiebilder (Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig 1888/90. n. 516/17); da aber der »Inhalt« der Sachen und der Gedanken derselbe ist und sie sich nur durch die Intensität und durch »Positionalcharaktere«, d. h. uneigentliche Gefühle, von denen sie begleitet sind, unterscheiden, so muß derselbe Umgebungsbestandteil als Sache zur Umgebung und als Gedanke zum Ich gerechnet werden (Kritik, n. 534; Weltbegriff, n. 20).

3) Bemerkungen usw. n. 81.

4) Weltbegriff. n. 143.

5) Bemerkungen usw. n. 80.

6) Weltbegriff. n. 142.

zeitlichen« Beziehung zwischen dem Ich und den Gedanken spricht[1]).

Aber selbst von dieser mehr terminologischen Schwierigkeit abgesehen, gelingt es Avenarius nicht, einen durchgreifenden Unterschied zwischen dem Ich und der Umgebung im engeren Sinn festzustellen. Denn wenn er diesen Unterschied darauf zurückführt, daß »der als Ich bezeichnete Elementenkomplex ... z. B. durch eine Nadel, die in die Fingerspitze eindringt, um ein ... Element ‚Stich' vermehrt wird, — welche Vermehrung nicht eintritt, wenn die Nadel z. B. die Haut eines Mitmenschen verletzt hat«[2]), so ist dieses Beispiel aus dem Grunde nicht glücklich gewählt, weil dann konsequentermaßen der in das Auge eindringende Lichtstrahl ebenfalls als zum Ich gehörig betrachtet werden müßte. Ja, wenn Avenarius nicht vorsichtigerweise an dieser Stelle den »Körper« durch den »Elementenkomplex Ich« ersetzt hätte (obzwar der Unterschied doch offenbar nur den Körper und nicht die Gefühle und Gedanken angeht), müßte im ersten Fall die Schmerzempfindung, im zweiten Fall die Lichtempfindung als zum eigenen Körper gehörig erscheinen.

Aber auch die Zugehörigkeit des eigenen Körpers zu einem größeren Komplex, der daneben noch Gefühle und Gedanken umschließt[3]), ist nicht geeignet, den Unterschied des eigenen Körpers von denen der Umgebung zu begründen, da es sich ja eben um die Merkmale desjenigen Körpers handelt, der in den größeren, mit »Ich« bezeichneten Komplex einzubeziehen ist.

Endlich findet Avenarius den Unterschied des eigenen von den fremden Körpern auch noch in folgenden Punkten:

1) in der Konstanz seiner »Gegenwart und Wirklichkeit«,

2) in einem zweiseitig bestimmten Tastgefühl und

3) in der Fülle und Lebhaftigkeit affektiver Werte[4]).

---

1) Weltbegriff. n. 145.

2) Weltbegriff. n. 141.

3) Bemerkungen usw. n. 81.

4) Kritik. n. 557. Die hierher gehörigen Ausführungen enthalten außerdem die seltsame Anmerkung: »Auch das Individuum ... ist dem zugehörigen System *C* (d. h. dem Zentralnervensystem) Komplementärbedingung und die solcherart bedingte Abhängige als ‚Körper' gesetzt.« Die Komplementärbedingung ist diejenige Unabhängige, mit deren Auftreten eine Änderung des die Gesamtheit der »systematischen Vorbedingungen« enthaltenden Systems *C* verwirklicht wird (Kritik. n. 95). Das »Individuum« als Unabhängige und der »Körper« als Abhängige sind also offenbar nicht identisch.

Mit dieser Beschreibung und Kennzeichnung des Ich-Bezeichneten ist für Avenarius nun auch das ganze Ichproblem gelöst. Da, wie später zu erörtern sein wird, »Haben« für ihn nichts anderes bedeutet als »zu einem Ganzen als Teil oder Beschaffenheit (,Eigenschaft') zugehören«[1]), so heißt also, »Ich habe ein Gehirn« oder »ich habe Gedanken« nur, daß zu dem als Ich bezeichneten Ganzen von wahrgenommenen Sachen und vorgestellten Gedanken das Gehirn und die Gedanken als Teil zugehören[2]). Nun läge es nahe, daß konsequentermaßen der Satz »ich habe Wahrnehmungen« oder »Erfahrungen« bedeuten müßte, »zu meinem Ich gehören auch als Teil die Erfahrungen«, so daß, während zuvor bei Betrachtung meines Körpers als »Umgebung« das Ich restlos in der Umgebung aufzugehen schien, jetzt offenbar der umgekehrte Fall eintreten müßte. Aber das gibt Avenarius nicht zu, sondern behauptet, im Gegensatz zur Bedeutung des Ausdrucks »ich habe Gedanken«, bedeute »ich habe Wahrnehmungen« oder »ich erfahre« z. B. einen Baum, nur, »eine Erfahrung besteht aus dem einen reichhaltigeren Elementenkomplex ›Ich‹ und dem anderen weniger reichhaltigen Elementenkomplex ,Baum'«[3]). Diese aus Zentralglied und Gegenglied bestehende Erfahrung wurde im Früheren als die volle Erfahrung oder der empiriokritische Befund bezeichnet. Da aber das Haben die Zugehörigkeit zu einem Ganzen bedeutet, so hat konsequentermaßen der empiriokritische Befund die Wahrnehmung oder Erfahrung, oder mit anderen Worten die »volle Erfahrung« hat (nämlich als Teil) die »partielle Erfahrung«[4]). Dann aber ist offenbar das »Ich-Bezeichnete« mit der »vollen Erfahrung« identisch, was gegen die Definition beider Begriffe verstößt. Um diesen Widerspruch zu vermeiden, darf also in dem Satze »ich habe eine Wahrnehmung« das Verhältnis des Ich zur Wahrnehmung nicht als das des Ganzen zu einem Teile aufgefaßt werden, sondern jener Satz darf nichts weiter bedeuten, als »eine Wahrnehmung ist Teil des empiriokritischen Befundes«. Das grammatikalische Subjekt des »Habens« (Ich) ist in diesem Fall also nicht mehr das Ganze, dem das Gehabte (die Wahrnehmung)

1) Weltbegriff. n. 124.
2) a. a. O. n. 130.
3) a. a. O. n. 147.
4) Bemerkungen usw. n. 76.

als Teil zugehört, es ist vielmehr seinerseits nur mehr zugleich mit dem Gehabten Teil eines übergeordneten Ganzen[1]). Auf das Frühere bezogen hat dies dann aber wieder zur Folge, daß der Satz »ich habe Gedanken« nicht mehr ohneweiters dahin interpretiert werden darf, daß die Gedanken einen Teil des »Ich-Bezeichneten« bilden, sondern bloß dahin, daß Gedanken überhaupt in der »vollen Erfahrung« vorgefunden seien. Daß aber schließlich das »Haben« von Gedanken und das »Haben« eines Gehirns, die Avenarius ohneweiters als durchaus gleichbedeutend ansieht, zwei grundverschiedene Begriffe sind, die nur auf dem Boden einer ganz bestimmten Theorie identifiziert werden können, daraus folgt, daß es zwar einen Sinn ergibt, wenn man »ich habe Gedanken« mit »Gedanken sind in meiner vollen Erfahrung vorgefunden« übersetzt, daß man aber den Satz »ich habe ein Gehirn« mit dem Satze »mein Gehirn ist in meiner Erfahrung vorgefunden« aus naheliegenden Gründen kaum zu identifizieren geneigt sein möchte.

Die Ansichten von Avenarius über das »Ich-Bezeichnete« lassen sich somit kurz dahin zusammenfassen, daß dieses nichts vorfinde, vielmehr lediglich ein Vorgefundenes, nicht ein Erfahrendes, sondern ein Mit-Erfahrenes sei, daß also eine Untersuchung des Ichproblems nur in einer möglichst genauen Beschreibung des Ich-Bezeichneten bestehen könne. Daß aber das Problem doch nicht so ganz restlos in dem Versuch einer derartigen Beschreibung aufgehe, scheint Avenarius an anderer Stelle einzusehen, wenn er im Vorübergehen kurz auf den Unterschied zwischen dem »betrachtenden« und dem »betrachteten« Selbst zu sprechen kommt[2]). Einen solchen Unterschied will nämlich Avenarius im allgemeinen überall dort vorfinden, »wo ein Individuum überhaupt nur die Beziehung eines Umgebungsbestandteiles . . . zum Ich-Bezeichneten denkt«, im besonderen aber dort, wo ein Betrachter »ein von ihm selbst Vorgefundenes als Ab-

---

1) Fast in der gleichen Weise formuliert F. Paulhan (La personnalité. Revue philosophique. X. 1880) seine Ansicht: »Quand nous disons ,je connais tel évènement' le fait de conscience ainsi désigné comprend diverses parties: l'idée du moi (. . . étant à notre point de vue une série de faits de conscience groupés selon certaines lois . . .), l'idée de l'évènement et un rapport entre les deux.«

2) Weltbegriff. n. 160.

hängige seines Gehirns« auffassen will. Nun liegt im ersten Fall natürlich überhaupt nur der Unterschied von »Ich« und »Du« vor, und das betrachtende und das betrachtete Selbst sind nicht erst »im Moment der versuchten Reflexion«, sondern überhaupt nie »das Ich-Bezeichnete im selben Sinn«. Es scheint aber nur konsequent, daß Avenarius auch diesen Fall in seine Betrachtung einbezogen hat, da er das Problem des Unterschiedes zwischen dem betrachtenden und dem betrachteten Selbst eines und desselben Beobachters darauf zurückführt, daß hier die Annahme, »daß ein zweites menschliches Individuum ein Ich im selben Sinn wie ‚Ich' sei«, bereits in der Voraussetzung enthalten liege.

Daß diese Unterscheidung erst »in dem Augenblick zustande komme, wo ein Mitmensch ein ‚von ihm selbst Vorgefundenes' als Abhängige seines eigenen Gehirns auffassen will«, ist eine in doppelter Hinsicht anfechtbare Behauptung. Vom Standpunkt des Empiriokritizismus aus entfällt zunächst überhaupt die Frage nach dem »betrachtenden« Subjekt. Im Früheren wurde ja wiederholt versichert, das Ich sei eben kein Erfahrendes, sondern ein Mit-Erfahrenes, es liegt also in dem Fall, daß ein Individuum ein von ihm Vorgefundenes als Abhängige seines Gehirns betrachtet, kein Grund vor, über den ursprünglichen empiriokritischen Befund hinauszugehen. Die Abhängige seines Gehirns und weiterhin der Umgebungsbestandteil, von welchem die Änderung des Gehirns ihrerseits abhängig gedacht ist, bilden eben das Gegenglied, das eigene Gehirn das Zentralglied der Prinzipialkoordination. Daß diese beiden Glieder selbst wieder vorgefunden sind und daher ein Vorfindendes voraussetzen, ist ein gewiß sehr weittragender und gegen die Grundauffassung des Empiriokritizismus gerichteter Einwand, nur daß gerade der Empiriokritizismus die Frage nach dem Vorfindenden, den jedes Vorgefundene voraussetzt, von der weiteren Erörterung grundsätzlich ausschließen muß, da der empiriokritische Befund die Grundtatsache der Erfahrung sein soll[1]). Das »von ihm selbst Vorgefundene« ist für den Empiriokritizismus die »volle Erfahrung« oder das »Vorgefundene« schlechthin, zu welchem das »von ihm«

1) »Die Bezeichnung ‚Vorfindung' würde ... den Vorteil haben, zugleich das Befreitsein der Beziehung zu dem Gegensatz Subjekt-Objekt ... mit zum Ausdruck zu bringen.« Weltbegriff. n. 53 Anm.

nur als Pleonasmus hinzutritt. Die »relative« Betrachtungsweise also, zufolge derer ein Vorgefundenes als Abhängige des Gehirns aufgefaßt wird, nötigt den Empiriokritizismus keineswegs zur Annahme eines »Vorfindenden«, da sie sich durchaus innerhalb des Vorgefundenen hält.

Fühlt sich jedoch der Empiriokritizismus tatsächlich zu einer Scheidung von vorfindendem und vorgefundenem Selbst gedrängt, so kann die Nötigung dazu nicht erst durch die Reflexion auf ein von ihm selbst Vorgefundenes als »Abhängige seines eigenen Gehirns« entstehen. Es genügt zu diesem Zwecke vollständig, wenn sich der Empiriokritizist klar wird, daß sein Gehirn (also ein Teil seines Ich), doch wieder von ihm selbst vorgefunden ist, daß also das vorfindende mit dem vorgefundenen Ich nicht identisch sein kann[1]), keineswegs aber könnte das Gehirn erst dann als vorgefundenes Ich betrachtet werden, wenn von ihm noch ein vorgefundenes Gegenglied abhängig gedacht würde, da das Gehirn doch wohl bereits auf dem Boden der »absoluten« Betrachtungsweise als Teil des »Ich-Bezeichneten« erscheint. Die Erklärung für jene Behauptung ist aber wohl in dem Versuch zu finden, den Unterschied zwischen vorfindendem und vorgefundenem Ich zu erklären. Es wäre offenbar am einfachsten, den Unterschied schlechtweg zuzugestehen und zuzugeben, daß das betrachtende und das betrachtete Ich nicht identisch sein können, da Subjekt und Objekt nicht zusammenfallen. Nun ist aber für Avenarius die Annahme des Gegensatzes Subjekt-Objekt erst ein Ergebnis der »Introjektion«[2]) und daher eine der Elimination verfallene Variation des natürlichen Weltbegriffs. Da der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt nun aber einmal besteht, andererseits jedoch ein Subjekt nicht anerkannt werden soll, so bleibt eben nichts übrig, als jenen Unterschied doch wieder irgendwie auf das Gebiet des »Objekts« hinüberzuspielen. Wenn also ein von sich selbst vorgefundenes Ich vorliege, dann solle die Analyse »immer ergeben, daß statt einer Prinzipialkoordination doch deren zwei (oder mehrere) vorliegen, in denen zwar jedesmal dasselbe ‚Ich' als Zentralglied enthalten ist, aber jedesmal auch

1) Daß hierin auch für Avenarius tatsächlich die Schwierigkeit liegt, läßt sich daraus schließen, daß er die beiden Worte, auf die es in diesem Zusammenhang ankommt, durch gesperrten Druck hervorhebt.

2) Weltbegriff. n. 44.

in anderer Bedeutung«, oder »wobei sein« (nämlich des Beobachters) »Ich in beiden Prinzipialkoordinationen zwar eines bleibt, aber doch in verschiedenem Sinn ‚angeschaut' oder ‚gedacht' ist«. Diese ziemlich dunkle Erklärung wird dahin interpretiert, daß, wenn das Ich-Bezeichnete, also der eigene Körper und speziell das System C vorgefunden wird, dieses vorgefundene Ich nun doch wieder als Gegenglied in einer Prinzipialkoordination dem »Ich-Bezeichneten schlechtweg« als Zentralglied gegenübersteht. Damit ist schließlich nur zugegeben, daß das vorgefundene Ich eben doch immer einem »Ich schlechtweg«, d. h. einem Subjekt gegenüberstehend gedacht werden muß. Im übrigen ist natürlich nicht einzusehen, wie sich innerhalb des Ich ein Gegensatz entwickeln sollte, auf Grund dessen ein Teil des Ich plötzlich als Nicht-Ich oder Gegenglied dem »Ich schlechtweg« oder Zentralglied gegenüberstünde. Nun nimmt aber Avenarius tatsächlich an, daß ein Teil des Ich als Gegenglied in der ursprünglichen Prinzipialkoordination erscheint. Da dieser Teil des Ich doch auch einen Anspruch auf Betrachtung als Zentralglied hat, so ersinnt Avenarius den Ausweg, ihm diese Stellung als Zentralglied in einer zweiten Prinzipialkoordination zu geben, — und deshalb ist es erforderlich, daß von dem vorgefundenen Ich oder System C ein weiterer Wert abhängig gedacht wird, der diesem System C, das in der ersten Prinzipialkoordination nur als Gegenglied fungiert hat, nunmehr seine Stellung als Zentralglied wenigstens in einer zweiten Prinzipialkoordination zurückgibt, indem er ihm selbst als Gegenglied entgegentritt. Nun ist leicht ersichtlich, daß dieser Versuch, den Unterschied zwischen Subjekt und Objekt auf einen Unterschied innerhalb der Objekte zu reduzieren, das Problem in keiner Weise löst, sondern nur um einen Schritt weiter zurückschiebt. Auch würde die Beantwortung der Frage, wie denn eigentlich das Verhältnis der zwei Prinzipialkoordinationen zum ursprünglichen empiriokritischen Befund zu denken sei, und ob insbesondere die zweite Prinzipialkoordination überhaupt als Erfahrung oder lediglich als Hypothese gelten solle, auf den zuvor berührten Widerspruch hinführen. Immerhin ist anzuerkennen, daß Avenarius das in dem »Sich selbst Vorfinden des Ich« gelegene Problem überhaupt gesehen hat[1]).

---

1) Es erscheint daher seltsam, daß Schuppe, der in seinem »Offenen Brief« an Avenarius (Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 17.

Nun ist allerdings das Zugeständnis, daß hier überhaupt ein Problem vorliege, vom Standpunkt des Empiriokritizismus aus nicht vollkommen konsequent, da sein Bestreben schlechthin darauf gerichtet ist, den Gegensatz Subjekt-Objekt als einen fälschlich und ohne Not konstruierten darzustellen. Daß ein Individuum Wahrnehmungen habe, daß es als Subjekt der Wahrnehmung seinem Objekt in irgendeinem Sinn gegenüberstehe, ist für den Empiriokritizismus ein Vorurteil vergangener Zeiten[1]). Es gibt kein wahrnehmendes, sondern immer nur ein wahrgenommenes Subjekt, und zwar bildet es dann einen Teil einer umfangreicheren Erfahrung, deren Rest ihm als Objekt gegenübersteht, und lediglich der empiriokritische Befund bildet die Grundtatsache des Bewußtseins. Diesen Standpunkt kann aber der Empiriokritizismus nur unter grundsätzlichem Verzicht auf die Annahme eines jenen Befund vorfindenden Subjekts festhalten. Es erhebt sich daher naturgemäß die Frage, ob jener Verzicht möglich sei, und demgemäß weiterhin, ob die Annahme des Empiriokritizismus als ausreichend und seine Resultate als haltbar angesehen werden können. Es muß auch hier anerkannt werden, daß Avenarius diese Frage selbst gestellt hat[2]), wenngleich seine Antwort darauf nicht wohl als befriedigend bezeichnet werden kann. Da aber die Annahme eines wahrnehmenden Subjekts und die Beschränkung auf den Inhalt des »natürlichen Weltbegriffs« der reinen Erfahrung einander wechselseitig auszuschließen scheinen, dürfte ein näheres Eingehen auf diesen Gegensatz erforderlich sein.

Den Inhalt des natürlichen Weltbegriffes gibt Avenarius folgendermaßen an: »Immer nehmen wir an: uns örtlich gegenüber einerseits eine Umgebung mit mannigfaltigen Bestandteilen, andererseits menschliche Individuen mit mannigfaltigen Aussagen; und die Umgebungsbestandteile als Voraussetzungen des Aus-

1893. S. 386/88) auf die Unzulänglichkeit des Empiriokritizismus gerade in bezug auf dieses Problem nachdrücklich hingewiesen hat, den eben angeführten Lösungsversuch gar nicht berücksichtigt. Dagegen berührt die Antwort, welche Willy vom empiriokritizistischen Standpunkte aus auf diesen »Offenen Brief« gibt (Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 18) und die in dem Satz gipfelt: »Ich finde mich selbst vor«, heißt ganz einfach: »ich bin ich«, einigermaßen naiv.

1) Weltbegriff. n. 41/44.

2) Weltbegriff. n. 122.

gesagten«[1]). Die Umgebungsbestandteile werden durch R, die Aussagen der Mitmenschen durch E symbolisiert, das Gehirn, von welchem die Aussagen unmittelbar abhängig gedacht werden, als »System C« bezeichnet. Die E-Werte können somit auch als Abhängige der R-Werte und der Änderungen des Systems C, jene als Unabhängige erster, diese als Unabhängige zweiter Art bezeichnet werden[2]). Wie nun ebenfalls bereits Avenarius selbst bemerkt, läßt sich die Forderung des Empiriokritizismus, die Erfahrung nur als schlechthin Vorgefundenes zu betrachten, so lange konsequent festhalten, als die Annahme von E-Werten nicht gemacht wird[3]). Dagegen entsteht infolge einer doppelten Möglichkeit, den Begriff der E-Werte zu interpretieren, eine doppelte Schwierigkeit.

Es ergibt sich für den Empiriokritizismus nämlich eine Schwierigkeit bereits daraus, daß er zwischen »Umgebungsbestandteilen« und »Aussage-Inhalten« eines und desselben Individuums und nicht nur zwischen den Umgebungsbestandteilen des einen und den Aussage-Inhalten des anderen Individuums unterscheiden muß. In der dem Begriff der E-Werte von Avenarius zumeist unterlegten Deutung sind damit die Aussage-Inhalte der Mitmenschen gemeint. Die Annahme solcher fremder E-Werte bezeichnet er selbst als Hypothese, die in der Deutung bestehe, »die ich den Bewegungen ... der Mitmenschen gebe — in der Deutung also, daß sie Aussagen seien, d. h. daß sie sich z. B. wieder auf Töne und Geräusche oder auf einen Geschmack oder auf einen Willen, ein Gefühl usw. ebenso beziehen, wie dies bei meinen Worten und Taten der Fall ist. Und diese in bezug auf den Mitmenschen hiermit angenommenen Töne, Gefühle usw. werden durch diese Beziehung ebenso zu einem Ausgesagten, zum Inhalt der Aussage, wie meine eigenen Worte und Taten durch ihre Beziehung auf meinen Willen usw. einen Sinn haben[4])«. Der Unterschied zwischen dem empirischen und dem hypothetischen Teil des natürlichen Weltbegriffes, zwischen der Annahme von R-Werten und von E-Werten

1) Kritik. n. 20.

2) Weltbegriff. n. 27.

3) a. a. O. n. 119.

4) Weltbegriff. n. 10. — Es sei nur im Vorübergehen angemerkt, daß es wohl nicht angängig ist, in gleicher Weise vom »Sinn« der Worte und der Taten zu reden. Vgl. dazu die bereits zitierte Stelle bei Husserl, Logische Untersuchungen. Bd. 2. S. 31.

reduziert sich somit »auf den Unterschied eigener und fremder Erfahrung«[1]). Den hypothetischen Teil des natürlichen Weltbegriffes bezeichnet Avenarius gelegentlich auch als die »empirokritische Grundannahme der prinzipiellen menschlichen Gleichheit«[2]).

Bevor in die Diskussion darüber eingetreten werden kann, was denn überhaupt das Haben der E-Werte bedeute, muß zunächst die Frage nach dem eigentlichen Wesen der E-Werte und spezieller nach ihrem Verhältnis zu den R-Werten beantwortet werden[3]).

Die Anlage der »Kritik« ist in der Weise getroffen, daß im ersten Teil die auf Grund der »Setzung« von R-Werten eintretenden Änderungen des Systems C unter das Schema der »unabhängigen Vitalreihe« gebracht werden, während im zweiten Teil die Aussagen der Mitmenschen als E-Werte in ihrer Abhängigkeitsbeziehung zu der »unabhängigen Vitalreihe« und weiterhin zu den R-Werten den Gegenstand der Untersuchung bilden. Jene Abhängigkeitsbeziehung drückt Avenarius eingangs folgendermaßen aus: »es stehe ein beliebiger Bestandteil unserer Umgebung in einem solchen Verhältnis zu menschlichen Individuen, daß, wenn jener gesetzt ist, diese eine Erfahrung aussagen«[4]). Hier tritt zum erstenmal der in der Kritik so viel verwendete Ausdruck der »Setzung« auf, der ja seit Fichtes Tagen in der deutschen philosophischen Terminologie selbst einer so vieldeutigen »Setzung« unterworfen worden ist, daß er sich vortrefflich dazu eignet, um über gewisse Schwierigkeiten hinwegzu»setzen«. Eine solche Schwierigkeit liegt nun offenbar darin, daß, wenn die Setzung von E-Werten seitens eines Mitmenschen von der Setzung von R-Werten und seines Systems C abhängig sein, unter Setzung der R-Werte und des Systems C aber dasselbe wie unter der Setzung der E-Werte, nämlich ihr Vorgefundensein

---

1) a. a. O. n. 13.

2) a. a. O. n. 14.

3) Vgl. dazu auch die Ausführungen Ziehens (Erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen. Zeitschrift für Psychol. und Physiol. Bd. 27. 1902), der ebenfalls das Verhältnis der R-Werte zu den E-Werten von Avenarius nicht genügend geklärt findet, allerdings aber seinen eigenen Anschauungen gemäß die Ansicht vertritt, daß allein die Reihe der E-Werte als gültig anerkannt werden dürfe.

4) Kritik. n. 1.

verstanden werden soll, damit offenbar eine falsche Annahme gemacht ist, ob nun jene Abhängigkeitsbeziehung als Kausalnexus bezeichnet wird oder nicht. Wenn also Avenarius es für sinnlos erklärt, daß der Gesichtseindruck »Schwingung« die »Ursache« des Gehörseindruckes »Ton« sein solle[1]), so wird diese Sinnlosigkeit nicht behoben, wenn das Kausalverhältnis durch ein Funktionalverhältnis ersetzt wird. Denn die Setzung, d. h. das Vorgefundensein eines Umgebungsbestandteiles in meiner Erfahrung, ist nicht nur nicht erforderlich, damit mein Mitmensch irgendwelche Aussagen über jenen Umgebungsbestandteil mache, ich werde vermutlich im Gegenteil erfahren, daß der Mitmensch, wenn sein System C für mich in dem Sinn »gesetzt« ist, daß es einen »Bestandteil meiner Erfahrung« bildet, infolge der erlittenen Läsionen nicht mehr viel »auszusagen« imstande sein wird.

Trotzdem jene Anwendung des Begriffs der »Setzung« auch auf die R-Werte nicht so fernliegend wäre, meint Avenarius mit der Setzung dieser Werte doch offenbar etwas anderes als mit der Setzung der E-Werte, nämlich ihr Vorkommen »unabhängig von meiner Gegenwart oder Abwesenheit«[2]), kurz, ihre Existenz unabhängig von meiner Erfahrung. Damit scheint aber für den Empiriokritizismus eine neue Schwierigkeit zu entstehen. Denn es fragt sich nunmehr, wie er diese beiden Arten der Setzung, die Setzung »in« einer individuellen Erfahrung und die Setzung unabhängig von einer individuellen Erfahrung, zu unterscheiden gedenkt.

Zunächst sucht Avenarius jenen Gegensatz durch die Annahme zweier Betrachtungsweisen, der »absoluten« und der »relativen«, zu erklären[3]). In jener wird ein Umgebungsbestandteil bloß »an sich« als Vorgefundenes, unabhängig vom erfahrenden Individuum, in dieser aber »an sich und für mich«, d. h. in Abhängigkeit von einem erfahrenen Individuum, betrachtet. Es ist nicht leicht zu entscheiden, welche Bestandstücke der Erfahrung eigentlich nach Avenarius jener doppelten Betrachtungsweise zugänglich sein sollen, besonders da sich Abhängige und Unabhängige nur durch das Mitgedachtwerden des »Zentralgliedes« der Prinzipialkoordination unterscheiden sollen, was doch

1) Weltbegriff. Anm. 58, XII.
2) a. a. O. n. 21.
3) a. a. O. n. 22.

grundsätzlich bei jedem Erfahrungsbestandteil möglich sein muß. Obzwar Avenarius in den »Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie« zu dieser Auffassung hinneigt, so erscheint sie doch aus dem Grund unhaltbar, weil, wenn die Bestimmung der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit eines Elementes je nach seinem Verhältnis zum Zentralglied erfolgen soll, das Zentralglied nicht selbst dieser Bestimmung unterliegen kann. Zur Vermeidung dieses Zirkels ist es daher erforderlich, eine Bestimmung der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit des Zentralgliedes selbst im Vorhinein auszuschalten, und eine solche nur mit Rücksicht auf das Gegenglied durchzuführen. In dieser Weise stellt Avenarius im »menschlichen Weltbegriff« Gedanken und Gefühle als Teile des Zentralgliedes dem aus Umgebungsbestandteilen gebildeten Gegenglied gegenüber, so daß die absolute und die relative Betrachtungsweise sich nur auf die Umgebungsbestandteile beziehen und daher offenbar nur zur Begründung des Unterschiedes zwischen »körperlichen Dingen« und »wahrgenommenen Sachen« dienen können. In dieser Beschränkung darf auch der Begriffsgegensatz der »relativen« und der »absoluten« Betrachtungsweise mit dem Gegensatz der Betrachtung als »Gegenstand der Psychologie« und als »Gegenstand der Naturwissenschaften« oder »körperliches Ding« für identisch angesehen werden, obzwar dies streng genommen nicht zulässig wäre, da eine »absolute«, d. h. nicht auf das psychologische Subjekt reflektierende Betrachtung auch »psychologischer Gegenstände« an sich zweifellos möglich ist. Der Unterschied der Betrachtungsweisen läßt sich also dann kurz in der Weise formulieren: So lange ein Umgebungsbestandteil in »absoluter« Betrachtung bloß als »Gegenstand der Naturwissenschaft« vorgefunden wird, ist er ein »körperliches Ding«; sobald er aber in »relativer« Betrachtung als »Gegenstand der Psychologie« von einem Individuum abhängig gedacht oder als dessen Aussageinhalt aufgefaßt wird, gilt er als »wahrgenommene Sache« [1]).

Hier ist nun zunächst zu bemerken, daß sowohl in der »Kritik« bei Besprechung der verschiedenen Modifikationen, in welchen ein Erfahrungsstoff vom Individuum vorgefunden werden kann [2]), als

1) Kritik. n. 510. Dies ist im wesentlichen auch der von Mach vertretene Standpunkt.

2) a. a. O. n. 506 ff.

auch bei der zu verschiedenen Malen versuchten Inventaraufnahme des natürlichen Weltbegriffs niemals davon die Rede war, daß man »körperliche Dinge« und »wahrgenommene Sachen« darin unterscheiden könne, als Inhalt der Erfahrung wurden vielmehr immer nur Umgebungsbestandteile = wahrgenommene Sachen angegeben. Da es aber jedem Individuum freisteht, die Umgebungsbestandteile seiner Erfahrung in absoluter Betrachtung oder in relativer Betrachtung als »Abhängige seines eigenen Systems *C*« oder als seine »Aussage-Inhalte« aufzufassen[1]), muß der Begriff jener *R*-Werte dahin erweitert werden, daß sich in der Erfahrung die Umgebungsbestandteile sowohl »an sich« wie »als Aussage-Inhalte« finden können. Das ist nun bei geeigneter und doppelsinniger Interpretation des Wortes »Erfahrung« genau derselbe Standpunkt, auf dem jene Philosophie steht, welche den Unterschied von »außerhalb« und »innerhalb des Bewußtseins« oder von »Sein« und »Bewußtsein« als irreduktibel bezeichnet. Im Streit gegen diese Ansicht mußte Avenarius bereits zugeben, daß es mit der Annahme eines »Umgebungsbestandteiles« schlechthin, der nichts vom Gegensatz zwischen subjektiv und objektiv an sich trage, nicht getan sei, daß also neben dem Umgebungsbestandteil als »körperlichem Ding« auch noch der Umgebungsbestandteil als »Aussage-Inhalt« angenommen werden müsse[2]).

In der schillernden Terminologie des Empiriokritizismus ist es wiederum nicht leicht, dem Begriff der »wahrgenommenen Sache« seine Stelle anzuweisen. Gelegentlich wird wohl die »wahrgenommene Sache« mit dem »körperlichen Ding« identifiziert, — so z. B. wenn die Umgebungsbestandteile, von denen die mitmenschlichen Aussagen abhängen sollen, als wahrgenommene Sachen bezeichnet werden, — gelegentlich ist wiederum die »wahrgenommene Sache« nur der »Aussage-Inhalt« in einer bestimmten Modifikation[3]), während schließlich die »wahrgenommene Sache« = Umgebungsbestandteil auch einen ursprünglichen

1) Weltbegriff. n. 20.

2) Es ist hervorzuheben, daß natürlich körperliche Dinge nicht die einzigen vom erfahrenden Individuum unabhängigen »Umgebungsbestandteile« sind, daß aber, was für körperliche Dinge bezüglich ihrer Unabhängigkeit vom Bewußtsein gilt, auch für die übrigen »Gegenstände« gelten muß.

3) Kritik. n. 512.

Erfahrungsstoff bedeuten könnte, der seine Bestimmung als Ding oder als Aussage-Inhalt erst durch sein Verhältnis zum Individuum erhielte. Es wird sich also empfehlen, den in Rede stehenden Gegensatz als den zwischen Dingen und Aussage-Inhalten zu bezeichnen und zu untersuchen, inwiefern er sich auf einen Unterschied in dem Verhältnis zum Zentralglied der Prinzipialkoordination zurückführen läßt[1]).

Avenarius führt den Unterschied darauf zurück, daß das »körperliche Ding« sich als unabhängig vom System *C* darstellt, welches in »empiriokritischer Substitution«[2]) das erfahrende Individuum vertritt, daß also beim Vorfinden eines körperlichen Dinges vom System *C* des mit dem körperlichen Dinge in Prinzipialkoordination stehenden Zentralgliedes »abstrahiert« wird, während der »Aussage-Inhalt« als Gegenstand der Psychologie mit jenem Zentralglied im Sinne der vollen Erfahrung zusammen und zugleich von ihm abhängig gedacht wird. Darnach erhält also der Erfahrungsstoff seine nähere Bestimmung als »körperliches Ding« oder als »Aussage-Inhalt« je nach seiner Orientierung zum System *C*. Das würde aber seinerseits natürlich voraussetzen, daß das System *C* für diese Orientierung den festen Punkt bildete und selbst eine Bestimmung als »körperliches Ding« oder als »Aussage-Inhalt« nicht zuließe, was offenbar nicht der Fall ist. Wenn also auch das System *C* in allen anderen Fällen den Unterschied zwischen »körperlichen Dingen« und »Aussage-Inhalten« begründen könnte: sobald es sich um das System *C* selbst handelt, versagt das angegebene Kriterium. Trotzdem entschließt sich Avenarius zu der Behauptung, daß auch die Prinzipialkoordination (und mit ihr also das System *C*) selbst zum Gegenstand der Psychologie werden könne[3]). Explizite heißt dies

1) Eindeutiger als der Ausdruck »Inhalt der Aussagen über Dinge« wäre der Ausdruck »Wahrnehmungsbild des Dinges«, den aber Avenarius nicht zulassen würde. Man kann nämlich den »Inhalt der Aussagen über das Ding« selbst wieder als das »Ding« bezeichnen, und das macht sich denn der Empiriokritizismus zunutze, indem er zwar einerseits die Unterscheidung von »Ding« und »Aussage-Inhalt« ankündigt, sich aber dann, wenn die Frage nach dem Wesen des »Aussage-Inhaltes« gestellt wird, den Ausweg offen läßt, die Inhalte der Aussagen und die Dinge zu identifizieren.

2) Weltbegriff. n. 158.

3) Bemerkungen usw. n. 107. Vgl. dazu auch die S. 152 Anm. 4 zitierte Stelle und Weltbegriff, n. 30: »Wo das System *C* selbst Aussage-Inhalt ist, ist auch dieses als Aussage-Inhalt durch das System *C* unmittelbar bedingt.«

aber doch offenbar nichts anderes, als daß das System *C* vom System *C*, und zwar von einem System *C*, das vom System *C* unabhängig zu denken ist, abhängig gedacht werden soll: eine Forderung, die allerdings etwas schwer erfüllbar scheint.

Aus diesem Grunde ist der Versuch des Empiriokritizismus, den Unterschied der »körperlichen Dinge« und der als »Aussage-Inhalte« betrachteten Umgebungsbestandteile auf ein verschiedenes Verhältnis der in der »Erfahrung des gewöhnlichen Sprachgebrauches« gegebenen »Umgebungsbestandteile« zum Zentralglied zurückzuführen, als mißlungen anzusehen. Es ergibt sich vielmehr, daß das erfahrende Individuum doch offenbar mit dem Begriff des Systems *C* dieses Individuums nicht identisch sein kann, der »natürliche Weltbegriff« also in dieser Hinsicht einer Ergänzung bedarf, und daß die Unabhängigkeit eines »Dinges« von dem Vorgefundensein überhaupt nicht in seiner Unabhängigkeit von einem vorgefundenen Erfahrungsbestandteil wie das System *C* bestehen kann[1]).

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß der Begriff der »Unabhängigkeit« bisher in einem anderen Sinne erörtert wurde, als er vom Empiriokritizismus im allgemeinen angewendet zu werden pflegt[2]). Während es sich nämlich bisher um die Unabhängigkeit von einem individuellen Bewußtsein überhaupt, also um den Untersehied zwischen einer »objektiv« und einer »subjektiv« existierenden Welt handelte, pflegt der Empiriokritizismus den Unterschied zwischen unabhängigen und abhängigen Werten im allgemeinen als den zwischen Umgebungsbestandteilen der eigenen Erfahrung und dem Inhalt der fremden Erfahrung oder Aussage, oder kurz als den zwischen »eigener und fremder Er-

---

1) Anhangsweise sei bemerkt, daß Avenarius gelegentlich den Unterschied zwischen den als »Dingen« und den als »Aussage-Inhalten« aufgefaßten Umgebungsbestandteilen auf den Unterschied zwischen »wahrgenommenen Sachen« und »vorgestellten Gedanken« zu reduzieren versucht. (Kritik. n. 510 ff.) So soll nicht »der Baum vor uns«, aber doch »der Gedanke an den Baum«, nicht der »Centaur«, wohl aber der »Gedanke Centaur« Gegenstand der Psychologie, also vom System *C* abhängiger Erfahrungsbestandteil sein. (Bemerkungen usw. S. 97, 110.) Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß der Gegensatz zwischen dem »Baum vor uns« als »Aussage-Inhalt« und dem »Baum vor uns« als »körperlichem Ding« von dem Gegensatz zwischen dem »Baum vor uns« als »wahrgenommener Sache« und dem »Gedanken an den Baum« toto genere verschieden ist.

2) Vgl. oben S. 161.

fahrung« zu behandeln[1]), ein neues Beispiel von der »Multiponibilität« der empiriokritischen Grundbegriffe. Die Frage lautet also von diesem Standpunkte aus nicht mehr: »Wie unterscheiden sich Bestandteile einer »vorgefundenen« von Bestandteilen einer »von der Vorfindung unabhängigen« Umgebung, sondern: wie unterscheiden sich Bestandteile meiner Erfahrung, die R-Werte, von Bestandteilen der Erfahrung des Mitmenschen, den E-Werten, die von jenen R-Werten abhängig angesehen werden.

Da R-Werte prinzipiell im selben Sinne wie E-Werte »Erfahrungen« sein sollen, so handelt es sich jetzt nur mehr um den Unterschied der individuellen Erfahrungen. E-Werte sind also Bestandteile der fremden Erfahrung, sie sind die Erfahrungen »in einer bestimmten Beziehung« zum Mitmenschen, und die Frage nach dem Wesen der E-Werte führt somit wieder auf die Frage nach ihrer Beziehung zu dem Individuum zurück, als dessen Aussage-Inhalte sie bezeichnet werden. Nur ist bereits hier anzumerken, daß es, wenn die Beziehung des »Mitmenschen« zu »seinen Erfahrungen« für mich nach dem Zugeständnis des Empiriokritizismus prinzipiell nur eine hypothetische sein soll (wobei »hypothetisch« im Gegensatz zu »erfahrbar« steht)[2]), dann keinen Sinn hat, unter dem »Mitmenschen« und »seinen Erfahrungen« doch wieder die von mir vorgefundenen Umgebungsbestandteile M und R bloß als vorgefundene zu verstehen, da alle Beziehungen zwischen den von mir vorgefundenen Umgebungsbestandteilen für mich ebenfalls prinzipiell erfahrbar sein müssen.

Es handelt sich also darum, was ich eigentlich annehme, wenn ich »in bezug auf den Mitmenschen« Töne, Gefühle usw. annehme, wenn ich annehme, »daß der Mitmensch M . . . die einzelnen Momente sämtlich vorfinde, welche die erste und allgemeinste Analyse unseres eigenen Vorgefundenen ergeben hat«[3]). Auf diese Frage gibt Avenarius zunächst eine längere Antwort in negativem Sinne, was nämlich in jener Annahme nicht enthalten sein dürfe.

Der Grund aller falschen Annahmen über das fremde und von da aus rückwirkend über das eigene Bewußtsein liegt für Avenarius in der »Introjektion«. Diese kommt in der Weise zustande, daß ein Individuum M »in den Mitmenschen T Wahrneh-

1) Vgl. oben S. 160.
2) Weltbegriff. n. 10 ff.
3) a. a. O. n. 38.

mungen der von ihm (M) vorgefundenen empirischen Sachen ..., aber auch Denken, Gefühl und Wille« hineinlegt[1]), und zwar ist dieses »Hineinlegen« als ein rein lokales aufzufassen, die E-Werte sind »unterschiedslos innerhalb des Mitmenschen T lokalisiert«[2]). Daraus ergibt sich für M zunächst:

a) daß seine Erfahrungssachen R dem Individuum T als Objekte, dieses ihnen als Subjekt gegenübersteht;

b) daß T eine äußere Welt hat, die er wahrnimmt, erfährt, erkennt, und eine innere Welt, die aus seinen Wahrnehmungen, Erfahrungen, Erkenntnissen besteht[3]).

Bevor auf die nähere Erörterung dieser den Inhalt der Introjektion ausmachenden Annahmen eingegangen werden kann, muß auf einen Begriffsgegensatz hingewiesen werden, der hier in dieser Form zum erstenmal auftaucht, nämlich den zwischen »Sachen« und »Wahrnehmungen von Sachen«. In der »Kritik« nämlich bedeuten die Ausdrücke »Wahrnehmung« und »wahrgenommene Sache«, »Vorstellung« und »vorgestellter Gedanke« usw. immer nur ein und dasselbe »Vorgefundene«[4]), bloß mit der Charakteristik einmal des »fließenden Aktes«, das andere Mal des »ruhenden Bestandes«, wie denn Avenarius später anführt, das »Denken« sei die Modifikation des »Gedankens« als fließenden, als »Gedanke im Fluß« im Gegensatz zum »Gedachten« als erstarrten Bestand[5]). Nun ist aber offenbar der »Gedanke im Fluß« mit dem »Denken des Gedankens«, ebenso die »Sache« »im Fluß des Geschehens« nicht identisch mit dem »Wahrnehmen der Sache«, so daß jene Erklärung der Wahrnehmung durchaus unbrauchbar erscheint, weil das tatsächlich Wahrgenommene darum doch nicht weniger ein »Wahrgenommenes« ist, wenn es als im Fluß befindlich wahrgenommen wird.

Aber auch der Versuch, die im Fall der »Wahrnehmung« mitvorgefundenen »Aktivitätsgefühle« zur Unterscheidung der Wahrnehmung von der wahrgenommenen Sache zu verwenden, erscheint deshalb aussichtslos, weil der Unterschied zwischen Aktivitäts- und Passivitätsgefühlen wohl einen Unterschied zwischen einer

1) a. a. O. n. 41.
2) a. a. O. n. 121.
3) a. a. O. n. 44 ff.
4) Kritik. n. 535 ff.
5) a. a. O. n. 562.

Wahrnehmung, bei der sich das Subjekt deren Stoff gegenüber tätig fühlt (aktive Apperzeption, Bearbeiten des Stoffes), und einer solchen, bei der sich ihm der Stoff ohne sein Zutun aufzudrängen scheint (passive Apperzeption, Gegebensein des Stoffes), bewirken kann, daß dieser Unterschied zwischen Spontaneität and Rezeptivität aber wiederum nicht der zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem sein kann. Es erscheint daher nur konsequent, wenn der Empiriokritizismus die »Wahrnehmung einer Sache« mit der »wahrgenommenen Sache«, insofern sie »im Fluß des Geschehens« wahrgenommen wird, zusammenfallen läßt, obzwar es andererseits eine Inkonsequenz darstellt, wenn der im Fluß des Geschehens wahrgenommenen Sache der Charakter der wahrgenommenen Sache geradezu abgesprochen werden soll. Avenarius hebt denn auch an anderer Stelle diesen Unterschied wieder ausdrücklich auf: »Der Baum *R* ist ein Erkanntes, Seiendes usw. und jedenfalls zugleich auch eine Wahrnehmung. ... Bleiben wir innerhalb der von der Introjektion unberührten, der natürlichen Erfahrung, so bedeutet »Denken« nichts als eine Mehrheit von »Gedanken«, nur in bestimmter Beziehung zur Modifikation des Fließens oder Hervorbringens« [1]). Es ist daher zunächst der Sinn der Antithese nicht einzusehen, wenn uns wiederholt versichert wird, die Introjektion lege in den Mitmenschen nicht die »Sachen«, sondern die »Wahrnehmung der Sachen« hinein [2]). Nun wäre es ja allerdings für Avenarius offenbar unmöglich gewesen, zu behaupten, die Introjektion »lokalisiere« die Sachen in das Gehirn des Mitmenschen, auch scheint er sich offenbar gescheut zu haben, allen anderen Anschauungen, die noch nicht zur »Ausschaltung der Introjektion« vorgedrungen seien, zuzumuten, daß sie mit den »Wahrnehmungen«, die sie den Individuen zuschrieben, Bilder meinten, welche räumlich im Gehirn jener Individuen deponiert wären, da diese Ansicht sich wohl nur in verschwindenden Ausnahmen vertreten findet. Was Avenarius unter der »Einlegung« von »Wahrnehmungen« versteht, ist vielmehr, daß ein Individuum *M* seine eigenen Gedanken oder Vorstellungen in das Gehirn eines anderen Individuums *T* hineinlokalisiere, d. h. als räumlich innerhalb des Gehirns des *T*

---

1) Weltbegriff. n. 127 B, C.
2) a. a. O. n. 96, 103.

befindlich auffasse[1]). Ohne auf die Frage einzugehen, ob diese Ansicht tatsächlich von irgendeinem Denker jemals vertreten worden sei, was mehr als zweifelhaft erscheint, muß doch darauf hingewiesen werden, daß sich als Resultat jener Einlegung nur der Satz ergeben könnte: »das System C_T (des Individuums T) hat jetzt das Denken«, daß es aber absolut unerklärlich bliebe, wieso M unter diesen Umständen die eingelegten »Gedanken« als »Wahrnehmungen von Sachen« bezeichnen könnte. Das System C_T kann doch für M offenbar nur das »haben«, was ihm M einlegt; legt ihm M daher nur »Gedanken« ein, so muß der Satz gelten: »was für M Wahrnehmung ist, ist für T Vorstellung«, d. h. also: T »hat« überhaupt keine Wahrnehmungen, sondern nur Vorstellungen. Soll T hingegen »Wahrnehmungen« haben, so muß ihm M auch tatsächlich »Wahrnehmungen« oder »wahrgenommene Sachen« einlegen. Daß M, wenn es dem T »Wahrnehmungen« einlegt, ihm keine »wahrgenommene Sachen« einlegen müsse, ist ein Satz, der für alle Auffassungen mit Ausnahme gerade des Empiriokritizismus einen Sinn haben kann. Diesen Sinn aber kann der Empiriokritizismus nicht dadurch herstellen, daß er die »Wahrnehmungen« des T als »Gedanken« bezeichnet, denn der Satz: »den Baum, den ich wahrnehme, stellt der andere bloß vor«, hat nur dann einen Sinn, wenn vorausgesetzt wird, daß der andere den Baum eben tatsächlich nicht wahrnehme; soll aber der andere den Baum ebenfalls wahrnehmen, dann wird es niemandem einfallen, diese dem anderen eingelegte Wahrnehmung als bloße Vorstellung zu bezeichnen.

Allerdings läßt es sich verstehen, wie Avenarius zu dieser widersinnigen Konsequenz gedrängt wurde. Wie bereits erwähnt, hätte es nämlich absolut keinen Sinn zu behaupten, die Introjektion lokalisiere die »Sachen«, die sie doch evidentermaßen außerhalb des Systems C_T vorfindet, in dasselbe hinein. Was also nach der Ansicht des Empiriokritizismus von den früheren Theorien in das System C hineinlokalisiert wurde, mußte immerhin von den »Sachen« verschieden sein. Wenn aber dieses andere nicht physische Abbilder der Sachen sein sollen (obzwar diese Ansicht wenigstens historisch beglaubigt wäre und zwar als die einzige, bei der die Wahrnehmungsbilder tatsächlich räumlich

1) a. a. O. n. 126.

innerhalb des physischen Individuums lokalisiert wurden), so liegt es schließlich nahe, dieses andere als »Gedanken« zu bezeichnen, wenn man sich die im populären Sprachgebrauch bestehende Verwandtschaft zwischen den Begriffen des »Hypothetischen«, des »Idealen« und des »bloß Vorgestellten« einerseits und des »Empirischen«, des»Realen« und des »Wahrgenommenen« anderseits zunutze macht. Da sich der Empiriokritizismus außerdem in bezug auf die »Lokalisation« der Gedanken im eigenen Weltbild eines Jeden ziemlich zurückhaltend äußert, kommt er in diesem Fall nicht in die Lage, dem Gegner den Unsinn zuzumuten, die außerhalb des Gehirns des Mitmenschen wahrgenommenen Sachen in das Gehirn hinein zu lokalisieren. Nur bleibt, wie gesagt, bei dieser Betrachtungsweise ganz unerklärt, was denn die »introjektionistische Annahme« überhaupt eigentlich meint, wenn sie die »Innenwelt« des Mitmenschen zunächst aus »Wahrnehmungen« [1]), dann aber bloß aus »Vorstellungen« bestehen läßt [2]), und man wird somit wohl darauf verzichten müssen vom Empiriokritizismus zu erfahren, was es denn eigentlich sei, das seiner Ansicht nach die Introjektion in den Mitmenschen hineinlokalisiere.

Einer weiteren Erörterung aber sind die auf S. 167 unter a) und b) angeführten Folgesätze aus der »introjektionistischen Annahme« zugänglich.

Zunächst ist es offenbar unrichtig, den Satz a) schlechthin als Folge einer introjektionistischen Annahme im empiriokritizistischen Sinne zu bezeichnen. Mit Ausnahme etwa der Demokritischen Bildertheorie und des neueren physiologischen Materialismus lehnen sämtliche Erkenntnistheorien die Annahme einer räumlichen Introjektion mehr oder minder ausdrücklich ab. Sie reden also von einem »Subjekt des Wahrnehmens« nicht nur nicht erst dann, nachdem sie die Wahrnehmungen in das betreffende Subjekt hineinlokalisiert haben, sondern sie meinen mit der Beziehung »Subjekt-Objekt« und ebenso der Beziehung »Innenwelt-Außenwelt« eine »Gegenüberstellung« absolut unräumlicher Natur. Wie an der Entwicklung jener Begriffsgegensätze räumliche Anschauungen beteiligt gewesen sein mögen, darüber gibt der »mensch-

1) a. a. O. n. 46/47.
2) a. a. O. n. 96.

liche Weltbegriff« zum Teil anziehende Hypothesen, mit denen sich die Entwicklungspsychologie auseinandersetzen mag. Vom Standpunkt der Erkenntnistheorie aus muß aber die Ansicht, daß jene Begriffe auch in ihrem jetzigen Gebrauch noch auf räumliche Verhältnisse hinwiesen, entschieden abgelehnt werden, so daß die gegen jene räumliche Deutung des Habens von Wahrnehmungen gerichteten Angriffe des Empiriokritizismus ihr Ziel verfehlen, wenn sie gegen die Annahme eines Subjekts gerichtet sein sollen.

Was nun den Satz b) betrifft, so muß darauf hingewiesen werden, daß er eine Metabasis, aber kein Korollar aus der »introjektionistischen Annahme« oder dem Satz a) bedeutet. Nach jener Annahme nämlich »findet infolge der Introjektion das Individuum *M* zunächst auf der einen Seite die Umgebungsbestandteile als ‚Sachen' und auf der anderen Seite Individuen vor, welche die ‚Sache' ‚wahrnehmen'«[1]. Deshalb aber treten für ihn noch nicht auch die »Erfahrungssache, welche *T* wahrnimmt« und die »Wahrnehmung, welche *T* hat« in dem Sinn auseinander, daß unter dieser »Wahrnehmung« ein »Wahrnehmungsbild« irgendwelcher Art im Sinn von Satz *b)* gemeint wäre, das nunmehr einen Bestandteil der »Innenwelt« des *T* ausmachte. Es treten zunächst nur »Sachen« und »wahrnehmende Individuen« einander gegenüber, und Avenarius dürfte wohl Recht haben, wenn er meint, daß die »wahrnehmenden Individuen« ursprünglich mit den »physischen Individuen« zusammenfallen und das »Gegenübertreten« ein lediglich räumliches Verhältnis bedeute. Gerade auf dieser frühen Entwicklungsstufe des Denkens gilt es noch als ausgemacht, daß die Welt, die *M* sieht, eben dieselbe ist wie die von *T* gesehene. Die Unterscheidung zwischen einer Innen- und Außenwelt ist ja noch gar nicht vollzogen, und unter den Wahrnehmungen des *T* sind nicht irgendwelche »Bilder«, irgendwelche Bestandteile einer Innenwelt des *T*, sondern lediglich das Verhältnis des *T* zu den wahrgenommenen Sachen gemeint, so unklar dieser Begriff auch noch gedacht sein mag. Nicht die Annahme wahrnehmender Subjekte erschüttert also den »natürlichen Weltbegriff«, sofern er die numerische Identität der Umgebungsbestandteile voraussetzt, die sich in der eigenen und

---

1) a. a. O. n. 43.

fremden Umgebung vorfinden[1]), sondern erst die gelegentliche Beobachtung, daß die von *M* und die von *T* vorgefundenen Welten Verschiedenheiten aufweisen, und die Erkenntnis, daß dem *M* selbst die gleiche »Welt« zu verschiedenen Zeiten verschieden »erscheint«. Erst aus diesem Gegensatz von Schein und Wirklichkeit ergibt sich das Bedürfnis der Unterscheidung einer objektiven, von der Wahrnehmung unabhängigen und sich selbst gleichbleibenden Außenwelt von einer subjektiven, veränderlichen Innenwelt. Es erscheint daher geradezu als eine Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn Avenarius die von *M* getroffene Unterscheidung einer Innen- und Außenwelt innerhalb seiner eigenen Erfahrung darauf zurückführen zu können glaubt, daß *M* diese Unterscheidung zunächst fälschlich in *T* hineinprojiziere, und sich dann ebenso fälschlich in diese nur für *T* gültige Unterscheidung hineinversetze[2]).

Wenn aber der Gegensatz zwischen Innen- und Außenwelt in keiner Weise von der Introjektion, überhaupt von der Annahme einer fremden Erfahrung abhängig ist, so verfehlen die vom Empiriokritizismus gegen seine Aufstellung gerichteten Angriffe wiederum ihr Ziel; Avenarius sieht sich vielmehr selbst gezwungen, den Unterschied zwischen den »unabhängigen Umgebungsbestandteilen« und den »abhängigen Aussage-Inhalten« anzuerkennen. Wenn er daher zugibt, »daß der von *R* abhängige Aussage-Inhalt an bestimmte Bestandteile von *M* »(nämlich Sinnesorgane, Nervenleitung und Zentralorgan)« . . . gebunden ist«[3]), so kann sich die Behauptung, daß den Sinnesorganen die Funktion, »Erfahrung zu vermitteln«, nur auf Grund einer räumlich-introjektionistischen Scheidung von Außen- und Innenwelt zukomme, lediglich gegen die Annahme wenden, daß ein »Erfahrungsgegenstand die Sinne affizierte und damit einen Eindruck bewirkte«[4]), wobei dieses »Bewirken« ausdrücklich nur als »physische Funktionalbeziehung« aufgefaßt werden dürfte[5]).

Nun ist es richtig, daß sich die Annahme eines influxus physicus in der Geschichte der Philosophie wiederholt, so namentlich

---

1) a. a. O. n. 161.
2) a. a. O. n. 51.
3) a. a. O. n. 25.
4) a. a. O. n. 75.
5) a. a. O. Anm. 58 X.

bei Descartes vertreten findet. Aber schon die Cartesianische Schule erblickte in dieser physischen Einwirkung einer wie immer gearteten Außenwelt auf die Innenwelt eine Unmöglichkeit und ersetzte das physische Kausalverhältnis ganz im Sinne des Empiriokritizismus durch eine mit der Kausalbeziehung vollständig unvergleichbare »Funktionalbeziehung«. Daß diese Funktionalbeziehung tatsächlich mit dem physischen Kausalnexus als unvergleichbar betrachtet wurde, ergibt sich schon aus ihrer Bezeichnung als »Wunder«: ja der ganze Okkasionalismus ist schließlich nichts als das Eingeständnis, daß sich jene Funktionalbeziehung unter keinen Umständen auf eine physische Wirkung zurückführen lasse. Avenarius mutet daher den zwischen einer Außenwelt und einer Innenwelt unterscheidenden und die beiden miteinander in Beziehung setzenden Erkenntnistheorien eine ihnen gänzlich fernliegende Auffassung zu, so daß auch in diesem Punkte seine Polemik als eine unglückliche bezeichnet werden muß.

Avenarius schlägt sich gelegentlich sogar einmal mit eigenen Waffen, wenn er aus angeblich introjektionistischen Annahmen die Konsequenz ziehend zu dem ungereimten Satz gelangt: »der äußere Erfahrungsgegenstand bewirkt die Erfahrung« oder »die Erfahrung bewirkt die Erfahrung«, den er vielmehr nur so verstehen zu können meint, daß die M-Erfahrung die T-Erfahrung bewirke [1]). Man muß hier nur statt des Ausdruckes »bewirkt werden« den Ausdruck »funktionell abhängig sein« einsetzen, und man erhält den Satz: »Erfahrung ist von Erfahrung abhängig«, eben jene Ungereimtheit, die früher als aus der Unklarheit des Begriffes der R-Werte hervorgehend nachgewiesen wurde, die aber gerade von den Erkenntnistheorien, welche den Unterschied zwischen der Außen- und Innenwelt anerkennen, ohne ihn als räumlichen zu betrachten, nie begangen werden kann.

Als Resultat der bisherigen Erörterungen kann somit jedenfalls festgestellt werden, daß die von Avenarius gegen die Annahme eines »wahrnehmenden Subjekts« angeführten Argumente zum Teil lediglich auf einem Mißverständnis beruhen, zum andern Teil aber keine innere Berechtigung besitzen. Solange eine Erkenntnistheorie den Unterschied zwischen Außen- und Innenwelt nicht als einen räumlichen betrachtet, solange die Annahme, daß

---

1) a. a. O. n. 78.

ein Mitmensch Wahrnehmungen habe, für sie nicht bedeutet, daß sich diese Wahrnehmungen innerhalb des Gehirns des Mitmenschen vorfinden, solange sie endlich die Abhängigkeit der Innenwelt von der Außenwelt nicht als einen physischen Kausalnexus ansieht — solange ist sie vor den Angriffen des Empiriokritizismus sicher. Da aber von den heutigen Erkenntnistheorien wohl keine einzige auch nur eine dieser Annahmen vertreten dürfte, scheint die vom Empiriokritizismus mit seinen kritischen und polemischen Ausführungen verfolgte Absicht nicht erreicht.

Es erübrigt daher nur noch die Frage, was denn nun der Empiriokritizismus seinerseits unter dem Haben von Wahrnehmungen verstehe, wenn gerade nach seiner Ansicht alle anderen Erkenntnistheorien in diesem Punkte ihren fundamentalen Irrtum begehen. Die Antwort darauf lautet mit Avenarius' eigenen Worten, die Annahme von E-Werten »in bezug auf den Mitmenschen«, die Annahme also, daß der Mitmensch Wahrnehmungen habe, bedeute nichts anderes als »einen empiriokritischen Befund, wie derjenige ist, welchem das Ich-Bezeichnete als Zentralglied mit dem Mitmensch-Bezeichneten als Gegenglied zugehört« [1]). Nun muß leider festgestellt werden, daß diese Antwort keine Antwort auf die gestellte Frage ist. Die Frage richte sich nicht darauf, was der Mitmensch wahrnehme, sondern was das Wahrnehmen sei, das dem Mitmenschen zugeschrieben werde. Da aber der Empiriokritizismus nur jene Frage beantwortet, so löst er das Problem nicht, sondern schiebt es nur weiter hinaus. Die Frage lautet ganz eindeutig: was bedeutet die Annahme: »der Mitmensch nimmt wahr«? Darauf erwidert der Empiriokritizismus: Das heißt: »der Mitmensch nimmt dies und jenes wahr, er ist in einer zweiten Prinzipialkoordination oder in einem zweiten empiriokritischen Befund Zentralglied«. Damit aber erhebt sich die alte Frage, von wem denn jener empiriokritische Befund vorgefunden sei. Solange ohne Rücksicht auf andere Individuen in absoluter Betrachtung unter dem empiriokritischen Befund das schlechthin »Vorgefundene« verstanden wurde, konnte jene Frage zurückgestellt werden. Nunmehr aber ist der empiriokritische Befund nicht mehr etwas schlechthin Daseiendes, es gibt vielmehr verschiedene empiriokritische Befunde

1) a. a. O. n. 151.

oder, wie die Psychologie sagen würde, verschiedene Bewußtseinskreise nebeneinander, und die Frage, was ich denn mit dem Vorhandensein eines solchen empiriokritischen Befundes meine, kann nicht damit beantwortet werden, daß ich den Inhalt des empiriokritischen Befundes beschreibe. Daß der empiriokritische Befund »eines Mitmenschen«, wenn er überhaupt vorhanden ist, inhaltlich dem »schlechthin Vorgefundenen« gleichen werde, ist eine sehr naheliegende Annahme. Was heißt aber überhaupt: der empiriokritische Befund »eines Mitmenschen«? Wenn er sich von meinem eigenen nur inhaltlich durch die Verschiedenheit des Zentralgliedes unterscheiden soll, dann fragt es sich weiter, ob denn dieses »zweite« Zentralglied auch in meinem empiriokritischen Befund als Zentralglied vorgefunden sei, und wenn dies nicht der Fall ist, in welchem empiriokritischen Befund sonst. Die einzig mögliche Antwort darauf lautet offenbar: »in demjenigen, den der Mitmensch vorfindet«; damit ist aber wieder zugegeben, daß die Bestimmung des wahrnehmenden Individuums als eines Vorgefundenen ungenügend ist und daß jeder empiriokritische Befund ein vorfindendes Subjekt voraussetzt, das sich unter keinen Umständen in dem vorgefundenen Inhalt auflösen läßt, daß also die Beschränkung auf die Grundtatsache des empiriokritischen Befundes für eine widerspruchslose Lösung des »Weltproblems« als unzureichend erscheint.

V. Das Ich als Gesamtbewußtseinsinhalt.

Nach denselben Gesichtspunkten wie innerhalb des Sensualismus lassen sich auch innerhalb der Auffassung, welche das Ich mit dem Gesamtbewußtseinsinhalt identifiziert, zwei Richtungen unterscheiden, eine idealistische, welche unter dem Bewußtseinsinhalt eines Individuums den Gesamtkomplex aller psychischen Phänomene versteht, denen eine Existenz nur innerhalb dieses einen Bewußtseins zukommt, und eine realistische, welche bis auf einen kleinen, aus Erinnerungen, Phantasiebildern u. dgl. bestehenden Teil den Bewußtseinsinhalt aller wahrnehmenden Individuen für identisch und somit von dem Vorkommen innerhalb eines individuellen Bewußtseins für unabhängig erklärt, also nicht irgendwelche Repräsentanten der

Dinge, sondern die realen Dinge selbst in das Bewußtsein hineinversetzt.

Nun pflegt ja wohl im allgemeinen der Begriff des Bewußtseinsinhaltes nur in der ersteren Bedeutung verstanden zu werden, die Identifikation des Ich mit dem Gesamtbewußtseinsinhalt also nur in diesem Sinne zu erfolgen. Da aber diese Auffassung in neuerer Zeit eine sehr weitreichende Verbreitung gefunden hat, schien unter ihren Vertretern derjenige einer besondern Berücksichtigung würdig, dessen Darstellung die einzige, anscheinend aber auch unüberwindliche Schwierigkeit, die dieser Anschauung entgegensteht, nicht zu übergehen versucht, sondern sich ausdrücklich mit ihr auseinandersetzt.

Die Auswahl unter den Vertretern der anderen Auffassung des Gesamtbewußtseinsinhaltes war nicht nur durch deren relativ geringe Verbreitung, sondern vor allem durch den Umstand erleichtert, daß der moderne Realismus seine charakteristische Ausgestaltung in erster Linie Schuppe verdankt. Dazu kommt noch, daß Schuppe, obzwar von streng empiristischen Tendenzen geleitet, sich doch der Einsicht in die Notwendigkeit einer rein erkenntnistheoretischen Behandlung des Ichproblems nicht verschließt, so daß viele seiner Ausführungen geradezu die im Folgenden zu gebende Darstellung des erkenntnistheoretischen Standpunktes vorwegnehmen. Allerdings gelingt es Schuppe nicht, diesen Standpunkt konsequent durchzuführen, seine Darstellung wird vielmehr in ihrem Verlauf immer mehr von empiristischen Elementen überwuchert, bis sie schließlich in eine rein empiristische Identifikation des Subjekts mit dem Gesamtinhalt des Bewußtseins mündet.

1) Schubert-Soldern.

Schubert-Soldern stellt in Anlehnung an den Lockeschen Empirismus das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt oder, wie er sich auch ausdrückt, zwischen dem Bewußtsein und seinem Inhalt als identisch mit dem Verhältnis der gegenwärtigen zu den vergangenen Eindrücken dar und bemüht sich, die Annahme eines dem Bewußtseinsinhalt transzendenten Subjektes zu widerlegen. Zu diesem Zweck sucht er zunächst die Motive zu bestimmen, die zu jener Annahme Veranlassung gegeben haben mögen, und führt als solche folgende Tatsachen an: Die Identität des Ich,

das Wiedereintreten bekannter Vorstellungen in das Bewußtsein und die psychologisch fundierte Abstraktion des Bewußtseins von seinem Inhalte[1]).

Daß in der Identität des Ich nicht schon unmittelbar die Nötigung liegt, ein transzendentes Subjekt anzuerkennen, wird wohl zugestanden werden müssen. »Der Greis fühlt nicht sein Ich, insofern es Träger des Bewußtseins sein soll, identisch mit dem seines Knabenalters. . . . Wessen sich . . . der Greis nur bewußt werden kann, das ist die Einheit und Identität seines Bewußtseinsinhaltes«[2]), der »kontinuierliche Zusammenhang der einzelnen Bewußtseinsmomente«[3]). Es dürfte sich allerdings im Folgenden zeigen, daß diese Einheit des Bewußtseinsinhaltes zwar zunächst und an sich die Beziehung auf ein Subjekt nicht notwendig einschließt, daß sie jedoch von einem anderen Standpunkte aus selbst zum Problem wird.

Das zweite Motiv, ein Ich als »Repositorium der Erinnerungsbilder« zu postulieren, kann, da auf einer ganz unpsychologischen Auffassung der Erinnerungsbilder beruhend, überhaupt nicht ernstlich in Frage kommen. Auch die Argumentation Schubert-Solderns geht darauf aus, die Unhaltbarkeit jenes unwissenschaftlichen Begriffes eines »Repositoriums« aufzudecken.

Das dritte Motiv endlich soll in der Enge unseres Bewußtseins gelegen sein. »Wird ein Inhalt scharf fixiert, so geht der Bewußtseinsprozeß fast ganz für die Aufmerksamkeit verloren, wird der Bewußtseinsprozeß fixiert, dann tritt der Inhalt in den Hintergrund . . . durch diese Trennung werden aber beide leicht verselbständigt[4]).« Nun fragt es sich aber, wenn lediglich die »Verselbständigung«, nicht aber die Gegenüberstellung von Bewußtseinsprozeß und Bewußtseinsinhalt unzutreffend sein soll, wie denn überhaupt eine »Fixierung« des Bewußtseinsprozesses möglich sein könne. Darauf gibt nun Schubert-Soldern zwei Antworten.

Zunächst wird als Bewußtseinsprozeß im Gegensatz zum Bewußtseinsinhalt der gegenwärtige Bewußtseinsinhalt im Gegen-

1) Über Transzendenz des Objekts und Subjekts. Leipzig 1882. S. 79 ff. Grundlagen einer Erkenntnistheorie. Leipzig 1884. S. 65 ff.

2) Grundlagen usw. S. 71.

3) Über Transzendenz usw. S. 79.

4) a. a. O. S. 82.

satz zu den vergangenen Inhalten bezeichnet. Nicht als ob das Ich des gegenwärtigen Augenblicks das Ich vergangener Augenblicke tatsächlich im Bewußtsein haben könnte (vgl. Lipps und James). Im gegenwärtigen Augenblick sind natürlich nur gegenwärtige Bewußtseinsinhalte vorhanden, aber ein Teil dieser Inhalte, nämlich die Vorstellungsbilder, steht in einer besonderen Relation zu vergangenen Inhalten, sofern er sie in gewissem Sinn »repräsentiert«, und das Verhältnis dieser vergangenen, durch gegenwärtige Bewußtseinsinhalte repräsentierten zu den tatsächlich gegenwärtigen Bewußtseinsinhalten soll mit dem Verhältnis des Subjektes zum Objekt identisch sein. »‚Ich bin Meiner' bewußt, kann nur heißen: Bewußtseinsinhalt der Gegenwart sind die vergangenen Inhalte, insofern sie untrennbar mit den gegenwärtigen Bewußtseinsinhalten verknüpft sind[1]).« Die Konsequenz aus dieser Behauptung ist leicht zu ziehen: Wenn das Bewußtsein nur auf vergangene Erlebnisse gerichtet sein kann, dann muß zugestanden werden, »daß man die Gegenwart nie als Gegenwart, sondern immer als Vergangenheit erhascht«, dann hat es aber keinen Sinn mehr, zu behaupten, in der Gegenwart sei Bewußtsein und Inhalt unteilbar gegeben: als bewußt dürfen dann vielmehr nur die vergangenen Inhalte bezeichnet werden.

Es mag diese Konsequenz sein, die Schubert-Soldern bewogen hat, jene Definition des Bewußtseins in seine »Grundlagen« nicht mehr aufzunehmen. Allerdings ist nicht ganz klar, ob das Eingeständnis, in der früheren Schrift »den Begriff des Bewußtseins nicht von allen metaphysischen Anhängseln befreit zu haben«, gerade mit Bezug auf jene Definition abgelegt ist. Tatsache ist nur, daß die dort aufgestellte Scheidung zwischen Bewußtsein und Inhalt in den »Grundlagen« nicht mehr vorkommt, an dieser Stelle vielmehr versichert wird, es gebe kein Bewußtsein »als selbständiges abstraktes Moment«, und: »ich bin mir des Wahrnehmungsinhaltes eines Baumes bewußt, heißt also, jener Inhalt hat Beziehungen zu einer unmittelbar gegebenen (nicht erschlossenen) Vorstellungs- und Gefühlswelt, die eben meine Vorstellungs-, meine Gefühlswelt ist«[2]).

1) a. a. O. S. 85.

2) Grundlagen usw. S. 9. Vgl. dazu: Der Gegenstand der Psychologie und das Bewußtsein. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 8. 1884. S. 425.

Diese Definition erkennt somit den gegenwärtigen Erlebnissen den Charakter der Bewußtheit auf Grund ihres Zusammenhanges mit den vergangenen zu, während die frühere Definition umgekehrt den vergangenen Bewußtseinselementen mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Daten die Bewußtheit zuschrieb. Es liegt hier also tatsächlich eine Änderung des Standpunktes vor, denn während dort das Ich als der »gegenwärtige Prozeß« des Bewußtseins[1]) bezeichnet wurde, gilt hier als Ich »die eben vorhandene Reproduktion mit ihren Gefühlen und Begehrungen, mit eingeschlossen die so oft gemachte Erfahrung, daß jene Reproduktion bis in weite Fernen der Vergangenheit unter bestimmten Bedingungen reicht«[2]), oder »die stetige Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit, und Locke hat daher mit vollem Rechte die Identität der Person an die Erinnerung geknüpft«[3]).

Nun besitzt diese Anschauung zweifellos insofern einen richtigen Kern, als ohne die Mitwirkung des Gedächtnisses (auf dessen Bedeutung ja vor Locke bereits Hobbes hingewiesen hatte) ein Bewußtsein überhaupt nicht zustande kommen könnte. Es fragt sich nur, ob der Gesamtbewußtseinsinhalt nur durch den Zusammenhang, in welchen ihn das Gedächtnis bringt, als mein Bewußtseinsinhalt erscheint, oder ob vielmehr jeder Eindruck nur deshalb, weil er sich als mein Eindruck darstellt, im Gedächtnis mit anderen ebenfalls als »mein« qualifizierten Eindrücken vereinigt werden kann; mit anderen Worten: Schafft das Gedächtnis die Persönlichkeit oder die Persönlichkeit das Gedächtnis?

Schubert-Soldern neigt sich unbedingt der ersteren Annahme zu: erst dadurch, daß die einzelnen Inhalte in einen durch das Gedächtnis geschaffenen Zusammenhang treten, erscheinen sie als meine Inhalte. Bei näherer Untersuchung dieser Behauptung aber dürfte sich herausstellen, daß sie im Grunde bereits voraussetzt, was sie erklären will, indem die Tatsache der Erinnerung an bestimmte Eindrücke die Charakterisierung dieser Eindrücke als meiner bereits einschließt. Denn ein Gedächtnisphänomen beruht nicht bloß auf dem Auftauchen eines Vorstellungsbildes schlechthin, sondern dieses Vorstellungsbild muß eine bestimmte »symbolische Funktion« besitzen (Cornelius),

1) Über Transzendenz usw. S. 85.
2) Grundlagen usw. S. 8.
3) a. a. O. S. 76.

die auf ein vorhergegangenes Erlebnis hinweist. Nun ist diese symbolische Funktion in gewissem Sinn bereits dann vorhanden, wenn ein Vorstellungsbild uns als bekannt entgegentritt. Es muß also zunächst untersucht werden, ob der Begriff des Erinnerungsbildes tatsächlich in dem Begriff des bekannten Vorstellungsbildes restlos aufgeht.

Zweifellos dürfte dies für eine bestimmte geistige Entwicklungsstufe der Fall sein, so lange nämlich ein Wissen um fremdes Bewußtsein noch nicht vorhanden ist. Wenn unter diesen Umständen ein Vorstellungsbild mit der »Bekanntheitsqualität« versehen auftritt, erscheint es darum notwendig als ein Erinnerungsbild, welches eine und zwar meine Wahrnehmung repräsentiert. Nur sind in diesem Fall die Bewußtseinsinhalte überhaupt noch nicht als »mein« beurteilt, weil, wie Schubert-Soldern zugibt, die Bedeutung des Ausdrucks »mein« erst im Gegensatz zu einem »dein« zur Klarheit kommen kann. Trotzdem stehen doch alle diese Inhalte zweifellos in einem bestimmten Zusammenhang, der dadurch nicht alteriert wird, daß ihm die Beurteilung als »mein« zunächst noch abgeht. Dieser Zusammenhang besteht eben darin, daß sämtliche Bewußtseinsinhalte Glieder eines einheitlichen »schlechthin Vorgefundenen« sind, das »Mein-Sein« in diesem Fall also nichts anderes als das »schlechthin Vorgefunden-Sein« bedeutet. Wenn daher in diesem Fall ein Bewußtseinsinhalt als »bekannt« erscheint, so heißt dies nichts anderes, als daß ich in irgendeiner Weise davon weiß, daß er bereits einmal vorgefunden war. Die Bekanntheitsqualität enthält also tatsächlich die symbolische Beziehung auf einen vergangenen Inhalt, der vergangene Inhalt aber ist bereits damals, als er schlechthin vorgefunden wurde, »mein« Inhalt gewesen und hat diese Charakteristik nicht erst durch die Erinnerung erhalten. Wenn somit jeder »schlechthin vorgefundene« Eindruck »mein« Eindruck ist, so kann mir ein Eindruck nur dann bekannt erscheinen, wenn er zunächst einmal schlechthin vorgefunden, also mein Eindruck war. Denn es ist klar, daß jeder neu auftretende und schlechthin vorgefundene Eindruck eo ipso durch sein Vorgefundensein in den Zusammenhang »meines« Bewußtseins eintritt und die Charakteristik des Vorgefundenseins nicht nur den durch Gedächtnisbilder repräsentierten Inhalten zukommen kann, das Wissen um einen bekannten — ehemals vorgefundenen — Eindruck

vielmehr voraussetzt, daß dieser Eindruck überhaupt vorgefunden war. Wenn daher »Vorgefunden-Sein« und »Mein-Sein« zunächst identisch sind, so kann das Gedächtnis die Charakteristik des »mein« so wenig verleihen, daß vielmehr der »bekannte« Eindruck, auf den sich das Gedächtnisbild symbolisch bezieht, zunächst »mein« sein mußte, bevor sich das Gedächtnis seiner überhaupt bemächtigen konnte. Im Grunde liegt also hier der in der neueren Psychologie wiederholt aufgetretene Versuch vor, das Bewußtsein in dem Gedächtnis aufgehen zu lassen. Wenn nun aber auch der Umstand mit Recht betont wird, daß das Bewußtsein nur so weit reiche wie das Gedächtnis, so darf doch darüber die Tatsache nicht vergessen werden, daß allen Bewußtseinsinhalten zunächst immer eine unmittelbare Gegenwart im Bewußtsein zukommen muß, bevor sie überhaupt erinnert werden können, daß also der Versuch, das Bewußtsein aus dem Gedächtnis zu erklären, ein offenbares Hysteron proteron ist.

Das Zugeständnis nun, daß ein bekanntes Vorstellungsbild schon an sich eine Beziehung auf einen eigenen vergangenen Bewußtseinsinhalt besitze und somit als Gedächtnisbild zu bezeichnen sei, kann jedoch nicht mehr aufrecht erhalten werden, sobald die Unterscheidung fremder und eigener Bewußtseinsinhalte als vollzogen angenommen wird. In diesem Falle nämlich genügt es nicht mehr, daß ein Vorstellungsbild die Bekanntheitsqualität und damit selbstverständlich eine symbolische Beziehung auf irgendein vergangenes Erlebnis überhaupt besitze, es ist vielmehr erforderlich, daß eine Beziehung auf eigene Erlebnisse zugrunde liege, da nunmehr durch Phantasiebilder (ganz abgesehen von den sogenannten »reinen« Phantasievorstellungen) nicht nur eigene, sondern auch fremde Erlebnisse »repräsentiert« werden können. Damit ich also überhaupt behaupten könne, ich erinnere mich an einen Eindruck, und nicht nur, ich stelle mir ein fremdes Erlebnis (bzw. eine Chimäre) bloß vor, muß in dieser dem Gedächtnisbild zukommenden Bekanntheit und symbolischen Funktion bereits wiederum der Hinweis auf ein eigenes Erlebnis eingeschlossen liegen.

Die Erinnerung oder das Gedächtnis ist somit eine Tatsache, die selbst bereits die Einheit der Persönlichkeit oder die Identität des Ich voraussetzt. Soviel ist richtig, daß ein Inhalt, der nicht im Gedächtnis aufbewahrt ist, auch nicht zur Persönlichkeit

gehören kann. Dieser Satz führt aber nur auf den anderen Satz zurück, daß, was im Gedächtnis ist, zur Persönlichkeit gehört, es wäre aber ein arger logischer Fehler, daraus weiter zu schließen, daß, was zur Persönlichkeit gehöre, nur im Gedächtnis zu finden sei, da ja zur Persönlichkeit vor allem die im Bewußtsein unmittelbar gegenwärtig vorhandenen Eindrücke gehören, und die Zugehörigkeit der erinnerten Erlebnisse zur Persönlichkeit gerade eine aus ihrer unmittelbaren Bewußtseinsgegenwart resultierende Zugehörigkeit zur Persönlichkeit voraussetzt.

Dagegen muß, wie bereits anfangs erwähnt, zugestanden werden, daß der Begriff des Bewußtseinszusammenhanges als des Zusammenhanges des schlechthin unmittelbar Gegebenen sich zunächst ohne jede Beziehung auf ein ihm transzendentes Ich denken läßt[1]). Aber diese Betrachtungsweise, welche Gegebenes und Bewußtseinsinhalt schlechthin identifiziert, hat, wie Schubert-Soldern selbst einsieht[2]), eine andere Konsequenz, nämlich den Solipsismus. Wenn »Existieren« oder »Vorhandensein« mit »im Bewußtsein unmittelbar Gegebensein« als identisch aufgefaßt wird, fremde Inhalte aber eingestandenermaßen nicht in unserem Bewußtsein unmittelbar gegeben, sondern immer nur erschlossen sind, dann existieren fremde Ichzusammenhänge überhaupt nicht. So müßte die Argumentation lauten. Schubert-Soldern allerdings formuliert diesen Einwand in nicht ganz zutreffender Weise: die Gefahr des Solipsismus soll darin liegen, daß das fremde Ich nur als erschlossenes, also nur als mein Bewußtseinsinhalt existiere. Aber wenn das fremde Ich überhaupt als mein Bewußtseinsinhalt existieren könnte, dann läge ja gerade für Schubert-Soldern kein Zweifel an seiner Existenz vor. Ein Bedenken, daß uns von fremden Bewußtseinsinhalten nur Vorstellungen, nicht aber Wahrnehmungen gegeben seien, könnte allenfalls damit beantwortet werden, daß wir ja auch von eigenen vergangenen und zukünftigen Wahrnehmungen nur Vorstellungsbilder besitzen[3]). Aber dabei ist wieder der wesentliche Unterschied vernachlässigt: daß sich eben die eigenen Erinnerungsbilder auf eigene Wahrnehmungen beziehen, die Vorstellungsbilder, welche fremde Be-

1) Grundlagen usw. S. 84.

2) a. a. O. S. 83. Über Transzendenz usw. S. 86.

3) Über den Begriff des Seins. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 6. 1882. S. 159.

wußtseinsinhalte repräsentieren sollen, vielmehr mit Phantasiebildern auf einer Stufe stehen. Die Existenz der Vorstellungsbilder, die wir von fremden Inhalten besitzen, wird von niemandem bestritten, der Solipsismus leugnet nur die Existenz jener repräsentierten Inhalte selbst. Wenn daher zugegeben wird, daß die Existenz dieser Inhalte nur erschlossen ist, diese Inhalte selbst also (und nicht die sie repräsentierenden Vorstellungen) nicht im eigenen Bewußtsein vorhanden sein können, dann ist eben damit ihre Nichtexistenz zugestanden, wenn »Sein« mit »Bewußtsein« und »Bewußtsein« mit »unmittelbar Gegebensein« als identisch angenommen wird. Diese Konsequenz nun findet auch Schubert-Soldern unleugbar. Trotzdem erklärt er den Solipsismus für »theoretisch falsch«.

Als erster Grund wird (abgesehen von den ethischen Gegenargumenten) angegeben: »Das fremde Ich ist notwendiger konkreter Teil des Bewußtseinsganzen, ohne welchen dieses Ganze überhaupt nicht denkbar wäre. . . . Man nehme das fremde Ich fort und die ganze Welt wird undenkbar«[1]. Es leuchtet ein, daß diese Gegenbehauptung keine Widerlegung des Solipsismus enthält. Denn man mag sich noch so sehr über die Gespenstigkeit einer solipsistischen Welt aufhalten, — die Tatsache besteht, daß jeder von uns sich als einziges bewußtes Wesen der Welt ohne logischen Widerspruch denken kann. Der Einwand (Schuppe), daß dieses Denken nur ein phantasiemäßiges Vorstellen sei, erscheint aus dem Grunde unzutreffend, weil ja auch das Denken der fremden Bewußtseinsinhalte auf einem lediglich phantasiemäßigen Vorstellen beruht. Ebenso wäre die von Schubert-Soldern angeführte Tatsache, daß wir in unserem individuellen Leben so und so viel von anderen Individuen gelernt haben, wieder nur eine petitio principii. Man kann es nicht nur als eine theoretische Fiktion aufstellen, daß alle »Mitteilungen« (im weitesten Sinn des Wortes), aus denen man gelernt hat, rein mechanische Vorgänge ohne Bewußtsein gewesen seien[2], sondern man kommt im Laufe des Lebens wiederholt zur Überzeugung, daß mit gewissen in gutem Glauben vorgetragenen Sätzen

1) Über Transzendenz usw. S. 90.

2) Damit erledigt sich auch der von Höfler (Psychologie. Wien 1897. S. 385) auf die Existenz von Logarithmentafeln begründete Beweis gegen den Solipsismus.

unmöglich ein Sinn verbunden gewesen sein könne, daß sie also in dieser Beziehung mit rein mechanischen Bewegungen auf derselben Stufe gestanden seien.

Ferner soll die Stringenz des Schlusses von der Unwahrnehmbarkeit auf die Nichtexistenz der fremden Bewußtseinsinhalte durch den Hinweis auf das erschlossene Erdinnere und die Detailbeschaffenheit der Sonne (wie bei Schuppe) widerlegt werden[1]. Später allerdings sieht Schubert-Soldern selbst die Unzulänglichkeit dieser Widerlegung und gesteht ein: »Die körperlichen erschlossenen Dinge können entweder unter bestimmten Bedingungen doch wieder wahrgenommen werden oder ihre Wahrnehmung ist durch indirekte Umstände zeitweilig oder immer verhindert. ... Das fremde Ich aber ist direkt unerfaßbar; könnte es unmittelbar gefaßt werden, dann wäre es gar nicht mehr das fremde Ich«[2].

Bleibt noch ein Beweis, der damit geführt werden soll, daß es überhaupt keinen Sinn habe, vom eigenen Bewußtsein zu reden, ohne es zu einem fremden Bewußtsein in Gegensatz zu stellen[3]. Die Tatsache ist unzweifelhaft richtig, ja es mag hinzugesetzt werden, daß sich der Begriff des Bewußtseins vermutlich überhaupt nur an und mit dem Gegensatz des fremden und des eigenen Ich entwickelt hat. Aber diese Frage hat zum Problem des Solipsismus nicht die mindeste Beziehung. Daß der unmittelbar gegebene Bewußtseinszusammenhang nur als meiner bezeichnet werden kann, wenn er damit in Gegensatz zu einem fremden gestellt werden soll, ist ganz richtig, aber für dieses unmittelbar Gegebene ist es natürlich ganz gleichgültig, ob ich es als mein Bewußtsein bezeichne oder nicht. Wenn ich mich eben entschließe, die Bezeichnung »mein« deshalb, weil sie erst durch den korrelaten Gegensatz des »Dein« ihren Sinn erhält, auf das unmittelbar Gegebene nicht mehr anzuwenden, dann ist eben damit der Standpunkt des Solipsismus konsequent festgehalten. Den unmittelbar gegebenen Inhalt als mein zu bezeichnen, liegt, wie Schubert-Soldern selbst einsieht, zunächst gar keine Nötigung vor, — damit entfällt aber auch jede Nötigung, fremde Bewußtseinsinhalte anzunehmen.

1) Über Transzendenz usw. S. 89.
2) Grundlagen usw. S. 26.
3) a. a. O. S. 83. Über Transzendenz usw. S. 88.

Ebenso unhaltbar ist der Versuch, einen inneren Widerspruch in der Annahme des Solipsismus daraus abzuleiten, daß der Begriff des »Alleinexistierens« nur im Gegensatz zu einer Vielheit Sinn habe. Wenn nämlich jener unmittelbar gegebene und daher »allesumfassende« Bewußtseinszusammenhang allein existiere, dann habe er offenbar als alleinexistierend keinen Gegensatz zu etwas außer ihm, damit aber sei der Begriff des Alleinseins logisch vernichtet. Schubert-Soldern scheint hier nicht zu sehen, daß gerade er dem Begriff des Alleinseins jeden Sinn entzieht, denn nach seiner Behauptung müßte außerhalb des Bewußtseins noch etwas existieren, damit behauptet werden könnte, es existiere nichts außerhalb des Bewußtseins. Es wäre also für Schubert-Soldern tatsächlich unmöglich, der Konsequenz des Solipsismus zu entgehen. Wenn er nun trotzdem die Annahme verschiedener Wahrnehmungswelten macht, so ist ganz offenbar, daß eben damit sein Grundprinzip: Sein = Bewußtsein = unmittelbar Gegebensein übertreten ist. Denn durch »Abstraktion«[1]) können wir niemals zum Begriff einer fremden Bewußtseinswelt gelangen, wenn diese Bewußtseinswelt für uns eine prinzipiell unerfahrbare ist. Es fragt sich daher, ob unter prinzipieller Ablehnung jeder »Transzendenz« der Begriff der fremden Wahrnehmungswelt überhaupt zur Klarheit gebracht werden kann.

Schubert-Soldern scheint diese Ansicht aus dem Grunde zu vertreten, weil die fremde Bewußtseinswelt doch ebenfalls eine wahrgenommene sei. Aber in dieser Argumentation verliert der Begriff der Transzendenz überhaupt seinen Sinn, denn das Vorhandensein einer Transzendenz kann immer nur mit Rücksicht auf die Grenzen eines bestimmten Bewußtseinsinhaltes ausgemacht werden, und von diesem Standpunkte aus ist es evident, daß für jedes einzelne Bewußtsein alle fremden Bewußtseine unerfaßbar = transzendent sind. Nun könnte man die Transzendenz im Begriff der fremden Bewußtseinsinhalte durch die Annahme eines allen Bewußtseinen gemeinsamen Inhaltes zu vermeiden suchen. Aber Schubert-Soldern lehnt diese Annahme ab, weil eine derartige gemeinsame stabile Welt der Wahrnehmungen wiederum eine Transzendenz einschlösse[2]); zur Erklärung

1) Über Transzendenz usw. S. 87.
2) Grundlagen usw. S. 28 ff.

der Welt genüge vielmehr die Annahme verschiedener in kausaler Verknüpfung stehenden Wahrnehmungswelten. Der eine Grund, mit welchem Schubert-Soldern die Unzulänglichkeit der Annahme einer numerisch identischen Wahrnehmungswelt aller Bewußtseine zu beweisen sucht, scheint allerdings durchschlagend: er liegt nämlich in der erschlossenen Abweichung in den Wahrnehmungen der einzelnen Individuen, auf Grund derer die »Identität« der zu gleicher Zeit von verschiedenen Beobachtern in verschiedenen Ansichten erblickten Welt sich in den Zusammenhang verschiedener individueller Wahrnehmungswelten auflöse[1]). Der andere Grund hingegen, den Schubert-Soldern anführt, daß nämlich »ein Wahrnehmungsinhalt für den fremden Bewußtseinszusammenhang oft als gegeben erschlossen werden muß, während er unmittelbar im eigenen nicht gegeben ist«, setzt das zu Beweisende, daß nämlich der Bewußtseinsinhalt durch Verschwinden aus dem Bewußtsein vernichtet sei, bereits voraus. Wenn aber die Annahme einer transzendenten Welt, welche eben darum den gemeinsamen Beziehungspunkt aller Wahrnehmungen bilden kann, weil sie von dem vorkommenden Inhalt eines individuellen Bewußtseins unabhängig ist, als unzulässig verworfen wird, dann muß konsequentermaßen, falls man nicht die Welt mit der eigenen Geburt beginnen und mit dem eigenen Tode enden lassen will, als »praktisches Postulat« eine Präexistenz ebenso wie eine Postexistenz vorausgesetzt werden[2]). Von den Widersprüchen, in die eine derartige Ansicht führen müßte, seien, da ihre Diskussion zu weit über das vorliegende Thema hinausführen würde, nur zwei erwähnt: Zunächst, wenn das Erdinnere oder die Beschaffenheit der Sonne als existierend angenommen werden können, ohne daß sie zum »Ichzusammenhang« gehören, obwohl sie also aus Gründen indirekter Natur, und zwar in diesem Falle infolge der Ungunst der räumlichen Verhältnisse, nicht erfaßbar sind, müßten ebenso Ereignisse, die wegen ihrer zeitlichen Stellung für mich nicht wahrnehmbar sind, also Daten vor meiner Geburt und nach meinem Tode, trotzdem als existierend gelten dürfen, ohne daß ich deshalb meinen »Ichzusammenhang« soweit ausdehnen müßte, daß er diese Ereignisse tatsächlich unter sich

1) Grundlagen usw. S. 78 ff.
2) a. a. O. S. 82.

begriffe. Daß ich, wenn mein Ichzusammenhang aufgehört hat, meine Annahme von der Existenz jener Dinge nicht bestätigt oder widerlegt finden kann[1]), ist dann nichts als ein belangloser Truism.

Der zweite Grund liegt darin, daß, wenn die postulierte Postexistenz in einer Erinnerung an den jetzigen Zustand bestehen soll[2]), wir dann offenbar die Gültigkeit der Annahme einer Präexistenz gewissermaßen experimentell daran prüfen können, ob sich im jetzigen Bewußtsein eine Erinnerung an jene Präexistenz vorfinde. Trifft dies nicht zu, dann ist zumindest erwiesen, daß jene Annahme einer Postexistenz aus dem angegebenen Grunde nicht gefordert werden darf, wir können vielmehr nicht umhin, eine von dem Ichzusammenhang überhaupt unabhängige Welt zu postulieren. Aber dies nur nebenbei.

Die Hauptsache ist, daß bei Schubert-Soldern die Annahme verschiedener Wahrnehmungswelten als schlechthin zu Recht bestehend und keiner weiteren Rückführung bedürftig auftritt. Dies weist aber auf eine frühere Aufstellung Schubert-Solderns hin, die zwar damals als vorläufig zutreffend zugelassen werden konnte, die aber jetzt einer näheren Kritik unterzogen werden muß. Es handelt sich nämlich um die Entbehrlichkeit der Annahme eines Ich, auf welches der unmittelbar gegebene Bewußtseinszusammenhang bezogen werden muß, um als meiner zu erscheinen. Bereits oben wurde präsiziert, für welche Betrachtungsweise allein jene Annahme Gültigkeit haben könne. Es ist im wesentlichen der Standpunkt des Solipsismus, und zwar nicht nur des aus der Reflexion hervorgegangenen theoretischen, sondern auch des naiven Solipsismus, den offenbar jeder von uns auf einer wenn auch noch so frühen Stufe seiner individuellen Entwicklung einnimmt, so lange eben alles Vorhandene, alles Existierende mit dem unmittelbar Gegebenen schlechthin zusammenfällt[3]). Abgesehen von diesem universalen gibt es, wie Schubert-Soldern ganz richtig bemerkt, auch noch einen partiellen Solipsismus, d. h. ein vollständiges Versenken in die Welt des Gegebenen, während welcher Zeit eine Reflexion über ihr Vorgefundensein

---

1) Über Transzendenz usw. S. 51.

2) Grundlagen usw. S. 82.

3) Die Unterschiede dieser Begriffe können sich natürlich auch erst im Laufe der geistigen Entwicklung differenzieren.

nicht stattfindet. In diesen Fällen ist es also unleugbar, daß das unmittelbar Gegebene keinen Hinweis auf ein Ich enthält. Anders aber verhält es sich, sobald die Reflexion dazu drängt, neben sich selbst noch andere bewußte Wesen anzunehmen. Ist es in diesem Falle genügend, neben die eigene auch noch fremde Bewußtseinswelten zu stellen, oder liegt, sobald einmal der Begriff der Bewußtseinswelt eingeführt ist, damit eo ipso die Notwendigkeit vor, den Inhalt dieser Bewußtseinswelt auf ein Ich zu beziehen? Schubert-Soldern vertritt die erstere Anschauung. Es ist nichts weiter erforderlich, als verschiedene Bewußtseinszusammenhänge anzunehmen, jede Beziehung auf ein transzendentes Ich hingegen ist überflüssig. Nun trifft es ja vielleicht für das Wort »Bewußtseinszusammenhang« nicht im gleichen Maße zu, was Schubert-Soldern vom Wort »Solipsismus« rühmt, daß es »weder schwer zu schreiben noch zu sprechen« sei[1]), jedenfalls aber dürfte eine glückliche Überwindung jener artikulatorischen Schwierigkeiten noch nichts zu einer begrifflichen Klärung des Wortes beigetragen haben. Es fragt sich vielmehr, wodurch denn eigentlich gewisse Bewußtseinsdaten zur Einheit eines Bewußtseinszusammenhanges, einer Wahrnehmungswelt zusammengefaßt und damit zugleich von allen »fremden« Bewußtseinsinhalten unterschieden werden. Diese letzte Bestimmung ist besonders wichtig. Denn, wenn auch zugestanden wird, daß die Bezeichnung des unmittelbar Gegebenen als »mein« ihren Sinn nur durch den Gegensatz zum »dein« erhält, so ist doch klar, daß der Zusammenhang des unmittelbar Gegebenen auch ohne diese Bezeichnung besteht. Allerdings ist es unmöglich anzugeben, wodurch sich dieser Zusammenhang von anderen Zusammenhängen unterscheidet, so lange der Voraussetzung nach solche andere Zusammenhänge noch gar nicht angenommen sind. Anders aber verhält es sich, wenn eine Mehrheit von Bewußtseinswelten vorausgesetzt ist, und nunmehr nach der Charakteristik einer jeden einzelnen Bewußtseinswelt gegenüber allen anderen gefragt wird.

Die Antworten nun, die Schubert-Soldern auf diese Frage gibt, erscheinen einigermaßen unzureichend.

Die Einheit jedes Bewußtseinszusammenhanges soll zunächst

1) a. a. O. S. 87.

auf der Tatsache beruhen, daß vergangene, gegenwärtige und zukünftige Erlebnisse alle nur gleichzeitig in einem bestimmten Augenblick im Bewußtsein vorhanden sein können, die gegenwärtigen als unmittelbar wahrgenommene, die vergangenen und zukünftigen durch Vorstellungsbilder repräsentiert. Die Einheit des Bewußtseins liege also in der zeitlichen Einheit alles Gegebenen[1]). Richtig an dieser Feststellung ist, daß alle als zu einem Bewußtsein gehörig betrachteten Erlebnisse im Augenblick dieser Betrachtung dem Bewußtsein gegenwärtig sein müssen. Daraus folgt aber nicht das mindeste für die Einheit des Bewußtseins. Nicht nur können innerhalb eines Bewußtseins in demselben Augenblick auch Vorstellungen fremder Bewußtseinsinhalte vorhanden sein, sondern es werden zu gleicher Zeit in verschiedenen Bewußtseinswelten Inhalte vorhanden sein, die trotz ihrer Gleichzeitigkeit nicht als in dem Zusammenhang eines Bewußtseins enthalten gedacht werden dürfen.

Die zweite Beantwortung der Frage nach der Individualität eines bestimmten Bewußtseinskreises gibt Schubert-Soldern, wie bereits erwähnt, in Übereinstimmung mit Locke dahin, daß die Einheit des Bewußtseins in der Kontinuität der Erinnerung begründet liege[2]). Aber auch diese Antwort setzt das zu Beweisende voraus. Die Tatsache der Einnerung besagt gerade, daß mir ein Vorstellungsinhalt einen seinerzeit zu meinem Bewußtseinszusammenhang gehörigen Inhalt repräsentiere. Solange ich freilich von fremden Bewußtseinsinhalten nichts weiß, solange ist mir jeder Vorstellungsinhalt Erinnerungsinhalt. Es fragt sich aber, wie ich unter Voraussetzung einer Mehrheit von Bewußtseinswelten, unter der Annahme also, daß gewisse unter meinen Vorstellungsbildern mir auch fremde Inhalte repräsentieren können, jene Unterscheidung eigener und fremder Inhalte zu vollziehen gedenke. Die Antwort, daß ich als von mir erlebte Inhalte solche bezeichne, die mir durch Vorstellungsbilder repräsentiert werden, die sich als Erinnerungsbilder qualifizieren, enthält somit lediglich eine Tautologie.

Völlig unverständlich ist es schließlich, wenn der Unterschied der Vorstellungen, welche eigene und welche fremde Bewußt-

1) a. a. O. S. 74.
2) a. a. O. S. 75.

seinsinhalte repräsentieren, darauf zurückgeführt werden soll, daß jene Erinnerung »gebunden erscheint an die Anwesenheit des eigenen Leibes allein«, während diese »noch eines zweiten Leibes bedurfte, aus Vorstellungen besteht, die nicht unmittelbar mit dem eigenen Leibe gegeben waren, sondern Laute und Bewegungen fremder Leiber mit bedurften, um zu entstehen«[1]. Entweder nämlich ist dann jede Wahrnehmung einer Veränderung an einem fremden Körper eo ipso eine »fremde« Wahrnehmung, oder aber das ganze Problem liegt ungelöst im Begriff des »fremden« Leibes.

Es ist vielmehr ganz klar, daß jede Philosophie der reinen Immanenz, sofern sie zwischen Sein und Vorgefundensein, zwischen objektiver und subjektiver Existenz keinen Unterschied anerkennt, an diesem Problem der fremden Bewußtseinsinhalte notwendig scheitern muß. Denn die Annahme fremder Bewußtseinsinhalte nötigt bereits dazu, den Begriff des Seins über den Begriff des unmittelbar Gegebenen hinaus auszudehnen. Das Sein der fremden Bewußtseinsinhalte ist weder das unmittelbare Gegebensein der eigenen Bewußtseinsinhalte, noch eine Existenz unabhängig vom Bewußtsein überhaupt, ihr Sein besteht vielmehr einzig in der Zugehörigkeit zum fremden Bewußtseinszusammenhang. Aber worin hat dieser fremde Bewußtseinszusammenhang seine Einheit? Ist das Verbindende dieses Zusammenhanges selbst in diesem Zusammenhang gegeben? Genügt es, eine räumliche, zeitliche oder kausale Verknüpfung von Inhalten anzunehmen, um ihnen damit die Zugehörigkeit zu einem Bewußtsein zu verschaffen? Wenn dem aber nicht so ist, hat es dann überhaupt noch einen Sinn, von einer Verknüpfung, von einer Einheit, von einem Zusammenhang zu reden? »In Worten, denn das übrige ist tiefes Geheimnis«[2]! Offenbar nicht, wenn das Verbindende dieses Zusammenhanges in ihm selbst, sondern nur dann, wenn es in einem Beziehungspunkt außerhalb seiner gesucht wird. Es ist also die Voraussetzung, um überhaupt den Begriff eines Bewußtseinszusammenhanges sinngemäß verwenden zu können, die Summe der Inhalte, welche jenen bestimmten Bewußtseinszusammenhang ausmachen, auf etwas zu beziehen, was selbst nicht Inhalt ist, und nur die Beziehung auf solch ein gemeinsames »Zentrum«

1) Der Gegenstand der Psych. usw. S. 431.
2) a. a. O. S. 428.

kann die einzelnen Inhalte zur Einheit zusammenfassen. Damit ist aber dem Ichproblem gegenüber bereits der erkenntnistheoretische Standpunkt eingenommen.

2) Schuppe.

Schuppe unterscheidet selbst verschiedene Bedeutungen, in denen der Begriff des Ich verwendet werden kann. Zunächst sei unter dem Ich nur das Subjekt des Bewußtseins zu verstehen, dem jeglicher Bewußtseinsinhalt als sein Objekt gegenüberstehe. Dieses Ichsubjekt stelle aber nur eine »Abstraktion« von dem »ganzen und wirklichen bewußten Ich« dar[1]), welches innerhalb seiner selbst eine »selbstverständliche, eben den Begriff des Bewußtseins ausmachende Scheidung seiner als des Subjektes von dem Inhalte, in welchem es sich findet«[2]), vornehme, so daß in dieser Bedeutung »Bewußtsein und Ich ... promiscue gebraucht werden« können[3]), das Ich somit eine sowohl aus dem denkenden Subjekt wie aus der Summe der gedachten Objekte bestehende Einheit bilde. Schließlich aber verwendet Schuppe den Begriff des Ich gelegentlich noch in einer dritten Bedeutung. Wenn es nämlich heißt: das »empirische« Ich bestehe in nichts anderem, als in dem, was jeder meine, »wenn er von seinen Gedanken, Stimmungen, Absichten spricht und von seinen Erlebnissen erzählt«[4]), dann ist unter dem empirischen Ich tatsächlich nichts mehr anderes als die Gesamtheit der Objekte verstanden, wie es Schuppe auch gelegentlich ausdrücklich zugibt[5]). Wenn aber das Wesen des Ich nur in einer räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit von Bewußtseinsinhalten besteht[6]), dann geht es offenbar nicht mehr an, diesen Komplex von Objekten als das Subjekt zu bezeichnen, dessen Vorhandensein vorausgesetzt werden müsse, damit überhaupt irgendein Objekt vorgefunden sein könne, es sind in diesem Fall vielmehr bloß individuell verschiedene »Bewußtseinskonkretionen« im Sinne der Avenarianischen Prinzipialkoordinationen, nicht aber auch noch verschiedene

---

1) Erkenntnistheoretische Logik. Bonn 1878. S. 82.
2) a. a. O. S. 74.
3) Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik. Berlin 1894. S. 16.
4) a. a. O. S. 18.
5) a. a. O. S. 18, 21.
6) a. a. O. S. 27.

individuelle Subjekte angenommen, der Begriff des vorfindenden Subjekts ist vielmehr ebenso wie bei Avenarius vollkommen ausgeschaltet.

Zwischen diesen beiden radikalen Auffassungen nun schwankt die Entscheidung, die Schuppe zu treffen sucht. Einerseits soll das Ich als Subjekt des Bewußtseins sich »in der grellsten Weise«[1]) von seinem gesamten Bewußtseinsinhalt unterscheiden: »Immer steht es, wenn eben der Versuch, es zum Objekt der Betrachtung zu machen, gelungen scheint, in demselben Augenblick auch als Subjekt wiederum diesem Objekt gegenüber«[2]), denn »das ist ja der einfache und schlichte Sinn des Wortes Bewußtsein, daß ein Bewußtseinsinhalt vorhanden ist, welcher eo ipso nicht das bewußte Subjekt ist, sondern eben Inhalt seines Bewußtseins[3]). ... Wenn es« (nämlich das Ich) »im eigentlichen Sinne Objekt des Wissens wird und so in den Vordergrund tritt, so ist das erkannte Ich gerade wie alle anderen früheren Bewußtseinsinhalte als Objekt dem alles Denken und Wissen ermöglichenden Ich als Subjekte entgegengesetzt«[4]). Diesen sehr entschiedenen Behauptungen gegenüber erscheint es daher als ein offenbarer und unleugbarer Widerspruch, wenn Schuppe die »unbequeme« Frage: Was ist das Ich? durch den Hinweis auf das empirische Ich, auf den Bewußtseinsinhalt vollkommen erledigen zu können vermeint.

Während Schuppe nun in der »erkenntnistheoretischen Logik« und in verschiedenen Publikationen erkenntnistheoretischen Charakters eher zur ersteren Annahme hinzuneigen scheint, ist in seinen ethischen Schriften sowie im »Grundriß« die letztere Betrachtungsweise die vorherrschende. Wie leicht ersichtlich, lassen sich die beiden Auffassungen nicht vereinen. Entweder man bezeichnet als das Ich den gesamten Bewußtseinsinhalt oder einen Teil desselben und betrachtet einen solchen Bewußtseinsinhalt als ein ens per se, dann kommt für diese Betrachtungsweise eo ipso die Frage nach dem Subjekt dieses Bewußtseins zunächst in Wegfall. Allerdings nur zunächst: denn gerade an dieser Frage scheint jede Theorie zu scheitern, die den Begriff des Bewußtseins beizubehalten, den des Bewußtseinssubjektes aber zu

1) a. a. O. S. 24.
2) Erk. Log. S. 81.
3) a. a. O. S. 68.
4) a. a. O. S. 94.

eliminieren sucht. Oder aber man erkennt innerhalb des Bewußtseins die Scheidung eines Subjektes und eines Objektes an: dann hat es keinen Sinn mehr, zu behaupten, der Begriff des bewußten Ich oder des Bewußtseinssubjektes gehe im Begriff des Bewußtseinsinhaltes auf.

Unter diesen Umständen erscheint es unmöglich, eine einheitliche Darstellung der Lehre Schuppes zu geben, welche jenen beiden Auffassungen zu gleicher Zeit Rechnung trüge. Es dürfte daher am zweckmäßigsten sein, zunächst von der einen Anschauung auszugehen und deren Konsequenzen zu entwickeln, hierauf zu untersuchen, welche von diesen Konsequenzen Schuppe zum Verlassen des ursprünglich eingenommenen Standpunktes bewogen haben mögen, und schließlich auf dieser Grundlage die andere Auffassung zu skizzieren.

Wenn zunächst das Ich als das Subjekt des Bewußtseins aufgefaßt werden soll, dem alle Bewußtseinsinhalte als seine Objekte gegenüberstehen, welches also auch unter der Annahme, daß sich das bewußte Ich zum Objekt machen lasse, »diesem Objekt sofort ... als das denkende und erkennende gegenübersteht« und sich somit überhaupt »nicht zum Objekt machen läßt«[1]) — dann kann dieses Subjekt offenbar keinen Gegenstand der Erfahrung, sondern lediglich ein erkenntnistheoretisches Postulat darstellen, das seinem Wesen nach einen Transzensus über den bloßen Erkenntnis*inhalt* bedingt. Aber dieser Anschauung darf sich Schuppe als Vertreter der immanenten Philosophie, die jedes Überschreiten des »Bewußtseinsinhaltes« vermeiden zu können meint, unmöglich anschließen. Wenn Sein nichts anderes ist als Wahrgenommensein (und zwar nicht bloß aktuelles Wahrgenommen*sein*, sondern auch potentielles Wahrgenommenwerden*können*)[2]), das erkennende Subjekt in uns jedoch *niemals* selbst zum Objekt werden kann, dann erhebt sich die Frage, in welchem Sinn denn überhaupt von einem »Sein« des Subjektes die Rede sein dürfe. Schuppe weist diese Frage gelegentlich ab: Die Existenz »des bewußten Ich ist die erste oder primäre Existenz. Sie ist das Urmaß, an welchem aller Begriff von Existieren gemessen wird. Wer diese erklärt zu sehen wünscht,

1) Erk. Log. S. 81.
2) a. a. O. S. 79.

zeichnet sich nicht durch die Schärfe seiner Anforderungen aus, sondern durch die Unklarheit seines Denkens. Zur Erklärung gehört, wie zu jedem Messen, ein Maßstab«[1]). Nun ist es zweifellos richtig, daß jeder Begriff der Existenz realer, von dem Vorkommen innerhalb eines individuellen Bewußtseins unabhängig gedachter Wesen seinerseits den Begriff des Bewußtseins und somit den des Bewußtseinssubjektes voraussetzt, daß also der Begriff des bewußten Subjektes nicht auf den Begriff der Existenz eines realen Wesens zurückgeführt werden kann, da sonst ein Zirkel vorläge. Wenn aber der Begriff des bewußten Subjektes die Kategorie der realen Existenz überhaupt erst möglich macht und daher (mindestens zunächst) nicht selbst unter dieselbe Kategorie befaßt werden kann, dann bleibt eben nichts übrig, als zuzugestehen, daß, wenn ein Bewußtseinssubjekt vorhanden ist, welches seinem Wesen nach niemals Bewußtseinsobjekt sein kann, dann nicht alles Sein im Wahrgenommensein aufgehe, vielmehr zwei Arten des Seins unterschieden werden müssen, nämlich das Sein der realen Objekte (mögen diese nun als Bewußtseinsinhalte bezeichnet werden oder nicht) und das Sein des erkennenden Subjektes. Das gibt nun Schuppe gelegentlich auch ungefähr mit denselben Worten zu: »Wir haben also den Begriff des Seins nicht definiert, aber an Stelle des allgemeinen Seins die beiden einzig denkbaren Spezies gesetzt, das Sein, welches das Subjektsein oder Ichsein oder Denken ist, ... und dann das Sein, welches das Objektsein oder Bewußtseinsinhaltsein ist«[2]). Dann ist aber eben damit die Grundvoraussetzung der ganzen immanenten Philosophie aufgegeben, daß alles Sein das Sein eines Bewußtseinsinhaltes sei.

Wenn Schuppe daher auch noch zugibt, daß »theoretische Erkenntnis eines angeblichen Wesens«[3]) des Ich nicht vorhanden sei, dann aber hinzusetzt, daß dieses Ich »doch kein leerer Begriff, sondern jedem das Sicherste und Bekannteste von der Welt sei«, so lassen sich diese beiden Behauptungen nicht wohl in Einklang bringen; denn »bekannt« kann uns doch nur etwas sein, von dem wir eine »Kenntnis« erlangt haben. Wenn wir aber von dem Wesen des Ich keine auf Erfahrung begründete

1) a. a. O. S. 63.
2) a. a. O. S. 86.
3) a. a. O. S. 63.

Kenntnis besitzen, weil das erkennende Ich uns nie zum Objekt werden kann, dann läßt sich nicht wohl behaupten, daß es uns »das Bekannteste von der Welt« sei.

Das von Schuppe gelegentlich verwendete Argument, daß wir keine »Rechte ausüben, keinen Strafantrag wegen erlittener Beleidigung stellen, kein Forderungsrecht geltend machen«[1]) könnten usw., wenn uns das Ich nicht durchaus bekannt wäre, würde offenbar voraussetzen, daß in dem Gefühl irgendeiner erlittenen oder erwarteten Beeinträchtigung, welche den Anlaß zur Wahrung eigener Interessen bildet, bereits unmittelbar ein Hinweis auf das Ich enthalten sei[2]). Kann diese Voraussetzung jedoch auf Grund früher angestellter Erwägungen nicht zugegeben werden, dann stellt eben die Wahrung eigener Interessen lediglich eine Reaktion auf das Gefühl der Beeinträchtigung dar, ohne daß behauptet werden dürfte, das Ich müsse sich in diesem Gefühl unmittelbar selbst erfassen, um jene Reaktion ausführen zu können. Die Unterscheidung zwischen eigenen und fremden Interessen setzt natürlich die Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich bereits voraus, diese Unterscheidung aber ist ebensowenig wie der Begriff des eigenen Ich eine ursprünglich gegebene.

Eine empirische Kenntnis des eigenen Ich läßt sich somit weder als gegebene Tatsache noch als notwendige Voraussetzung bestimmter psychischer Vorkommnisse erweisen. Wenn aber andererseits der Begriff des Ich sich deshalb als ein unentbehrliches Postulat darstellt, weil der einfache Sinn des Wortes Bewußtsein schon »die unentbehrliche Vorstellung der Verbindung des Inhaltes des Bewußtseins mit dem bewußten Ich, durch welche und in welcher eben erst dieser Gegenstand oder Inhalt Bewußtseinsinhalt des Ich ist«[3]), enthält, dann liegt eben darin das Eingeständnis, daß mit der Annahme eines Ich das Feld der reinen Erfahrung oder des schlechthin im Bewußtsein Gegebenen überschritten ist. Aus einem dunklen Gefühl dieser mit der Annahme

1) Grundriß. S. 17.

2) So sucht Dilles (Der Weg zur Metaphysik. Stuttgart 1903) die Realität des Ich gerade aus dem in jeder Schmerzempfindung (oder Schmerzgefühl) enthaltenen Moment der Beeinträchtigung oder des »Zuwideren« zu erweisen, da das Zuwidere eben ein reales Wesen voraussetze, dem es zuwider sei.

3) Erk. Log. S. 90.

eines Bewußtseinssubjektes notwendig verbundenen Transzendenz mag die wiederholte, im Grunde etwas seltsam klingende Versicherung Schuppes beruhen, jenes Subjekt, welches sich nicht zum Objekt machen lasse, also das Subjekt *κατ' ἐξοχὴν*, sei das »ärmste und leerste Ding von der Welt«[1]), da dem Ich aus dem Umstande, »daß das abstrakte Moment des Ich-Subjektes absolut keinen angebbaren Inhalt haben kann«[2]), doch nicht wohl ein Vorwurf gemacht werden darf.

Wenn man sich nun sträubt, dem erkennenden Subjekt, dessen »Vorhandensein« man notwendig anerkennen muß, ein »Sein« beizulegen[3]), so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn man unter Sein eben das Sein von Substanzen oder realen Gegenständen verstehen will, denn das Subjekt ist nicht reales Wesen und daneben »Besitzer« des Bewußtseinsinhaltes, »sondern sein Sein geht in diesem Besitzen auf«[4]). Aber in irgendeiner Weise muß doch dieses Subjekt als »vorhanden« aufgefaßt werden, und dieses Vorhandensein eines nur erkennenden Subjektes, das also nicht innerhalb des Bewußtseinsinhaltes vorhanden ist, sondern ihm »in der grellsten Weise« gegenübersteht, bedingt eben unvermeidlich einen Transzensus über den bloßen Bewußtseinsinhalt. Wenn Schuppe daher überhaupt das Ich als Subjekt dem Bewußtseinsinhalt gegenüberstellt, so enthält es einen offenbaren Widerspruch, wenn er nachträglich behauptet, unser eigenes Ich, sofern es vom sichtbaren und fühlbaren Leibe doch noch als Subjekt unterschieden werden könne, liege nicht im Transzendenten, es gehöre vielmehr seinem begrifflichen Inhalte nach zum Wahrnehmbaren, da wir aus unserer eigensten Erfahrung in uns sehr wohl wissen, was ein Ich sei[5]). Wie sich die Behauptungen vereinen lassen, daß einerseits an dem Ich-Subjekt, sofern darunter das Subjekt *κατ' ἐξοχὴν* verstanden wird, nichts mehr sei, was zum Bewußtseinsinhalt gemacht werden könne[6]), und daß es andererseits seinem begrifflichen Inhalte nach durchaus zum Wahrnehmbaren gehöre und in der unmittelbaren

1) a. a. O. S. 82.
2) Grundriß. S. 21.
3) a. a. O. S. 17.
4) a. a. O. S. 22.
5) Erk. Log. S. 76.
6) a. a. O. S. 82.

Erfahrung eines Jeden vorgefunden sei, erscheint durchaus unverständlich[1]).

Ein gleicher Widerspruch findet sich in den weiteren Behauptungen Schuppes, die Existenz anderer erkennender Subjekte sei zwar erschlossen, enthalte aber keinen Sprung ins Transzendente, da eben das fremde Bewußtsein seinem begrifflichen Inhalte nach ebenfalls zum Wahrnehmbaren gehöre. »Der Schluß« (daß nämlich der Körper des Mitmenschen den »zentralen« Teil des Bewußtseinsinhaltes eines anderen Ich, sein »Zentralglied« [Avenarius] bilde), »ist also mit denjenigen Schlüssen gleicher Art zu parallelisieren, welche auch innerhalb derjenigen Objekte stattfinden, welche nur unser Objekt . . . sind . . .; denn auch unter jenen Objekten schließen wir auf Existenzen, welche tatsächlich niemals für uns sinnlich wahrnehmbar sind, ohne damit ins Transzendente zu geraten, weil ihr begriffliches Was ganz aus Wahrnehmbarem besteht, so auf die Stoffe, aus welchen die Sterne bestehen, so auf das, was im Erdinnern zu sehen und zu fühlen sein müßte«[2]) usw. Hier liegt nun allerdings eine mehrfache Verwechslung vor.

Zunächst ist schon dargelegt worden, daß, wenn unter dem Ich das erkennende Subjekt verstanden sein soll, welches seinem Begriff nach nicht Objekt oder Inhalt des Bewußtseins werden kann, bereits die Annahme des eigenen Ich notwendig einen »Schluß« auf Transzendentes einschließe. Dann kann natürlich auch keine Rede mehr davon sein, daß die fremden Subjekte ihrem begrifflichen Was nach ganz aus Wahrnehmbarem beständen. Aber nicht auf den Begriff der fremden Bewußtseinssubjekte legt Schuppe in dieser Argumentation den Nachdruck, sondern auf den Begriff der fremden Bewußtseinsobjekte oder -Inhalte, und nun scheint die Behauptung ganz plausibel, daß, da doch der Begriff des Bewußtseinsinhaltes mit dem Begriff

1) In dem Artikel über »Bergmanns Reine Logik usw.«, Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos., Bd. 3, 1879, S. 475, wird der Begriff dieses »Subjektseins« allerdings wieder vollständig auf den Begriff des Gedachtseins, also des Bewußtseinsinhaltseins zurückgeführt und diese Erklärung als »Verbesserung einer Ungenauigkeit der Darstellung in der Erk. Log.« bezeichnet. Der Begriff der Identität von Subjekt und Objekt, den sie voraussetzt, wird später zu besprechen sein. In Wirklichkeit handelt es sich aber in diesem Fall nicht um die Verbesserung einer Ungenauigkeit, sondern um das Aufgeben einer prinzipiell ungemein bedeutsamen Anschauung.

2) Erk. Log. S. 76.

des Wahrnehmbaren überhaupt identisch sei, die Annahme eines fremden Bewußtseinsinhaltes deshalb keinen Transzensus einschließe, weil es sich ja auch in diesem Falle nur um Wahrnehmbares handle. Diese Argumentation setzt selbstverständlich eine andere Behauptung voraus, nämlich die der numerischen Identität eines von verschiedenen Subjekten wahrgenommenen Objektes. Werden die von verschiedenen Subjekten wahrgenommenen Objekte als verschiedenen Bewußtseinskreisen angehörig betrachtet, in der Art, daß ihnen eine Existenz nur innerhalb dieser Bewußtseinskreise während ihres aktuellen Wahrgenommenseins durch ein bestimmtes Subjekt zukommt, daß sie hingegen durch das Verschwinden aus dem betreffenden Bewußtseinskreise absolut vernichtet werden, dann kann eben jedermann immer nur seine eigenen Bewußtseinsinhalte wahrnehmen, und die fremden Bewußtseinsinhalte sind für ihn prinzipiell unwahrnehmbar. Denn wenn ein Bewußtseinsinhalt des *B*, der denselben Gegenstand repräsentiert wie ein bestimmter Bewußtseinsinhalt des *A*, absolut vernichtet werden kann, während der Bewußtseinsinhalt des *A* erhalten bleibt, dann darf eine Identität dieser beiden Bewußtseinsinhalte nicht behauptet werden, dann besteht aber auch das für *A* Wahrnehmbare lediglich aus seinen eigenen Bewußtseinsinhalten, während die fremden Bewußtseinsinhalte ihrem Begriffe nach jenseits des für ihn Wahrnehmbaren liegen. Der Begriff der Wahrnehmung setzt eben den Begriff des wahrnehmenden Subjektes voraus, und was über die Wahrnehmung transzendiert, kann immer nur vom Standpunkte eines bestimmten Subjektes ausgemacht werden. Wenn also zugestanden wird, daß ein Subjekt immer nur seine eigenen Bewußtseinsinhalte wahrnehmen könne, dann schließt die Annahme fremder Bewußtseinsinhalte im erörterten Sinne ihre prinzipielle Unwahrnehmbarkeit ein und steht somit im Gegensatz zu sämtlichen von Schuppe angeführten Beispielen. Denn das Erdinnere und die Zusammensetzung der Sterne sind für jedes Subjekt unter Voraussetzung der notwendigen, wenn auch technisch und biologisch nicht realisierbaren Bedingungen wahrnehmbar. Die fremden Bewußtseinsinhalte sind aber für jedes Subjekt prinzipiell, d. h. ohne Rücksicht auf irgendwelche äußeren Bedingungen unwahrnehmbar, und die Tatsache, daß sie von ihrem Subjekt wahrgenommen sind, beweist nur, daß sie zwar nicht für dieses Subjekt, wohl

aber für jedes fremde Subjekt eine transzendente Annahme bedeuten. Die Vernachlässigung des Umstandes hingegen, daß die Grenzen eines Bewußtseinsinhaltes immer nur mit Rücksicht auf ein bestimmtes Subjekt festgesetzt werden können, nimmt dem Begriff der Transzendenz jeden Sinn.

Aber Schuppe verwendet den Begriff des Bewußtseinsinhaltes nicht in der angegebenen Bedeutung. Für ihn ist Bewußtseinsinhalt vielmehr bereits der unabhängig vom Bewußtsein existierende Gegenstand, dessen Begriff in der Wahrnehmbarkeit, nicht im aktuellen Wahrgenommensein aufgeht, der also auch existiert, sofern er nicht wahrgenommen wird[1]). Mit einem Wort: Schuppe nennt dasjenige Bewußtseinsinhalt, was in der neueren Psychologie gerade im Gegensatz zum Bewußtseinsinhalt als »Gegenstand« bezeichnet zu werden pflegt. Die Behauptungen also, daß jedes Sein nur das Sein eines Objektes für ein Subjekt sein könne, oder daß es keine Welt gäbe, wenn die Menschenseelen nicht Zustände des Empfindens hätten[2]), sind nicht so genau zu nehmen. Schuppe gibt vielmehr zu, daß seine Bewußtseinsinhalte auch existieren, wenn sie nicht wahrgenommen werden, — mehr verlangt ja der theoretische »Realist« ebenfalls nicht von seinen »Gegenständen« — so daß die Gleichsetzung von Sein und Bewußtsein nur mehr bedeuten soll, daß den Gegenständen keine anderen als in der Erfahrung aufzeigbare Bestimmungen zukommen. Allerdings ist auf diese Weise der bekämpfte Begriff eines »extramentalen« Seins, welches also nicht in dem aktuellen Wahrgenommensein aufgeht, wieder eingeführt. Doch dieses nur nebenbei.

Wenn also unter Bewußtseinsinhalten die von dem aktuellen Vorhandensein in einem Bewußtsein = dem Wahrgenommensein unabhängigen Existenzen verstanden werden, dann ist es selbstverständlich, daß diese von verschiedenen Subjekten wahrgenommenen Gegenstände numerisch identisch sind[3]). Wenn nun aber die Wahrnehmungswelt aller Subjekte (bis auf einen kleinen

---

1) Erk. Log. S. 80.

2) a. a. O. S. 39.

3) Eine andere Frage aber, deren Beantwortung zu weit führen würde, ist es, ob man diesen extramentalen Gegenstand selbst oder nur gewisse »Repräsentanten« seiner in den Kreis des Bewußtseins hineinversetzen darf. Schuppe vertritt mit Entschiedenheit die erstere Ansicht.

Bruchteil »subjektiver« Daten) identisch ist, und diese Wahrnehmungswelt in das Bewußtsein eines jeden eingeht, dann ist eben die fremde Wahrnehmungswelt identisch mit der von einem jeden vorgefundenen Welt und die Annahme ihrer Existenz schließt keine Transzendenz ein, da sie in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist. Es mag nur nebenbei bemerkt werden, daß, wenn die Existenz der Mitmenschen auf die ohne Transzensus erschlossene Existenz fremder Bewußtseinsinhalte zurückgeführt werden soll, die Gemeinsamkeit der Bewußtseinsinhalte bereits vorausgesetzt sein muß, daß also nicht behauptet werden kann, sie »stelle« sich erst im Verkehr der Menschen untereinander »heraus«.

Aber selbst wenn zugegeben würde, daß der Begriff jener gemeinsamen, von dem Wahrgenommenwerden durch ein individuelles Subjekt unabhängigen Bewußtseinsinhalte keinen Transzensus enthalte, — die Diskussion darüber würde wiederum zu weit führen, — so muß doch jedenfalls ein doppelter Begriff der Existenz jener Bewußtseinsinhalte unterschieden werden. In diesem Begriffe liegt zunächst nur die Wahrnehmbarkeit, denn die Bewußtseinsinhalte existieren, auch wenn sie von niemandem tatsächlich wahrgenommen werden. Wenn also die Existenz eines Bewußtseinsinhaltes behauptet wird, so kann damit nicht zugleich behauptet sein, daß er auch tatsächlich wahrgenommen werde. Als Beispiel mögen die von Schuppe selbst angeführten Fälle dienen. Wenn also von einem Bewußtseinsinhalt ausgesagt wird, daß er aktuell wahrgenommen sei, ist damit notwendig noch etwas anderes ausgesagt, als bloß, daß er existiere. Was dazu kommt, ist eben, daß er nunmehr als wahrgenommenes Objekt aktuell einem wahrnehmenden Subjekt gegenübersteht. Und nun springt das Sophisma der angeblichen Nicht-Transzendenz der Annahme fremder Bewußtseinsinhalte in die Augen. Wenn eben die auch von mir wahrgenommenen extramentalen Bewußtseinsinhalte zugleich als die fremden Bewußtseinsinhalte bezeichnet werden, dann ist natürlich die »Existenz« dieser Bewußtseinsinhalte — unter Vernachlässigung des zuvor erwähnten Einwandes — unleugbare Tatsache. In diesem Fall ist allerdings von einem Transzensus, aber auch von einem »Schluß« keine Rede. Nun fragt es sich aber gerade nach der Berechtigung, die Bewußtseinsinhalte, von deren Existenz ich Kunde habe, als

fremde, d. h. von fremden Subjekten wahrgenommene Bewußtseinsinhalte zu bezeichnen. Nicht die Existenz jener Bewußtseinsinhalte steht also in Frage, sondern ihre »Fremdheit« — und da kann schließlich wiederum nur konstatiert werden, daß, wenn bereits das Wahrgenommensein der eigenen Inhalte selbst nichts Wahrgenommenes, sondern eine Folgerung aus dem Begriff des Bewußtseins ist, wenn also das eigene Ich mit seinem Wahrnehmen im Transzendenten liegt, die Annahme eines jeden fremden Ich erst recht einen Transzensus zweiten Grades bedingt. Das Wahrgenommensein fremder Bewußtseinsinhalte bleibt also prinzipiell für das eigene Ich unwahrnehmbar und kann nicht mit den von Schuppe angeführten Beispielen verglichen werden, in welchen die Unwahrnehmbarkeit nicht aus den apriorischen Grenzen des Bewußtseins, sondern aus Umständen folgt, welche im Hinblick auf die »Struktur« des Bewußtseins zufällig erscheinen. Eine auf Erfahrung begründete Erkenntnis also, daß gewisse Bewußtseinsinhalte auch von fremden Subjekten wahrgenommen seien, besitzen wir nicht, jede Kenntnis fremder Subjekte und ihrer Bewußtseinsinhalte ist vielmehr bloß eine erschlossene. Mag dieser Schluß auch noch so zwingend durch die »allen Bewußtseinsinhalt beherrschende Notwendigkeit« gefordert sein[1]), so darf er doch nie mit einer Wahrnehmung verwechselt werden, und die Tatsache, daß wir die fremden Bewußtseinsinhalte nicht als solche wahrnehmen, zwingt entweder zu der Konsequenz des Solipsismus oder zu dem Eingeständnis, daß die fremden Subjekte eben doch im Transzendenten, d. h. in dem für uns prinzipiell, nicht nur tatsächlich Unerfahrbaren liegen.

Beide Auffassungen sucht Schuppe allerdings als unberechtigt zurückzuweisen[2]). Obzwar die Existenz fremder Subjekte nur eine erschlossene sei, dürfe an ihrer Realität nicht gezweifelt werden, denn das Ich, welches wir als in einem fremden Menschenleib befindlich erschließen »ist vollste Realität . . . es ist ja als das, was wir selbst sind, erschlossen.« Daß die Begriffe »erschlossen« und »real« = »wahrgenommen« oder zumindest = »wahrnehmbar« sich gegenseitig ausschließen, scheint Schuppe nicht

1) Vgl. »Bergmanns Reine Logik« usw. S. 476. Erk. Log. S. 78.

2) »Bergmanns Reine Logik« usw. S. 475 ff.

zu sehen. Er bekämpft vielmehr die Annahme, daß mit dem Zugeständnis des Erschlossenseins der fremden Subjekte und ihrer Bewußtseinsinhalte ein Übergang ins Transzendente gemacht sei, von einer ganz anderen als der oben entwickelten Argumentation aus. Die Gefahr dieser Transzendenz soll vielmehr darin liegen, daß dem fremden Subjekt eine Existenz auch unabhängig vom Bewußtsein des sie erschließenden Subjektes zukommen muß, daß also der Begriff ihrer Existenz auch dann noch einen Inhalt hat, »wenn ich die klare Fiktion durchführen will, daß ich es nicht erschlossen habe«. Darin kann nach dem Früheren bei Schuppe natürlich die Gefahr einer Transzendenz nicht gefunden werden. Denn für ihn ist ja Realität nicht aktuelles Wahrgenommensein, sondern Wahrnehmbarkeit, somit in Anwendung auf die fremden Bewußtseinsinhalte nicht Erschlossensein, sondern die Möglichkeit des Erschließens. Schuppe aber rekurriert merkwürdigerweise nicht auf diesen seinen Begriff des möglichen Wahrnehmens bzw. Erschließens, sondern findet die Abhängigkeit der fremden Subjekte von dem sie erschließenden Bewußtsein darin, daß »die erschlossenen Ich der Nebenmenschen nicht ihrem begrifflichen Inhalte nach, sondern nur tatsächlich von dem Erschließen abhängen. Tatsächlich existieren also können meine Nebenmenschen allerdings nicht ohne mich.« Mit dieser sonderbar klingenden Behauptung vollzieht er eine offenbare Metabasis, und zwar von den erkenntnistheoretischen auf die kausalen Bedingungen der Existenz. Denn der Sinn jener Behauptung kann nur der sein, daß unter den gegebenen Bedingungen meine Existenz zu einem bestimmten Zeitpunkt notwendig mit den äußeren Vorgängen oder Bewußtseinsinhalten zusammentreffen mußte, aus denen ich auf die Existenz mich umgebender Mitmenschen schließe. Aber daß jene Prämissen tatsächlich und zugleich kausal notwendig eingetreten waren, daran zweifelte ja niemand. Es handelte sich vielmehr nur darum, die Eigenart jenes Schlusses auf die fremden Bewußtseinsinhalte zu prüfen, was auf dem eingeschlagenen Wege natürlich ebenso unmöglich ist, wie die ebenfalls von Schuppe versuchte Widerlegung des Solipsismus.

Mit dem Eingeständnis der Transzendenz der fremden Subjekte und ihrer Bewußtseinsinhalte würde vielmehr eine weitere Schwierigkeit in Wegfall kommen, die sich für Schuppe letzten

Endes als eine unlösbare erweist: was denn eigentlich die Individualität der einzelnen Iche ausmache und wodurch sie sich voneinander unterscheiden. Sobald nämlich zugestanden ist, daß der Begriff des erkennenden Subjektes eine Transzendenz einschließe, daß er, obzwar Bedingung aller Erfahrung, doch selbst nicht in ihr enthalten sein könne, dann wird die Frage müßig, was denn eigentlich die Individualität des Ich bedinge und wodurch es sich von anderen Ichen unterscheide. Jedes Ich ist dann notwendig ein individuelles, und wenn behauptet wird, daß ein Ding von zwei Beobachtern gleichzeitig wahrgenommen werde, so ist der Begriff des wahrnehmenden Subjektes absolut nicht weiter zurückführbar und die Frage läßt sich gar nicht beantworten, was im Wesen des Ich es denn eigentlich ausmache, daß zwei Beobachter nicht einer seien. Ob im gegebenen Fall ein oder zwei erkennende Subjekte vorliegen, kann zweifelhaft bleiben (vgl. z. B. die Fälle eines »doppelten Bewußtseins«). Wenn aber einmal zwei Subjekte angenommen sind, dann ist eben die individuelle Verschiedenheit beider eo ipso mitgesetzt, ohne daß es noch einen Sinn hätte, zu fragen, worauf denn die Verschiedenheit der Bewußtseinssubjekte beruhe. Selbst wenn für alle Subjekte getrennte Bewußtseinskreise angenommen würden, so wäre die Bestimmung eines Subjektes durch seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bewußtseinskreis (Locke) nur ein idem per idem, da ja dieser individuelle Bewußtseinskreis seine Bestimmtheit wiederum nur von einem Subjekt empfängt. Allerdings, diese Bestimmtheit ist notwendig eine transzendente, und es kann unmöglich angegeben werden, worin sie bestehe; ebenso sind auch die Unterschiede der einzelnen Iche transzendente, ohne daß sie sich innerhalb des Wahrgenommenen aufweisen ließen, was ja nach dem Früheren prinzipiell unmöglich wäre.

Aber den Begriff der Transzendenz will Schuppe ja ausschalten, also muß er dasjenige, was die Individualität eines bebestimmten Ich und somit die Unterschiede der einzelnen Iche voneinander ausmacht, notwendig in das Wahrnehmbare verlegen, und sieht sich, da ihm dies nicht recht gelingt, zu folgender Konsequenz gedrängt: »Wie in aller Welt soll es denkbar sein, daß das Ich, welches sich findet, das Ich-Subjekt meine ich, der Zahl nach ein mehrfaches wäre? Es müßte verschiedene Stellen im Raum einnehmen. Aber der ganze Raum ist in seinem Be-

wußtseinsinhalte. Die verschiedenen Ich können nicht in demselben Sinn als verschiedene Individuen derselben Art gelten wie verschiedene Bäume oder verschiedene Steine. ... Es ist also nichts begreiflicher, als daß ... der undefinierbare, absolute, unteilbare Einheitspunkt in ihm »(= im Ich)«, das ist das absolut Individuelle, faktisch nicht ihm ausschließlich angehört, sondern (sich) von denen der anderen durch nichts ... unterscheidet, also auch nicht der Zahl nach von ihnen unterscheidbar ist, sondern eines und dasselbe in allen ist«[1]).

Nun fragt es sich zunächst, ob diese Anwendung des principium identitatis indiscernibilium auf den Begriff des Ich überhaupt mit Recht erfolgen kann. Nach Schuppes eigener Lehre ist dies nicht wohl möglich, denn wenn die Unterscheidbarkeit zweier qualitativ gleicher Dinge nur darin bestehen sollte, daß dieses qualitativ Eine an zwei verschiedenen Stellen im Raume wahrgenommen würde, dann wäre es offenbar auch unmöglich, »die Merkmale eines Begriffes, die geistigen Eigenschaften eines Menschen, die Elemente der Erscheinung oder des Gegebenen«[2]) usw. zu unterscheiden. Nun »reicht« aber, nach Schuppes eigener Angabe, »die Verschiedenheit der Wann, in welchen wir eines nach dem anderen denken, ... zur Zählbarkeit« aus, und zweitens soll nicht vergessen werden, daß »wir ja wirklich, indem wir sie als Erstes, Zweites, Drittes usw. nebeneinanderstellen oder nachein-

1) Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie. Breslau 1881. S. 144. Vgl. dazu auch Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Hamburg 1894. S. 461. »Das Bewußtsein überhaupt des besonderen Seelenkonkreten also ist ein und dasselbe mit demjenigen des Alles seienden konkreten Bewußtseins, sowie mit demjenigen der anderen Seelen; es gibt nur ein »Bewußtsein überhaupt«, welches der abstrakte Grund jedes Bewußtseinskonkreten ist. Eben deshalb gibt es auch nur ein Bewußtseinssubjekt ... Daß eine Seele, insofern ihr grundlegendes Moment das Subjekt ist, da sei ... »(ist möglich)« ... weil schon das Subjekt als grundlegendes Moment des Alles seienden und schöpferischen Bewußtseins da ist, in diesem also die Bedingung auch dafür liegt, daß eine Seele, insofern sie als grundlegendes Moment eben jenes einzige ewige Subjekt hat, da ist. Nicht als etwas Neues tritt dieses Subjekt, wenn es Moment des Seelenkonkreten ist, auf, wohl aber in Verknüpfung mit neuen Besonderheiten der ebenfalls ewigen Bewußtseinsbestimmtheit überhaupt.« S. 465: »Das Bewußtseinssubjekt ... kann selber ... nur zurückgeführt werden auf das ewige Bewußtsein, als dessen grundlegendes Moment es von Ewigkeit da ist.«

An späterer Stelle wird auf diesen Gedanken noch näher einzugehen sein.

2) Grundriß. S. 103.

ander anführen ... sie nicht in absoluter Raumlosigkeit denken, sondern, wenn auch nur andeutungsweise, in der Phantasie mit einem Platze versehen«. Wenn jedoch die zeitliche Sukzession der Akte des Zählens und die »andeutungsweise« Lokalisierung genügen, um verschiedene an sich nicht im Raum befindliche Elemente auch qualitativ ganz gleicher Art zu unterscheiden, dann muß dieses Prinzip doch offenbar auf den Begriff des Ich ebenso angewendet werden können.

Andererseits muß allerdings, wie bereits im Obigen klargelegt, zugestanden werden, daß sich unmöglich angeben läßt, worin die Verschiedenheit der einzelnen Iche bestehe. Wenn daraus geschlossen werden sollte, daß deshalb verschiedene Iche nicht vorhanden sein können, dann bleibt eben — falls man überhaupt den Begriff des erkennenden Subjektes beibehalten will — nichts als die Konsequenz des Solipsismus. Sobald aber einmal unbeschadet des Eingeständnisses, daß aufweisbare Unterschiede der verschiedenen Iche nicht angegeben werden können, eine Mehrzahl verschiedener Erkenntnissubjekte angenommen ist, dann ist es sinnlos, diese verschiedenen Subjekte nachträglich identifizieren zu wollen. Auch die Ausrede, daß ja doch nur von jenem »ärmlichen und leeren« Subjekt κατ᾽ ἐξοχὴν zugleich die Einheit und Vielheit behauptet werde, kann über den bestehenden Widerspruch nicht hinwegtäuschen, und es erscheint daher um so bedauerlicher, daß sich auf diesem Begriff des allen Bewußtseinskonkretionen gemeinsamen Subjektes die ganze Ethik Schuppes mit ihrem Prinzip der »unvermeidlichen Wertschätzung« aufbaut. Denn es ist klar, daß sich der Begriff eines zugleich individuellen und überindividuellen Subjektes selbst aufhebt, und daß es absolut keinen Sinn hat, zu behaupten, die verschiedenen Bewußtseinskonkretionen seien verschiedenen Subjekten zugehörig, wenn diese verschiedenen Subjekte doch nur ein einziges sein sollen. Da jedes Subjekt eben nur seine eigenen Bewußtseinsinhalte als von sich wahrgenommen vorfinden kann[1]), so lägen überhaupt nicht mehr zwei verschiedene, sondern nur mehr eine einzige Bewußtseinskonkretion vor, wenn das eine Subjekt auch fremde Inhalte als von sich wahrgenommen vorfände. Die einzige Konsequenz, die sich aus dem Festhalten an der Verschiedenheit der Bewußtseins-

1) Vgl. oben S. 201.

konkretionen unter gleichzeitiger Leugnung der Verschiedenheit der Bewußtseinssubjekte ergibt, ist dann nur die Leugnung des Vorhandenseins verschiedener Bewußtseinssubjekte und, da die Annahme eines Subjektes für verschiedene Bewußtseinskonkretionen eine unsinnige ist, die Leugnung der Existenz eines von dem Bewußtseinsinhalt verschiedenen Bewußtseinssubjektes überhaupt, so daß auf diese Weise Schuppe dank seinem Abscheu vor dem Begriff der Transzendenz zu einer seinem Ausgangspunkt diametral entgegengesetzten Stellung gelangt, wie sie sich in den Worten ausspricht: »Wenn wir anführen sollen, was unsere Individualität ausmacht, so können wir nur die Data unseres Bewußtseinsinhaltes anführen, Ort und Stunde der Geburt, die individuelle Umgebung und alles, was uns passiert ist und was wir an Regungen des Empfindens, Denkens, Fühlens und Wollens in uns gefunden haben«[1]). An dieser Stelle ist der Begriff des erkennenden Subjektes aus dem Begriff des Bewußtseins als für seine Individualität belanglos ganz ausgeschaltet, der Begriff des Bewußtseins geht im Begriff des Bewußtseinsinhaltes auf und die Unterschiede der einzelnen Bewußtseinskreise können somit nur mehr inhaltliche sein. »Das einzelne individuelle Ich ist dieses Ich nur dadurch, daß es diesen räumlich und zeitlich bestimmten Inhalt hat[2]).«

Da diese Auffassung derjenigen des »natürlichen Weltbegriffes« (Avenarius) in den Grundzügen entspricht, so läßt sich erwarten, daß das Argument, welches Schuppe gegen jenen Versuch, die Verschiedenheiten der individuellen Bewußtseinskreise auf inhaltliche Verschiedenheiten zu reduzieren, geltend gemacht hatte, sich mit gleicher Schärfe gegen ihn selbst richten werde. Dort äußerte sich Schuppe nämlich im Anschluß an die von Avenarius gegebene Definition des Begriffes der Erfahrung folgendermaßen: »Wenn ich sage, ich erfahre den Baum, so soll das nur heißen: eine Erfahrung besteht aus dem einen reichhaltigeren Elementenkomplex ‚Ich' und dem anderen weniger reichhaltigen Elementenkomplex ‚Baum'. . . . Die Schwierigkeit, welche Sie umgehen wollen, versteckt sich in der Einheit, welche aus dem und dem ‚besteht'. Sagen Sie, hochverehrtester Herr

---

1) Grundzüge der Ethik usw. S. 138. Vgl. Grundriß. S. 18.

2) Grundriß. S. 27.

Kollege, was heißt das ‚bestehen'? Doch nur, daß Beides, sowohl das Ich als auch der Baum, Bestandteile derselben einen Erfahrung sind! Und sagen Sie, ich bitte! wodurch werden diese zu einer Erfahrung geeint? Worin besteht diese Einheit? Worin auch die des ‚Elementenkomplexes'? Wenn Sie in Gedanken die Voraussetzung machen, daß irgendwo ein Stein nicht weit von einem Baum steht, sind deshalb Stein und Baum eo ipso schon Bestandteile einer Erfahrung(?) Gewiß nicht. Das sind sie erst, wenn Sie oder meine Wenigkeit oder irgend Jemand den Stein in der Umgebung des Baumes oder den Baum in der Umgebung des Steines wahrgenommen, erfahren hat. Genau so ist es mit dem Ich und seiner Umgebung, als Bestandteile(n) einer Erfahrung . . . Also sind wir doch auf das erfahrende Subjekt angewiesen. Also das Ich und seine Umgebung, z. B. ein Baum, sind Bestandteile einer Erfahrung, wenn dieses Ich sich selbst und den Baum als seinen Umgebungsbestandteil vorfindet . . . Eine Erfahrung ohne erfahrendes Subjekt ist nach der Aussage auch schon der naivsten, reflexionslosesten Erfahrung so unmöglich, wie ein Gedanke, den Niemand denkt, und ein Gefühl, welches Niemand fühlt[1]).«

Nun ist es offenbar, daß man Schuppe mit seinen eigenen Worten fragen könnte, was denn nach seiner Ansicht die Einheit des individuellen Bewußtseins ausmache. Der Umstand, daß ich gerade zu dieser bestimmten Zeit diese bestimmten Inhalte an diesen bestimmten Orten vorfinde, genügt nach Schuppes eigenen Worten nicht zur Herstellung jener Einheit. Es bleibt also nur übrig, einzugestehen, daß ein bestimmter individueller Gesamtbewußtseinsinhalt ein solcher eben nur durch die Beziehung zu einem individuellen Subjekt ist und es schließlich auf ganz dasselbe herauskommt, ob man den Begriff des Subjektes überhaupt eliminiert oder ein für alle Bewußtseinskreise gemeinsames Subjekt, wenn auch nur das »Subjekt κατ᾽ ἐξοχὴν« postuliert. Damit ist aber der Begriff des individuellen erfahrenden Ich als zur Abgrenzung der einzelnen Bewußtseinskonkretionen voneinander tatsächlich unentbehrlich anerkannt[2]).

---

1) Die Bestätigung des naiven Realismus. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Avenarius. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 17. 1893. S. 386.

2) Vgl. zu dieser Frage auch »Meine Erkenntnistheorie und das bestrittene Ich«. Zeitschrift für Psych. und Phys. Bd. 35. 1904. Besonders S. 464ff.

Für Schuppe scheint sich allerdings ein Übergang zwischen beiden Anschauungen darin zu finden, daß er die Identität dieses als unbedingt notwendig erforderten Ich-Subjektes mit dem von ihm erkannten Ich-Objekt behauptet. Dieser Gedanke wird später seine Erledigung finden. Zunächst aber sind die naheliegenden Konsequenzen aus der Behauptung zu berücksichtigen, daß der Unterschied der individuellen Bewußtseinskreise nur auf inhaltlichem Gebiete liege.

Denn unter diesen Umständen ist offenbar die Annahme unvermeidlich, daß zwei Subjekte, die zur gleichen Zeit genau dieselben qualitativ übereinstimmenden Bewußtseinsinhalte besäßen, identisch sein müßten (was übrigens bereits Leibniz, Nouveaux Essais II, Kap. XXVII, § 25 gegen Locke einwendet)[1]. Nun würde Schuppe vielleicht erwidern, es sei eben unmöglich, daß zwei verschiedenen Bewußtseinskreisen angehörige Inhalte absolut gleich seien. Die Unklarheit liegt im gegebenen Fall im Begriff der Bewußtseinsinhalte. Soll unter Bewußtseinsinhalten bloß das unmittelbar im Bewußtsein und nur dort Vorhandene verstanden werden, dann ist es wohl zweifellos, daß in dem von Leibniz fingierten Fall zweier absolut gleicher Universa die einander entsprechenden Subjekte die gleichen Bewußtseinsinhalte wahrnehmen. Sollen aber unter Bewußtseinsinhalten bereits die realen Dinge verstanden sein, dann ist zwar im Leibnizschen Fall noch immer eine räumliche Verschiedenheit der Bewußtseinsinhalte vorhanden, eine Verschiedenheit der Bewußtseinsinhalte kann aber dann im Fall der gleichzeitigen Wahrnehmung eines numerisch identischen Gegenstandes durch verschiedene Beobachter ex definitione nicht mehr vorhanden sein. Also wäre auch unter dieser Annahme die Gleichheit von Inhalten verschiedener Bewußtseine gegeben. Aber Schuppe meint vermutlich unter der Gleichheit der Bewußtseinsinhalte nicht nur die Gleichheit der Gegenstände, sondern auch die ihrer verschiedenen individuellen, je nach dem Standpunkt des Beobachters verschiedenen »Ansichten«[2]. Dann bleibt das Problem, wieso diese verschiedenen »subjektiven Abänderungen« doch immer als Bestimmtheiten eines Gegenstandes betrachtet werden, ungelöst — die Tat-

1) Zu dieser Annahme bekennt sich allen Ernstes Ardigò, (L'individualità nella filosofia positiva. Riv. di fil. scientif. 1881. S. 6).

2) Vgl. Grundriß. S. 31.

sache, daß von einem Gegenstand im Gebiet der extensiven Sinne von verschiedenen Standpunkten aus keine gleichen optischen und haptischen »Bilder« gewonnen werden können, ist dann lediglich eine Tatsache der projektiven Geometrie und man muß nur die Annahme eines bloß mit unräumlichen Sinnesqualitäten ausgestatteten Bewußtseins[1]) oder die Fiktion zweier Bewußtseine machen, in welchen sich zwar nicht qualitativ gleiche »Dinge«, aber doch qualitativ vollständig gleiche Halluzinationen vorfinden — bei denen die Frage nach der Verschiedenheit ihres »wirklichen« Ortes also nicht aufgeworfen werden kann — um einzusehen, daß die zwei Subjekte durch die Gleichartigkeit ihrer Bewußtseinsinhalte niemals in ein einziges verschmelzen können.

Als weitere Konsequenz aus jener Auffassung ergibt sich notwendig die Leugnung der Identität des Ich. Wenn nämlich das Ich bloß im Bewußtseinsinhalt liegen und ein individuelles nur auf Grund seiner räumlich und zeitlich bestimmten Inhalte sein soll, dann muß offenbar zugestanden werden, daß »das Ich sich als ein anderes hat und auch wirklich ein anderes ist, wenn es anderer Dinge sich bewußt ist«[2]). Daraus folgt aber dann evident, daß das Ich eines Augenblickes mit dem Ich des nächsten Augenblickes nicht mehr identisch sein kann. Wie das Ich, das nur aus seinen Inhalten besteht — da es ja ein individuelles erkennendes Ich nicht geben soll — »in allen Veränderungen seine Identität festzuhalten vermag«, ist also nicht das »erste und einzige Wunder des Bewußtseins«, sondern dem Sinn der Begriffe Identität und Verschiedenheit gemäß schlechthin eine Unmöglichkeit.

Das einleuchtendste Argument aber gegen die Zurückführung der Individualität des Ich auf einen räumlich und zeitlich bestimmten Bewußtseinsinhalt liegt, wie Schuppe selbst zugibt, in der evidenten Aussage des Bewußtseins, »daß dieses Ich in seiner Identität durch die Besonderheiten neu hinzukommender Bewußtseinsinhalte nicht alteriert wird«[3]), daß »der Wechsel der Umgebung (auch wohl der unserer Leibesbeschaffenheit) jede einzelne als für

1) Schuppe allerdings schreibt allen Empfindungen räumliche Bestimmtheit zu. Vgl. Erk. Log. S. 57.

2) Grundriß. S. 21.

3) Erk. Log. S. 84.

das Ich entbehrlich dartue«[1]). Dies ist natürlich keine metaphysische Hypothese, sondern eine einfache Konsequenz aus dem Begriff des bewußten Ich und besagt nichts weiter, als daß das erkennende Subjekt alle Inhalte, die es vorfindet, immer nur als »seine« Inhalte vorfinden kann, daß also der Begriff des Vorgefundenseins durch ein bestimmtes Subjekt nicht an bestimmte Merkmale des Bewußtseinsinhaltes geknüpft werden darf. Was immer ein Subjekt vorfindet, ist sein Inhalt, und die Aussage: »Ich bleibe doch ganz derselbe, ob ich heute Abend dies oder jenes tue, arbeite oder in Gesellschaft gehe, und wäre auch derselbe geblieben, wenn gestern Abend nicht dieses, sondern jenes passiert wäre«[2]), besagt nichts anderes, als daß, vorausgesetzt daß ich diese anderen Bewußtseinsinhalte erlebt hätte, ich sie ebenso als meine vorgefunden hätte, wie die tatsächlich erlebten. Trotzdem bezeichnet Schuppe diese Argumentation als »flachste« und »der plumpsten Verwechslung« unterliegende.

Zunächst nämlich verweist er auf den Begriff der Möglichkeit, der immer nur »relative«, nie aber »absolute« Möglichkeit bedeuten könne. Jede Möglichkeit sei eine solche nur mit Rücksicht auf ein bestimmtes Ereignis; mit Rücksicht auf den gesamten Weltlauf, d. h. also auf bestimmte tatsächlich eingetretene Bedingungen aber sei jedes Ereignis notwendig, »und dann ist offenbar auch das bloß Mögliche und das Zufällige in dem obigen Sinne notwendig«[3]). Eine Argumentation, welche also voraussetze, daß anstelle der tatsächlich erlebten Inhalte andere vorgefunden worden seien, sei deshalb unhaltbar, weil es eben im Weltlauf begründet liege, daß jedes Subjekt zu jeder Zeit einen ganz bestimmten Inhalt erlebe, »daß jegliches, auch das relativ Unbedeutendste, weil seine Bedingungen tatsächlich erfüllt waren, eintreten mußte«[4]). Aber diese Berufung auf die Notwendigkeit des Naturlaufes ist eine offenbare ignoratio elenchi, da es sich gar nicht darum handelte, festzustellen, ob die Möglichkeit einer Änderung des Weltlaufes überhaupt bestand, sondern nur darum, daß, selbst wenn diese Möglichkeit bestanden hätte, aus ihr unmöglich die nach der früheren Annahme notwendige Konsequenz

1) Grundriß. S. 28.
2) Erk. Log. S. 84.
3) Grundriß. S. 65.
4) a. a. O. S. 27.

folgen könnte, daß *A*, wenn er andere als die tatsächlich von ihm wahrgenommenen Inhalte wahrgenommen hätte, darum nicht mehr *A*, sondern *B* gewesen wäre. Denn in der Voraussetzung, daß es *A* gewesen sei, der jene anderen Erlebnisse erlebt habe, liegt schon eingeschlossen, daß dieses *A* notwendig als mit sich selbst identisch gedacht werden müsse. Die von Schuppe bekämpfte Behauptung enthält also durchaus keinen Verstoß gegen das Kausalgesetz, so daß er auch schließlich zuzugeben gezwungen ist, daß die von ihm bekämpfte Ansicht nicht die »absolute«, sondern nur die »relative« Zufälligkeit eines bestimmten Inhaltes meinen könne. »Die Gleichgültigkeit des einzelnen Erlebnisses hat also nur ihren Sinn in jener bestimmten Relation«[1] (nämlich zu gewissen Bedingungen), und diese relative Gleichgültigkeit schließt nichts als »ein sich Vertragen oder sich nicht Ausschließen zweier Begriffe« ein. Obzwar nun Schuppe mit diesem Zugeständnis die bekämpfte Auffassung anerkannt zu haben scheint, will er damit jedoch »nur« zugegeben haben, »daß jeder im Laufe seiner Erlebnisse sich fortwährend als denselben erkennt, die Identität festhält«, daß aber die gegnerische Ansicht nicht dieses »abstrakte Moment der Identität« geltend mache, sondern mit dem Ich, das bei aller Verschiedenheit der Inhalte dasselbe bleiben würde, »das bekannte in aller individuellen Bestimmtheit« meine[2]. Nun steht aber die von Schuppe bekämpfte Anschauung gerade in Widerspruch zu der von ihm vollzogenen Identifikation des Subjektes mit dem Bewußtsein, sofern dieses das Subjekt und den Inhalt des Bewußtseins zugleich einschließt. Denn während nur auf Grund dieser Identifikation behauptet werden könnte, »daß das Bewußtsein« (also Subjekt und Objekte) »mit diesem Inhalte dasselbe wäre, wie das mit jenem«[3], macht gerade jene Anschauung nur das »reine abstrakte Moment der Identität geltend«, d. h. sie behauptet genau so wie Schuppe, daß das »abstrakte« Subjekt, also das Bewußtseinssubjekt κατ' ἐξοχήν, vom Wechsel seiner Erlebnisse unberührt dasselbe bleibe. Damit ist aber nur von neuem auf die Unentbehrlichkeit eines dem gesamten Bewußtseinsinhalt »in der grellsten Weise« gegenüberstehenden Subjektes und die Unmöglichkeit dargetan, dieses Subjekt doch wieder restlos im Bewußtseinsinhalt aufgehen zu lassen.

1) Erk. Log. S. 83.
2) a. a. O. S. 84.
3) Grundriß. S. 27.

Aber noch vor einer anderen Schwierigkeit wäre Schuppe bewahrt geblieben, wenn er an der einmal aufgestellten Behauptung, daß die Grenzen des Bewußtseinsinhaltes das Bewußtseinssubjekt selbst ausschließen, daß also das Bewußtseinssubjekt selbst niemals Objekt sein könne, konsequent festgehalten hätte. Darauf hat bereits Natorp in seinem ausgezeichneten Referat über den Schuppeschen »Grundriß«[1]) hingewiesen. Es sei daher gestattet, hier nochmals die bereits wiederholt zitierte Stelle, in welcher Schuppe die Verschiedenheit des Ich-Subjektes von jedem Objekte nachdrücklichst behauptet hatte, in ihrem vollen Umfang anzuführen. Es heißt da: »Was immer nur sagbar und denkbar ist, es kann Objekt, kann Bewußtseinsinhalt werden.... Aber dieses gegenständlich Machen hat eine unübersteigliche Grenze. Auch daß das Ich sich seiner bewußt wird und ein sich selbst Denkendes ist, also das bewußte Ich kann wiederum zum Objekt gemacht werden, aber immer steht diesem Objekt sofort das Subjekt als das denkende und erkennende gegenüber. So oft also auch der Versuch angestellt werden möchte, doch auch dieses Subjekt genauerer Prüfung zu unterwerfen, nie gelingt es wirklich, es zu stellen, sondern immer steht es, wenn eben der Versuch, es zum Objekt der Betrachtung zu machen, gelungen scheint, in demselben Augenblicke auch als Subjekt wiederum diesem Objekt gegenüber«[2]), und im Anschluß an diese Feststellung wird dann diesem Subjekt, »welches sich nicht zum Objekt machen läßt«, der ebenfalls bereits zitierte Vorwurf der Armut und Leerheit gemacht.

Wenn sich daher einige Seiten vorher die Bemerkung findet, es gehöre zum Wesen des Bewußtseins, »daß ich weiß, daß ich ich bin, und somit in diesem Wissen das Ich sich selbst zum Objekte macht und — merkwürdiger Weise — dieses Objekt mit dem Subjekt identifiziert«[3]), so könnte diese Behauptung im Lichte der ihr nachfolgenden ausdrücklichen Feststellung noch als ein lapsus linguae betrachtet werden, der seine Interpretation dahin finden müßte, daß sich zwar in gewissem Sinn auch das Bewußtseinssubjekt gegenständlich machen lasse, daß aber dieses

1) Archiv für system. Philos. Bd. III. S. 103 ff.

2) Erk. Log. S. 81. (Von Schuppe nicht gesperrt.)

3) Erk. Log. S. 73. (Von Schuppe nicht gesperrt.)

Ich-Objekt oder Bewußtseinsich in demselben Bewußtseinsakte doch niemals mit dem Subjekt identisch sein könne[1]). Wenn Schuppe aber nachträglich behauptet: »Da unterscheidet sich das Ich-Subjekt als das (sich) wissende von dem Ich-Objekt als dem (von sich) gewußten, und die sind eben nach der Voraussetzung, daß das Ich nicht etwa etwas anderes, sondern sich selbst wisse, dasselbe«, und noch hinzusetzt, »daß das Ich eben nur dadurch ist, daß es sich seiner bewußt ist, also sich selbst weiß (ergreift, fühlt)«[2]), so ist diese Behauptung, wie Natorp sagt, »nicht bloß das Rätsel der Welt ... sondern ein Widerspruch«. Denn damit verfällt Schuppe eo ipso in die von ihm selbst unmittelbar darauf als »absurd« bezeichnete Konsequenz, daß, »wenn doch das Ichsein notwendig Ich-Subjekt und Ich-Objekt einander gegenüberstellt, jedes von diesen, um wirklich als Ich gedacht werden zu können, in sich wiederum Ich-Subjekt und Ich-Objekt unterscheiden müsse, und so ins Unendliche«. Diese Konsequenz damit abzutun, daß sie auf der Voraussetzung beruhe, »daß das Ich-Subjekt und das Ich-Objekt jedes eben ein wirkliches ganzes Ich wären, was sie nicht sind«, scheint nicht zulässig. Wird nämlich behauptet, daß das Ich-Subjekt eben zugleich auch das Ich-Objekt und umgekehrt das Ich-Objekt zugleich auch das Ich-Subjekt sei, so wird eben tatsächlich von jedem behauptet, daß es ein »ganzes Ich« sei. Sollen aber Ich-Subjekt und Ich-Objekt nur abstrakte Begriffsmomente sein, die erst in ihrer gegenseitigen Beziehung jenes Ganze des Ich ausmachen, dann ist es eo ipso unmöglich, daß ein Glied dieser Beziehung die ganze Beziehung in sich enthalte, dann ist aber eben damit wieder die unaufhebbare Verschiedenheit zwischen Ich-Subjekt und Ich-Objekt zugegeben. Was aber unter einer »Unterscheidung von Ich-Subjekt und Ich-Objekt mit Festhaltung ihrer Identität« gemeint sein soll, scheint unerfindlich. Schuppe bezeichnet allerdings die »Urtatsache« dieser gleichzeitigen Identität und Verschiedenheit als »das größte, das einzige Wunder des Bewußtseins«. »Ob das möglich ist oder nicht, wonach will man das beurteilen? Wenn Bewußtsein tatsächlich vorhanden ist, so ist es möglich. ... Gegen die Logik verstößt dieses

1) Vgl. oben S. 192 Anm. 3 und 4.

2) Grundriß. S. 19.

wunderbare Verhältnis erst dann, wenn man das Ich als Subjekt und das Ich als Objekt wie selbständige Dinge denkt, welche, jedes für sich in den Bewußtseinsinhalt aufgenommen und wohl unterschieden, hinterdrein identifiziert werden sollten. Sie werden aber von vornherein schon mit der Bestimmung aufgenommen und fixiert, daß jedes ohne das andere undenkbar ist, ... daß dieses Subjekt, um zu sein, was es ist, nicht nach dem allgemeinen Begriffe eines Subjektes eben bloß ein Objekt und das Objekt ein Subjekt verlangte, ... sondern daß dieses Subjekt eben sich selbst als Objekt verlangt und dieses Objekt sich selbst als Subjekt. Logik wird durch dieses Grundfaktum eben erst möglich« [1]).

Aber dieser Satz richtet sich selbst. Denn soll von Subjekt und Objekt überhaupt Identität oder Verschiedenheit ausgesagt werden, so ist es klar, daß sich Subjekt und Objekt dem Begriffe des Identischen oder Verschiedenen unterordnen lassen müssen, und daß, was für diese Begriffe im allgemeinen gilt, auch für den speziellen Fall des Subjektes und Objektes gelten muß. Aus diesen ganz allgemeinen Begriffen des Identischen und Verschiedenen folgt aber evident ihre Unvereinbarkeit, die darin besteht, daß von zwei Elementen in derselben Hinsicht nicht gleichzeitig Identität und Verschiedenheit ausgesagt werden kann. Es ist also unrichtig, daß die Unverträglichkeit dieser Begriffe erst von ihrem speziellen Inhalt, von ihrer Anwendung auf »selbständige Dinge« abhänge, richtig ist vielmehr, daß die Begriffe Identität und Verschiedenheit überhaupt jeden Sinn verlieren, wenn man sie von den Begriffen Subjekt und Objekt aussagt ohne ihre Unverträglichkeit anzuerkennen. Mag der Begriff des Bewußtseins als ein noch so einzigartiger aufgefaßt werden, so muß er doch unter den abstrakten Begriff der Beziehung überhaupt fallen, für den der konkrete Inhalt seiner Glieder in begrifflicher Hinsicht ganz belanglos ist. Wenn aber eine Beziehung irgendwelcher Art zwischen Subjekt und Objekt angenommen wird, so ist es keineswegs erforderlich, Subjekt und Objekt nach Art von »zwei Steinen« oder sonstigen Dingen aufzufassen, um behaupten zu können, daß Subjekt und Objekt als Glieder dieser Beziehung voneinander

1) »Bergmanns Reine Logik« usw. S. 470 f.

verschieden sein müssen. Gegen diese Grundvoraussetzung könnte man nur ankämpfen, wenn man etwa nach Art Bergmanns den Begriff eines sich auf sich selbst Beziehenden im allgemeinen zu rechtfertigen suchte. Wenn dies aber nicht unternommen wird, dann steht fest, daß nicht die spezielle Art gewisser Beziehungsinhalte (der konkreten Dinge), sondern der Begriff der Beziehung überhaupt eine Verschiedenheit der beiden Beziehungsglieder erfordert. Innerhalb eines einzigen mit sich identischen Elementes kann keine Beziehung stattfinden, eine solche ist vielmehr erst dort möglich, wo innerhalb eines Komplexes zwei oder mehrere voneinander in irgendeiner Weise verschiedene Elemente vorhanden sind. Die Summe dieser Elemente ist dann wohl mit dem Komplex, nicht aber ein einzelnes Element mit einem anderen Element oder mit dem ganzen Komplex identisch.

Diese Unklarheit des zwischen Ich-Subjekt und Ich-Objekt bestehenden Verhältnisses macht sich denn auch geltend, wenn Schuppe den Inhalt des Ich-Objektes näher zu bestimmen sucht. Im weitesten Sinn ist ja der gesamte Bewußtseinsinhalt mit dem Ich-Objekte identisch[1]); so bezeichnet Schuppe gelegentlich auch den gesamten Bewußtseinsinhalt als die »Zustände, in welchen das Ich sich findet[2]). Mit diesem Begriff des Zustandes soll beileibe nicht die Welt »im Sinne des subjektiven Idealismus zu Ideen verflüchtigt« sein[3]), der Begriff der Zustände oder der Teile des Ich, wie die einzelnen Bewußtseinsinhalte auch bezeichnet werden können, soll vielmehr nichts als die unentbehrliche Zuordnung aller Bewußtseinsinhalte zu einem Ich bedeuten[4]). Wenn nun aber einerseits behauptet wird, »diese Beschaffenheiten oder Bestimmtheiten des Ich . . . sind doch etwas anderes als das Ich«[5]), andererseits aber dieses erkennende Ich-Subjekt, welches jene Bestimmtheiten vorfindet, doch mit seinem Objekt, also mit der

---

1) Vgl. oben S. 191.

2) Erk. Log. S. 71.

3) Grundriß. S. 24.

4) Auf diese Zuordnung legt Schuppe im Interesse seiner ganzen Lehre den größten Nachdruck. Gerade aber für das eigentliche Ichproblem ist sie nur eine selbstverständliche Folgerung aus dem Begriff des Bewußtseinsinhaltes, da es hier nicht auf die Konsequenzen ankommt, die sich daraus ergeben, wenn alles Sein als Bewußt-sein aufgefaßt wird, sondern nur auf die Klarstellung des Begriffes Bewußt-sein überhaupt.

5) Grundriß. S. 21.

Summe seiner Bestimmtheiten, identisch sein und in ihm aufgehen soll, so enthält diese Forderung wiederum einen Widerspruch.

Ähnlich verhält es sich auch, wenn als das »unmittelbare Objekt« des Ich der eigene Leib bezeichnet wird. Der Versuch, diese Unmittelbarkeit in die auf »Berührungs- und Druckempfindungen« beruhende unmittelbare Empfindung »der kompakten Ausgedehntheit«[1]) des Ich zu verlegen, erscheint im vorhinein als petitio principii. Aber selbst wenn die Unmittelbarkeit der Körperempfindungen in ihrer Abhängigkeit vom Willen gesucht wird, steht diesem räumlich ausgedehnten Körper als einem Teil des Bewußtseinsinhaltes doch noch immer das von Schuppe selbst wiederholt ausdrücklich als unräumlich[2]) bezeichnete Subjekt des Bewußtseins gegenüber, so daß aus diesem Grund eine Identität des Körpers mit dem Ich keinesfalls behauptet werden kann. Es erscheint durchaus unverständlich, wie das räumliche Subjekt dadurch räumlich werden sollte, daß »es sich als Objekt ... in einem ausgedehnten Leibe immer irgendwo im Raum findet«, ja daß Raum und Zeit überhaupt nicht »Objekt eines Bewußtseins sein ... könnten, wenn das Subjekt nicht selbst irgendeinen Punkt in ihnen einnähme«[3]). Da die Raumanschauung doch wie jede Anschauung überhaupt erst unter Voraussetzung des Vorhandenseins eines Subjektes möglich wird, so erscheint es im vorhinein unmöglich, das Vorhandensein dieses Subjektes selbst wieder als ein räumliches zu betrachten. Daß aber das »unmittelbare« Objekt des Bewußtseins, wenn als solches der Leib bezeichnet wird, einen Ort in der räumlichen Welt einnehmen muß, zu der es gehört, ist selbstverständlich, aus der Räumlichkeit des unmittelbaren Objektes folgt aber nicht das mindeste für die Räumlichkeit des Subjektes. Ebenso folgt aus der Räumlichkeit des Leibes keineswegs die von Schuppe geforderte Konsequenz, daß der eigene Leib die »conditio sine qua non«[4]) und der »konstante Mittelpunkt«[5]) alles Bewußtseins sei. Denn diese Behauptung läßt sich nicht nur nicht a priori beweisen, weil das Bewußtsein bezüglich seines Inhaltes a priori vollkommen unbe-

1) a. a. O. S. 26.
2) a. a. O. S. 24. Erk. Log. S. 75.
3) Grundriß. S. 25. (Von Schuppe nicht gesperrt.)
4) Erk. Log. S. 75.
5) Grundriß. S. 26.

stimmbar ist, sie wird vielmehr durch die Erfahrung auf das schlagendste widerlegt. Der Versuch allerdings, die Unentbehrlichkeit des dem Bewußtseinsinhalt gegenüberstehenden Subjektes durch die Konstanz eines bestimmten Bewußtseinsinhaltes, in diesem Fall also des Körpers, zu ersetzen, ist uns bereits früher begegnet.

Im eigentlichen Sinn schreibt übrigens Schuppe die Unmittelbarkeit nicht sowohl dem Körper, als vielmehr den »psychischen Tätigkeiten« des Denkens, Fühlens und Wollens zu, da alle anderen Bewußtseinsinhalte einzig und allein als deren Objekte erscheinen können, während sie selbst vor ihnen das Auszeichnende besitzen, dem Ich im Bewußtsein unmittelbar, nicht erst selbst wieder als Objekte anderer psychischer Tätigkeiten gegenwärtig zu sein. »Was wahrnehmbar den Raum erfüllt, ist nur Objekt und kann niemals ein Objekt haben, . . . die psychischen Tätigkeiten aber sind nur direktes Objekt des Bewußtseins und können überhaupt nicht ohne ein Objekt existieren«[1]. Sie können zwar selbst wieder Objekt des Denkens usw. werden, aber ihr eigentliches Wesen besteht eben in dieser Vermittlerrolle zwischen »ursprünglichem Objekt« und Ich, ohne welche sie nicht gedacht werden können, und darin besteht auch ihr unmittelbares Verhältnis zum Ich im Vergleich zu dem mittelbaren aller anderen Bewußtseinsinhalte. Es kann also kein einziges Ding der Außenwelt »Bewußtseinsinhalt oder Objekt sein . . ., ohne mindestens Objekt der einen dieser Regungen zu sein«[2]; dabei ist in diesem Bewußtseinsakt die psychische Tätigkeit zwar auch Objekt, aber im Gegensatz zu dem durch sie vermittelten »ursprünglichen Objekt« direktes Objekt, das seinerseits »einer Verwirklichung durch die spezielleren Denktätigkeiten nicht bedürftig ist«. Aus diesem Verhältnis aber folgt: »Was mit räumlicher und zeitlicher Bestimmtheit auftritt, ist in seinem Verhältnisse zum Ich nur Objekt . . . Was wir aber mit den sog. psychischen Vorgängen, Denken, Fühlen und Wollen, meinen, erweist sich, wenn es im Akte der Reflexion als Bewußtseinsinhalt erkannt wird, direkt als Teil oder Bestandteil oder Element des Ich«[3].

Nun fragt es sich, was denn Schuppe unter der Bezeich-

1) Grundriß. S. 139.
2) Erk. Log. S. 525.
3) a. a. O. S. 524.

nung des Denkens, Fühlens und Wollens als »geistiger Tätigkeiten« eigentlich versteht. Um diese Frage präzis beantworten zu können, untersucht er verschiedene Bedeutungen des Begriffes Tätigkeit und kommt zu dem Resultat, daß von einer Tätigkeit im engeren Sinn, durch welche bestimmte Inhalte erst hervorgebracht werden, bei jenen psychischen Tätigkeiten nicht die Rede sein könne[1]). Sie kommen uns als rein subjektive Tätigkeiten überhaupt nicht zum Bewußtsein, »sondern immer erst in ihrem an dem Objekte gewirkten Resultate, d. i. den in und an den Objekten gestifteten Beziehungen, welche selbstverständlich als Beziehungen der Objekte, also zum Bewußtseinsinhalte gehörig, erscheinen«[2]). Der bildliche Ausdruck der psychischen Tätigkeit darf also nicht in dem Sinn verstanden werden, als sei sie auch eine vor und unabhängig von ihrem Objekt existierende Tätigkeit, »welche ähnlich wie eine räumliche Bewegung auf ihrem Wege das Objekt, welches gleichfalls unabhängig von ihr und vor ihr existiert hat, trifft. . . . Das Lust- oder Schmerzfühlen ist also nicht das Ereignis, daß eine Tätigkeit des Subjektes ein solches vorhandenes Objekt trifft, ergreift, sondern es ist die Spezies und Fühlen allein ist die Gattung«[3]). Die psychischen Tätigkeiten sind also »Arten des Bewußtseins«, und »die gattungsmäßigen Züge des jedesmaligen Bewußtseinsinhaltes« oder mit anderen Worten: die Charaktere der Bewußtseinsinhalte (unter welche allerdings auch Identität und Kausalität inbegriffen werden müssen) »machen den Inhalt dieses Verbalbegriffes aus«. Es verhält sich also nicht so, daß das Subjekt neben den wahrgenommenen Inhalten auch noch sein Wahrnehmen wiederum wahrnähme, sondern es nimmt nur die Bewußtseinsinhalte wahr, allerdings aber in bestimmten Beziehungen, nämlich als identisch oder kausal verknüpft, ferner als geliebt, gehaßt, gefürchtet, gewollt usw. Die einzelnen Arten des Bewußtseins unterscheiden sich somit nur dadurch, daß ihre Objekte in der angegebenen Weise verschieden charakterisiert sind; sie sind selbst Spezies gegenüber dem allgemeinen bloßen im Bewußtsein Haben, dagegen Genera gegenüber den einzelnen Bewußtseinsinhalten[4]).

---

1) Grundriß. S. 142.
2) Grundzüge der Ethik usw. S. 149.
3) Erk. Log. S. 27.
4) a. a. O. S. 535.

Wenn diese Arten des Bewußtseins trotzdem als Tätigkeiten des Ich bezeichnet werden, so fordert die Erklärung dieser Bezeichnung ein kurzes Eingehen auf den Schuppeschen Dingbegriff. Nach Schuppe nämlich wird durch die Prädikation einer Eigenschaft von einem Dinge kein geheimnisvoller »Träger« und kein »Wesen« des Dinges gesetzt, der Sinn der Prädikation geht vielmehr vollkommen in dem Begriff des zwischen gewissen Inhalten bestehenden Kausalverhältnisses und ihrer notwendigen Verknüpfung auf[1]). »Die Sache bleibt dieselbe, ob eine Erscheinung zu einer anderen resp. einem Komplexe anderer als Prädikat hinzugefügt wird ... oder ob die beiden Data zusammen als Subjekt fungieren, welchem das Prädikat »notwendig zusammen oder verknüpft« zugesprochen wird«[2]). Die Verbalprädikation im Speziellen drückt im Gegensatz zu einer (in unserem Denken allerdings nicht vorkommenden) Nebeneinandersetzung von Wörtern, welche nur die schlichte Zusammengehörigkeit von Wahrnehmungsinhalten aussagen, die Unauflösbarkeit und Innigkeit der Verbindung von Inhalten aus, welche eben in dieser Verbindung den Dingbegriff konstituieren[3]). Wenn also Denken, Fühlen und Wollen als psychische Tätigkeiten bezeichnet werden, so ist damit nichts weiter gemeint, als daß diese psychischen Ereignisse das Ganze des Ich, das »Ich-Ding« bilden, nnd somit »das individuelle Ich in diesen Bewußtseinsinhalten ohne Rest aufgeht«[4]). Die »gesetzliche Notwendigkeit, welche Gedanken und Gefühle dem Ich als die seinigen beilegen läßt«, ist aber noch dazu von ganz anderer Art, als die durch die Verbalprädikation zwischen jedem anderen Dinge und seinen Eigenschaften gesetzte Einheit. »Man erwäge nur, daß das Ich ohne Rest verschwindet, sobald wir es ohne Gedanken und Gefühle zu denken versuchen, und in welchem Grade die Zugehörigkeit dieser zu ihm über jeden Zweifel erhaben ist. ... In der undefinierbaren, nur erlebbaren Enge und Innigkeit der Verknüpfung des Ich mit seinen Gedanken, Gefühlen und Wollungen ... besteht eben dasjenige, was die lebendige Tätigkeit im Gegensatz zum bloßen Geschehen auszeichnet«[5]).

1) a. a. O. S. 513.
2) Grundriß. S. 132.
3) a. a. O. S. 135. Erk. Log. S. 501 f.
4) Grundriß. S. 142.
5) »Die natürliche Weltansicht.« Philos. Monatshefte. Bd. 30. 1894. S. 8 f.

Nun mag es sich damit, daß der Begriff des Subjektes einer Tätigkeit, d. h. einer ihm in Form der Verbalprädikation zugelegten Eigenschaft, in dem Begriff der gesetzmäßigen Verknüpfung der Eigenschaften überhaupt aufgehe, bei allen anderen »Dingen« verhalten wie es will, — was hat es aber für einen Sinn, wenn in dem Begriff des Bewußtseins ein Bewußtseinsinhalt einem Bewußtseinssubjekt gegenübergestellt und als das »im Bewußtsein Haben bzw. Sein« nichts als diese Relation zwischen dem Subjekt und seinem Objekte verstanden wird, das Subjekt der Relation nachträglich mit einer gesetzmäßigen Verknüpfung bestimmter Spezies dieser Relation zu identifizieren, den Begriff des Subjektes also im Begriff der »Arten des Bewußtseins« aufgehen zu lassen? Was hat es, wenn insbesonders unter den »Arten des Bewußtseins« nichts als gewisse »Charaktere« der Bewußtseinsinhalte (ihre Identität und Verschiedenheit, ihr Kausalzusammenhang, ihre Lust- und Unlustbetonung und dergleichen) verstanden werden sollen, für einen Sinn zu behaupten, das Ich gehe restlos in der notwendigen Verknüpfung dieser Charaktere auf? Schon wenn darunter verstanden werden sollte, daß ein Bewußtsein nicht möglich sei, welches die psychischen Tätigkeiten des Denkens, Fühlens und Wollens nicht in der Reflexion vorfinde, widerspräche sich Schuppe selbst, da er ein derartiges schlichtes im Bewußtsein Haben ohne Unterschiede der Bewußtseinsinhalte und somit der Bewußtseinsarten als Grundvoraussetzung alles Denkens postuliert. Aber wenn selbst bloß gemeint sein sollte, daß unser tatsächliches Bewußtsein eben nicht jenen unterschiedslosen Gesamteindruck, sondern Identitäten, Verschiedenheiten, Kausalzusammenhänge, Lust- und Unlustbetonungen u. dgl. zeige[1]), so erscheint noch immer unverständlich, wie die Tatsache, daß unsere Bewußtseinsinhalte uns nur in diesen Charakteren, von deren Medium gewissermaßen »umgeben« und »durchwallt«[2]) erscheinen, mit der anderen Tatsache identifiziert werden kann, daß alle Bewußtseinsinhalte ein Ich als Subjekt voraussetzen.

Es ergibt sich vielmehr aus der von Schuppe zugestandenen Unmöglichkeit, sich die psychischen Tätigkeiten als solche zum Bewußtsein zu bringen, daß auch mit diesen psychischen Tätig-

1) Erk. Log. S. 88 ff.
2) a. a. O. S. 526.

keiten nichts als eine transzendente Relation des transzendenten Subjektes zu den immanenten Bewußtseinsinhalten gemeint sein kann. Schuppe folgert mit Evidenz: »Wenn wirklich das Denken selbst[1]) auf dem Übergange vom denkenden Subjekt zum Objekt, welches da ergriffen wird, ertappt werden könnte, so wäre alles, was ein feinsinniger Beobachter darüber verraten könnte, doch etwas, dessen er sich bei seiner Selbstbeobachtung bewußt geworden ist. ... Immer aufs neue müßten wir fragen, durch welche Tätigkeit die Seele solches zum Inhalt unseres Bewußtseins macht«[2]). Aus diesem Grunde wird daher eine Unterscheidung der einzelnen psychischen Tätigkeiten tatsächlich nur nach ihrem Resultat möglich sein, die psychische Tätigkeit überhaupt oder das im Bewußtsein-Haben schlechthin wird aber in allen Fällen dasselbe bleiben, so daß die Annahme verschiedener »Seelenvermögen« eine ganz zwecklose wäre, das »ursprüngliche Objektsverhältnis« vielmehr das einzige ist, was wir über die Relation des Subjektes zum Objekt aussagen können. Aber gerade dieses ursprüngliche Objektsverhältnis ist als Relation zwischen einem transzendenten Subjekt und seinem Objekt selbst wieder ein transzendentes, und nur dadurch, daß Schuppe diese Relation zunächst mit einem ihrer Glieder, nämlich mit dem Objekt, und weiterhin das Subjekt der Relation mit ihr selbst identifiziert, kann es ihm scheinbar gelingen, das transzendente Subjekt mit seinen ebenfalls transzendenten »Tätigkeiten« restlos im Bewußtseinsinhalt aufgehen zu lassen.

Dritter Abschnitt:

Der erkenntnistheoretische Standpunkt.

Wenn sich das Resultat der bisherigen Untersuchungen kurz dahin zusammenfassen läßt, daß die metaphysische Auffassung des Ichbegriffes insofern zu weit geht, als sie dem Ich eine ihm nicht unmittelbar zukommende Bestimmung beilegt, die empiristische Identifikation des Ich mit der Gesamtheit oder einem Teil des Bewußtseinsinhaltes hingegen dem zwischen Subjekt und

---

1) Und somit offenbar überhaupt jede »Seelentätigkeit«.

2) »Die natürliche Weltansicht.« S. 5.

Objekt bestehenden Gegensatz nicht in hinreichendem Maße gerecht wird, so erübrigt schließlich nur noch die Untersuchung, ob etwa auf Grund einer rein erkenntnistheoretischen Betrachtungsweise eine befriedigende Lösung des Problems gewonnen werden könne. Nun liegt aber eine konsequente Durchführung des erkenntnistheoretischen Standpunktes, die gleichzeitig auf eine Auseinandersetzung mit den metaphysischen und empiristischen Anschauungen und auf den Versuch einer genetischen Erklärung des Ichbewußtseins einginge, bisher überhaupt nicht vor, da selbst die im übrigen ausgezeichneten Ausführungen Natorps[1]) eine eingehendere Stellungnahme zu den erwähnten Fragen vermissen lassen. Aus diesem Grunde wird der folgende Abschnitt nicht mehr die Form einer kritischen Darstellung annehmen können, sondern sich lediglich auf den Versuch beschränken müssen, die Grundlinien einer rein erkenntnistheoretischen Behandlung des Ichproblems, deren nähere Ausführung den Rahmen dieser wesentlich kritischen Untersuchungen überschreiten würde, in flüchtigen Zügen vorzuzeichnen.

Zuvor wird allerdings noch eine Auseinandersetzung mit einer im Grunde auf den Berkeleyschen intellectus infinitus und das Fichtesche Absolutum zurückreichenden Anschauung erforderlich sein, daß nämlich eine folgerichtige erkenntnistheoretische Analyse notwendig zur Bestimmung des Ich als eines überindividuellen führen müsse. Diese Anschauung hat neuerdings eine weite Verbreitung, namentlich auch in erkenntnistheoretischen Kreisen gefunden, und beansprucht aus diesem Grunde eine eingehendere Untersuchung, wie sie im Folgenden an der Hand der Darstellung Rickerts gegeben werden soll.

Rickert.

Mit dem Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt kann nach Rickert dreierlei gemeint sein: 1) der Gegensatz des Körpers und der darin tätigen Seele zu der räumlichen Außenwelt außerhalb des Körpers, 2) der Gegensatz der Welt des Bewußtseins, dem Subjekt also mit dem von ihm vorgefundenen Bewußtseins-

1) Einleitung in die Psychologie. Freiburg i. B. 1888. Zu den Vorfragen der Psychologie, Philos. Monatsh. XXIX. 1893. Bericht über deutsche Schriften zur Erkenntnistheorie aus den Jahren 1894/95. Archiv für syst. Phil. III. 1897.

inhalt zu einer außerbewußten, transzendenten Realität, der eine vom Bewußtsein unabhängige Existenz zukommt, 3) der innerhalb der Welt des Bewußtseins selbst eingeschlossene Gegensatz zwischen dem Subjekt und dem von ihm vorgefundenen Bewußtseinsinhalt[1]). Den Ausgangspunkt zur Entwicklung des Subjektsbegriffes denkt sich Rickert in dem räumlichen Gegensatz zwischen dem Körper und seiner Umgebung gelegen. Es ist dies der »psychophysische« Subjektsbegriff, der im Gegensatz zum Objekt zunächst nur ganz allgemein ein »Aktives« gegenüber einem »Passiven« bezeichnen soll[2]).

Die weitere Entwicklung des Subjektsbegriffes erfolgt nun nach Rickerts Auffassung so, »daß der Umkreis dessen, was zum Objekt gehört, immer größer wird, während der Umkreis des zum Subjekt Gehörigen sich dementsprechend verengert[3]). ... Von dem psychophysischen Subjekt, das zusammen mit der Seele den ganzen Leib umfaßt, führt also eine Reihe von anderen psychophysischen Subjektsbegriffen, in denen das Physische immer kleiner wird, uns schließlich zum rein psychologischen Subjekt, das gar nichts Körperliches mehr enthält, allmählich hinüber«[4]). Das psychologische Subjekt ist also der übrigbleibende Rest, wenn man innerhalb des Bewußtseinsinhaltes zwischen Physischem und Psychischem unterschieden und alles Physische zum Nicht-Ich gerechnet hat, es bedeutet also den als Inbegriff des »Psychischen« oder als das »empirische« Ich zu bezeichnenden Teil des Bewußtseinsinhaltes.

Wenn aber die bereits zuvor ganz allgemein eingeführte Unterscheidung zwischen einem Aktiven und einem Passiven auch noch innerhalb dieses psychologischen Subjektes vorgenommen wird, so erhalten die Glieder dieses Gegensatzes nunmehr die Bedeutung von »percipiens« und »perceptum«. »Auf der Möglichkeit einer Scheidung der Seele in percipiens und perceptum beruht also die Möglichkeit einer empirischen Psychologie. Das heißt aber nicht, daß dabei percipiens und perceptum identisch sind, denn Selbstwahrnehmung oder Selbstbeobachtung im strengen

1) Der Gegenstand der Erkenntnis. Freiburg 1892. S. 7 ff. Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Leipzig 1902. S. 158 ff.

2) Die Grenzen usw. S. 169.

3) Der Gegenstand der Erk. S. 13.

4) Die Grenzen usw. S. 169.

Sinne sind widerspruchsvolle Begriffe. Subjekt wird vielmehr in diesem Fall ein Teil des Seelenlebens, während ein anderer Teil das Objekt bildet, ebenso wie in der vorher betrachteten psychologischen Reihe ein Teil des Leibes Objekt werden konnte, während ein anderer noch zum Subjekt gehörte. Um von dieser Tatsache aus zum Begriff des erkenntnistheoretischen Subjektes zu kommen, brauchen wir nur noch einen Schritt weiter zu gehen«, indem wir »den Prozeß der Objektivierung des Seelenlebens immer weiter fortgesetzt denken, so daß, während das Objekt im Seelenleben sich immer mehr vergrößert, das Psychische im Subjekt immer kleiner wird, genau so wie in der vorher betrachteten Reihe das Physische allmählich aus dem Subjekt verschwand. Denken wir uns schließlich den Prozeß der Objektivierung vollendet, und nehmen wir an, daß das Material der Psychologie, d. h. das psychologische Subjekt ganz und gar zum Objekt geworden ist, so erhalten wir als notwendigen Korrelatbegriff zu diesem Objekte oder als Endglied und Grenzbegriff der psychologischen Subjektsreihe den Begriff eines percipiens, für das alles empirische Sein perceptum ist, eines Subjektes, für das nicht nur die gesamte Körperwelt, sondern auch alles Seelenleben, das überhaupt Material der empirischen Psychologie werden kann, zum Objekt geworden ist, eines Subjektes also, das selbst gar kein empirisches Sein mehr enthält, weder physisches noch psychisches, und niemals Gegenstand einer empirischen Wissenschaft werden kann. Dieses percipiens bezeichnen wir als das erkenntnistheoretische Subjekt« [1]). Bisher scheint die Darstellung der Entwicklung sowie die endgültige Bestimmung des Subjektsbegriffes durchaus zutreffend.

Nunmehr aber stellt Rickert die Behauptung auf, daß, nachdem aus dem erkenntnistheoretischen Subjekt aller Bewußtseinsinhalt ausgeschieden und ihm als sein Objekt gegenübergestellt worden sei, damit auch »alles Individuelle, alles also, was das Bewußtsein zu meinem Bewußtsein macht« zum Objekt gerechnet worden sei, und daher »als letztes Glied der Reihe nichts anderes als ein namenloses, allgemeines, unpersönliches Bewußtsein« [2]) übrig bleiben könne, das somit nicht mehr als ein indivi-

1) a. a. O. S. 171.

2) Der Gegenstand der Erk. S. 14. Vgl. Die Grenzen usw. S. 174.

duelles Bewußtsein, sondern nur als ein »Bewußtsein überhaupt« bezeichnet werden dürfe.

Die Grundvoraussetzung dieses Beweises, daß nämlich die Individualität eines Bewußtseins nur auf der Eigenart seines Inhaltes beruhe, ist von Rickert nicht besonders hervorgehoben, sondern stillschweigend angenommen worden. Nun wurde aber der evidente Widersinn dieser Behauptung bereits im Früheren nachgewiesen[1]). Es gehört vielmehr zum Wesen des Subjektes, daß es, natürlich nicht mit Beziehung auf seine intellektuelle oder moralische Entwicklung, wohl aber in rein erkenntnistheoretischem Sinn vollkommen gleichgültig bleibt, welche qualitative Bestimmtheit die von diesem Subjekt vorgefundenen Inhalte besitzen. Wie immer diese Inhalte beschaffen sein mögen, sie sind dadurch, daß sie von einem bestimmten individuellen Subjekt vorgefunden sind, zu diesem in eine bestimmte eindeutige Beziehung gesetzt, und wenn das Subjekt A statt der Inhalte Σa die Inhalte Σb vorgefunden hätte, wäre es dadurch so wenig zum Subjekt B geworden, daß vielmehr in der Behauptung, A habe die Inhalte Σb vorgefunden, dessen Identität mit sich selbst eingeschlossen liegt. Welche Inhalte auch immer ein Subjekt vorfindet, immer bleibt es dasselbe Subjekt, so daß die Individualität des Bewußtseins gerade nicht durch den Bewußtseinsinhalt, der vielmehr, wenn er eben von einem anderen Individuum vorgefunden wäre, dessen Bewußtseinsinhalt ausmachte, sondern einzig und allein durch das mit sich identisch bleibende Subjekt hergestellt wird, die Verschiedenheiten der individuellen Bewußtseine also nicht auf qualitativen Unterschieden, sondern auf der Zugehörigkeit der Inhalte zu verschiedenen Subjekten beruhen. Dann muß allerdings eingestanden werden, daß, ebenso wie das Subjekt selbst im Transzendenten liegt, da es ja ausdrücklich dem Bewußtseinsinhalt, der für uns allein das »immanent« Gegebene bildet, gegenübergestellt wird, auch die Unterschiede der verschiedenen Subjekte durchaus im Transzendenten liegen und demgemäß unmöglich irgendwie positiv bezeichnet werden können. Wenn es daher als durchaus mißverständlich betrachtet werden muß, die Unterschiede der verschiedenen individuellen Bewußtseine innerhalb ihres Inhaltes zu suchen, so kann aber auch un-

1) Vgl. S. 205 ff.

möglich zugestanden werden, daß verschiedene erkenntnistheoretische Subjekte deshalb nicht voneinander unterschieden werden könnten, weil sie nichts mehr von einer bestimmten Person »enthielten«[1]). Natürlich »enthält« der Begriff des Subjektes nichts mehr vom Bewußtseinsinhalt, insofern man keinen empirischen Unterschied des einen Subjektes von den anderen aufweisen kann. Wenn man aber aus diesem Grund das principium identitatis indiscernibilium anwenden wollte, dann müßte man notwendig den Unterschied zwischen verschiedenen individuellen Bewußtseinen überhaupt leugnen. Es gäbe dann überhaupt nur ein Bewußtsein, das weder als »mein« und »dein«, noch im Gegensatz zum individuellen als ein »allgemeines« Bewußtsein bezeichnet werden könnte. Tatsächlich zieht denn auch Rickert diese Konsequenz. »Für uns gibt es, wenn das Wort Bewußtsein in dem festgestellten Sinne gebraucht wird, ein fremdes Bewußtsein so wenig, wie es ein eigenes Bewußtsein gibt, denn das Individuelle liegt überall im Objekt. Das Bewußtsein aber ist für die verschiedenen Ich-Objekte, für das eigene wie für die fremden, dasselbe«[2]). Da aber die Unterscheidung zwischen eigenen und fremden Bewußtseinsinhalten lediglich auf der Zugehörigkeit der Inhalte zu verschiedenen perzipierenden Subjekten beruhen kann, so wird sie auf Grund dieser Voraussetzung überhaupt hinfällig. Wenn ein einziges erkenntnistheoretisches Subjekt angenommen wird, dann gibt es keine Unterschiede der Bewußtseinsinhalte nach ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen perzipierenden Subjekten, sondern nur nach ihrer qualitativen Bestimmtheit oder ihrer Zusammengehörigkeit mit gewissen perzipierten Objekten. »Ich finde etwas vor« heißt dann auch nach dieser Auffassung nichts anderes als: »etwas wird mit meinem Ich-Bezeichneten zusammen vorgefunden«, und die Frage, wodurch sich denn nun die verschiedenen »Bewußtseinskonkretionen« voneinander unterscheiden, läßt sich durch den Hinweis auf inhaltliche Unterschiede ebensowenig beantworten, wenn man ein einziges Subjekt für alle diese Bewußtseinskonkretionen annimmt, wie wenn man den Begriff des vorfindenden Subjektes überhaupt eliminiert[3]).

---

1) Die Grenzen usw. S. 174.
2) Der Gegenstand der Erk. S. 29.
3) Vgl. dagegen: Der Gegenstand der Erk. S. 46.

Es ist also durchaus mißverständlich, wenn Rickert die Verschiedenheit der einzelnen individuellen Bewußtseinskonkretionen dadurch retten zu können vermeint, daß er behauptet, die Trennung des psychologischen vom erkenntnistheoretischen Subjekt sei nur »begrifflich« möglich, d. h. »es kann zwar jeder Teil des Seelenlebens Objekt werden, aber wir dürfen nicht voraussetzen, daß alle Teile des Seelenlebens auf einmal und zu gleicher Zeit zu objektivieren sind. Es bleibt vielmehr ein Teil des psychologischen Subjektes so zu sagen immer mit dem erkenntnistheoretischen verbunden, oder das erkenntnistheoretische Subjekt tritt niemals isoliert auf«[1]. Diese Auffassung vom »Verbundensein« des psychologischen mit dem erkenntnistheoretischen Subjekt läßt zwei Deutungen zu.

Entweder man behauptet damit im Herbartschen Sinn, daß eine Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt immer nur eine zeitweilige, nämlich die Gegenüberstellung gewisser Gruppen von Bewußtseinsinhalten, der apperzipierenden und der apperzipierten Vorstellungen sein könne: dann ist aber kein Zweifel, daß es sich in diesem Fall überhaupt nicht mehr um die Gegenüberstellung von percipiens und perceptum, sondern, wie auch Rickert gelegentlich eingestehen muß[2], nur mehr um das Verhältnis zweier Objekte zueinander handelt, auf die der Gegensatz von Subjekt und Objekt in seinem ursprünglichen Sinn gar nicht angewendet werden kann. Es darf insbesonders aus dem Umstand, daß in der Entwicklung des Subjektsbegriffes tatsächlich Elemente, die durchaus nur dem Objekt angehören, dem Subjekt in unklarer Weise beigelegt werden, nicht gefolgert werden, daß nunmehr auch der entwickelte Begriff des perzipierenden Subjektes, der als solcher vom Objekt nichts mehr enthalten kann, doch noch mit Elementen dieses Objektes »so zu sagen« verbunden gedacht werden dürfe.

Nur in einem einzigen Sinn kann eine »Verbindung« des Subjektes mit dem Objekt gedacht werden, wenn nämlich das Objekt dem Subjekt als von ihm erfaßtes gegenübergestellt wird. Dann ist eben das »empirisch-reale« Subjekt, das dem bloß »begrifflichen« erkenntnistheoretischen Subjekt gegenübergestellt wird,

1) Die Grenzen usw. S. 173, vgl. auch 346.
2) Gegenstand des Erk. S. 46.

das erkenntnistheoretische Subjekt, sofern es ein bestimmtes empirisches Ich-Objekt vorfindet. Wenn aber nach dem Früheren mit der Aussage, daß das »reale« Subjekt einen Inhalt auffasse, nur gemeint sein soll, daß dieser Inhalt zusammen mit jenem »realen« Subjekt von dem erkenntnistheoretischen Subjekt aufgefaßt sei, so hat dies wiederum nur zur Folge, daß die Verschiedenheit zwischen eigenem und fremdem Bewußtsein aufgehoben ist, da diese eben nicht auf einer Verschiedenheit innerhalb des Bewußtseinsinhaltes, sondern auf einer Verschiedenheit in der Beziehung der Bewußtseinsinhalte auf notwendig voneinander verschieden zu denkende Bewußtseinssubjekte beruht[1]).

Daraus ergibt sich aber, daß der Begriff des einzigen überindividuellen Bewußtseinssubjektes ein durchaus unzureichender ist. Denn mag man die Existenz eines solchen Subjektes zugeben, mag man ferner auch zugestehen, daß für dieses Subjekt die Unterschiede der verschiedenen individuellen Bewußtseine sich bloß als Verschiedenheiten des Objektes, als Verschiedenheiten innerhalb seines Bewußtseinsinhaltes darstellen, der somit sowohl den nach Rickerts Auffassung allen Bewußtseinen gemeinsamen, wie den jedem einzelnen allein zukommenden Teil umfassen würde — jedenfalls aber geht es nicht an, das eigene Bewußtsein nur als den Teil eines Alles umspannenden Weltbewußtseinsinhaltes aufzufassen. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß das eigene Bewußtsein einem jeden anderen Bewußtsein gegenüber, wenn anders man ein solches überhaupt annehmen will, gleichgültig, ob man es als ein individuelles oder als ein überindividuelles betrachtet, ein in besonderer Weise abgeschlossenes Ganze darstellt. Weder ein fremdes individuelles, noch jenes weltumspannende Bewußtsein ist in der Weise gegeben, wie der Komplex jener Erlebnisse, die ich eben als meine Bewußtseinsinhalte bezeichne. Wäre aber das perzipierende Subjekt in mir dasselbe, wie in jedem anderen mit Bewußtsein begabten Individuum, dann könnte überhaupt weder ich einen Bewußtseinsinhalt als den meinen, noch

1) Wenn es somit zuträfe, was Rickert dem Begriff des »unpersönlichen Bewußtseins« nachrühmt (Gegenstand der Erk. S. 28), daß er nämlich allein imstande sei, den Solipsismus zu widerlegen, so wäre damit doch nur der Teufel mit Beelzebub vertrieben. Denn während der Solipsismus wenigstens anerkennt, daß es »mein« Bewußtsein gibt, leugnet Rickert nicht nur das »fremde«, sondern auch das »eigene« Bewußtsein.

ein anderer andere Bewußtseinsinhalte als die seinen bezeichnen, das perzipierende Subjekt fände vielmehr alle Bewußtseinskonkretionen lediglich als die seinen vor und müßte zugleich von allen diesen Bewußtseinskonkretionen unmittelbar Kunde haben. Da dies nicht zutrifft, kann ich selbst, d. h. also das Subjekt, das meinen Bewußtseinsinhalt perzipiert, nicht mit jenem »überindividuellen« Subjekt, das percipiens in mir nicht mit jenem allgemeinen, überindividuellen percipiens identisch sein. Denn wenn ich ein individuelles percipiens überhaupt nicht annehmen und meinen Bewußtseinsinhalt bloß als perceptum des überindividuellen Subjektes betrachten will, welches »meine« und die »fremden« percepta als »seine« percepta in die Einheit eines Bewußtseins zusammenfaßt[1]), wenn also die Einheit des Bewußtseins »mit der Einheit der psychischen Individualität nichts zu tun hat[2]),« dann wäre es unmöglich, daß eine Einheit des psychischen Individuums existierte, welche »meines« und das »fremde« Bewußtsein in der schärfsten Weise voneinander abgrenzt. Diese Abgrenzung ist allein herzustellen durch die Annahme eines für jeden Bewußtseinsinhalt verschiedenen perzipierenden Subjektes, so daß der Behauptung gegenüber, es gäbe überhaupt keine einzelnen individuellen Subjekte, denen gewisse Erlebnisse als ihre »eigenen« zukämen, alle Erlebnisse stellten vielmehr bloß einen Teil des gesamten Weltbewußtseins dar, das Zugeständnis Rickerts, daß »seelisches Leben ... jedem Einzelnen nur so weit unmittelbar gegeben« ist, »als es sein eigenes Seelenleben bildet«[3]), eine Inkonsequenz einschließt.

Es stellt sich somit heraus, daß der Begriff eines überindividuellen, allen Bewußtseinen gemeinsamen Subjektes gerade der vornehmsten Anforderung, die an den Ich-Begriff gestellt wird,

---

1) In diesem Sinn muß natürlich auch der Begriff des »überindividuellen« Bewußtseins eine individuelle Bewußtseinseinheit darstellen, obzwar Rickert behauptet, daß es »begrifflich einzigartiges Seelenleben« geben könne, »das keine individuelle Einheit besitzt« (Die Grenzen usw. S. 353). Demgegenüber muß festgestellt werden, daß der Begriff eines Seelenlebens, das keine individuelle Einheit besäße, d. h. also dessen Bestandteile nicht zu einem einzigen Subjekt in der Beziehung des Vorgefundenseins, und dessen Subjekt nicht zu allen diesen, aber auch nur zu diesen Bestandteilen im Verhältnis des Vorfindens stünde, einen Widerspruch in sich schlösse.

2) Die Grenzen usw. S. 345.

3) a. a. O. S. 176.

nämlich die Einheit des individuellen Bewußtseins zu erklären und gegenüber der Einheit fremder Bewußtseine abzugrenzen, nicht gerecht wird, vielmehr einerseits als für die Erkenntnistheorie unzureichend, andererseits als überflüssig erscheint, sobald einmal zugestanden ist, daß der Begriff des Bewußtseins ein zwar transzendentes, darum aber immer noch individuelles Bewußtseinssubjekt voraussetzt. Immerhin entbehrt es nicht des Interesses, den psychologischen Gründen dieser sonderbaren Annahme nachzugehen, die offenbar in dem Bestreben liegen, den subjektiven Idealismus und den theoretischen Realismus miteinander in Einklang zu bringen. Rickert und die anderen Vertreter der Lehre vom allgemeinen Bewußtsein (Schuppe, Rehmke usw.) sind nämlich im Grunde überzeugte Realisten, insofern sie den Zweifel an der Fortexistenz der Außenwelt auch während ihres Nichtwahrgenommenseins keiner Widerlegung wert erachten und sich somit vorbehaltslos der Annahme einer von dem Vorkommen innerhalb eines individuellen Bewußtseins unabhängigen Welt anschließen, welche nicht durch Bewußtseinsinhalte, denen eine Existenz bloß innerhalb des individuellen Bewußtseins zukäme, »repräsentiert« wird, sondern unmittelbar an sich selbst zu erfassen ist. Trotzdem wirkt in ihnen der alte Cartesianische Zweifel und damit die Überzeugung von der Phänomenalität der Außenwelt nach, und sie bemühen sich nun, die Annahme einer vom Bewußtsein durchaus unabhängigen Welt mit der Auffassung des Seins der Welt als eines Wahrgenommenseins in der Weise zu vereinen, daß sie dem Realismus die Existenz einer vom Vorkommen in einem individuellen Bewußtsein unabhängigen Welt zugeben, die Forderung des Idealismus aber dadurch befriedigen zu können vermeinen, daß sie diese Welt der vom Bewußtsein unabhängigen Gegenstände als Bewußtseinsinhalte zwar nicht eines individuellen, wohl aber eines unpersönlichen, überindividuellen, »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erfassenden Subjektes« betrachten, das »so wenig, wie das Sein selbst, entstehen oder vergehen« kann[1]).

Doch mit diesen Zugeständnissen dürfte keine der beiden Theorien einverstanden sein. Der Realismus muß es vermeiden, die absolute Unabhängigkeit seiner Außenwelt vom Bewußtsein

1) Der Gegenstand der Erk. S. 36.

dadurch beeinträchtigen zu lassen, daß er sie von irgendeinem »Bewußtsein überhaupt« abhängig denkt, abgesehen davon, daß er ein solches überindividuelles Subjekt mit Recht als eine transzendente Spekulation zurückweisen würde. Esse ist für ihn niemals = percipi, auch nicht percipi durch ein unpersönliches percipiens. Der Idealismus hingegen muß in dem Zugeständnis, daß es eine von dem Vorkommen innerhalb des individuellen Bewußtseins unabhängige Welt gebe, die nicht nur als gesetzmäßiger Zusammenhang der individuellen Bewußtseinsinhalte gelten solle, eine Verletzung seines Grundprinzips erkennen, die dadurch nicht wett gemacht wird, daß diese von dem Vorkommen innerhalb eines individuellen Bewußtseins unabhängige Welt als Bewußtseinsinhalt eines überindividuellen Subjektes angesehen werden soll, so daß auch er die Annahme eines überindividuellen Subjektes als unbegründet und überflüssig zurückweisen wird. Daraus folgt aber, daß der Versuch, durch die Einführung des Begriffes eines überindividuellen Subjektes eine Synthese von Realismus und Idealismus herzustellen und den Begriff eines individuellen Bewußtseinssubjektes überhaupt aus der Erkenntnistheorie auszuschalten, als gescheitert angesehen werden muß [1]).

---

1) Eine mit der Rickertschen durchaus verwandte Auffassung vertritt unter den englischen Philosophen T. H. Green (Prolegomena to ethics. 4 ed. London 1899). Auch er geht davon aus, daß der Begriff des Bewußtseins nicht ohne den Begriff eines Bewußtseinssubjektes entwickelt werden könne, daß man die reale Welt nicht als eine hinter den Erscheinungen liegende, sondern nur als die gesetzmäßige Beziehung der Erscheinungen auffassen dürfe, daß aber diese gesetzmäßige Beziehung, da sie nur innerhalb eines Bewußtseins möglich sei, ein ewiges, zeitloses, unveränderliches Bewußtsein voraussetze. Das Verhältnis zwischen diesem absoluten und den einzelnen individuellen Subjekten ist auch bei ihm nicht geklärt. Der Begriff eines derartigen »Absolutums« als »sentient experience« findet sich ebenfalls bei Bradley (Appearance and Reality. 2. ed. 1897), der aber gleichzeitig behauptet, daß ein vollkommenes Verständnis dieses »überpersönlichen« Absolutums und daher auch seines Verhältnisses zum empirischen Ich, als welches er den gefühlsmäßig gegebenen, unanalysierten Hintergrund (felt background) des jeweiligen Bewußtseinsinhaltes betrachtet, überhaupt nicht gefordert werden könne.

Schluß.

Es erübrigt also nur mehr, die Begriffsbestimmung eines individuellen Bewußtseinssubjektes vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus zu versuchen. In negativem Sinn scheint dieses Unternehmen bereits insofern durchgeführt, als sich aus den früheren Untersuchungen ergeben hat, welche Bestimmungen dem Ich jedenfalls nicht beigelegt werden dürfen. So erscheint die Darstellung des Ich als einer substantiellen Realität aus dem Grunde nicht angängig, weil der Begriff der Realität, so mannigfaltige Ausdeutungen er auch zulassen mag, seinen Sinn jedenfalls nur durch den Gegensatz zu dem Begriff der Phänomenalität erhält. Besteht aber die Realität in der Unabhängigkeit von dem Vorgefundensein durch ein individuelles Bewußtseinssubjekt, dann bildet die Bestimmung des Subjektsbegriffes die Voraussetzung für eine Definition des Begriffes der Realität, die Zurückführung des Subjektsbegriffes auf den Begriff eines realen Wesens enthielte dagegen einen offenbaren Zirkel. Wenn daher auch das Vorhandensein von Bewußtseinssubjekten anerkannt werden muß, so darf ihnen doch aus diesem Grunde keine »reale Existenz« beigelegt werden. Der Begriff der »Existenz« des Subjektes oder des Ich ist vielmehr ein ganz eigenartiger, der keineswegs mit dem Begriff der Unabhängigkeit von dem Vorgefundensein innerhalb eines individuellen Bewußtseins zusammenfällt, vielmehr in dem Begriff des Vorfindens, jener eigenartigen Beziehung des Subjektes zu seinen eigenen Bewußtseinsinhalten, aufgeht. Das Ich ist also nicht ein Wesen, dem das Vorfinden als seine Eigenschaft zukäme, der Begriff des vorfindenden Subjektes enthält nicht genus und differentia specifica, sondern muß im erkenntnistheoretischen Sinn als ein durchaus letzter und weiter nicht zurückführbarer Begriff aufgefaßt werden.

Es ist daher auch nicht möglich, den Begriff des Vorfindens nach dem Vorgange des Empirismus mit einer besonderen Art des Vorgefundenseins und somit das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt mit dem Verhältnis verschiedener Teile des Gesamt-Bewußtseinsinhaltes zueinander zu identifizieren. Unter welchen Voraussetzungen auch immer ein derartiger Versuch unternommen wurde, welche qualitativen, intensiven oder gar zeitlichen Ver-

schiedenheiten innerhalb des Bewußtseinsinhaltes herangezogen wurden, um den Unterschied zwischen Subjekt nnd Objekt zu begründen, immer mußte jede derartige Theorie die Antwort auf die schlichte Frage schuldig bleiben, von wem denn nun dieses angebliche Subjekt seinerseits vorgefunden sei, da es doch seiner Definition nach ebenfalls Bewußtseinsinhalt, also vorgefunden sein müsse. Der Empirismus kann lediglich den Versuch machen, diese Frage durch ein vollkommenes Ausschalten des Subjektsbegriffes überhaupt abzuschneiden und den Inhalt des Bewußtseins schlechthin als eine Konkretion gewisser Gegebenheiten zu betrachten, deren Bezeichnung als »vorgefundener« bloß eine Anpassung an den bestehenden Sprachgebrauch darstellen, jedoch keine andere Beziehung als die der einzelnen Teilkomponenten zu dem Gesamtkomplex jener Bewußtseinskonkretion bedeuten solle. Tatsächlich mußte die Berechtigung dieser Anschauungsweise auf Grund einer ganz bestimmten Voraussetzung zugestanden werden. Für den Solipsismus nämlich, der die ganze Welt lediglich als den Inhalt seines Bewußtseins betrachtet, kommt allerdings die Frage in Wegfall, was denn nun diesen Inhalt zur Einheit eines Bewußtseins zusammenfasse. Ist die Totalität der Bewußtseinswelt eine absolute und nicht bloß eine relative, dann bedarf es freilich keines weiteren Bandes, das die einzelnen Glieder dieser Totalität zusammenhielte; wird aber neben der Welt meines Bewußtseins auch noch eine andere Welt, insbesondere eine andere Bewußtseinswelt angenommen, und ist es, wie im Früheren wiederholt hervorgehoben wurde, unmöglich, die Unterschiede der einzelnen Bewußtseinswelten auf inhaltliche Verschiedenheiten zurückzuführen, dann erweist es sich als notwendig, die Zusammengehörigkeit aller Inhalte eines Bewußtseins durch ihre Beziehung auf ein gemeinsames Subjekt herzustellen. Allerdings besteht die einzige positive Bestimmung, die dem Begriff dieses Subjektes gegeben werden kann, lediglich darin, daß es eben den notwendigen gemeinsamen Beziehungspunkt aller zur Einheit eines Bewußtseins zusammengefaßten Inhalte bilde, ohne daß sich vom rein erkenntnistheoretischen Standpunkte aus nähere Angaben über seine Natur, die Art seiner Existenz und seiner Beziehung zu den Inhalten des Bewußtseins machen ließen. Es ist also durchaus ungerechtfertigt, den Ichbegriff in dieser Fassung noch mit dem Seelen-

begriff zu identifizieren, wie dies vielfach geschieht, da für diesen vielmehr die Bestimmung der Substantialität charakteristisch ist, während das Ich in der angegebenen Bedeutung etwa ebenso wie die Kraftpunkte und -linien der modernen Physik keine reale Entität, sondern lediglich den Ausgangspunkt für gewisse Wirkungen darstellt, zu deren Erklärung es allerdings ein unentbehrliches logisches Postulat bildet. Ebenso ist aber der Versuch zurückzuweisen, auf empirischem Wege vermittels einer Art »innerer Wahrnehmung« nähere Aufschlüsse über die dem Subjekte zukommenden Bestimmungen zu gewinnen. Denn der Gegensatz zwischen den Vertretern und den Gegnern einer inneren Wahrnehmung oder einer Selbsterfassung des Ich und seiner Akte scheint nicht darauf zu beruhen, daß jene im Besitz einer gewissen Gattung von Erlebnissen wären, welche diesen entweder tatsächlich abginge oder welche sie infolge einer unbegreiflichen Verblendung zumindest nicht sehen wollten, es läßt sich vielmehr schon im vorhinein mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der tatsächliche Bestand des Bewußtseins, über den beide verfügen, der gleiche ist und ihre Uneinigkeit bloß aus der verschiedenen Deutung gewisser Bewußtseinsinhalte resultiert. Dasjenige nämlich, was als Gegenstände der inneren Wahrnehmung, als Ichqualitäten oder -Akte bezeichnet zu werden pflegt, scheinen lediglich bestimmte, der Gefühls- und Willensseite des Bewußtseins angehörige Erlebnisse zu sein, die jedem psychologisch geschulten Beobachter bekannt sind. Es fragt sich nur, ob ihnen die von den Vertretern jener Anschauung zugeschriebene Bedeutung auch tatsächlich zukomme, ob es insbesondere möglich sei, daß in ihnen das Ich sich selbst, seine Qualitäten und Akte unmittelbar erfasse. Die Frage nach der Möglichkeit einer inneren Wahrnehmung in dem angegebenen Sinn hat somit ihre volle Berechtigung und kann nicht durch den selbstherrlichen Hinweis auf deren angebliche Resultate beantwortet werden. Denn wenn selbst ganz von der Annahme abgesehen wird, daß sich manche dieser Resultate vielleicht als das Produkt einer psychologischen Täuschung darstellen könnten[1], wenn also das Vorhandensein derartiger Erlebnisse anerkannt wird, dann richtet sich die Frage nach ihrer Möglichkeit noch

1) Vgl. Zum Begriff der psychologischen Täuschung. S. 54.

immer darauf, ob jene Erlebnisse, abgesehen von der ihnen beiderseits zugestandenen inhaltlichen Bestimmtheit, auch noch die von der einen Seite behauptete eigentümliche Beziehung zum Ich besitzen. Um ein konkretes Beispiel zu gebrauchen: es soll nicht geleugnet werden, daß sich in gewissen, wenn auch nicht in allen Fällen mit der Auffassung eines Empfindungsinhaltes, zumal wenn sie irgendwie erschwert ist, ein Tätigkeitsgefühl verbinden kann; es fragt sich nur, ob es einen Sinn gebe, zu behaupten, daß in diesem Tätigkeitsgefühl, dessen phänomenologischer Gehalt jedenfalls ohne Heranziehung des Ich fixiert werden kann, das Ich unmittelbar selbst erscheine, oder daß die Beziehung zwischen dem Ich und dem von ihm vorgefundenen Empfindungsinhalt mit jenem Tätigkeitsgefühl identisch sei. Fast scheint es, als ob es nur einer präzisen Formulierung dieser Behauptung bedürfe, um ihren Widersinn einleuchtend zu machen. Bildet nämlich das Subjekt lediglich den Beziehungspunkt für die zur Einheit eines Bewußtseins zusammengefaßten Inhalte und bestehen die eigentlichen psychischen Akte lediglich darin, daß eine derartige Beziehung zwischen dem Subjekt und einem bestimmten Inhalt die ihr eigentümliche Art der »Wirklichkeit« erlangt, dann folgt aus der logischen Analyse des Begriffes der Beziehung, daß in ein und demselben Akte der Beziehung die Beziehungsglieder weder miteinander noch mit der Beziehung selbst identisch sein können. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß diese Unmöglichkeit nicht aus der spezifischen Natur gewisser Beziehungsglieder, z. B. wie gelegentlich eingewendet wird, der physikalischen Objekte, sondern lediglich auf der logischen Analyse des Begriffes der Beziehung und ihrer Glieder hervorgeht. Alle Fälle einer sogenannten Selbstbeziehung beruhen nämlich lediglich darauf, daß sich innerhalb eines Ganzen einzelne Teile, wenn auch nur begrifflich, unterscheiden lassen, von denen der eine das Subjekt, der andere das Objekt einer Beziehung darstellt, die deshalb, weil sie innerhalb jenes Ganzen statthat, auch als eine Beziehung des Ganzen zu sich selbst bezeichnet werden kann. In diesem Sinne aber kann der Begriff der Selbstbeziehung auf das Ich nicht angewendet werden, da, wie es sich früher herausgestellt hatte, der Begriff des Ich als ein absolut letzter und unzurückführbarer aufgefaßt werden muß, der innerhalb seiner nicht einmal mehr eine

bloß begriffliche Über- und Unterordnung zuläßt. Unter diesen Umständen erscheint es unmöglich, daß die Beziehung, welche zwischen dem Ich und den Inhalten seines Bewußtseins besteht und die eben den Inhalt des Begriffes »Vorfinden« oder »Erleben« ausmacht, sich gleichzeitig auf das Ich oder auf sich selbst richten könne. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß das Ich und die Akte seines Vorfindens, d. h. eben seine Beziehungen zu den Inhalten, selbst in keiner Weise, auch nicht auf Grund einer veränderten Einstellung oder einer veränderten Richtung des inneren Blickes vorgefunden oder erlebt werden können. Denn wie immer man die Arten des Vorfindens und des Erlebens unterscheiden mag: jedenfalls haben sie das eine Gemeinsame, daß das in ihnen Vorgefundene oder Erlebte notwendig von einem Ich vorgefunden oder erlebt ist. Es gilt daher für das »Vorfinden« und »Erleben« in gleicher Weise, daß das Vorgefundensein eines Objektes durch ein Subjekt notwendig eine zwischen diesem Objekt und dem Subjekt bestehende Beziehung voraussetzt, und daß daher mit dem vorgefundenen Inhalt nicht zugleich das vorfindende Ich und dessen Vorfinden mitvorgefunden sein kann, weil ein Beziehungsglied weder zu sich selbst, noch zu der zwischen ihm und seinem Gegenglied bestehenden Beziehung in der gleichen Beziehung stehen kann. Allerdings ist es möglich, daß die zwischen zwei Gliedern bestehende Beziehung in einer zweiten Beziehung selbst wieder zum Gegenglied des einen Gliedes werde, und es wurde gelegentlich[1]) darauf hingewiesen, daß nur auf Grund dessen die Tatsache begreiflich erscheine, daß eine gedankliche Reflexion auf das Ich oder besser auf sein Verhältnis zu den Bewußtseinsinhalten möglich sei, obgleich das Ich nicht unmittelbar vorgefunden werden könne. Wenn sich aber daselbst ergeben hatte, daß als das Objekt der Denktätigkeit lediglich die Beziehung des Ich zu seinen Inhalten, nicht aber das Ich selbst aufgefaßt werden dürfe[2]), weil eine Spaltung des Ich in ein erkennendes und erkanntes seiner Einheit widerspräche, so fogt daraus, daß schon aus diesem Grunde der unendliche

1) S. 61 Anm. 2.

2) Die vielleicht paradoxe Behauptung, daß sich die Denktätigkeit lediglich auf Beziehungen zwischen Gegenständen, nicht aber auf die Gegenstände selbst richte, kann allerdings an dieser Stelle nicht näher begründet werden.

regressus, in den sich das Festhalten an dem Vorgefundensein des Ich und seiner Akte zur Vermeidung logischer Widersprüche unvermeidlich verstricken müßte, keine befriedigende Lösung des Ichproblems darstellen kann. Aus dieser doppelten logischen Unmöglichkeit ergibt sich somit zwar nicht, daß diejenigen Erlebnisse, welche von gewisser Seite als Qualitäten oder Akte des Ich bezeichnet werden, überhaupt nicht innerhalb des Bewußtseins vorkommen, wohl aber, daß, wenn sie überhaupt psychische Realitäten darstellen, zumindest ihre Bezeichnung eine unzutreffende ist, wenn diese mehr als eine bloße Anlehnung an den Sprachgebrauch bedeuten soll; denn auch jene Erlebnisse können zu dem Ich in keiner anderen Beziehung als der des Vorgefundenseins, nicht aber in dem Verhältnis verbaler oder adjektivischer Prädikate stehen. Damit ist denn nun allerdings die Frage aufgeworfen, welchen Sinn jene vom Sprachgebrauch trotzdem fortwährend vollzogene Prädikation haben kann, wenn ihr keine unmittelbare und anschauliche Bedeutungserfüllung entspricht. Diese Frage läßt zwei Antworten zu. Was tatsächlich nur darunter verstanden werden darf, wenn ein bestimmtes Bewußtseinsdatum dem Ich als Eigenschaft oder als Tätigkeit beigelegt wird, ist bereits im Obigen dargelegt worden. So lange unter dem Ich das reine Subjekt des Bewußtseins gemeint ist, kann unter jener Prädikation nichts anderes verstanden sein, als daß von diesem Subjekt ein als Gefühl oder als Willenserlebnis charakterisierter Bewußtseinsinhalt vorgefunden sei. Das Sein oder Tun des Subjektes besteht lediglich in seiner Beziehung zu den Bewußtseinsinhalten, in dem Vorfinden oder Erleben. »Ich bin« oder »ich fühle mich heiter« oder »tätig« kann somit nichts anderes heißen, als: »Ich erlebe Heiterkeit« oder »Tätigkeit«, ohne daß in diesem Erlebnis das Ich oder sein Erleben selbst wieder als miterlebt gelten dürfte. Nun vollzieht aber der gewöhnliche Sprachgebrauch diese auf einer eingehenderen Analyse des Ichbegriffes beruhende Umdeutung seiner Ausdrücke keineswegs, er meint vielmehr das Recht zu besitzen, dem Ich wie einer anderen empirischen Realität Prädikate beizulegen, und diese Tatsache ist nicht selten als Beweis dafür verwendet worden, daß eine voraussetzungslose und unverblendende Selbstbeobachtung imstande sein müsse, daß Ich unmittelbar zu erfassen, da sonst das tatsächliche Vorkommen jener Prädikation

überhaupt nicht erklärlich wäre. Dieser Beweis, daß nur dasjenige begrifflich fixiert werden könne, was zunächst erfahrungsgemäß auf anschaulicher Grundlage gegeben sei, würde aber voraussetzen, daß der gewöhnliche Sprachgebrauch mit dem Ich überhaupt etwas Bestimmtes meine. Dies trifft nun aber keineswegs zu. Es ist ja eine auch sonst nicht gerade seltene Erscheinung, daß gewisse Begriffe, die einer theoretischen Bestimmung die größten Schwierigkeiten entgegensetzen (z. B. »Kraft«, »Leben«, oder auch nur »Flüssigkeit« u. dgl.) vom Sprachgebrauch in einer für die Zwecke des praktischen Lebens durchaus befriedigenden Weise verwendet werden. So vermag auch jedermann seinen jeweiligen Bedürfnissen entsprechend jederzeit mit hinreichender Genauigkeit zu bestimmen, was »sein« sei, ohne jedoch auf die Frage, was denn nun eigentlich das Ich sei, durch die Beziehung, auf welches die Bestimmung des »mein« überhaupt erst zustande komme, eine auch nur halbwegs sinnvolle Antwort geben zu können. Es verhält sich also nicht so, daß, weil der Sprachgebrauch mit dem Ich etwas Bestimmtes meine, das Ich nun in eben dieser Bestimmtheit vorgefunden sein müsse, sondern die Tatsache, daß mit dem Ich in den gewöhnlichen Fällen überhaupt nichts Bestimmtes gemeint ist, weist darauf zurück, daß dieser Begriff gerade nicht im Hinblick auf eine bestimmte Erfahrung gebildet ist.

Welche die an dem Aufbau dieses Begriffes beteiligten Komponenten sein mögen, dies im einzelnen festzustellen ist Aufgabe der deskriptiven Psychologie, die in diesem Fall der Hilfe der Völker- und Kinderpsychologie, sowie insbesonders einer Psychologie der philosophischen Spekulation nicht wird entraten können. Für den vorliegenden Zweck mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß, so paradox es auch klingen mag, der Begriff des »Mein« jedenfalls früher fixiert sein dürfte als der des »Ich«, das »Mein« also im Sinne James' ursprünglich eine »objektive« Bezeichnung darstellt[1]). Gewiß ist eine theoretisch be-

1) Eine Bestätigung dieser Anschauung würde die allerdings nicht unbestritten gebliebene Beobachtung liefern, daß Kinder sich im allgemeinen des Possessivpronomens früher als des Personalpronomens bedienen (Meumann, Die Sprache des Kindes. Zürich 1903, S. 73); vgl. dagegen Gheorgov, Die ersten Anfänge des sprachlichen Ausdruckes für das Selbstbewußtsein bei Kindern. Samml. v. Abhandl. z. psych. Pädag. II. 1. 1905. S. 94.

friedigende Begriffsbestimmung des »Mein« nicht möglich ohne die des Ich, aber diese Tatsache darf nicht so gedeutet werden, als ob jenem begrifflichen nun auch das genetische Fundierungsverhältnis entsprechen müßte. Der Ichbegriff scheint sich vielmehr umgekehrt erst aus dem Begriff des »Mein« zu entwickeln, wobei die Abgrenzung dieses »Mein« zunächst keineswegs durch irgendwelche begriffliche Beziehung auf ein Ich, sondern lediglich nach hedonistischen und utilitaristischen Gesichtspunkten erfolgt, zu deren Würdigung keinerlei beziehende Denktätigkeit erforderlich ist. Das »Ich« oder vielmehr das »Mein« bedeutet auf dieser Stufe bloß, wie es gelegentlich ausgedrückt wurde, die gesamte »Machtsphäre« des betreffenden Individuums (Lipps), innerhalb derer der Körper begreiflicherweise die zentrale Stellung einnimmt. Es ist demnach ein Zeichen fortschreitender Entwicklung, wenn diese zunächst rein bewertende Stellungnahme durch den Versuch abgelöst wird, für die Vorgänge der Außenwelt, und als die auffallendsten unter ihnen, insbesondere für die Bewegungen räumlicher Objekte eine Erklärung zu finden. Dieser Versuch ist aber zugleich für die Entwicklung des Ichbegriffes aus dem Grunde von Bedeutung, weil das Bekannte, auf welches jene Bewegungen zum Zweck der Erklärung zurückgeführt werden müssen, nur in den am häufigsten eintretenden und jederzeit wiederholbaren Bewegungen des eigenen Körpers gefunden werden kann, sofern diese aus gewissen Gefühlserlebnissen »hervorzugehen« scheinen. Durch das Interesse an fremden Bewegungen wird also die Aufmerksamkeit auf eigene Bewegungen und deren Verhältnis zu den ihnen zugrunde liegenden Erlebnissen zurückgeleitet, sodaß diese im wahren Sinn als Gegenstände einer Reflexion, nicht aber einer primären und unmittelbaren Beobachtung erscheinen. Erst das erwähnte Erklärungsbedürfnis bildet den Anlaß zu der Frage, wem denn nun eigentlich jene Gefühle zuzuschreiben seien, die bisher lediglich als Wertmaßstab in Betracht gekommen waren.

Allerdings darf es nicht wundernehmen, wenn die Antwort auf diese Frage im wesentlichen nur dem von ihr verfolgten Zwecke gerecht wird. Sollten nämlich Bewegungen durch die in ihnen zum Ausdruck kommenden Gefühle erklärt werden, dann muß das Subjekt dieser Gefühle, wenn nicht überhaupt mit dem Körper zusammenfallend, so doch wenigstens mit ihm

in engster Verbindung stehend gedacht werden, ohne daß die Art dieser Verbindung ihrerseits zum Problem wird. Die Prädikation der Gefühle und Strebungen von dem Ich ist daher stets unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß sie zunächst lediglich eine Disposition des Subjektes zu gewissen körperlichen Bewegungen bedeutet. Gegeben ist einerseits der Körper, andererseits die Gefühle, die man deshalb, weil sie gerade das Erklärungsprinzip für die Bewegung des Körpers bilden, dem Körper oder zumindest einem Träger, dessen Verschiedenheit von dem Körper man nicht anzugeben vermöchte, als prädikativische Bestimmungen beizulegen kein Bedenken trägt, so unsinnig diese Identifikation des Subjektes der Gefühle mit dem körperlichen Organismus einer fortgeschritteneren Begriffsanalyse auch erscheinen mag.

Übrigens ergibt es sich auch noch aus der weiteren Entwicklung des Ichbegriffes, welche dominierende Stellung dem Körper bei dessen Ausbildung zukommt. Denn ursprünglich beschränkt sich das Interesse an den Bewußtseinsvorgängen lediglich auf die der Gefühls- und Willensseite des Bewußtseins angehörigen Inhalte, während die Wahrnehmung, ihrer vollkommenen Unterordnung unter die Zwecke des Willens gemäß, nichts anderes als die Möglichkeit einer auf den wahrgenommenen Gegenstand gerichteten Tätigkeit bedeutet. Erst wenn sich, wie zuvor die Wahrnehmung der Bewegungen, so nunmehr die Wahrnehmung der Gegenstände von ihren unmittelbaren Zwecken loslöst und die Beobachtung einer Verschiedenheit zwischen den Wahrnehmungen verschiedener Individuen oder desselben Individuums zu verschiedenen Zeiten den Anlaß zur Bildung der Begriffe von Schein und Wirklichkeit gibt, stellt es sich als notwendig heraus, die Wahrnehmung als ein besonderes Verhältnis des Gegenstandes zum erkennenden Subjekt aufzufassen. Daß aber auch diese Auffassung zunächst von durchaus körperlichen Vorstellungen beherrscht wird, ist eine bekannte historische Tatsache. Erst später sublimiert sich, zweifellos unter dem Einfluß religiöser und ethischer Postulate, der Begriff des körperlichen Ich zu dem einer immateriellen unräumlichen Substanz, dem die Kritik schließlich eine nach der anderen seiner Bestimmungen abzusprechen genötigt ist, bis sie nur mehr den vollkommen inhaltsleeren Begriff eines alle Inhalte eines Bewußt-

seins zu eben dieser Einheit zusammenfassenden Beziehungspunktes übrig behält. Diesen Entwicklungsprozeß im einzelnen darzustellen, mußte bereits im Früheren abgelehnt werden. An dieser Stelle genüge es, darauf hinzuweisen, daß sich der Sprachgebrauch, der dem Ich gewisse Erlebnisse als seine Eigenschaften oder Tätigkeiten zuschreibt, unschwer aus einer Auffassung des Ichbegriffes ableiten läßt, für welche das Subjekt jener Prädikate mit dem Körper zusammenfällt, daß dieser Sprachgebrauch aber eben deshalb, weil er körperliche und psychische Prädikate Ich mit der Bestimmung des Subjekt-Seins in durchaus unklarer Weise vereinigt, nicht als Beweis gegen eine rein erkenntnistheoretische Fassung des Ichbegriffes verwendet werden kann.

Damit scheint aber im wesentlichen auch die Antwort darauf erteilt, wieso es komme, daß der Sprachgebrauch dem Ich überhaupt prädikative Bestimmungen zuschreibe, obgleich das Ich selbst nicht empirisch gegeben sei. Die Erklärung für diese Tatsache liegt eben darin, daß mit dem Subjekt, dem die »Ich-Qualitäten« beigelegt werden, ursprünglich keineswegs derselbe Ichbegriff gemeint ist, der sich später auf Grund einer eingehenderen Analyse des Bewußtseinsbegriffes ergibt, sondern zunächst lediglich ein mit dem Körper ganz oder wenigstens nahezu identisches Prinzip, und es darf daher nicht wundernehmen, wenn ein Sprachgebrauch, der auf Grund dieser Voraussetzung entstanden ist, trotzdem er sich, als für die Mitteilungsbedürfnisse des gewöhnlichen Lebens ausreichend, erhalten hat, einer eingehenderen Analyse des Ichbegriffes gegenüber nicht gerechtfertigt werden kann.

(Eingegangen am 20. Juni 1910.)

Versuch einer Analyse des Stimmungswertes der Farbenerlebnisse.

Von

Margarete Calinich (Hamburg).

Inhaltsangabe.

Einleitung.

1) Die Entwicklung der Frage in der Literatur.

Das Problem einer Analyse des Stimmungswertes unserer Farbenerlebnisse ist so alt wie die Ästhetik als psychologisch und empirisch bedingte Wissenschaft. Sobald man anfing, an Stelle einer formalen Bestimmung des Schönen und ästhetisch Wertvollen, die subjektiven Bedingungen für das Gefallen und das Mißfallen gegenüber ästhetischen Objekten ins Auge zu fassen, sobald wandte man sich der so reizvollen, aber auch im besonderen Maße verwickelten Frage zu, auf welchen Faktoren der Schönheitswert der Farben nach seiner so verschiedenartigen Bedeutung für unser Stimmungsleben beruhen möge.

Schon Johannes August Eberhard, der aus der Wolffschen Schule hervorgegangene Hallenser Ästhetiker und Philosoph, stellt in seiner Schrift »Über den Unterschied der nachahmenden und zeichnenden Künste, wie auch über die Schönheit der Farben« (Halle 1774) ungemein feine Fragen über den Grund des Wohlgefallens an Farben. Er sucht den Grund in der Vergesellschaftung ihrer Vorstellungen mit der Vorstellung von etwas, das von ihnen verschieden ist, und er fragt: »Ist diese Vergesellschaftung notwendig oder zufällig?«

»Sind zwei Linien und Farben mit gewissen Eigenschaften und Zuständen bloß darum in unserer Einbildungskraft vergesellschaftet, weil wir sie oft zusammen empfunden haben? oder hat diese Vergesellschaftung noch einen weiteren, inneren Grund? — Soviel ich weiß, ist diese Frage noch nicht aufgeworfen worden.«

Er unterscheidet nun die eigentümliche Schönheit der Farben, deren Grund die verschiedene Art ist, wie die Farben die Seele affizieren, von dem Gefallen, das wir an ihnen finden, weil die verschiedenen Eigenschaften und Veränderungen des Sichtbaren — nämlich der Farbe — Ähnlichkeit haben mit den Eigenschaften und Veränderungen des Unsichtbaren (nämlich der Seele). Dann führt er noch die Zeichenschönheit der Farben ein; diese besteht in der Übereinstimmung des Farbencharakters mit dem Gebrauch des Gegenstandes oder des Raumes, an dem die Farbe erscheint. —

In der umfassendsten und fruchtbarsten Weise, zunächst besonders, soweit die Gesichtspunkte in Betracht kommen, hat Goethe das Problem des psychischen und ästhetischen Wertes der Farbenerlebnisse behandelt in seiner »Farbenlehre«[1]) und in vielen seine Anschauung ergänzenden Bemerkungen, die sich verstreut finden in seinen kleineren Aufsätzen[2]), dann in den »Reflexionen und Maximen« und in den »Sprüchen in Prosa«[3]). Er ist nach seinen eigenen Worten hereingekommen in die Farbenlehre von der Seite der Malerei, der ästhetischen Färbung der Oberflächen. Er wird durch das Wachsen und Reifen seiner naturwissenschaftlichen Arbeit hingeführt auf den Zusammenhang, der besteht zwischen gewissen physiologischen Gesetzen des Sehens und solchen des ästhetischen Gefallens und Mißfallens. Er zuerst leitet die Gesetze der Farbenharmonie her aus den nach ihm physiologisch bedingten Gesetzen des Kontrastes. So spricht er sich aus in den »Maximen«[4]). »Wer zuerst aus der Systole und Diastole, zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Prinzipien des Kolorits entdeckt.«

Er will (Farbenlehre I, didaktischer Teil, § 833) die Farbenharmonie aus der menschlichen Natur und aus den anerkannten Verhältnissen der Farbenerscheinungen ableiten. Die Farbe ist ihm die gesetzmäßige Natur in bezug auf den Sinn des Auges (ebenda, S. 34). Die einzelne Farbe affiziert den Beschauer pathologisch (pathologisch im Sinne Kants genommen, »Prakt. Vern.«, I, § 1, Anm. S. 1 Kehrbach). Das Organ hat dieser Affektion gegenüber das Bedürfnis, sich Totalität des Eindruckes zu verschaffen. Auf diesem Bedürfnis beruhen die verschiedenen Erscheinungen des Kontrastes, der komplementären Farben. Goethe prägt den Ausdruck der passiven und aktiven Farben. Er nimmt für den Gegensatz der komplementären Farben den Ausdruck der verschiedenen Polarität herüber aus der Philosophie seiner Zeit. Er beschäftigt sich mit der Frage nach den Grundfarben; er nimmt deren nur zwei an: Gelb und Blau. Ihre Mischung ergibt Grün,

1) Farbenlehre I, didaktischer Teil. Cottasche Ausgabe, Bd. 34.

2) Ruysdael als Dichter. Bd. 30. S. 243. — Anmerkungen zu Diderots Versuch über die Malerei. Bd. 31. S. 173.

3) Bd. 4.

4) Bd. 6.

ihre Steigerung Rot. Auch mit der geometrischen Darstellung der Farben beschäftigt er sich, hierin unterstützt durch das Interesse des Malers Philipp O. Runge.

In dem Abschnitt der Farbenlehre »Über die sinnlich = sittliche Wirkung der Farben« beschreibt er die Einwirkung der Farben auf das Gemüt. Die verschiedenen möglichen Farbenkombinationen scheidet er in charakteristische (solche von großen Intervallen) und in charakterlose (solche von ganz engen Intervallen). »Erstere haben etwas Bedeutendes, das sich uns mit einem gewissen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jedes Charakteristische nur dadurch entsteht, daß es als ein Teil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältnis hat, ohne sich darin aufzulösen. . . . Charakterlose Zusammenstellungen liegen zu nahe beieinander, als daß ihr Eindruck bedeutend werden könnte. Sie behaupten immerhin ein gewisses Recht, da sie ein Fortschreiten andeuten.«

Auch die Einwirkung reproduktiver Empfindungen der niederen Sinnesorgane wird schon in Betracht gezogen. So in den »Sprüchen in Prosa« (Cottasche Ausgabe, Bd. 4, S. 227): »Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt. Ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr betätigt.« Und ferner: »Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, Gelb, Rot sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheit sind verwandt.« (Hier wirkt wohl seine Beschäftigung mit chemischen Reaktionen ein.) Das Verhältnis zwischen Farbe und Ton wird berührt (didaktischer Teil, § 747): »Vergleichen lassen sich Farbe und Ton untereinander auf keine Weise; aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höheren Formel beide, jedoch jedes für sich, ableiten . . . Beide sind allgemeine, elementare Wirkungen . . .«

Flüchtig angedeutet wird auch der Unterschied der symbolischen und allegorischen Bedeutung der Farben. So hat Goethe in Hinsicht auf Aufstellung der Gesichtspunkte, nach denen die Frage zu behandeln ist, den ganzen Reichtum der Beziehungen, die zwischen den beiden Phänomenen Farbe und Seele bestehen, nahezu erschöpft, und auf manche seiner Einzelbeobachtungen wird auch noch heute bei einer Behandlung der Gefühlswerte der Farben immer zurückgegriffen werden.

Heute hat sich in bezug auf die Frage einer Analyse unserer

Farbenerlebnisse eine starke Spezialisierung ausgebildet nach den verschiedenen Richtungen hin, von denen auch Goethe schon das Problem in Angriff nahm. Wir unterscheiden eine

I. physiologische,
II. experimentell-psychologische,
III. beschreibend psychologische,
IV. ästhetische Behandlung von Fragen, die in dieses Gebiet fallen.

Dazu kommen Einzelwerke über die Genesis des Farbensinns, über die Wandlung der Farbenbedeutungen, über die Anwendung der Farbe nach ihren Bedeutungen.

Zu I ist zu bemerken:

Über die physiologische Grundlage der Farbenempfindungen herrschen noch heute vier verschiedene Auffassungen, welche gekennzeichnet sind durch die Bezeichnungen der Young-Helmholtzschen Dreifarbentheorie, der Wundtschen Stufentheorie und der Heringschen Vierfarbentheorie.

Young und Helmholtz[1]) nehmen drei Grundfarben an: Rot, Grün, Violett, aus deren Zusammensetzung alle übrigen bunten Farben entstehen. Nach der Youngschen Auffassung entsprechen den drei Grundfarben die spezifischen Energien dreier verschiedener Nervenfaserklassen. Helmholtz nimmt drei verschiedenartige Elemente der Netzhaut an; dem weißen Licht entspricht eine gleichzeitige Erregung aller drei die Empfindungen auslösenden Elemente oder auch zwei einander ergänzender. Die grauen Töne entsprechen geringeren Intensitätsstufen des weißen Lichts. Schwarz ist eine Empfindung, die dem Zustande des Auges entspricht, wenn es von keinerlei Lichtstrahlen getroffen wird.

Helmholtz scheidet zuerst bei jeder bunten Farbenempfindung Farbenton, Helligkeit, Sättigung.

Wundt[2]) geht von der Tatsache aus, daß je zwei Farben, die

1) Helmholtz, Physiologische Optik. II. 1886. — Vorträge und Reden. II. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1897. — Über die Theorie der zusammengesetzten Farben. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. 87. S. 45—66. — J. Müllers Archiv für Anatomie und Phys. 1852. S. 46. — Über die Zusammensetzung von Spektralfarben. Poggendorffs Annalen. Bd. 94. 1855.

2) W. Wundt, Die Empfindungen des Lichts und der Farben. Grundzüge einer Theorie der Gesichtsempfindungen. Philos. Studien. IV. S. 311 ff. — Physiologische Psychologie. II.[5] S. 240 ff.

um eine geringe endliche Strecke voneinander entfernt sind, wenn man dieselben mischt, den zwischen ihnen liegenden einfachen Farbenton ergeben. Die Farbenempfindungen gehen also zwar stetig ineinander über, aber ihre photochemischen Prozesse sind stufenförmig voneinander verschieden. Sie stellen sich dar »als Glieder einer periodischen Reihe von Erregungsprozessen, in welcher zu jedem Vorgang nach einem bestimmten Intervall ein ihm entgegengesetzter und dann nach einem weiteren Intervall ein ihm gleichender wiederkehrt. Dabei kann aber hier jeder einzelne Vorgang immer nur eine Periode einer solchen Abwandlung durchlaufen, wodurch die Reihe der Erregungen im Gegensatz zu dem System der Tonerregungen als eine in sich geschlossene sich darstellt«. Im Gegensatz hierzu ist die Reihe der schwarzweißen Empfindungen eine solche, die vom dunkelsten Schwarz aus sich stetig durch Zunahme des Weiß und der Helligkeit verändert. Eine Beziehung mit dem Kreis der bunten Farben besteht darin, daß jede bunte Farbe durch Vermehrung oder Verminderung ihres Helligkeitsgrades in Weiß oder Schwarz übergeführt werden kann. Die physiologischen Bedingungen aller Licht- und Farbenempfindungen sind photochemische Prozesse in der Netzhaut, und Wundt nimmt an daß es ebensoviele Arten und Abstufungen photochemischer Prozesse gibt, als wir verschiedene Arten und Abstufungen von Empfindungen unterscheiden können. Hiernach ist nicht von irgendwelchen Grundfarben zu reden. Wohl aber unterscheidet Wundt vier Hauptfarbenempfindungen neben den Empfindungen Weiß und Schwarz. Von diesen Hauptempfindungen aus orientiert man sich über die übrigen. Sie verdanken ihre frühe Bevorzugung durch das menschliche Interesse dem Umstand, daß sie durch ihre ausgedehnte Vertretung innerhalb der Erscheinungen der Natur und des menschlichen Lebens sich der Aufmerksamkeit besonders aufdrängten.

E. Hering[1]) geht aus in seiner Lehre vom Lichtsinn von einer rein psychologischen Bestimmung dessen, was beim Farbensehen erlebt wird. Er unterscheidet hiernach vier Urfarben: Rot, Gelb, Grün, Blau, die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie ihren eigenen,

1) E. Hering, Grundzüge der Lehre vom Lichtsinn, I und II, 1905 und 1907. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

von den anderen Farben absolut unterschiedenen Charakter haben. Die zwischen diesen Urfarben liegenden Farben zeigen alle eine Tonverwandtschaft mit einer der Urfarben. Neben der Gruppe der bunten Farben ist die Gruppe der tonfreien Farben dadurch bestimmt, daß dem Weiß und Schwarz sein bestimmter eigenartiger Qualitätscharakter zukommt, während die grauen Töne mehr oder weniger Verwandtschaft mit beiden zeigen.

Abgesehen von den verschiedenen Helligkeitsstufen, in denen eine Farbe erscheinen kann, ist ein besonderer Helligkeits- bzw. Dunkelheitscharakter eine den Urfarben inhärente Eigenschaft. Hering unterscheidet hiernach Weiß, Gelb, Rot als an sich helle Farben von Grün, Blau, Schwarz als an sich dunklen Farben.

Wie Wundt nimmt auch er einen durchgehenden Parallelismus zwischen dem psychischen und dem physischen Geschehen an. Jede Farbenempfindung ist gebunden, nicht an eine bestimmte Art physikalischer Strahlung, denn gleiche Strahlen können verschiedenartige Empfindungen hervorrufen, aber an eine bestimmte Erregung unseres inneren Auges. Assimilation und Dissimilation der nervösen Substanz des inneren Auges soll das physiologische Grundkorrelat unserer Farbenempfindungen sein.

Dem verschiedenen Grade, in dem diese Prozesse vor sich gehen, der größeren oder geringeren Annäherung derselben an eine Gleichgewichtslage, die in annäherndem Ausgleich der Prozesse besteht, sollen die verschiedenen Farbenempfindungen entsprechen, wobei die grauen Empfindungen den mittleren Verhältnissen der Prozesse entsprechen. Die größere oder geringere Eindringlichkeit, mit der die verschiedenen Farben sich unsere Aufmerksamkeit erzwingen, soll begründet sein auf dem »Gewicht« der Farbe, d. h. auf der Größe des Stoffwechsels der Sehsubstanz.

Es sind Versuche gemacht worden, auch die Gefühlsbetonung der Farbenempfindungen in direkte Parallele zu stellen mit den physiologischen Vorgängen, die den Farbenempfindungen zugrunde liegen.

So will Robert Fischer[1]) die Lust an einfachen Farben erklären aus der Übereinstimmung der Art der Nervenschwingungen,

1) »Über das optische Formgefühl«. Ein Beitrag zur Ästhetik. Leipzig, N. Credner, 1873.

die die Farben verursachen, mit dem Rhythmus der übrigen Schwingungen des Nervensystems, und die Lust an Farbenkombinationen soll beruhen auf einer Art von Symmetrie unter den Schwingungen verschiedener Nervenfasern.

R. Müller-Ehrenfels[1]) dagegen will den Gefühlston der Farbenempfindungen (soweit assoziative Empfindungen sich dabei ausscheiden lassen) auf das Verhältnis von assimilatorischen und dissimilatorischen Prozessen in der Netzhaut und den koordinierten zentralen Partien basieren.

Grant Allen[2]) nimmt einen mehr biologischen Standpunkt ein, wenn er z. B. die Bevorzugung der roten und rotgelben Töne des Spektrums neben der Ursache, daß diese Farben in der Natur seltener vorkommen, wie z. B. Grün und Blau, das Auge dadurch für sie ausgeruhter und empfänglicher ist, auch dadurch erklärt, daß diese Vorliebe uns von unseren fruchtfressenden Vorfahren vererbt sein soll, die diese Farben kannten als charakteristisch für Früchte.

Fruchtbarer als solche Theorien, die immerhin nur einen hypothetischen Charakter haben können, konnte, der Annahme nach, sich das Experiment erweisen, bei dem Bemühen eine gewisse Gesetzmäßigkeit aufzufinden in dem Verhalten der Gefühle den Farbenerlebnissen gegenüber. Es liegen denn auch eine Reihe von experimentellen Arbeiten zu dieser Frage vor.

Einem Teil dieser Arbeiten liegt die Frage zugrunde: Wie verhält es sich mit Kindern in bezug auf Bevorzugung von Farben und Farbenkombinationen? Ein anderer Teil beschäftigt sich mit der Frage: Wie verhält es sich mit der Gefühlsbetonung von Farben und Farbenkombinationen bei Erwachsenen?

In bezug auf die erste der beiden Fragen kommen besonders in Betracht:

1) Preyer, Die Seele des Kindes. Beobachtung über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. 5. Aufl.
2) Gabriel Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele. Altenburg 1900. Übersetzt von Chr. Ufer.

---

1) Zur Theorie der Gefühlstöne der Farbenempfindungen. Zeitschrift für Philosophie. Bd. 46. 1908. S. 241 ff.

2) Der Farbensinn. Leipzig 1880.

3) Bernard Perez, L'art et la poésie chez l'enfant. 1888.

4) Baldwin, Mental Development in the child and race. New York 1895.

5) K. L. Schaefer, Farbenbeobachtungen bei Kindern.

6) Zeitschrift für Physiol. und Psychol. der Sinnesorgane. Ebbinghaus und Nagel. Farbenbeobachtungen bei Kindern. S. 133 ff.

7) K. B. R. Aars, Der ästhetische Farbensinn bei Kindern. Zeitschrift für pädagog. Psychol. I. S. 173.

8) W. A. Holden und K. K. Bosse, The order of development of colour perception and of colour preference in the child. Archiv of Ophthalmol. Bd. XXIX. S. 261 ff.

9) J. Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Übersetzt von Stimpfl. S. 280.

10) Fr. Exner (Wien), Zur Charakteristik der schönen und häßlichen Farben. Sitzungsber. der Wiener K. K. Akad. der Wiss., Math.-nat. Kl. 101, II. 1902.

Die Untersuchungen sind zum Teil angestellt bei ganz jungen, zum Teil bei schulpflichtigen Kindern. Die Untersuchungsmethoden waren natürlich entsprechend verschieden, auch das Farbenmaterial war verschieden. Man experimentierte mit bunten Kugeln, mit Streifen bunten Papiers oder mit solchen aus bunter Seide. Die Anzahl der Kinder, an denen die gleichen Versuche angestellt wurden, variiert von 1 (bei den Versuchen an ganz kleinen Kindern) bis zu 600, an denen Exner seine Versuche anstellte. Aus der Bevorzugung einzelner Farben wird im ganzen auf einen besonderen Lustwert dieser Farben geschlossen.

Will man ein Fazit aus den im ganzen nicht sehr einheitlichen Resultaten dieser Versuche ziehen, so läßt sich sagen: Was die Farbentöne anbetrifft, so läßt sich weder bei ganz jungen noch bei älteren Kindern eine bestimmte, annähernd gleichmäßige Bevorzugung bestimmter Farbentöne vor anderen konstatieren. Helligkeit und Sättigung der Farben spielen aber eine Rolle. Es werden im allgemeinen die hellen Farben und die gesättigten Nuancen bevorzugt. In bezug auf Farbenkombinationen werden, besonders in frühem Alter, die weit voneinander abstehenden und grellen Farbenverbindungen vor den engeren Intervallen bevorzugt.

In bezug auf experimentelle Untersuchungen von Gefühlsbetonung der Farbenempfindungen bei Erwachsenen kommt historisch als erste Arbeit in Betracht:

Jonas Cohn, Gefühlston und Sättigung der Farben. Philos. Studien, X, S. 562 ff., sodann XV, S. 279.

Er stellte sich die Aufgabe die Schönheitsverhältnisse der Farben zu untersuchen:

a) bei Variation des Farbentons,

b) bei Variation der Sättigung,

c) bei Variation der Helligkeit.

Nur in bezug auf die Sättigungsverhältnisse erhielt Cohn ein bestimmt formulierbares Resultat. Er fand daß von zwei Nuancen derselben Farbe immer die gesättigtere vorgezogen wurde. »Unter annähernd gleichgesättigten Farben scheint die Bevorzugung auf rein individuellen Neigungen zu beruhen. Nur das Gelb dürfte für die Mehrzahl gegen die anderen Farben zurückstehen, auch wenn es ganz gesättigt ist. Jedoch reichen die vorliegenden Beobachtungen nicht aus, sich ein Urteil über die Tragweite dieser letzteren Behauptung zu bilden.« »Die Kombination von zwei Farben ist um so wohlgefälliger, je weiter die Komponenten voneinander verschieden sind. Dasselbe ist der Fall bei der Kombination verschiedener Helligkeiten.« Cohn betont die große Zahl variabler, schwer zu übersehender Nebeneinflüsse, welche störend wirken und es zweifelhaft machen, ob die gestellten Fragen durch Experiment am erwachsenen, gebildeten Manne ihrer Antwort nähergebracht werden können.

Major (Am. Journ. of Psych. 7. 1895. S. 37) bestreitet Cohns Behauptung, daß die gesättigten Farben allgemein Vorzugsfarben sind. Er hat bei seinen Versuchen überhaupt kein bestimmtes Resultat erzielt.

A. Minor (Zeitschrift für Psychol. und Physiol. der Sinnesorgane. Bd. 50. Heft 6) kommt zu demselben Ergebnis wie Cohn in bezug auf allgemeine Bevorzugung der gesättigten Farben. Minor betont besonders den Einfluß des körperlichen oder geistigen Gesamtzustandes auf das Urteil über die dargebotenen Reize.

Eine fernere experimentelle Arbeit, die sich mit der Bestim-

mung von Farbenkombinationen befaßt, die den größten Lustwert erregen, ist diejenige von

E. S. Baker, University of Toronto Studies Psych. Ser. I. 1900. S. 21 ff. II. 1902. S. 27 ff.

Das Resultat ist: nicht die komplementären Farbenverbindungen gefallen am meisten, sondern solche, die einander etwas näher in der Farbenskala stehen. Außerdem wurde eine leichte Bevorzugung der warmen Seite der Farbenverbindungen gefunden.

Die Frage nach der Gesetzmäßigkeit, welche die Wohlgefälligkeit von Farbenkombinationen beherrscht, nimmt einen weiten Umfang ein in denjenigen Werken, welche von der Seite der Kunst und des Kunstgewerbes aus sich mit den Farben nach ihrer psychischen und ästhetischen Wirkung beschäftigen.

Hier sind besonders zu nennen:

Brücke, Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe. Leipzig 1887.

Bezold, Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe. 1874.

Chevreuil, De la loi du contraste simultane. 1839. Lehrbuch der Farbentheorie.

Alfred Lehmann, Farveners elementære Æstitik. Kopenhagen 1884.

Hermann, Ästhetik der Farben.

Die Gesetze der Farbenharmonien werden allgemein zurückgeführt auf diejenigen der Kontrasterscheinungen; die Deutung dieser Erscheinungen ist eine physiologische oder eine psychologische bei den verschiedenen Autoren. Daneben steht eine physiologisch-psychologische Deutung, die Lipps diesen Erscheinungen gibt (in »Die Grundtatsachen des Seelenlebens«. S. 290. Bonn 1883). Auch Wundt (Physiol. Psychol. III.[5] S. 240 ff.) steht auf dem letzteren Standpunkt.

Hauptsächlich aus den Regeln für gute Farbenkombinationen, die in der Ornamentik in den verschiedenen Kunstzeitaltern und Kunststilen gegolten haben, werden die Gesetze für die Wohlgefälligkeit derselben abgelesen. Es herrscht Uneinigkeit in bezug auf die Frage, die sich schon durch das Experiment nicht eindeutig beantworten ließ; auf diese nämlich: Liegt das Maximum der Wohlgefälligkeit bei Verbindungen komplementärer

Farben oder liegt es bei Intervallen von etwas geringerer Distanz? Brücke und Bezold entscheiden sich z. B. für den letzteren Fall, Chevreuil für den ersteren. Einstimmigkeit herrscht darüber, daß auch ganz engen Intervallen eine gewisse Wohlgefälligkeit zukommt, daß es aber gewisse mittlere Entfernungen gibt, die unbedingt mißfällig sind. Bezold präzisiert dies dahin, daß man die schlechtesten Verbindungen erhält, wenn man, bei zwölfstufigem Farbenkreise, einen Abstand der Farben um zwei Töne wählt.

Auch Wundt betont, daß sich für jede Farbe und ihre Zusammenstellung mit jeder anderen Farbe des Spektrums eine Kurve konstruieren ließe, die zwei Maxima von verschiedener Größe zeige, deren eines dicht an der Ausgangsfarbe, das andere dicht vor der komplementären Farbe liege. Diesem Schema folgt das Farbengefühl, wenn Farben in annähernd gleicher Raumverteilung und annähernd gleichen Sättigungsgraden nebeneinander gestellt werden. Unendlich mannigfache Verhältnisse von möglichen und wohlgefälligen Farbenverbindungen ergeben sich aber durch den Einfluß verschiedener Helligkeiten, verschiedener Sättigungsstufen der Farben, besonders auch durch ihre verschieden ausgedehnte Verteilung im optischen Felde.

Den Einfluß der Lichtverteilung auf den harmonischen Eindruck von Farben und Farbenzusammenstellungen hebt besonders hervor G. Hirth (Aufgaben der Kunstphysiologie. I. München und Leipzig, 1891). Er prägt hierfür den Ausdruck der Lichtgleichung.

A. Kirschmann (Die physiologisch-ästhetische Bedeutung des Licht- und Farbenkontrastes. Philos. Studien. VII. 1892) spricht in demselben Sinne von dem psychischen Beziehungsgesetz auf dem Gebiete der Lichtempfindung. Er stellt folgende Forderung auf. Bei Gefühlswirkungen durch Farbenverbindungen ist zu berücksichtigen:

1) der Helligkeitskontrast, der zwischen allen Lichteindrücken von verschiedener Helligkeit wirksam ist,
2) der Sättigungskontrast zwischen verschiedenen Sättigungsstufen einer und derselben oder verschiedener Farben,
3) der Farbenkontrast zwischen verschiedenen Farbentönen,
4) der Kontrast zwischen den den einzelnen Farbentönen eigenen Nuancen des Gefühlstons.

»Je zwei Farbentöne, welche es auch sein mögen, gestatten, sofern man sie nur in geeigneter Helligkeit und Sättigung und in der richtigen räumlichen Größe und Verteilung anwendet und sofern die übrigen gleichzeitig perzipierten Gesichtsempfindungen nicht störend eingreifen, eine Kombination, welche auf das Auge einen harmonischen und angenehmen Eindruck macht.« ... »Die unangenehme Wirkung, welche eine Farbenzusammenstellung auf das ästhetische Gefühl zu äußern imstande ist, beruht somit zum größten Teil auf der Kontrastlosigkeit.« Dieselbe Forderung einer richtigen Benutzung der verschiedenen Kontrastmöglichkeiten stellt auch Sully (Harmony of Colours. Mind IV. 1879. S. 187 ff.).

Eine gewisse Ergänzung zu diesen aus ästhetischer Beobachtung gewonnenen Regeln bilden die Resultate einiger experimenteller Arbeiten, welche zeigen, daß tatsächlich zu unterscheiden ist zwischen dem Empfindungsverlauf gegenüber der Helligkeit und gegenüber der Sättigung eines eine bestimmte Zeitlang dargebotenen Farbenreizes.

Ich nenne hier die Arbeit von B. Berliner (Der Anstieg der reinen Farbenerregungen im Sehorgan. Psychol. Studien. Bd. III. S. 102) und E. Gruber (Experimentelle Untersuchungen über die Helligkeit der Farben. Philos. Studien. IX. S. 14).

Alle bisher genannten Arbeiten ziehen nur in Betracht die Reaktionsweise der einfachen Gefühle der Lust = Unlust oder der elementaren ästhetischen Gefühle des Gefallens oder Mißfallens auf beziehungslos dargebotene Farbenreize. Daneben stehen Bearbeitungen der umfassenderen Frage, in welche Faktoren läßt sich das reiche und vielseitige Erlebnis zerlegen, das wir als die durch die Farbe schlechthin (d. h. so wie sie uns im Leben, an den Objekten der Natur oder Kunst gegeben ist) erzeugte Stimmung bezeichnen, und wie kommt es zu einer Objektivierung dieser Stimmung in oder an den Farben, so daß diese als Träger von Stimmungen erscheinen.

Die Behandlung der Frage fügt sich immer systematischen Darstellungen der Psychologie oder der Ästhetik ein. Ich nenne hier besonders:

Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. I.[4] 1893. S. 563 ff.

Lipps, Ästhetik. Bd. I. S. 425 ff.

Volkelt, System der Ästhetik. I. S. 176 ff. und a. a. O.

Volkelt behandelt die zweite der oben angedeuteten Fragen auch in dem kleinen Aufsatz: »Die Bedeutung der niederen Empfindungen für die ästhetische Einfühlung.« Zeitschrift für Psych. Bd. 32.

Auch Meumann (Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. S. 22 ff.) ist zu nennen, insofern dieser charakteristische Forderungen hinsichtlich einer Lösung der Frage stellt. Ich beschränke mich auf die Nennung dieser vier Werke, weil sie die Gesichtspunkte, von denen aus heute diese und ähnliche Fragen in Angriff genommen werden, charakterisieren.

Wundt nimmt als Grundlage des Stimmungswertes der einzelnen Farben den Gefühlston an, der den einzelnen Farben an sich zukommt und der zugleich mitbegründet sein mag in der physiologischen Wirkung der Farben. Assoziative Einwirkungen treten hinzu, um diesen ursprünglichen Gefühlston zu verstärken, sie sind aber nicht die das Gefühl begründenden Elemente.

Lipps fügt die Untersuchung des ästhetischen Wertes der Farben seinem allgemeinen ästhetischen System in der Weise ein, daß er die Analyse des ästhetischen Wertes der Formgefühle überträgt auf die ästhetische Analyse der Elementargefühle, zu denen die die einfachen Farbenempfindungen begleitenden Gefühle gehören. Das Grundprinzip des Wohlgefallens an solchen Elementargefühlen ist die Einstimmigkeit der Weise, in der sie die Seele anmuten, mit der Zuständlichkeit, in der diese selbst sich befindet. Ein weiteres Prinzip, das aus den Formgefühlen abgeleitet wird, ist die Forderung einer einheitlichen und zugleich in sich differenzierten Erregung der Seele. Aus diesem Prinzip der Einheitlichkeit und Differenzierung wird das Wohlgefallen an den verschiedenen möglichen Farbenerlebnissen abgeleitet; zunächst das Wohlgefallen an der einzelnen Farbe, dann dasjenige an Kombinationen, an durchscheinenden Farben usw. Dem reicheren Gehalt der Stimmungsgefühle, die wir durch die Farben erleben, und der Stimmungen, die uns aus den Farben entgegenzutreten scheinen, liegt die Tätigkeit der Einfühlung zugrunde.

Volkelt untersucht eingehend wie die Tätigkeit der Einfühlung gerade den Farben gegenüber beschaffen ist. Er nennt diese Art der Einfühlung die symbolische Einfühlung; dieselbe kommt seiner Ansicht nach gerade den Farben gegenüber nicht leicht zustande, ohne daß sich als Mittelglieder zwischen den

sinnlichen Eindruck und die erweckte Stimmung reproduzierte Gefühle der niederen Sinnesorgane einschieben. Der Tastsinn und der Temperatursinn kommen hier besonders in Betracht. Die durch sie erweckten Gefühle müssen nach ihm erst ins Seelische übersetzt werden. Daneben nimmt er auch »reine optische Einfühlung« an, d. h. solche Stimmungen wie Freude, Ernst, Wehmut werden ohne Zwischenglieder zugleich mit dem Akte des Sehens in den Farben erfaßt.

Meumann stellt es als Desiderat auf, die ästhetische Wirkung der Elementarempfindungen, so auch diejenige der Farbenempfindungen, in der umfassendsten Weise durch das Experiment zu prüfen.

Als Vorläufer dieser Bemühungen, durch feinere Analyse die verschiedenen Faktoren zu scheiden, die das Stimmungserlebnis der Farbenerscheinungen bilden, ist Fechner zu nennen, der die Ausdrücke des direkten Faktors und des assoziativen Faktors als Teilfaktoren aller ästhetischen Erlebnisse prägte.

Ich sehe davon ab die Werke zu nennen, die sich mit einer geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes und ähnlichen Fragen beschäftigen, da diese Fragen aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit herausfallen.

2) Entwicklung der Gesichtspunkte, nach denen die folgende Arbeit vorgehen wird.

Es ist so schwierig den Gesetzen nachzuspüren, nach welchen sich der Kontakt vollzieht zwischen dem Menschen, sowohl gemäß seinem geistigen als auch seinem körperlichen Leben, und den Erscheinungen, wie sie wirken durch den Charakter ihrer Oberfläche, weil diese Einwirkung ihrer Weite und ihrem Umfang nach unbegrenzt ist. — Wir können die Augen nicht öffnen ohne Farben und Farbenkombinationen zu sehen[1]).

Wenn die Empfindung des Schwarz und Weiß mit zu den Farbenempfindungen gerechnet wird, das Hell und Dunkel aber Qualitäten der Farbenempfindungen sind, so entsteht für uns die

1) Gemäß dem in einem Teil der Psychologie und der Physiologie üblichen Brauche bezeichne ich mit dem Terminus Farbe sowohl die Reihe der bunten Farben des Spektralbandes als auch diejenige der schwarz-weißen Farbentöne.

äußere Welt, ihrer diffusen Gegenständlichkeit nach, überhaupt erst durch die Farbenempfindung.

Wir erfassen die Form — selbstverständlich ist hier nur alles Erfassen durch den Gesichtssinn ins Auge gefaßt — nur durch das Medium der Empfindung verschiedener Farbenwerte. Ein auf künstliche Weise allseitig gleich erleuchteter Gegenstand würde uns als helle bzw. farbige Fläche erscheinen. Wir können keine Form erfassen, ohne daß Farbenwerte, der oben bezeichneten Weite des Begriffs gemäß, uns gegeben sind. Farbennuancen können uns Formen vortäuschen, das Umgekehrte kann niemals der Fall sein, denn wo Formen vorhanden sind, da ist für das Auge auch der Unterschied zum mindesten von Hell und Dunkel vorhanden. Es soll hierdurch hervorgehoben sein, daß die physikalische Vorbedingung für die optische Auffassung der Form eine durch die Form hervorgerufene Verteilung von Licht und Schatten auf der Oberfläche und im Umkreis der Form ist. Dieser Unterschied wird zunächst perzipiert, wenn auch die Apperzeption sich eher oder leichter den Formunterschieden zuwendet[1]. Insofern ist die Farbenempfindung das Fundament für unsere Erfassung der Welt als einer gegenständlichen, soweit wir dies durch den Gesichtssinn tun[2].

---

1) Wirth (Die experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. S. 118) teilt Beobachtungen darüber mit, daß der Bewußtseinsgrad für Form, Größe und Lage eines Dinges und für den Zusammenhang dieser drei Merkmale größer ist als der für die Unterschiede von Hell und Dunkel; trotzdem müssen diese Unterschiede vorhanden sein, damit die anderen Merkmale aufgefaßt werden können.

2) Man könnte hiergegen einwenden, daß das Kind, wenn es die ihm bekannten Gegenstände der Außenwelt wiedergeben will, dies tut, indem es die Form der Gegenstände durch Linien darstellt. Bevor es das Zeichnen plastischer Gegenstände gelernt hat, macht es keinen Versuch, die verschiedenen Farbenwerte der Oberflächen wiederzugeben etwa durch verschieden starke Schraffierungen.

Gewiß kann man hieraus schließen, daß das Kind zuerst die Form klar bewußt erfaßt, denn die Form der Gegenstände ist dasjenige, zu dem es sich zuerst in tätige Beziehung zu setzen hat. Trotzdem erfaßt es die Form mit dem Gesichtssinn nur durch das Medium der verschiedenen Farbenwerte, ohne sich doch dieser Farbenwerte, wenn sie nicht sehr stark unterschieden sind, in dem Grade bewußt zu werden, daß sie ihm gegenständlichen Wert bekommen.

Es ist eine Tatsache, daß das Kind im Zeichenunterricht erst lernen muß, daß die Form charakterisiert ist durch die Verschiedenheit des Hell und Dunkel ihrer verschiedenen Oberflächenteile. Es ist ferner eine

Es ist auch zu einem großen Teil der Wirkung der Farben zuzuschreiben, daß die Gegenstände uns so verschieden nahe und fern erscheinen. In diesem Sichnähern oder Zurückweichen der Gegenstände, soweit dies durch ihre Farbeneigenschaften bedingt ist, beginnt der eigentümliche seelische Kontakt, der sich herstellt zwischen den Dingen der Außenwelt und unserem Innenleben. Durch dies ihr Nahe- oder Fernsein beginnen die Dinge einzuwirken auf unser Stimmungsleben [1]).

Auch eine gewisse ästhetische Wertung der Farbenerscheinungen, wie unsere Umwelt sie uns bietet, setzt bei vielen Menschen, besonders, aber nicht ausschließlich, bei gebildeten, gleichzeitig ein mit den bisher erwähnten Wirkungen der Farbenerscheinungen.

Allen diesen teils erkenntnisbildenden, teils psychischen in weiterem Sinne, teils ästhetischen Einwirkungen liegen dieselben einfachen Farbenphänomene zugrunde. Sie wirken aber fast niemals isoliert, sondern fast ausschließlich in Kombinationen und immer durch das Medium besonderer Lichtverhältnisse hindurch, entweder im Freien oder in geschlossenen Räumen. Auch haben sie immer, wo sie uns natürlich gegeben sind, neben ihrem eigenen einen assoziativen Charakter, der damit gegeben ist, daß sie immer uns erscheinen als Eigenschaften oder Bestimmungen von Gegenständen. In welcher Weise dieser assoziative Charakter näher zu bestimmen ist, davon wird später die Rede sein.

Aus diesem Grunde, weil die einfachen Farbenphänomene uns

Tatsache, daß der Mensch, nachdem er sich dieser Beziehung zwischen den Formen der Gegenstände und den Lichtverhältnissen ihrer Oberfläche bewußt geworden ist, es lernen muß, zu sehen, daß nicht nur die hellen Oberflächen oder Oberflächenteile farbig sind, sondern daß auch die beschatteten oder die dunklen Seiten oder Flächenteile buntfarbig sind. Die sinnliche Empfindung ist hier immer schon vorhanden. Das körperliche Auge erfährt keine Veränderung in seiner Aufnahmefähigkeit, es findet aber eine Erweiterung im Bewußtwerden der Empfindungen statt dadurch, daß durch allgemein geistiges Reifen den Phänomenen eine intensivere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Aber die noch nicht klar bewußt gewordenen Empfindungen, die doch vorhanden sind, bilden in diesem Fall den Unterbau für die Erfassung der Gegenständlichkeit der Welt.

1) Ich denke hier noch nicht an die besondere Eigentümlichkeit der Farben, wonach sie sich als vorspringende und zurücktretende unterscheiden lassen. Diese Eigentümlichkeit wird später besprochen. Hier ist nur berücksichtigt die größere oder geringere Klarheit und Deutlichkeit, die Schärfe der Farben, wie sie hervorgerufen wird durch die größere oder geringere Entfernung der Gegenstände und durch die allgemeinen Lichtverhältnisse.

objektiv und subjektiv immer in so reicher Beziehung gegeben sind, ist es so schwierig, die Gefühlsbetonung der Farbenempfindungen und ihren Wert für das gesamte psychische Leben richtig zu bestimmen.

Da es nun wünschenswert ist, daß die Frage nach dem psychischen Wert der Farbenerlebnisse möglichst umfassend behandelt werde, mit Berücksichtigung aller Momente, die hier als wirksam betrachtet werden können, so soll hier der Versuch gemacht werden, einen Beitrag zur Lösung jener Frage zu geben, indem versucht wird, die Lösung des Problems des psychischen und ästhetischen Stimmungswertes der Farben herauswachsen zu lassen aus den Werten, den diese schon in bezug auf ihre physiologisch bedingte Wirksamkeit besitzen.

Ich werde also zunächst mich beschäftigen mit den physiologischen Reizwerten, die den einzelnen Farben etwa zukommen; ich werde sodann versuchen festzustellen, was durch das Experiment bis jetzt gewonnen worden ist in bezug auf die Frage nach der Gefühlsbetonung der einfachen Farbenempfindungen und der Kombinationen von Farben · und ich werde endlich untersuchen, welche rein psychischen Vorgänge hinzutreten, um die verschiedenen Stimmungswerte der Farben schließlich zu bilden.

Selbstverständlich will ich das physiologische Gebiet dem psychischen Gebiet nicht in der Weise gegenüberstellen, als ließe sich von einer Ursachenbeziehung reden zwischen beiden. Ich möchte nur die wachsenden, sich erweiternden und modifizierenden Werte, die die Farben im Fluß des höheren psychischen Lebens schließlich annehmen, zurückverfolgen bis zu jenen elementaren Empfindungswerten, die die Funktion der physikalisch dargebotenen Farbenreize sind. Dem physikalisch dargebotenen Farbenreize entspricht auf psychischem Gebiet das einfache Farbenphänomen; soweit ich dieses betrachte nach der Art und den Bedingungen seiner Erscheinung, befinde ich mich auf physiologisch bedingtem Gebiet. —

Es ist eine Tatsache, die, soweit ich sehen kann, besonders Hering in seiner »Lehre vom Lichtsinn«[1]) betont, daß es wohl eine bestimmte Korrelation gibt zwischen den physikalisch unterschiedenen Lichtstrahlungen und den Reaktionen, die sie im

1) E. Hering, Grundzüge der Lehre vom Lichtsinn. I u. II. 1905—07.

Sehapparat des Menschen auslösen, daß aber die Funktion des Licht- und Farbensehens sich in einer Breite bewegt, die weit hinausgeht über das Gebiet der zahlenmäßig festzulegenden Entsprechung der physikalischen und physiologischen Erscheinungen. Hierher gehört die Erscheinung der Komplementärfarben.

Einen weiteren Beweis hierfür bilden u. a. die Figuren der Tafel, die Hering seinem Werke einfügt[1]); er zeigt dort, daß ein heller grauer Fleck von derselben Lichtstärke und demselben Farbenton durchaus verschieden gesehen wird, je nach dem Grade von Lichtstärke und Farbenton, den die vom Weiß bis zum Schwarz variierende Fläche zeigt, die diesen Fleck umgibt. Beweisend sind hierfür auch die Sehwirkungen, die entstehen durch das Nebeneinander von bunten Farben, die sogenannten Kontrasterscheinungen, ferner solche, die entstehen bei krankhaften Zuständen des Menschen. Hierher gehört z. B. das Gelbsehen bei Santoninvergiftung.

Dasselbe Verhältnis teilweiser Entsprechung bei weitem Darüberhinausgreifen findet sich auch auf dem Gebiet der physiologischen und psychologischen Beziehungen der Sehvorgänge. Hier handelt es sich z. B. darum, daß verschiedenen Lichtstärken, vielleicht auch verschiedenen Farbentönen eine ihnen eigentümliche physiologische Einwirkung zugesprochen werden kann, der auf psychologischem Gebiet besondere Reaktionen der Gefühle, zunächst der einfachen Lust-Unlustgefühle, entsprechen. Diese psychologischen Eigenwerte solcher physiologischen Vorgänge lassen sich aber nicht ohne große Schwierigkeiten durch experimentelle Isolierung und Herauslösung aus dem Fluß des psychischen Geschehens herausfinden. In dem Fluß der psychischen Lebensvorgänge findet eine so große Umwertung und Anderswertung dieser ursprünglichen Eigenwerte statt, daß diese selbst eben nur durch die Methode des Isolierens der Vorgänge gefunden werden können.

Es liegt also die Tatsache vor, daß sich wohl eine gewisse Entsprechung aufweisen läßt zwischen den Gebieten, welche der physikalischen, der physiologischen und der psychologischen Betrachtungsweise unterliegen, und auf diese Entsprechung gründet sich die Berechtigung auch Probleme, welche anscheinend nur das

1) E. Hering, Grundzüge der Lehre vom Lichtsinn. 2. Lieferung. zw. S. 116, 117.

höhere und kompliziertere seelische Leben betreffen, daraufhin zu untersuchen, ob und wie weit sie sich berühren mit Fragen der anderen Gebiete.

Andererseits ist der Umfang der gegenseitigen Entsprechung auf den verschiedenen Gebieten ein verhältnismäßig enger. Über diesen Umfang dehnt sich, auf jedem Gebiet, ein weites Feld von Vorgängen aus, deren Größen inkommensurabel sind gegenüber den Vorgängen des Bedingungsgebietes. Damit ist es gegeben, daß die Hauptaufgabe des Problems gelöst werden muß aus den Gesetzen seines eigenen Gebiets heraus. Das heißt in diesem Fall: physikalische und physiologische Untersuchungen können nur den Unterbau bilden für die psychologische Erforschung des Problems.

I. Teil.

1) Die physiologisch bedingte Wirksamkeit der Farben.

a) Dargestellt nach den Erfahrungen des täglichen Lebens.

Wenn Goethe in dem Abschnitt seiner Farbenlehre, den er überschrieben hat »Die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben«, von einer Plus- und einer Minusseite des Farbenkreises spricht und den Farben dieser verschiedenen Seiten die Prädikate aktiv und passiv beilegt, so würdigt er damit zuerst die physiologisch bedingte Seite der Farbenwirkungen. Es liegt in dieser Einteilung die Anerkennung, daß den verschiedenen Farbenreizen an sich die Erscheinung einer besonderen erregenden oder beruhigenden Wirkung entspricht. Es kommt ihnen also ein selbständiger Wirkungscharakter zu, der gerade durch die Prädikate aktiv und passiv vorzüglich charakterisiert ist.

Auch Wundt[1]) betont diesen Grundcharakter der Wirkungsweise einzelner Farben. Er sagt: »Zunächst geben die einfachen Licht- und Farbeneindrücke zur Aussonderung von Gefühlselementen Anlaß, die wohl häufig in den Bereich der Lust-Unlustreaktionen hinüberspielen, deren Grundcharakter aber doch offenbar ein wesentlich anderer ist. — Wenn ich zuerst ein spektralreines, leuchtendes Rot, dann ein ebensolches Blau im Dunkelraum

1) Phys. Psychol. II.5 S. 320 ff.

betrachte, so kann ich nicht umhin, beide als in hohem Grade erfreuende, also lusterregende Eindrücke zu charakterisieren. Gleichwohl erwecken beide ganz verschiedene Gefühle in mir, die ich wiederum nur, trotz ihrer besonderen Eigentümlichkeit, in eine nahe Beziehung des Hellen und Dunkeln bringen kann. So ergeben sich Gegensätze, die offenbar mannigfach mit denen der Lust und Unlust sich kreuzen und für die wohl am zutreffendsten der Ausdruck Erregung-Beruhigung zu wählen sein möchte.«

Ohne näher einzugehen auf die Streitfrage betreffend die Stellung, welche man dem Phänomen der Erregung-Beruhigung im Gebiete der Psychologie zu geben hat, möchte ich die Gegensätze Erregung-Beruhigung noch den Erscheinungen der leiblichen Zustände zurechnen. Ich möchte dies tun im Interesse der Abscheidung solcher rein psychischer Zustände, die rein verursacht sind durch Vorstellungen geistigen Gehalts, wie z. B. der Freude, der Wehmut, der Trauer, von denjenigen Zuständen, die zwar durch Vorstellungen rein geistigen Gehalts erregt werden können, die aber in derselben Weise auch erregt werden können durch rein körperliche Vorgänge. Solche Zustände sind die der Erregung und Beruhigung. Ich möchte sie um so mehr als leibliche Zustände (im Sinne, daß sie als solche empfunden werden) von den rein psychischen Zuständen trennen, weil die Empfindung der Erregung oder Abdämpfung des leiblichen Seins allen anderen Empfindungen und Gefühlen beigemischt ist.

In diesem Sinne befinde ich mich, wenn ich den Erregungs- bzw. Beruhigungscharakter bestimmter Farben festzustellen suche, noch auf dem Gebiet der physiologisch bedingten Farbenwirkungen.

Goethe schreibt den Erregungscharakter allen Farben des Farbenkreises vom reinen Gelb bis zum reinen Rot zu. Die Einwirkung dieser Farben ist ihm lebhaft, regsam, strebend. Die Energie der Farben wächst, je mehr sie sich dem Rot nähern.

Der erregende, vielleicht zunächst nur anregende Charakter läßt sich im gewöhnlichen Leben hauptsächlich für das Rot feststellen. Wie allgemein bekannt, gibt es Tiere, wie z. B. der Stier, der Truthahn, die mit heftiger Erregung auf den Anblick von roter Farbe reagieren. — Ein interessanter Fall der starken Einwirkung von roter Farbe auf das Nervensystem wurde mir mitgeteilt. Ein kleiner Kreis angehender Künstler veranstaltete ein Fest, für das die Bestimmung Rot ausgegeben worden

war[1]). In einem verhältnismäßig kleinen Raume wurde eine rote Beleuchtung hergestellt. Die Wände wurden bedeckt mit Malereien in roter Farbe mit schwarzen Konturen, die Festteilnehmer waren in Rot der verschiedensten Nuancen gekleidet, sogar an Speisen hatte man möglichst solche von roter Farbe gewählt. Von einigen der Teilnehmer wurde mir am nächsten Tage versichert, die Wirkung dieser roten Farbenstimmung sei eine so intensive gewesen, sie hätten das Gefühl, sie wären krank geworden, wenn sie noch länger einer solchen Umgebung ausgesetzt geblieben wären.

Wie schwankend übrigens der Wirkungscharakter dieses Sehphänomens, wie abhängig vom physischen Gesamtzustand, dafür ein Beispiel: Ich bewohne ein rot tapeziertes Zimmer; der rote Charakter desselben wird erhöht durch eine rote Portiere, durch ein Deckenmuster in hochroten Tönen und durch einige rot gebeizte Stühle. Ungewollt habe ich an mir selbst die Beobachtung gemacht, daß der Farbenton des Rot ganz verschieden erscheint, je nachdem die Atmosphäre des Zimmers warm oder kalt ist. Bei geheiztem Zimmer erscheint besonders der Ton der Tapete als ein entschiedenes, sattes Rot, bei ungeheiztem Zimmer hat das Rot einen starken Stich ins Bläuliche. Ich hatte keine Veranlassung über diese Beobachtung zu sprechen, machte aber die Erfahrung, daß jeder meiner Bekannten diesen Unterschied ebenfalls empfand; trat man zu mir herein in ein geheiztes Zimmer, so wurde immer eine Bemerkung gemacht über die Schönheit und Wärme des roten Tones. Bei ungeheiztem Zimmer hieß es immer: Die Farben wirken geradezu unangenehm, wenn das Zimmer kalt ist.

Die Ursache für diese Erscheinung könnte allerdings ja auch objektiver Natur sein; es wäre möglich, daß der Unterschied in der Dichtigkeit der Atmosphäre des Raumes, der ja vorhanden sein muß bei einer Temperaturverschiedenheit, verschieden absorbierend in bezug auf die von der Tapete reflektierten Lichtstrahlen wirkte. Ob eine solche Wirksamkeit empfunden werden kann innerhalb eines kleinen Raumes, entzieht sich meiner Beurteilung. Vielleicht aber könnte diese Erfahrung gedeutet werden im Sinne einer

---

1) Es kamen sowohl bläuliche als gelbliche Töne des Rot zur Verwendung.

besonderen Verwandtschaft des Farben- und des Temperatursinnes, wie Preyer sie annehmen möchte [1]).

In bezug auf das Gelb möchte ich zunächst nur die Worte Goethes, die auf Experiment beruhen, anführen: »Den erwärmenden Effekt des Gelb kann man am lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüt erheitert; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.«

Die Seite des Farbenkreises vom Blau bis zurück zum Rot bezeichnet Goethe als die Minus- oder die passive Seite, während für ihn im Grün ein Ausgleich von Erregung und Beruhigung, der das Gefühl realer Befriedigung hervorruft, stattfindet.

Daß eine physisch wohltätige Wirkung vom Grün und vom Blau ausgeht, wird anerkannt durch ärztliche Maßregeln, wie z. B. das Verordnen von grünen oder blauen Vorhängen in Zimmern, in denen Augenkranke sich aufhalten. Ebenso durch die Anwendung von solchen Vorhängen an der Wiege neugeborener Kinder. Auch bei Erwachsenen wird der Schlaf durch grünes oder blaues Licht im Zimmer günstig beeinflußt.

Hier spielt nun allerdings die schwierige Frage über das Verhältnis des Hell und Dunkel zur Lichtstärke oder Lichtintensität der Farben hinein.

Grün und Blau sind dunkle Farben, besonders im Verhältnis zu Gelb, aber auch entschieden noch im Verhältnis zu Rot [2]). Diesen Charakter des Dunklen gegenüber den anderen Farben behalten sie, wie Hering [3]) betont, auch im Falle, daß ihre eigentliche Lichtstärke größer ist als die der beiden anderen Farben. Hering spricht ihnen daher die Urqualität des Dunklen neben ihrer besonderen Farbenqualität [4]) zu, sowie jenen Farben die Urqualität des Hellen. Diese Urqualitäten bestehen unabhängig davon, daß jede Farbe an sich bei wachsender Stärke der Lichtstrahlung unter sonst gleichen Umständen heller wird. Sie sind von den eigentlichen Farbenqualitäten beim Erschauen des Phä-

1) Pflügers Archiv für Physiologie. Bd. XXV. S. 33.

2) Der größte Sättigungsgrad dient für alle vier Farben hier zum Vergleichsgrad.

3) Lehre vom Lichtsinn. I. Lieferung. S. 58.

4) Farbenqualität bei Hering = Farbenton.

nomens nicht zu trennen (allerdings aber wohl beim Experiment)[1]) und müssen daher mit eingerechnet werden in die physiologischen bzw. psychologischen Wirkungen der Farbe an sich.

b) Ergebnisse des Experiments.

Für diese schon im gewöhnlichen Leben empfundenen und gelegentlich benutzten verschieden starken Wirksamkeiten der verschiedenen Farben läßt sich vielleicht eine gewisse Bestätigung finden auch auf experimentellem Wege. Ich glaube diese zu finden in den Resultaten einer Arbeit, welche Berliner veröffentlichte[2]) »Über den Anstieg der reinen Farbenerregungen im Sehorgan«.

Es soll in dieser Arbeit untersucht werden, wie sich bei Darbietung verschiedener Farbenreize das Verhältnis bestimmen läßt zwischen dem subjektiven Sättigungsmaximum und der Expositionszeit der verschiedenen Reize.

Die Grundlage der Untersuchung ist die folgende: »Besteht eine gewisse Reizlage für das Auge und wird dasselbe dann von einem Lichtreiz getroffen, der die bestehende Reizlage verändert, so bedarf es einiger Zeit, damit die neue Erregung zu ihrem definitiven Empfindungswerte gelangt. Von einem Erregungsanstieg wird gesprochen, wenn die Veränderung der Reizlage eine Steigerung der Sinnesfunktion in irgendeinem Sinne bedeutet. Ein solcher Anstieg kann in sämtlichen Richtungen des dreidimensionalen Systems der Lichtempfindungen (vgl. Wundt, Physiol. Psychol. II.[5] S. 160 ff.) stattfinden.« Die Veränderungen der Sättigung und des Farbentons werden als solche der Qualität (in engerem Sinne) denjenigen der Intensität gegenübergestellt. . . .«

»Der Zweck der Untersuchung ist, den Erregungsanstieg nach seinen rein qualitativen Richtungen bei konstanter Helligkeit zu verfolgen, und zwar kommt hier in erster Linie der Sättigungsanstieg in Betracht (im Gegensatz zu dem Anstieg einer Farbe von einem anderen, nicht komplementären Farbenton aus).«

Ich übergehe die praktische Anordnung der Versuche. Zum Vergleich kamen ein Normalreiz, der in der Zeit konstant, in der

---

1) Nachgewiesen in der Arbeit von Berliner: »Über den Anstieg der reinen Farbenempfindungen im Sehorgan«.

2) Wundt, Psychol. Studien. III. Heft 2. S. 1.

Sättigung variabel war, und ein Versuchsreiz, der in der Sättigung konstant, in der Zeit variabel war.

»Wenn zwei solche Reize gegeben sind, von denen der eine in der objektiven Sättigung konstant und in der Zeit variabel, der andere in der Zeit konstant und in der Sättigung variabel, so läßt sich die subjektive Sättigung, in der der erste nach irgendeiner Zeit erscheint, ebenfalls an dem anderen, in der Zeit konstanten Reiz durch Variation der objektiven Sättigung herstellen. —

So läßt sich für jede Zeit des Versuchsreizes eine Gleichung finden, und indem man die Zeiten auf einer Abszissenachse, die Sättigungen des Normalreizes auf einer Ordinatenachse aufträgt, läßt sich die Abhängigkeit der Sättigung von der Reizdauer in Kurvenform darstellen.«

Die Kurven veranschaulichen also nicht den Erregungsanstieg selbst, sondern sie geben nur an, wie sich die Sättigung zu den Expositionszeiten des Reizes verhält.

Als wesentliche Resultate aus dem Vergleich und der Beurteilung der gewonnenen Kurven ergab sich in bezug auf den wirklichen Erregungsanstieg im Sehorgan folgendes:

»Der Anstieg der reinen Farbenerregung, bei konstanter Helligkeit, verläuft ausgesprochen remittierend. Er ist in seinen Haupteigenschaften vom Farbentone und innerhalb ziemlich weiter Grenzen auch von der Sättigung unabhängig.«

Als Haupteigenschaften gelten: einmal das Auftreten von Remissionen im Verlauf des Erregungsanstiegs, sodann die ungefähr gleiche Lage des Sättigungsmaximums für die vier untersuchten Farben Rot, Grün, Blau, Gelb. — Trotz dieser Übereinstimmung im hauptsächlichen Empfindungsverhalten gegenüber den vier dargebotenen Farbenreizen glaube ich, daß sich doch aus der verschiedenen Steile, mit der die Kurven sich zu ihrem Maximum erheben, ein gewisser Rückschluß machen läßt auf die Kraft [1]), mit der sie zunächst rein physiologisch wirksam sind.

Vergleicht man die vier Kurven nach der Anfangsstrecke, die auf der Abszissenachse bestimmt ist durch die zwölfte Zeiteinheit, (das Maximum liegt für alle Kurven etwa bei 30 Zeiteinheiten),

---

1) Kraft ist hier genommen im Sinne einer gewissen Differenzierung nach der Intensität der Wirkung hin, soweit diese noch physiologisch bedingt scheint.

so fällt auf, daß auf dieser Erstreckung, auf der bei noch keiner der vier Farben eine Remission stattgefunden hat, der Anstiegsverlauf der roten Kurve an Steilheit den der übrigen weit überragt. Sehr viel weniger steil ist der Anstieg der blauen Kurve auf dieser Strecke, dann folgt der der grünen; in seinem ersten Verlauf bedeutend flacher als alle anderen Kurven, wenn auch später die Grün-Kurve überragend, ist der Anstieg der gelben Kurve.

Wenn man aus der Verschiedenheit der subjektiven Sättigungsgrade, die die vier Farben erreichen bei kurzen Expositionszeiten, auf ihre verschieden intensive physiologische Wirksamkeit schließen darf, so würden sich diese vier Farben ihrer physiologischen Wirksamkeit gemäß also folgendermaßen ordnen: Rot, Blau, Grün, Gelb. Dieser Schluß findet eine gewisse Bestätigung durch eine der Arbeit angehängte Untersuchung über die Zeitschwelle der Farbenempfindung. Diese liegt für Rot sehr tief, fast so tief wie die Zeitschwelle für die Lichtempfindung überhaupt. Für Gelb liegt sie außerordentlich hoch. Für Blau ist sie bei geringerer Helligkeit niedriger als bei größerer.

Berliner betont, daß diese letzteren Untersuchungen keinen Anspruch auf Genauigkeit erheben können; doch bestätigen sie Resultate, die Kunkel mitteilt[1]), aus seinen Untersuchungen über »die Abhängigkeit der Farbenempfindung von der Zeit«. Er sagt: »Die verschiedenen Teile des Spektrums brauchen verschiedene Zeit, um das Maximum der Erregung hervorzubringen, und zwar ist diese für Rot unter allen Umständen die kürzeste, dann folgt Blau und Grün, von denen, bei gleicher (subjektiver) Helligkeit, Blau den Vorrang hat.«

Eine dritte wichtige Beobachtung, die sich bei der Arbeit von Berliner ergab, war die oben schon kurz berührte, daß der Helligkeitsanstieg farbiger Reize gänzlich andere Verhältnisse darbietet als der Sättigungsanstieg. Jener ist bei größerer Helligkeit bedeutend steiler wie dieser. Berliner zieht daraus den Schluß, daß der intensive und der qualitative Erregungsanstieg entweder gänzlich oder doch in hohem Grade voneinander unabhängige Prozesse sind.

Vergleicht man nun die phänomenologisch und die experimentell

---

1) Pflügers Archiv. IX. S. 197.

gewonnenen Urteile miteinander, so läßt sich vielleicht folgendes feststellen:

Rot ist die physiologisch wirksamste Farbe, insofern sie den am schnellsten wirksamsten Reizwert hat und zugleich am stärksten erregend wirkt; dann folgt Blau, das besonders in dunklerer Färbung wirksam ist, weniger wirksam ist Grün, sehr wenig wirksam — soweit allein der Farbenton in Betracht kommt — ist Gelb. Nach der Farbenqualität geordnet verliefe also die physiologische Reihenfolge der Farben so: Rot, Blau, Grün, Gelb. Wenn nun aber in ihrer belebenden und erregenden Wirkung Rot und Gelb einander so viel verwandter empfunden werden als Rot und Grün z. B., so muß dies dem ausgesprochenen Helligkeitscharakter der gelben Farbe wohl zugesprochen werden.

Wir können dann feststellen: Physiologisch am stärksten wirkt Rot, bei dem Farbenqualität und ausgesprochener Helligkeitscharakter als wirksam zusammentreffen. Gelb, durch seine Farbenqualität wenig wirksam, wirkt stark durch seine Helligkeit. Beim Grün ist die Wirksamkeit des Farbencharakters gedämpft durch die geringere Helligkeit; darin beruht vielleicht die besonders wohltuende Wirkung des Grün. Das Blau ist mehr seinem Farbencharakter als seinem Helligkeitscharakter nach wirksam.

c) Rein physikalische Bedingung des Farbensehens.

Einige sehr feine Bemerkungen macht Goethe in bezug auf die Wirksamkeit des Blau. Er sagt: »Sowie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe. Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick. — Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch von uns zurückzuweichen. Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht. Das Blaue gibt uns ein Gefühl von Kälte, sowie es uns auch an Schatten erinnert.«

Die Eigentümlichkeit, daß das Blau zurückzuweichen scheint, ist auch von Brücke berücksichtigt worden. Brücke[1]) spricht von vorspringenden und zurücktretenden Farben. Er nennt z. B. Rot im Verhältnis zu Blau eine vorspringende Farbe. Er erklärt diese Eigentümlichkeit durch die verschiedene Brechbarkeit der Farbenstrahlen verschiedener Farben. Damit die Bilder verschiedener Farben gleich deutlich auf der Netzhaut erscheinen, muß das Auge für die verschiedenen Strahlen eine verschiedene Fernadaption annehmen; hieraus soll das Nah- oder Ferngefühl den verschiedenen Farben gegenüber entstehen. Rot, Orange und Gelb sind nach ihm vorspringende Farben, die verschiedenen Arten des Blau zurücktretende.

»Grün und Violett gehören weder mit Bestimmtheit der einen noch der anderen Klasse an, denn Grün ist vorspringend gegen Rot, Orange, Gelb. Violett läßt sich deshalb nicht mit Bestimmtheit klassifizieren, weil zwar das monochromatische Violett des Spektrums zurücktretend ist, aber das Violett der Pigmente neben monochromatischem Violett auch Blau und Rot enthält, also ein Gemisch aus Lichtsorten beider Enden des Spektrums ist.«

Die hier berührte Eigentümlichkeit der einzelnen Farben tritt ergänzend hinzu zu ihrer vorher bestimmten physiologischen Wirksamkeit und charakterisiert dieselben in dem Sinne, in dem Goethe sie der aktiven oder passiven Seite des Farbenkreises zuerteilt. Das durch seinen Reizwert und seinen erregenden Charakter stark wirksame Rot ist zugleich eine eindringende Farbe, ebenso das Gelb. Das Blau, durch seinen Farbencharakter und Helligkeit weniger wirksam wie Rot, ist zugleich eine gegen alle Farben zurücktretende Farbe. Da das Gelb eine entschieden vorspringende Farbe ist, so liegt darin wiederum eine Erklärung dafür, daß es, trotzdem sein farbiger Reizwert gering ist, als ähnlich wirksam empfunden wird wie das Rot. In der Mittelstellung, die das Grün, in der hier besprochenen Hinsicht, einnimmt, liegt auch eine weitere Mitbestimmung für den ruhigen Charakter dieser Farbe.

---

1) Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe. S. 173 ff.

2) Die Gefühlsbetonung der einfachen Farbenempfindungen.

a) Dargestellt nach den Ergebnissen des Experiments.

Ich gehe nun über zu der Gefühlsbetonung der einfachen Farbenempfindungen.

So gut wie den verschiedenen Farben ihnen eigentümliche physiologische Werte zugesprochen werden können, so gut kann man auch sprechen von besonderen psychischen Reaktionsweisen auf die verschiedenen Farbenreize, wie dieselben an sich, isoliert von allen Beziehungen, wirken [1]).

Um ein Bild davon zu erhalten, ob der Mensch nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit mit den einfachen Gefühlen der Lust oder Unlust reagiert auf bestimmte, isolierte Farbeneindrücke, dürfte es von Wert sein, die Resultate zusammenzuhalten, die die verschiedenen Untersuchungen über die Entwicklung des Farbensinns bei Kindern, über die Farbenliebhabereien bei primitiven Völkern und über die Gefühlsbetonung der Farbeneindrücke bei gebildeten Erwachsenen geliefert haben.

Bei der Schwierigkeit gerade solcher Untersuchungen ergeben sich allerdings keine besonders bestimmten Resultate. Die Einzelergebnisse über die Entwicklung des Farbensinns bei Kindern, wie Untersuchungen z. B. von Preyer, Compayré, Sully, Perez, Baldwin ergeben haben, weichen naturgemäß voneinander ab. Diese Versuche zeigen ja auch keine Einheitlichkeit, z. B. in bezug auf das Alter der Versuchskinder, auf die Anordnung der Versuche und auf das Farbenmaterial.

Im ganzen stimmen die Experimentatoren aber darin überein, daß das Kind die hellen Farben den dunklen, solche von physiologisch stark ausgeprägtem Charakter, wie z. B. Rot oder Gelb, den auch physiologisch weniger wirksamen Farben, wie z. B. Grün, vorzieht, wie es auch, nach Compayré, die grellen Kontraste zuerst mehr liebt als die zarten Übergänge. Im täglichen Leben macht man die Beobachtung, daß die meisten Kinder von der schwarzen Farbe sich mit Unlust abwenden. Kleine Kinder, die es nicht gewöhnt sind, Personen in schwarzen Kleidern um sich zu sehen, bezeigen Furcht beim Anblick einer schwarz gekleideten Person.

1) Vgl. Wundt, Physiol. Psychol. I.[4] S. 563 ff.

Ähnlich wie das Kind verhält sich auch der ungebildete Erwachsene und verhält sich der primitive Mensch den Farbenerlebnissen gegenüber.

Wundt schreibt[1]): »Zwei Erscheinungen lehrt uns die Urgeschichte der Kultur kennen. . . . Die eine besteht in der Freude an der Farbe, die dem Naturmenschen überall eigen ist und die zugleich mit der Bevorzugung bestimmter Farben verbunden zu sein pflegt. Auffallende Färbungen, und besonders solche, die sich durch einen stark erregenden Gefühlston auszeichnen, werden vor anderen bevorzugt.« Weiß, als Gegensatz zur Hautfarbe, und Rot sind solche bevorzugte Farben[2]).

Zu demselben Resultat, daß im allgemeinen helle Farben den dunklen, gesättigte den ungesättigten vorgezogen werden, gelangt auch Cohn bei seinen experimentellen Versuchen über[3]) »die Gefühlsbetonung der Farbenempfindungen bei Erwachsenen«. So viel läßt sich aus einer gewissen Einheitlichkeit der besprochenen Resultate entnehmen: Die Farben scheinen sich, nach der Kraft ihrer psychologischen Wirksamkeit, ähnlich zu ordnen, wie sie sich nach ihren physiologischen Werten ordnen, d. h. unter bestimmter Voraussetzung, nämlich derjenigen von möglichster Ausscheidung von Assoziationen, scheinen diejenigen Eigenschaften der Farben, welche den Stärkegrad ihrer physiologischen Wirksamkeit bestimmen, auch einen bestimmten Lustwert darzustellen; eine Farbe gefällt[4]) im allgemeinen, weil sie eine helle Farbe ist, weil der Grad des Farbentones eine gewisse Stärke hat.

Eine helle bzw. eine gesättigte Farbe gefällt mehr wie eine

---

1) Völkerpsychologie. II, 1. S. 157 f.

2) Gegen eine psychologische Verwendung dieser Tatsachen im eben angeführten Sinn ist zu beachten Große, Anfänge der Kunst, S. 58: Die Zahl der Farben, über welche die primitive Kosmetik verfügt, ist nicht groß. Sie kann im günstigsten Falle nicht mehr als vier Farben verwenden, Gelb, Weiß, Rot, Schwarz, und von diesen vier Farben ist nur eine einzige, das Rot, allgemein verbreitet.

3) Philos. Studien. XV. S. 279. Diese werden bestätigt durch Versuche von Minor, Zeitschrift für Psychol. und Physiol. der Sinnesorgane. Bd. 50. Heft VI. Demgegenüber Major, American Journal of Psych. v. J. S. 57.

4) Das Gefallen und Mißfallen den einfachen Farbenerlebnissen gegenüber ist m. E. noch ein einfaches Gefühl = Lust = Unlust; zu unterscheiden von dem ästhetischen Elementargefühl des Mißfallens oder Gefallens einem komplizierteren ästhetischen Objekt gegenüber.

dunklere oder eine ungesättigte Farbe[1]; lustbetont überhaupt sind fast ausschließlich alle bunten Farbenphänomene. Es gibt immer nur gewisse Nuancen von künstlich hergestellten Farben, die sogenannten schreienden oder harten Farben, die unlustbetont sind; oder aber die Farben erhalten in Kombinationen einen Unlustwert. Hier wirken aber nicht mehr die reinen Farben, sondern Beziehungen zwischen Farben; es kann hier also nicht mehr von Grundwerten der einzelnen Farben die Rede sein.

In den Untersuchungen des ersten Teils ergab es sich, daß die optische Nah- und Fernwirkung der einzelnen Farben als mitbestimmend betrachtet werden konnte für den physiologischen Reizwert der Farben. Jene eigenartige Gefühlsbetonung der Farben, die ihren Ausdruck findet in der Bezeichnung einer Farbe als warm oder kalt, scheint ebenfalls zusammenzufallen mit dieser optischen Wirkung der Farben.

Der Maler und auch der Kunstlaie bezeichnet alle Farben von Rot[2]) bis Orange als warme Farben, ganz allgemein werden die verschiedenen blauen Farbentöne als kalt empfunden[3]), und je mehr sich die Farbentöne wieder dem Rot nähern, um so mehr werden sie als warm empfunden.

Es läßt sich natürlich nicht bestimmen, ob die Ursache dieses Gefühls, das seinen Ausdruck in den Bezeichnungen warm und kalt gefunden hat, mehr in dem erregenden Charakter der Farbe oder mehr in dieser Nah- oder Fernwirkung zu suchen ist. Es wird hier wohl beides zusammenwirken.

Ich möchte die Gefühlswirkung, die in bezug auf die Farben als warm oder kalt bezeichnet wird, unter die Elementarwirkungen der Farben einrechnen, insofern ich nicht annehme daß sie, wie es von den meisten Ästhetikern angenommen wird, schon ein durch Assoziation entstandenes komplexeres Gefühl darstellen. Gesetzt auch, wir empfänden die rote[4]) Farbe als warm, weil das Erblicken der roten Farbe in uns die Idee des warmen Blutes

---

1) Wundt, Physiol. Psychol. II.[5] S. 320 ff.

2) Gemeint ist hier dasjenige Rot, das im Spektralbande bzw. bei geometrischer Darstellung der Farbentöne annähernd als reines Rot bezeichnet werden kann.

3) Ebenso ordnen sich die Farben ihrer Nah- oder Fernwirkung gemäß.

4) Wo ich den Ausdruck »rot« schlechthin gebrauche, bezeichne ich die Farbentöne vom reinen Rot bis zum Orange.

aufsteigen läßt, wie z. B. G. Fechner annimmt, oder wir denken beim Erblicken von orangenen oder gelben Tönen an die Sonne, an welche Kältemischung oder Kältequelle sollten wir erinnert werden beim Erblicken der kühlen blauen Töne? Oder sollte hier die Bezeichnung nur gewählt worden sein im Gegensatz zu der dort auf Grund von Assoziationen entstandenen Bezeichnung? Näher liegt doch die Erklärung, daß die eigenartige Gefühlserregung, die entsteht durch das Zusammenwirken z. B. beim Rot von Erregungs- und Nahcharakter, daß für diese ein Ausdruck gefunden wurde, der das erhöhte Lebensgefühl, wie es auch meistens die Wärmeempfindung begleitet, und wie entschieden das Erblicken einer erregenden Farbe, die zugleich, eben durch ihre Nahwirkung, den Eindruck von besonderer Kompaktheit macht, es verursacht, mit einem Lehnwort aus diesen Empfindungserlebnissen her bezeichnet[1]).

Bisher war nur von bunten Farben die Rede; soviel ich weiß, liegen experimentelle Untersuchungen über die Gefühlsbetonung der Schwarz-Weiß-Reihe nicht vor. Die Farben der Schwarz-Weiß-Reihe stehen besonders da, sie sind nicht vorhanden innerhalb des Spektrums, physikalisch werden sie daher anders bestimmt als die bunten Farben. Die Art ihrer physiologischen Wirkung ist dementsprechend auch anders aufzufassen und zu bestimmen. Psychologisch entsprechen ihnen, wie früher erwähnt, Empfindungen wie den bunten Farben, aber der andersartige Wert dieser Empfindungen, soweit sie isoliert vorkommen, ist jedenfalls zurückzuführen auf ihre andersartige physikalische und physiologische Bestimmtheit. Es fehlt diesen Tönen, mit Ausnahme allerdings des weißen Lichts, der spezielle Erregungscharakter, der die Eigentümlichkeit des Phänomens des Bunten ist. Das Gefühl, das diesen Eindrücken, isoliert, zukommt, oszilliert mehr um den Indifferenzpunkt, als es bei irgendeiner bunten Farbe der Fall ist. Einen starken Gefühlston können dagegen diese Empfindungen erreichen und erreichen ihn tatsächlich oft durch den Wert, der ihnen zukommt, z. B. als Ausgleich zu anderen Farbenempfindungen. Doch das gehört noch nicht hierher.

Diese eben erörterten psychischen Werte der Farben, die ihren physiologischen Werten, soweit wenigstens die bunten Farben in

1) Näheres hierüber noch später.

Betracht kommen, zu entsprechen scheinen, können als Konstanten betrachtet werden, mit denen die Farbenerlebnisse eingehen in den Fluß des psychischen Lebens.

Unabhängig davon bleibt die Tatsache bestehen, daß diese Grundwerte durch den Eintritt in den Fluß des psychischen Lebens Modifikationen erfahren, die vielleicht auch wieder bestimmt sind durch eine gewisse Gesetzmäßigkeit, der die Dynamik des Seelenlebens unterliegt.

Ich will diese Konstanten die psychophysischen Urwerte der Farben nennen. Sie konnten, wie schon erwähnt, bisher noch nicht mit besonderer Genauigkeit bestimmt und umgrenzt werden; daß aber immerhin das Experiment einen Wertunterschied [1]) schon des einfachen, isolierten Farbenphänomens feststellen konnte, der durch sonstige Beobachtungen bestätigt wird und der sowohl physiologisch wie psychologisch bis zu einem gewissen Grade bestimmbar war, ist wichtig für die weiteren psychologischen und ästhetischen Fragen, die sich an die Farbenerscheinung knüpfen.

Kann man von solchen psychophysischen Urwerten der Farben sprechen, so folgt daraus einmal, daß jede Farbenerscheinung auf jedes Individuum zunächst mit ihrem Urwert wirkt. Dann, daß, von individuellen Schwankungen abgesehen, diese Urwerte einen annähernd gleichen Wirkungsfaktor darstellen für alle Individuen.

Man kann hiernach von einem objektiven Wert der Farben sprechen, der den Einzelindividuen als etwas von außen Kommendes entgegentritt. Die Wirkung dieses objektiven Faktors ist nach dem Vorausgehenden nur abhängig von der Art des Menschen als psychophysischem Wesen. Sie ist noch unabhängig von der Art seines höheren und komplizierteren seelischen Lebens. Sie muß aber als die Grundlage angesehen werden für den Gemütswert und den ästhetischen Wert, den die Farbenphänomene erlangen.

Diese objektive Wirkung ist das, was Fechner als den direkten Faktor der Farbe bezeichnet, sie ist der Grund für das, was Lipps als die Kraft [2]) der Farbe bezeichnet, denn in dem Maße, als eine Farbe mit dem ihr eigentümlichen Reizcharakter wirkt, in dem Maße erzwingt sie sich, von etwa vorhandenen psychischen Gegenwirkungen abgesehen, die apperzipierende Zuwendung.

---

1) Wert hier im ganz allgemeinen Sinne von eigenartiger Gefühlsbestimmtheit genommen.

2) Ästhetik. I. S. 440.

b) Die gefundene psychophysische Konstante der einfachen Farbenempfindungen in ihrem Verhältnis zur Gesamtpsyche skizziert.

Das Verhältnis zwischen diesem direkten Faktor und der apperzipierenden Psyche hat seine besondere Eigenart, und diese Eigenart bestimmt die Art des psychologischen und ästhetischen Wertes gerade der Farben.

Die Welt, soweit sie mit dem Auge wahrgenommen wird, setzt sich zusammen aus Farbe und Form (letzterer Ausdruck im weitesten Sinne genommen). Bei dem Erfassen von Linie, Fläche, Form kann von einem solchen direkten psychophysischen Reizcharakter nicht die Rede sein. Wir erfassen diese drei sinnlichen Darbietungen, erkennend oder ästhetisch urteilend, in anderer Weise als die Farbigkeit, die ja mit ihnen zugleich auch immer gegeben ist. Die Farbigkeit ist an ihnen der psychophysische Reizcharakter, der die optische Auffassung derselben bedingt, der aber für das urteilend erkennende oder ästhetisch wertende Erfassen derselben nicht in Betracht kommt; hierfür kommen in Betracht die Beziehungen der Größenverhältnisse, die Rhythmik, in der die einzelnen Punkte oder Teile zueinander stehen oder aufeinander bezogen werden, der Sinn von Linie, Form und Fläche. Das Apperzipieren dieser Gegenstände bedeutet also immer ein gewisses dynamisches Verhalten ihnen gegenüber. Das heißt nicht nur, daß das körperliche Anschauen und Auffassen ein dynamischeres ist als beim Auffassen einer Farbe (insofern als bei Linie, Form, Fläche das Auge an den Formen entlang zu gleiten oder zu wandern hat, um aufzufassen), es heißt, daß auch das Gedankenleben sofort tätig sein muß beim Erfassen dieser Gegenstände. So ist es nicht beim Erfassen der Farbigkeit; die Farbe wendet sich nicht, soweit sie elementare Erscheinung ist, an unser Gedankenleben, sie wendet sich zunächst rein an unsere seelische Gesamtzuständlichkeit, sie fordert ein Verweilen und Ruhen in ihrem Anblick. Die Kraft, mit der sie uns zunächst zur Auffassung zwingt, ist gleich der Kraft, mit der sie uns zwingt, in ihr zu verweilen, denn die Farbe an sich, noch ohne jede Beziehung, die sie erhält durch Assoziation oder durch Beziehung zwischen Farbenkombinationen, ist noch nichts anderes als das Moment zur Erregung einer bestimmten psychischen

Zuständlichkeit, die vielleicht schon qualitativ gefärbten Lust- oder Unlustwert hat. Dies ist der eigentümliche Wert des Farbenphänomens, durch das es dem Tonphänomen so ähnlich ist. Farbe und Ton sind, in konkretem Sinne des Wortes, Materie des ästhetischen oder des Objekts der Natur, wozu im Gegensatz alles übrige als Form steht. Die Verbindung der einzelnen Töne nach irgendwelchen Gesetzen der harmonischen Folge oder der Rhythmik steht schon auf derselben Stufe wie die Form im Gebiet des Gesichtssinnes. Der einzelne Ton liegt wie die einzelne Farbe auf der psychischen Zuständlichkeitssphäre [1]).

Wenn man die, wie ich glaube, berechtigte Scheidung des Seelenlebens machen will in diese beiden Sphären, in die Sphäre der Zuständlichkeit und in die des darüber hingehenden Gedanken- und Willenslebens, so ist es auch wichtig, festzustellen, an welche dieser beiden Sphären sich zunächst die Elemente der Gegenstände wenden, die unser intellektuelles oder unser ästhetisch wertendes Bewußtsein erfüllen.

Wir hatten bestimmt, daß die Farbe sich zunächst rein an die Zuständlichkeit wendet.

Von den meisten Ästhetikern wird Zuständlichkeit gleich Stimmung gesetzt (vgl. Lipps, Ästhetik. I. S. 443 ff.); Stimmungsgefühl ist eine Zuständlichkeit, die uns in einem bestimmten Gefühl, dem die Bezogenheit auf einen bestimmten Gegenstand fehlt, zum Bewußtsein kommt. In diesem Sinne nennt Volkelt »Stimmung in engerem Sinne« die Zuständlichkeit, die das Erblicken von Farbenzusammenstellungen z. B. erregt [2]). Ich möchte noch eine Unterscheidung zwischen Stimmung und einfacher Zuständlichkeit machen. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen der

1) Lipps betont das Gemeinsame, das im Ton- und im Farbenphänomen liegt und das sich ausspricht in gewissen gemeinsamen Bezeichnungen von Gefühlstönen, die diese Phänomene bezeichnen, so wenn man von einer hellen Farbe und von einem hellen Ton z. B. spricht. Das Gemeinsame gewisser psychischer Reaktionen auf beide Phänomene möchte ich darin finden, daß beide Phänomene, noch frei von Assoziationen, sich rein an die psychische Zuständlichkeit wenden; erst hieran dürfte sich dann die Hypothese schließen, daß die Art der Erregung dieser Zuständlichkeit einen gleichen Rhythmus besitzen muß, wenn sie gleiche ursprüngliche Gefühle erregt.

2) Die einzelne Farbe ist ein Gegenstand der Lust, in der Farbenkombination bezieht sich das Gefühl nicht in dieser Weise auf einen Gegenstand, sondern auf eine durch das Zusammenwirken von Gegenständen verursachte Zuständlichkeit.

Fläche unserer seelischen Zuständlichkeit und dem Verlauf unseres Willens- und Gedankenlebens. Letzteres beeinflußt in jedem Moment unsere Zuständlichkeit so gut wie jedes Objekt der äußeren Welt oder jede körperliche Empfindung. Unsere Zuständlichkeit aber beeinflußt ihrerseits den Rhythmus und den Ablauf des höheren seelischen Lebens. Das Gefühl von Wertgrad und Konzentrationsgrad unseres Selbst oder Ich, dessen wir uns bewußt werden, als verursacht durch das Zusammenwirken von unserer Zuständlichkeit und der durch sie verursachten Färbung und Rhythmik unseres Gedankenlebens, dies aus komplizierteren Momenten entstandene Gefühl möchte ich Stimmungsgefühl nennen. Es unterscheidet sich also von dem einfachen Zuständlichkeitsgefühl, das wir ja auch oft für sich bestehend haben können dadurch, daß es ein komplexeres Gefühl von höherem Inhalt ist, dem allerdings die Bezogenheit auf einen bestimmten Gegenstand fehlt. Dies Stimmungsgefühl ist zu unterscheiden von der Stimmung, die objektiv an Gegenständen der Natur oder der Kunst haftet[1]).

Zwischen diesem direkten Faktor und der psychischen Zuständlichkeit des Menschen besteht also, nach obigem, immer die Beziehung einer einfachen und unvermittelten Einwirkung des ersteren auf die letztere. Die Grundlage der Stimmungen, die objektiv in den Farbenerscheinungen liegen können, ist der direkte Faktor ihrer Wirksamkeit.

Es fragt sich nun: Ist die Erhebung des Zuständlichkeitsgefühls in das Stimmungsgefühl n u r gegeben durch gefühlsmäßige oder gedankliche Assoziationen, oder liegt im direkten Faktor der Farbenerscheinungen selbst schon ein Moment, das Stimmungsleben zu erzeugen fähig ist? —

Zweitens ist zu untersuchen, ob die Farbenerscheinungen auf Grund eines möglichen, rein gefühlsmäßigen Stimmungsmoments schon ihren Wert als ästhetische Elementargefühle erhalten oder erst durch die hinzutretenden assoziativen Momente.

Drittens ist die Art der Assoziation und die der Einfühlung in bezug auf die Farbenerscheinungen zu untersuchen.

---

1) Das Verhältnis von Stimmungsgefühl und objektiver Stimmung ist als Frage der Einfühlung zu behandeln.

II. Teil.

1) Bestimmung der Wirkungsart und des Wirkungsumfanges des direkten Faktors der Farbenerlebnisse.

a) Soweit es sich um Erregung von Zuständlichkeit handelt.

Ich untersuche zunächst, wie weit man in den Erlebnissen des täglichen Lebens den direkten Faktor der Farbenphänomene als wirksam verfolgen kann. Überall da, wo uns die Farben gegeben sind an Kunstwerken oder an Natureindrücken, dürfte es schwerer sein, eine Analyse der verschiedenen Faktoren vorzunehmen, die ihren psychischen oder ästhetischen Wert bedingen. Da aber, wo sie beziehungslos oder nahezu beziehungslos vorkommen, kann man gewissermaßen den direkten Faktor greifen und seine Bedeutung studieren für das im Fluß befindliche Seelenleben.

Es bieten sich uns im täglichen Leben reine, beziehungslose Farbenerlebnisse dar. Dies ist z. B. der Fall, wenn unser Blick auf die Farbentabelle fällt, wie sie oft im Fenster einer Färberei ausgestellt ist, oder auf die Pigmentfarbenpulver, die in den Glasdosen der Farbenhandlungen zu sehen sind. Ein einfaches, beziehungsloses Farbenerlebnis ist es auch, wenn unser Blick zufällig auf die Farben des Spektralbandes fällt, das durch einen gebrochenen Sonnenstrahl plötzlich auf der Wand oder auf irgendeinem Gegenstand des Zimmers erscheint. Die Farben ausgestellter Stoffe, die Farben an der Kleidung, an Tapeten und Möbeln, ja auch die Farben der Gegenstände des Kunstgewerbes zum großen Teil, wirken hauptsächlich durch ihren direkten Faktor, wenigstens zunächst.

Das heißt, in allen diesen Fällen wirkt die Farbe rein durch ihren Wert als Farbe. Es findet keine derartige Beziehung zwischen der Farbe und dem Gegenstand, der sie trägt, statt, daß die Farbe durch den Gegenstand, an dem sie erscheint, bedingt wäre. Derselbe Stoff, der mich erfreut durch ein leuchtendes Rot, könnte auch grün gefärbt sein, in der Dose des Farbenhändlers könnte anstatt des satten Blau, das mich anzieht, ein ebenso gesättigtes Gelb ausgestellt sein. Ganz losgelöst von irgendwelchem Gegenstand ist das Farbenband des Spektrums, wo ich es sehe.

Auch die Farben und Farbenkombinationen an Gegenständen des Gebrauchs oder des Luxus sind meist nicht gewählt, weil der Gegenstand sie forderte, sondern sie sind gewählt auf Grund ihrer eigenen Wirkungsgesetze. Sie werden daher auch empfunden als selbständige Werte; ja, die Gegenstände des Kunstgewerbes werden sogar sehr oft benutzt, gemäß des selbständigen Wertes, den ihre Farben haben. Ich führe hier die Mutzschen Tonvasen an, die, bei primitivster Form, wirken sollen durch die Art der Farbenverteilung und die Schönheit der Glasur.

Wenn uns in dieser Weise Farbenerlebnisse gegeben sind, so haben sie zunächst immer den Wert der Anregung unserer Zuständlichkeit; der Wechsel farbiger Eindrücke ist, gemäß des psychophysischen Werts jeder Farbe, eine der Ursachen, die unsere Zuständlichkeit immer in einem für den Gesamtablauf unseres Lebens (psychisch so gut wie physisch) günstigen Wechsel erhält. Wir spüren das für unser Gesamtbefinden Günstige der Farbigkeit unserer Umgebung, wenn wir nach Regentagen, an denen Grau die hervorstechendste unserer Gesichtsempfindungen war, uns wie belebt fühlen zunächst nur durch das Neuaufgehen der Empfindung des Bunten und Farbigen.

Diesen selben spezifischen Wert des Bunten empfinden wir auch, wenn wir um die Zeit des Sonnenuntergangs eine Landschaft betrachten, ganz besonders eine Landschaft mit großer Wasserfläche. Im Augenblick, wo die Sonne untergegangen ist, wo noch soviel Helligkeit vorhanden ist, daß jeder Gegenstand genau unterschieden ist, wird der plötzliche Übergang von einer Mannigfaltigkeit von bunten Farben zu einer nahezu gleichmäßigen Gesichtsempfindung von stumpfer grauer oder brauner Farbe geradezu als eine fast körperlich spürbare Abdämpfung des Gesamtzustandes empfunden. Doch ich wollte zusammengesetzte Eindrücke zunächst noch nicht in Betracht ziehen.

Die Anregung unserer Zuständlichkeit wird zunächst immer als Lust erlebt, daher der Lustwert, der jeder bunten Farbe zukommt. Dieser objektive Lustwert ist in seiner subjektiven Wirkung natürlich bestimmt durch die Gesamtlage der psychischen Zuständlichkeit[1]). Wie ist das Lustgefühl zu bestimmen den

1) Siehe Minor, Zeitschrift für Physiol. und Psychol. der Sinnesorgane. Bd. 50. Heft 6.

verschiedenen oben erwähnten einfachen Farbenerlebnissen gegenüber?

Unser Lustgefühl den Farbendarbietungen im Fenster des Farbenladens, dem bunten Papier gegenüber unterscheidet sich von dem Lustgefühl, das bunte Stoffe, und von dem, das das Spektralband hervorruft. Obgleich ich den Lustgefühlen diesen drei Erscheinungen gegenüber noch keine Wesensverschiedenheit (insofern ich das eine als komplexer betrachte als das andere) zugestehen möchte, so unterscheiden sie sich doch ihrer Nuance, ihrer Tiefe nach.

Das plötzliche Erblicken der Farben des Spektralbandes kann einen sehr intensiven Lustwert haben. Es kann unter Umständen durch einen solchen Anblick das Gesamtniveau des Seelenlebens auf eine Stufe gehoben werden, die sich an Regsamkeitswert weit unterscheidet von dem vorhergehenden Zustand. Ich schreibe diesen besonderen Lustwert dem Zusammenwirken von Reinheit des Farbentons und Lichtstärke zu. Die im ersten Teil erwähnten Untersuchungen von Berliner zeigten, einen wie starken Erregungswert die Helligkeit selbst beanspruchen kann.

So lebhaft wird die Wirkung, die die Farben verschiedener Stoffe bieten, selten sein, eben weil hier das eigentümlich Leuchtende und Reine der Spektralfarben fehlt; die physiologische Wirksamkeit ist hier geringer. Es ist in diesem Farbenerlebnis aber mehr Variation, die gegeben ist durch die Beweglichkeit der Farbenträger. Wir erfassen hier keine ganz einheitliche Farbenfläche, auch nicht einheitliche Farbenflächen nebeneinander wie beim Spektrum, sondern wir erfassen eine gewisse Farbenbewegung, die gegeben ist durch ein leichtes Spiel von Hell und Dunkel und durch eine ganz leichte und nahe Bewegung von Farbe zu Farbe[1]. Diese Beweglichkeit unserer Eindrücke hat einen besonderen Wert für unsere Zuständlichkeit; dieselbe wird nicht so stark regsam wie durch die erste Erscheinung, aber sie wird vielseitiger bewegt. Wir erleben demgegenüber unsere Lustgefühle, wie sie durch Flächen bunten Papiers oder durch Flächen von an sich auch ziemlich leuchtenden Farben von Pigmentpulvern (in Farbendosen der Drogerien) unseren Blick treffen, als sehr viel flachere Ge-

---

1) Brücke, Über kleine Farbenintervalle, gegeben in Stoffalten. ›Physiologie der Farben‹. S. 176.

fühle, weil die Eindrücke hier stabil, in sich wenig oder gar nicht bewegt sind. Natürlich gibt es auch auf diesen Flächen Unterschiede in der Lichtstärke und leichte Unterschiede der Nuancen, wir empfinden sie aber nicht so durch die Beweglichkeit der Farbe selbst bedingt, daher mehr als einen selbständigen Eindruck, den unser Gefühl nicht in der Weise mit der Farbe identifiziert, daß er für uns mit das eigentümliche Leben der Farbe ausmacht.

Ein gewisses Leben in der Farbe, hervorgerufen durch ihre eigene Beweglichkeit oder durch die Art der Beleuchtung, unter der sie steht, gehört unbedingt mit dazu, um die Einwirkung der Farbe als lebendig, fast als objektiv persönlich zu empfinden. Wir müssen wenigstens das Spiel des Lichts und der Nuancen als aus der Tiefe der Farbe selbst herauskommend empfinden; darin liegt das Gefühl des Lebens, der Wärme der Farbe. Hierin beruht der Unterschied der matten von den blanken Farben. Bei den matten Farben wird ein Nach-innen-konzentrieren ihrer Wirkung empfunden, bei den blanken liegt das Licht obenauf. Die duffen Farben werden meist als vornehmer oder feiner empfunden, weil sie ein Leben in der Tiefe zu haben scheinen[1]).

Der psychophysische Eigenwert eines Farbentons und der beständige Tonwechsel in allen Farbenerlebnissen des täglichen Lebens, wie er eben durch die Abhängigkeit der Farbe vom Licht gegeben ist, diese beiden Faktoren sind die elementarsten Ursachen des psychischen Werts, den das Farbenphänomen hat, und dieser Wert besteht, um es noch einmal zu wiederholen, wenigstens zu

---

1) Ich möchte hier bemerken, daß auf diesem Unterschied des Lebens und der Bewegung in der Farbe viel Unterschiede im ästhetischen Verhalten sich gründen lassen. Worauf beruht es, daß unsere ästhetische Freude an selbst sehr schönen Imitationen ganz geringwertig ist gegenüber echten Dingen, z. B. an einer polierten Mahagoniplatte gegenüber einer gut imitierten Platte von unechtem Holz? Farbe und Glanz kommen bei einer echten Platte aus einer größeren Tiefe, die innere Farbe und Maserung des Holzes tritt hervor durch die Politur, daher lebt alles zusammen: Farbe, Glanz und innere Struktur des Holzes; in diesem Zusammen liegt ein ganz objektiv gegebenes Leben des Holzes. Selbst bei der besten Imitation geht die Wirkung vielmehr von der Oberfläche aus, daher das Gefühl des Lebens in dem Gegenstande nicht entsteht, in dieser Zusammengehörigkeit steht dann alles an dem Gegenstande: hier die Forderung der Einheit, damit zugleich des Selbständigen und Persönlichen der Teile, das die Grundlage des ästhetischen Genusses ist.

einem großen Teil in der Beweglichkeit oder der Bewegung, die unserer psychischen Zuständlichkeit durch sie erteilt wird [1]).

Diese Beweglichkeit, die uns verursacht wird durch das mehr oder weniger lebendige Farbenspiel innerhalb eines einheitlichen Tons selbst, wirkt selbstverständlich noch mehr beim Fortschreiten von einer Farbennuance zur anderen oder von einem Farbenton zum anderen, wie es ja das Gegebene in unserer Umwelt ist.

Ohne daß über den Rahmen der rein psychophysischen Wirkung der Farben hinausgegangen wird, erweitert sich doch schon hier, bei dem Fortschreiten von Farbe zu Farbe, die Bedeutung der Farbenkonstanten.

Es kommen hier die Gesetze der Apperzeption in Betracht, auch das Gesetz von der psychischen Größe oder Quantität [2]). Ein Vorgang vermag unsere apperzipierende Aufmerksamkeit zu erregen, einmal gemäß der absoluten Stärke seines psychischen Werts, sodann gemäß des Verhältnisses, in dem seine psychische Kraft zu demjenigen anderer zugleich wirkender Vorgänge steht, endlich im Verhältnis als seine psychische Kraft Aufnahmefähigkeit findet in der psychischen Gesamtzuständlichkeit.

Bei der Bewegung unserer Aufmerksamkeit von Farbe zu Farbe werden zunächst die hellen, satten, aktiven Farben ihren Lustwert geltend machen. Unser seelisches Leben steht aber unter dem Gesetz der Ermüdung; die Eindrucksfähigkeit für eine Erscheinung vermindert sich, wenn dieselbe längere Zeit in derselben Weise fortwirkt. Diese Eigentümlichkeit zeigt sich schon bei ganz kurzer Einwirkung eines Reizes in dem remittierenden Verlauf der Empfindungsstärke [3]). Unsere psychische Zuständlichkeit verlangt nach und neben solchen starken Forderungen, wie die aktiven Farben sie darstellen, die Abspannung, die die andere Seite der Farbenphänomene möglich macht, die Reihe der an sich dunklen, zurücktretenden, ruhigen Farben. (Ähnliche Verschiedenheit des Eindrucks geht natürlich auch aus von den verschiedenen Helligkeits- und Sättigungsstufen einer und derselben Farbe.) Gegenüber der

1) Diese Beweglichkeit ist eine ganz andersartige als die fortschreitende, die vorher, bei Auffassung der Form, beschrieben wurde; sie ist in sich zurückkehrend, oszillierend, nicht unser Gedankenleben, aber unseren Zustand beständig beeinflussend.

2) Lipps, Psychische Quantität. Grundriß der Psychologie.

3) Nachgewiesen durch experimentelle Arbeiten von G. F. Aars und Berliner.

Ermüdung, die Erlebnisse aktiver Farben hervorgerufen haben, wird die abspannende Wirkung der passiven Farben ebenfalls als Lust empfunden, wenn auch als Lust von einer anderen Färbung.

Es kommt nun noch dies hinzu, daß eben in dem Maße, als eine Erscheinung die apperzipierende Kraft in Anspruch nimmt, daß eben in diesem Maße die Möglichkeit einer kräftigen Zuwendung zu einer anderen Erscheinung vermindert wird. Alle ruhigen, matten, dunklen, kühlen Farben schaffen dadurch, daß sie die apperzipierende Kraft in geringem Maße in Anspruch nehmen, sozusagen eine seelische Zuständlichkeitsbasis, die die Möglichkeit bietet für die besonders frische und lebhafte Apperzeptionsfähigkeit anderer Erscheinungen, elementarer sowie zusammengesetzter Natur. Hierauf beruht der große Wert, den Farben von an sich geringem elementaren Lustwert, wie z. B. Braun, besonders auch Grau, besitzen.

Goethe, Fechner bemerken die Eigentümlichkeit, daß in der Mode, besonders in der Männerkleidung, die Farbigkeit so sehr zurückgetreten sei gegen die grauen, braunen, schwarzen Farbentöne. Gewiß hängt dies zusammen mit dem größeren Interesse, das man der Persönlichkeit als Ausdruck der bürgerlichen Selbständigkeit und des intensiven Arbeitswillens, wie das 19. Jahrhundert sie schuf, entgegenbrachte. Die Farbigkeit des Anzugs wirkt durch ihren eigenen Wert, und sie nimmt hinweg von der Aufmerksamkeit auf die Persönlichkeit, wie sie sich besonders in den Gesichtszügen ausprägt. Die ruhigen, indifferenten Töne erhöhen durch das Befreien der Apperzeptionsfähigkeit den Eindruck des Wesentlichen, das sie umkleiden.

Ebenso wirken die ruhigen Farben, die Schattentöne innerhalb von Räumen. Alles Helle, alles Aktiv- und Sattfarbige erregt unsere Aufmerksamkeit und fesselt sie stark; alles Dunkle, Matte oder Zurücktretende spannt unsere Aufmerksamkeit ab und macht sie frei für Erlebnisse anderer Art, für Vorgänge im Raum, für die Personen, die in ihm sich bewegen usw. [1]).

Es ist noch zu beachten, daß wir auch in diesen ganz willkürlichen Erlebnissen von Farben und Farbenverhältnissen, wie

---

1) Vielleicht wurde Schwarz die Farbe der Trauer aus dem instinktiven Bedürfnis, im Augenblick großen Schmerzes nicht zu einer Regsamkeit gezwungen zu werden, die der Gesamtlage der Psyche nicht entsprach.

sie das tägliche Leben bietet, schon denselben psychischen Gesetzen unterworfen sind, die als Grundlage für die Anwendung von Farben und Farbenkombinationen in Kunst und Kunstgewerbe maßgebend sein müssen, ich meine die verschiedenen Lustwerte, die das Fortschreiten von Farbenerlebnissen in kleinen Intervallen, in unbestimmten größeren und in den durch die Stellung von Komplementärfarben bestimmten Intervallen hervorbringt[1]).

Ich sehe hier ab von den ganz bestimmten Regeln, wie sie in Kunst und Kunstgewerbe ausgebildet worden sind in bezug auf die Farbenkombinationen, Regeln, die sich gründen auf die vielfältigen Erscheinungen des Kontrasts usw., und möchte hier den Nachdruck darauf legen, daß es sich hierbei nicht nur darum handelt, welche Arten von Kombinationen gefallen, sondern daß jeder Art von Farbenverhältnis, welches gefällt, welchem sich die Apperzeption also mit einer gewissen Kraft zuwendet, doch noch ein sehr verschiedener Wert zukommt in bezug auf die Art der Zuständlichkeitserregung.

Bei dem Fortschreiten von einer Nuance zu einer anderen derselben Farbe, ebenso beim Fortschreiten von einer Farbe zu einer anderen, die ihr im Farbenkreise nahesteht, ist die psychische Bewegung eine mehr um einen Eindruck oszillierende; stehen

---

1) Man hat die Frage danach, ob auch den verschiedenen Farbenkombinationen Konstanten des psychischen Verhaltens entsprechen, vielfach durch das Experiment geprüft. Man hat hier ebensowenig wie bei der Frage nach der Gefühlsbetonung der einzelnen Farben ganz widerspruchslose Resultate gefunden. Im ganzen bestehen die folgenden Regeln, daß Komplementärfarben niemals mißfällig sein können, wenngleich sie nicht unbedingt das Maximum des Gefallens darstellen. Daß sehr kleine Farbenintervalle der Farben des Farbenkreises gefallen, wenn sie in bezug auf Sättigung und Helligkeit sich so zueinander verhalten, daß sie nahezu als Variierungen eines und desselben Farbentons angesehen werden können, daß es Intervalle von mittlerer Entfernung auf dem Farbenkreise gibt, die entschieden mißfällig sind. Mißfällig oder wenig gefällig sind Farbenkombinationen dann, wenn eine Farbe neben der anderen an Wirksamkeit verliert, d. h. wenn sie stumpf wird. (Eine stumpf gewordene Farbe ist nicht zu verwechseln mit einer an sich matten Farbe.) Da es nun unendlich viele Variationen des Farbentons, der Helligkeit oder der Sättigung gibt, die es ermöglichen, daß zwei verschiedene Farben nebeneinander gefällig wirken, auch wenn sie bei gleichen Graden dieser drei Verhältnisse als mißfällige Kombinationen gelten, da auch die Verhältnisse der Verteilung über den Raum mitwirkend sind, so werden sich nur sehr schwer bestimmte Gesetze finden lassen, die maßgebend sind für alle Fälle, in denen Farbenkombinationen in künstlicher oder natürlicher Zusammenstellung wirken.

die Farben weiter auseinander, so ist der Schritt, der in der apperzipierenden Auffassung gemacht wird, ein weiterer, die psychische Regsamkeit in der Auffassung ist hier also größer. Die kleinen Intervalle erregen daher mehr das Gefühl eines einheitlichen oder, besser gesagt, eines einzelnen Eindrucks, und es wird leicht ein Bedürfnis zum Fortschreiten zu anderen Erlebnissen entstehen. Die Zuständlichkeit hat keine sehr stabile Tendenz. —

Sie hat ein größeres Beharrungsvermögen da, wo die Bewegung, der Fortschritt innerhalb des Erlebnisses selbst schon ein größerer ist.

Im ersten Fall haben wir also die Erregung einer nahezu ruhigen Zuständlichkeit, die nicht unbedingt lange befriedigen kann, im zweiten Fall eine in sich reicher bewegte Zuständlichkeit, die meist stärker befriedigt, weil das Erleben in ihr reicher ist.

Diese Verschiedenheit des in sich Abgeschlossenen oder des nicht in sich Abgeschlossenen eines mehrfarbigen Eindrucks, die abhängt von der apperzipierenden Bewegung, die er uns erteilt, ist von großer psychischer und ästhetischer Bedeutung.

Ich wiederhole also, der elementarste und noch ganz beziehungslose Wert der Farbenphänomene im täglichen Leben ist dieser: Jedem Farbenton und jeder Farbennuance kommt ein eigener physiologischer Erregungswert zu, dem irgendwelcher Grad von Lustgefühl entspricht. Jedes dieser Erregungs- und Gefühlsmomente ist wertvoll zunächst rein als ein Moment der Belebung unserer Zuständlichkeit. Wir unterscheiden die Reihe der bunten Farben, in der jede einzelne ihren besonderen Lustwert hat, der im allgemeinen im Rot am stärksten sein wird.

(Das Lustgefühl hat jedem einzelnen dieser Farbenerlebnisse gegenüber selbst eine ganz bestimmte Färbung. Wenn man auch bestimmen kann, daß Farbenton, Lichtstärke und Sättigung in ihrem Zusammenwirken gerade diesen oder jenen Grad von Lustgefühl erregen, so ist damit doch noch nichts darüber gesagt, wieso gerade die eigentümliche Gefühlsfärbung zustande kommt, die z. B. ein sattes Violett erregt oder ein leuchtendes Orange. Diese Färbungen der Gefühle, die den elementaren Seherlebnissen entsprechen, müssen als Ursprüngliches, nicht weiter Zurückführbares genommen werden[1]).

---

1) Ich schließe mich hier Volkelt (Ästhetik, S. 183 f.) und Lipps (Vom Fühlen, Wollen und Denken) an, entgegen Alfr. Lehmann (Die

Neben der Reihe der bunten Farben haben wir die der Schwarz-Weiß-Reihe. Diese sind, wie schon erwähnt wurde, wesentlich unterschieden von der Reihe der bunten Farben dadurch, daß ihnen an sich eine in der Weise charakteristische Gefühlserregung wie den bunten Farben nicht entspricht. Auch folgender Unterschied entspricht den beiden Farbenreihen. Innerhalb jeder bunten Farbe gibt es Grade von Lichtstärke und Sättigung, auf die wir, absolut bezogen auf das reine Phänomen selbst, die Bezeichnung »schön« anwenden. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß wir diese Bezeichnung niemals anwenden, wo uns ein schwarzer, grauer, weißer Farbenton beziehungslos und isoliert gegeben ist. Also damit die elementarste Erregung unseres Schönheitsgefühls stattfindet, soweit Gesichtserlebnisse in Betracht kommen, muß in uns ein charakteristisch gefärbtes Lustgefühl hiernach erweckt werden [1]).

Neben der Weise, wie ich die einzelnen Farbenphänomene erlebe, kommt dann in Betracht die Weise, wie meine psychische Zuständlichkeit erregt oder abgedämpft, meine Aufmerksamkeit befreit oder gefesselt wird durch den Wechsel buntfarbiger und tonfreier Farbenerscheinungen.

So weit ist im täglichen Leben der elementare Wert der Farbenerlebnisse zu bestimmen.

Wir haben gewissen Farbenerlebnissen gegenüber das ausgesprochene Schönheitsgefühl, und zwar, wo sie isoliert vorkommen, besonders den satten und leuchtenden oder auch den hellen Farben gegenüber; andere Farben, die von dunklerem und ruhigerem Charakter sind, erregen auch noch charakteristisch gefärbte Gefühle in uns. Wenn wir im täglichen Leben immer scharf in unseren Bezeichnungen wären, so würden wir sie mehr wohltuend als schön nennen, das ist z. B. ein dunkles Blau, ein dunkles

---

Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens. Leipzig 1892), der nur den Grad der Gegensätze von Lust-Unlust anerkennt und die Färbung der Gefühle nur durch ihnen zugesellte intellektuelle Momente veranlaßt sein läßt.

1) Das Schönheitsgefühl in seiner elementarsten Form würde danach wohl durch die Formel Kants zu bestimmen sein: Es entsteht da, wo ein uninteressiertes, notwendiges und allgemeines Wohlgefallen erregt wird. Mehr als dieses ist in dem einfachen Farbenphänomen nicht gegeben. Notwendig und allgemein darf dann allerdings nicht in apriorischer Bedeutung genommen werden, sondern ist empirisch gegeben durch die psychophysischen Farbenkonstanten.

Violett oder auch ein dunkles Grün. Dabei ist zu beobachten, daß, je wärmer eine Farbe ist, d. h. je mehr das Grün z. B. nach der Seite des Orange hin, das Blau und Violett nach der Seite des Rot hin liegt, um so eher werden wir diese Farben als schön bezeichnen. Schön und lustvoll, bezogen auf elementare Gesichtseindrücke kann also fast identisch gesetzt werden. Alles, was schön ist in dieser elementaren Bedeutung, ist lustvoll, aber lustvoll ist außerdem noch vieles, das das besondere Schönheitsgefühl nicht erweckt.

Es kommen nun die schwarzen, grauen und weißen Töne und das Braun; sie erregen an sich weder Lust noch Unlust, und in diesem indifferenten Charakter liegt ein Ruhemoment, das besondere Bedeutung für Zuständlichkeit und Gefühl erlangen kann.

Im Verhältnis von Farbe zu Farbe verhält es sich so, daß alle jene Farbenzusammenstellungen gefallen, bei denen die Leuchtkraft oder die Sättigung der Farben sich gegenseitig erhöht, oder solche, bei denen eine Farbe ein ganz ruhiges Moment abgibt, von dem eine andere Farbe sich mit besonders charakteristischer Intensität abhebt, ich denke hier an alle jene Verbindungen, wo irgendwelche bunten Farben abgesetzt sind gegen schwarze, graue oder gelbliche Töne. Oder auch jene ganz kleinen Intervalle gefallen, die dem nicht besonders geschulten Auge vorkommen wie ein einheitlicher, nur in Licht und Schatten bewegter Farbeneindruck [1]).

Die elementarste Grundlage des Gefallens oder Mißfallens hier ist die des simultanen Kontrastes. Dieser bewirkt entweder, daß die kombinierten Farben, ohne sonst eine Änderung zu erfahren, jede in ihrem Sättigungsgrade erhöht werden; das ist bei den Komplementärfarben in besonderem Maße der Fall. Bei Farben von geringeren Intervallen bewirkt er ein weiteres Auseinandertreten der Farben nach den Komplementen zu; endlich bei bunten Farben auf neutralem Grunde bewirkt er eine leise Färbung des neutralen Grundes. Es gibt, wie schon betont, unendlich viele Variationen von Licht und Farbenton, unter denen der Kontrast das Verhältnis zweier oder mehrerer Farben zu einem wohlgefälligen oder mißfälligen machen kann. Die Frage, ob diese

1) Ich beziehe mich hier und im folgenden auf die von Brücke angegebenen Regeln, unter denen Farbenkombinationen gefallen.

Erscheinung physiologisch oder rein psychologisch bedingt ist und in letzterem Falle als eine Urteilstäuschung[1]) aufzufassen ist, ist hier nicht zu erörtern. Sie würde hier nur einen Spezialfall eines umfassenderen psychologischen Problems bilden. Wohl aber ist die Frage zu beantworten, worauf bei dem komplizierteren Fall der Farbenverbindungen die Erregung des Lustgefühls sich gründen mag. Lipps (Ästhetik. Bd. I. S. 430 ff.) deduziert die Beantwortung dieser Frage aus dem umfassenderen Gesetz des ästhetischen Wohlgefallens; dieses entsteht da, wo uns Mannigfaltiges in einheitlicher Beziehung gegeben ist. Er formuliert diesen Satz für das Gebiet der mannigfaltigen Farbeneindrücke so: Es muß neben der deutlichen Differenzierung, in der verschiedene Farbeneindrücke auseinandertreten, ein einheitliches Moment vorhanden sein, das um so mehr Lust erweckt, je stärker die Farben in ihrer Differenzierung auseinandergehen. Dies vereinheitlichende Moment kann nicht, wie Lipps betont, in der Erscheinung des simultanen Kontrastes an sich gefunden werden. Die Kontrasterscheinung bestimmt allerdings, welche Farbenverbindungen mehr oder weniger wohlgefällig oder aber mißfällig sind, und den mißfälligen Farbenverbindungen fehlt eben das vereinheitlichende Moment, das Lust erweckt. Das vereinheitlichende Moment selbst aber kann vielleicht darin gefunden werden, daß jede Farbe der neben ihr stehenden etwas zuerteilt von dem Erregungscharakter, der ihr selbst eigen ist. Jede warme Farbe verschiebt den Ton der mit ihr kombinierten Farbe mehr oder weniger je nach ihrem eigenen Sättigungsgrad nach der Seite der warmen Farben hin, umgekehrt jede kalte Farbe; ebenso verändern sich die Sättigungsgrade der Farben gegenseitig. Nur wo eine solche gegenseitige Beeinflussung nicht oder nur in sehr geringem Maße zur Geltung gelangen kann, da erregen Farbenverbindungen Mißfallen oder nur verhältnismäßig geringes Gefallen. Im ersten Fall erscheinen die nebeneinander gestellten Farben stumpf, d. h. je nachdem wir auf sie hinblicken, erscheint eine von den beiden Farben als ganz unwirksam; im zweiten Fall erscheinen die Farben als hart, dieser zweite Fall tritt ein bei den absoluten Komplementärfarben, d. h. in beiden Fällen, jede Farbe besteht ganz für sich und spricht nur zu uns, wenn wir uns ihr zuwenden, da sie uns in einer Weise erregt, die

1) Brücke betrachtet sie unter diesem Gesichtspunkt.

stark verschieden ist von der Weise, in der die andere Farbe uns erregt [1]).

Unser Gefühl den Farbenverbindungen gegenüber ist nun also schon ein ziemlich komplexes. Wir haben das ganz charakteristisch gefärbte Lustgefühl, das jede Farbe uns erregt, wir haben die besondere Anregung unserer Zuständlichkeit, durch das Hin- und Hergehen von einem Farbenerlebnis zum anderen, und wir haben die Festlegung einer bestimmten Schwingungsweite für unsere immer oszillierende Aufmerksamkeit, gegeben durch die Ähnlichkeit des Erregungscharakters beider Farben; nur wo eine solche Fesselung der Aufmerksamkeit besteht, erleben wir das Einheitsgefühl, das Mannigfaltiges zusammenbindet. Wo diese Fesselung fehlt, da erleben wir Einzelheiten, d. h. unserem Gefühls- und Gedankenleben mangelt es an dem Reichtum, der hervorgebracht wird durch Gefühls- und Vorstellungsverbindungen.

Je nach den verschiedenen Verbindungsweisen, die uns in diesen Verhältnissen gegeben sein können, werden wir ein reicheres oder ein ärmeres Gefühlserlebnis haben [2]).

Auch diese Gefühlserlebnisse aber sind an sich von ganz elementarer Natur, insofern sie zunächst noch ganz als im Gebiet der Zuständlichkeit liegend betrachtet werden können.

b) Erregung von Stimmung.

Es fragt sich nun, wie diese rein elementarpsychische Zuständlichkeit sich erhöht zu dem Stimmungsleben, das die Farben zu erzeugen fähig sind.

Entwickelt sich wirkliches Stimmungsleben schon in der Reaktion unserer Psyche auf die allgemeine Buntheit unserer Umgebung oder auf eine hervorstechende Farbe in derselben, oder sind besondere Momente dieser Umgebung zur Erzeugung desselben nötig, oder muß durch die Tätigkeit der Assoziation erst das höhere geistige Leben in Tätigkeit gesetzt werden?

---

1) Ich halte mich für berechtigt, diese Erscheinung zu erklären aus gegenseitigem Annähern des Erregungscharakters, da sich aus früheren Ausführungen ergab, daß Erregungscharakter — Nahcharakter — und Wärmegrad gleichmäßig eine und dieselbe Farbe bestimmen, daß also eine gewisse Abhängigkeit zwischen diesen drei Eigenschaften bestehen muß.

2) Nach Wundt ist das Gefühl Farbenkombinationen gegenüber ein Totalgefühl; es muß bestehend gedacht werden als Resultante aus den drei eben besprochenen Faktoren.

Den reinen beziehungslosen Farbenerlebnissen gegenüber, wie ich sie zuerst schilderte, den Farben bunter Papiere, in Farbendosen, an unverarbeiteten Stoffen usw. werden wir mit größerem oder geringerem Bewußtseinsgrade nur die Erregung unserer Zuständlichkeit erleben; wir werden nicht lange bei ihnen verweilen, eben weil sie in ihrer gänzlichen Beziehungslosigkeit an nichts anderes sich wenden als an unsere Zuständlichkeit. Ein für Farbeneindrücke sehr empfänglicher Mensch wird die starke Erhöhung seines Lebensgefühls, die z. B. eine leuchtende Farbe in ihm erregen kann und an die sich sofort ein regeres psychisches Tätigkeitsgefühl knüpfen wird, eventuell mit besonderer Lust empfinden. Er wird bei dem Grunde dieser Zustandänderung nicht lange verweilen, denn in dem Grunde, so charakteristisch gefärbte Gefühle er im Augenblick auch hervorrief, ist nichts, das ein regeres, erweitertes Interesse in Anspruch nahm. In seinem Fortgehen zu anderen Farbenerlebnissen, das ein ganz zufälliges ist, wird er immer wieder neue Zustandsänderungen erleben von mehr oder minderer Dauer; wenn diese Zustände auch unendlich klein, unendlich kurz sind, so können sie doch in Anschlag gebracht werden als Einwirkungen auf den Rhythmus, in dem sein psychisches Leben dahinfließt. In diesem Hin- und Hergehen zwischen den zufällig erblickten Farben wird er selten das vorher geschilderte Gefühl der wohltuenden Vereinigung von Mannigfaltigem haben.

Der Beziehungslosigkeit dieser einzelnen Farbeneindrücke zu irgendwelcher Bedeutungsvorstellung und auch ihrer Beziehungslosigkeit untereinander entspricht ihre Bedeutung für das psychische Leben. Sie sind wirkende oder wirksame Momente, auf die sich bestimmt gefärbte Elementargefühle beziehen, aber sie werden noch nicht erfaßt als Gegenstände von irgendwelchem tieferen psychischen Inhalt.

Es ist soweit noch das Verhältnis der Farben, wie sie auf Kinder und Ungebildete wirken, vielleicht auch auf den primitiven Menschen. Wo diese ihrerseits Anwendung von Farben zu machen haben, da setzen sie sie auch wieder so beziehungslos nebeneinander und freuen sich nur des Einzeleindrucks.

Von Stimmung kann hier natürlich noch nicht die Rede sein, auch von der Einfühlung irgendwelcher Gefühlserlebnisse in das Objekt würde hier noch nicht die Rede sein können, wenn nicht,

durch andere Beziehungen zustande gekommen, ein solcher Vorgang nun schon einen bestimmten Bedeutungscharakter mit jeder Farbe fest verbunden hätte.

Es ist hier die einfache Reaktion auf bestimmt gefärbte Eindrücke.

Ganz anders verhält es sich in solchen Augenblicken, wo wir uns des besonderen Eindrucks, den irgendeine Farbe auf uns macht, in irgendeiner Weise bewußt werden. In dem Augenblick, wo unser Gefühl willkürlich oder unwillkürlich auf uns selbst gelenkt wird, da beginnt einmal ein Werten unserer Zuständlichkeit um ihres Einflusses auf unser höheres seelisches Leben willen, sodann auch ein Abwägen des Einflusses, unter dem wir uns stehend bemerken. Aus dem Werten unser Zuständlichkeit entsteht das bewußte Streben, in ihr zu verweilen oder von ihr uns abzuwenden, also auch die bewußte Tendenz, bei dem Grunde unserer Zuständlichkeit zu verharren oder ihm uns zu entziehen.

Es entsteht so eine nicht mehr rein gefühlsmäßige Verbindung zwischen dem erregenden Objekt und dem erregten Subjekt, sondern das Gedankenleben ist schon mitbeteiligt. Das erregende Objekt, hier eine bestimmte Farbe, wird in seiner objektiven Wirksamkeit bewußt empfunden; da aus dieser objektiven Wirksamkeit ein Element der subjektiven Stimmung wird und da über diese subjektive Stimmung wertend geurteilt wird, so findet eine Beziehung dieses Werturteils statt auch auf das Objekt, das die Stimmung verursachte, es verschmilzt auf diese Weise gewissermaßen Subjekt und Objekt. Da aber das Objekt mit Bewußtsein empfunden wurde als Erreger der Stimmung, so tritt dieses in solchem Falle dem Subjekt auch wieder selbständig entgegen, nun aber behaftet mit dem Charakter, der der Charakter der eigenen Stimmung ist. Aus der Farbe, die ihre Wirksamkeit so oft ausübte, ohne daß dieselbe bemerkt wurde, ist nun ein Gegenstand mit einer bestimmten Physiognomie geworden. Diese Physiognomie wird sie behalten für den Menschen, für den sie einmal einen solchen bestimmten Stimmungswert erhalten hat, und sie wird immer nach dieser Richtung hin ferner seine Stimmung beeinflussen.

Auf diese Weise geschieht es und ist es vielleicht auch historisch geschehen, daß die Farben von der Stufe, rein physikalische Reize zu sein, heraufrücken zu Gegenständen gewissermaßen mit seelischem Inhalt.

Auf diese Weise erklärt es sich auch, wie sich, trotz des bestimmten Verhältnisses, das besteht zwischen dem psychophysischen Urwert der Farbe und der allgemeinen psychophysischen Natur des Menschen, auch ein individuell gefärbtes Verhältnis zwischen dem einzelnen Menschen und bestimmten Farben sich bildet. Dies letztere hängt ab von den besonderen Momenten, in denen eine bewußt empfundene Stimmung hervorgerufen wurde durch eine bestimmte Farbe.

Auf dem vorher erörterten direkten und experimentell bis zu einem gewissen Grade feststellbaren psychophysischen Verhältnis beruht die Möglichkeit, Normen aufzustellen für den Gebrauch und die Beurteilung von Farben und Farbenkombinationen, und muß beruhen die Entwicklung gewisser allgemein symbolischer Werte der Farben. Was diesen Normen entspricht, kann niemals mißfällig sein, wenn es auch dem Grade nach verschiedenartigen Reizcharakter hat für verschiedene Individuen. Auf dem Verhältnis der bewußten Stimmung zu der Farbe, die sie erregte, beruht die Weite, innerhalb welcher subjektive Schönheits- und Vorzugsurteile gefällt werden und berechtigt sind. Auch diese subjektiven Urteile basieren natürlich bis zu einem gewissen Grade auf jenem direkten Verhältnis, das normativen Wert hat.

Das Entstehen eines solchen Stimmungsverhältnisses des Menschen zur Farbe ist also möglich und denkbar, wie ich zu zeigen suchte, durch die Einwirkung einer ganz beziehungslos gegebenen Farbe in einem solchen Moment, wo wir selbst aufmerksam werden auf das, was in uns vorgeht; wo wir uns freuen über die Ruhe, die über uns kommt durch das Dämmerige einer Raumfarbe z. B. usw. Das heißt: nicht nur seelische Zuständlichkeit, sondern wirkliches Stimmungsleben wird gelegentlich schon erzeugt allein durch den direkten Faktor der Farbeneinwirkungen.

2) Erweiterung der Stimmungswirkung des direkten Faktors durch die objektive Bedeutung der Farbenträger.

a) Farben in der Natur.

Das Stimmungsleben wird sich reicher und leichter entwickeln da, wo der Wert der Farbe mitbestimmt ist durch irgendwelche objektive Bedeutung, welche ihr gegeben ist durch den Ort, an welchem sie erscheint, oder durch den Gegenstand, der sie trägt.

Hier gibt es viele Abstufungen nach dem Reichtum und der Fülle hin, in der bestimmte Stimmungen sich entwickeln können. Ich glaube, daß man hier bestimmte Unterscheidungen machen kann. Die Entwicklung einer Stimmung, wie sie mitgegeben ist durch die Farbeneindrücke der Natur oder durch Gegenstände aus der lebendigen Natur, hat eine andere Färbung als diejenige, die gegeben ist durch die Farbeneindrücke eines geschlossenen Raumes oder durch ein Gemälde, endlich auch durch einen Gegenstand des Kunstgewerbes.

Überall wo uns in der Natur Farbeneindrücke gegeben sind, da erfassen wir in diesen Farbeneindrücken oder durch dieselben noch die reichste Fülle von Beziehungen. Wir erfassen das Leben der Natur selbst in der Art, der Beschaffenheit, der Nuance der Farben. In dem Grün des einzelnen Blattes erfassen wir nicht nur den Zustand von Frische oder von Welkheit des Blattes; wir erfassen auch die Zartheit oder Festigkeit der Gewebe, die ganze Art, wie das Leben gerade in diesem Blatt treibt. Ebenso erfassen wir in dem Grün eines Baumes oder von Baumgruppen die Morgenfrische oder die Mittagshitze des Tages, das Treibende des Frühlings oder die satte Ruhe des Hochsommers. — Im Blau des Himmels erfassen wir, auch wenn wir es nur vom Fenster eines geschlossenen Raumes aus betrachten, die Wärme oder die Leichtigkeit, den Duft der Luft; wir sehen es dem Blau auch an, daß es nicht die Farbe einer kompakten Fläche ist, wir erfassen in ihm das immer Bewegliche der Wolkenschichten und glauben durch das Blau hindurchsehen zu können in den unendlichen Raum.

Unendlich vielfältig und reich können die Beziehungen sein, die jede in der Natur gegebene Farbe uns bietet. Wir erfassen gewissermaßen das ganze Leben, das hinter der Farbe steht, und wir haben eine ganze Fülle persönlicher, körperlicher Erlebnisse, die zusammen mit den Farben gegeben sind (die frische Luft, der Ozonduft und die Kühle z. B., die die Tannennadeln geradezu ausströmen), und die doch nichts mit der physiologischen Einwirkung der Farben selbst zu tun haben. Die Tiefe und der Reichtum an Stimmungen, die wir den Naturfarben gegenüber empfinden können, ist daher gekennzeichnet durch eine besonders starke Inanspruchnahme unseres Gedankenlebens und durch eine starke Beteiligung unserer Körperempfindungen.

Der Breite, in der hier unser Gefühlsleben erregt ist, entspricht

es, daß mehr die Farbigkeit im allgemeinen als der Wert der einzelnen Farben mit starkem Bewußtsein empfunden werden. Obgleich das letztere natürlich auch der Fall sein kann und oft der Fall ist.

Ich will noch nicht analysieren, in welcher Weise hier eine psychologische Erweiterung der Farbeneinwirkung über den direkten Faktor hinaus zu bestimmen ist, sondern will zunächst das Eigenartige der Stimmung aufsuchen, die gegeben ist durch den farbigen Eindruck eines geschlossenen Raumes. Die Bezeichnungen, die uns hier gegeben sind, sind ganz anderer Art wie die, welche die Naturfarben uns geben. In der Natur sind die Farben feste Bestimmungen der Dinge, an denen sie erscheinen. Die Beziehungen, die uns mit ihnen gegeben sind, sind daher zu ihrem größten Teil ständig fest mit ihnen verknüft.

b) Farben des Raumes.

Demgegenüber kann man es zunächst Zufall nennen, daß wir in einem bestimmten Raume gerade die besondere Verknüpfung der Farben mit den Gegenständen vorfinden, die die besondere Stimmung des Raumes ausmachen. Die Beziehungen, die hier ein vertieftes Stimmungsleben in uns erregen, gehen daher viel entschiedener von der Farbe selbst aus; von derjenigen Farbe, die den Hauptton des Raumes bildet, und von der Art, wie sich die übrigen Farbentöne diesem unterordnen. Je nach der Wirkung hier von Farbe und Farbenkombination fühlen wir uns beruhigt und konzentriert, warm oder kühl angemutet, heiter oder ernst gestimmt. Die Zuständlichkeit, die in uns erregt wird und der wir uns mit Lust oder Unlust hingegeben fühlen, übertragen wir in der Unbestimmtheit unserer psychischen Datierungen auf den Raum, genauer genommen aber auf die Farben, die dem Raum ihr Gepräge geben. Je nachdem ob die Stimmung, die für uns nun in den Farben des Raumes liegt, ein gemäßer Ausdruck für die Bedeutung des Raumes ist oder nicht, je nachdem ist die ihn erfüllende Farbenstimmung für uns von tieferer seelischer, nämlich von gedankenreicherer Beziehung. Eine auf diese Weise hervorgerufene Stimmung kann gegebenenfalls ebenso stark wirken wie eine durch die Farben in der Natur gegebene Stimmung, doch liegt hier eine ganz andere Art der Beziehungen vor, die später analysiert werden soll.

c) Farben in der Kunst.

Ein ähnlicher Unterschied, wie er sich bestimmen läßt zwischen dem Gehalt der Farbenstimmungen, die die Natur uns erweckt, und derjenigen, die ein Raum z. B. uns erweckt, läßt sich auch bestimmen zwischen den Einwirkungen, die die Farben eines Gemäldes oder diejenigen eines kunstgewerblichen Gegenstandes uns erwecken.

Auch bei den Farben eines Gemäldes erfassen wir sofort das ganze hier dargestellte Leben mit, für welches die Farben ein Ausdruck sind. So intensiv wir auch die Farben, und gerade die Farben eines Gemäldes, genießen können, so ist unsere Aufmerksamkeit doch sofort mit in Anspruch genommen durch das, was sie ausdrücken; sie sind in ähnlicher Weise Symbol für das letztere wie die Farben in der Natur, wenn uns mit diesen zwar noch vieles mitgegeben ist, was bei der Betrachtung eines Gemäldes nicht mitgegeben ist, wie unser körperliches Befinden in den verschiedenen Stimmungen der Natur. Ein großer Unterschied aber ist nun dieser. Die Natur ist uns immer als große Einheit gegeben. Wenn wir der Betrachtung der uns umgebenden Natur hingegeben sind, so können wir uns wohl einem kleinen Teil des ganzen Rundbildes, in dem wir uns befinden, besonders hingeben, uns in die intime Stimmung dieses kleinen, durch unsere Aufmerksamkeit herausgehobenen Flecks des Ganzen vertiefen; dieser kleine Teil geht aber so kontinuierlich über in das Ganze, die einheitliche Lichtquelle des Ganzen bringt eine solche Harmonisierung der Farbentöne hervor, dadurch auch einen so stetigen Übergang von Form zu Form, so daß wir doch immer, ohne in eine wesentlich andere Stimmung dadurch zu geraten, aus der Vertiefung in den Teil hinübergleiten in die Betrachtung des großen Ganzen. Wie schon einmal gesagt, geht mit dieser Weite des Eindrucks Hand in Hand eine gewisse Abflachung der intimen Wirkung des Einzelnen. Erst derjenige, der sich an die Wiedergabe eines solchen kleinen Ausschnittes der Natur macht, lernt, eben durch seine Konzentration auf diesen kleinen Fleck, die Fülle und die Art der Farbenstimmungen kennen, die er bietet.

Einen solchen Ausschnitt eines Ganzen bietet ein Gemälde immer. Es bietet, abgesehen von den Körperempfindungen, die

das Sein in der Natur schafft, annähernd einen gleichen Reichtum von gedanklichen Beziehungen, die durch das gegeben sind, was die Farben ausdrücken sollen [1]). Auch hier sind die Farben also Symbole, aber die Verknüpfung von Farbe und Bedeutung ist hier keine so unmittelbare wie in der Natur.

Unabhängig aber von den Bedeutungen, die mit den Farben gegeben sind, ist von großer Wichtigkeit die Sphäre der Stimmung, besser vielleicht die Zuständlichkeit, die die Kombination der Farben hier erregt.

Denn das ist ja das dem Gemälde Eigentümliche, daß es einen Ausschnitt aus der Natur, aus Begebenheiten, oder daß es nur eine einzige Person vorführt. Dieser Ausschnitt steht für sich da, fest abgegrenzt gegen seine Umgebung.

Ist nun an sich schon dadurch, daß die Farbe des Gemäldes erst alles dasjenige an Beziehungen hervorbringen soll, was in der Natur mit der Farbe zugleich gegeben ist, die Farbe selbst von relativ größerer Bedeutung wie bei den Erlebnissen der Natur, so wird von einer Wichtigkeit und Bedeutung, wie sie bei der Natur gar nicht in Frage kommt, die Art der Farbenkombinationen und ihre Einwirkungen auf das Stimmungsleben.

Es ist von Bedeutung, ob die Farbenkomposition in großen Intervallen, bei denen doch noch der Kontrast eine harmonisierende Wirkung ausübt, die Stimmung konzentriert und sie dabei in sich bewegt und reich macht, ob das Vorwiegen vieler kleiner Intervalle die nicht sehr stabile Stimmung leicht über den Rahmen des Bildes hinausleitet; ob z. B. bei einem Porträt die Auswahl nur ganz weniger Farben die Aufmerksamkeit merkwürdig freimacht für die Auffassung des geistigen Gehalts, wobei doch vielleicht die großen Stufen, die die Farben unter sich bilden, die Stimmung gespannt und gefesselt erhalten; ob das Bild vorwiegend kalte oder vorwiegend warme Farben zeigt.

Hier haben wir also, abgesehen von den Bedeutungsbeziehungen, in denen die Farben uns erscheinen, und dem Gedankenleben, das diese in uns erwecken, ein reiches Stimmungsleben, das uns erweckt ist rein durch die Farbigkeit und durch die Verwendung

1) Hier ist, ganz gemäß der Definition der Malerei von Klinger, nicht an das gedacht, was das Bild erzählen soll, sondern einfach an das Leben Art, Wesen, Erscheinungsform), das die Farben ausdrücken sollen.

von Farbenkombinationen. Ich sage hier absichtlich Stimmungsleben, nicht Zuständlichkeit; denn obgleich ich die Wirksamkeit der Farbe hier trenne von der Wirksamkeit ihrer geistigen Bedeutungen, so wirkt die Farbe an sich hier doch nicht allein auf die Zuständlichkeit, denn der Beschauer des Bildes fühlt und weiß, daß die Farbe hier gerade so und nicht anders zusammengestellt ist, weil die durch sie hervorgerufene Stimmung dem Inhalt des Bildes gemäß sein soll. In der rein durch die Farben erregten Zuständlichkeit liegt schon ein Urteil über das Bild nach seinem Stimmungsgehalt hin. Die Zuständlichkeit an sich ist schon beherrscht durch gedankliche Elemente.

d) Farben im Kunstgewerbe.

Noch viel mehr auf die reine Farbe konzentriert ist unsere Aufmerksamkeit beim Erblicken von kunstgewerblichen Gegenständen. Hier gibt es nur Beziehungen auf die Nutzanwendung des Gegenstandes; diese sind uns aber meist nur gegeben durch die Form und die übrige Beschaffenheit des Gegenstandes, die Anwendung der Farbe ist bestimmt durch das Material des Gegenstandes, durch die für die Farbe auszunutzenden Räume, durch die Gesetze der Farbenkombinationen selbst. Da alle höheren gedanklichen Beziehungen, wie sie das Bild z. B. gibt, hier fehlen, so ist die Aufmerksamkeit ganz und gar gefesselt durch den Stimmungsgehalt, der nicht sowohl in den Farben selbst als hauptsächlich in den Farbenkombinationen liegt. Mehr wie in den vorherbesprochenen Fällen wirkt hier die psychophysische Kraft der Farbe selbst, und wenn die Gesetze des Gefallens oder Mißfallens, die, wie wir sahen, gegründet sind auf den Sätzen des Kontrastes, hier irgendwie verletzt werden, so gibt es kein Hinwegleiten über diesen Mangel durch gedankliche Beziehungen oder durch Hinübergleiten in die Harmonien eines größeren Ganzen.

Daher muß die Farbenverteilung auf dem kunstgewerblichen Gegenstande mehr wie in den anderen Fällen den durch die psychophysischen Konstanten und den Kontrastgesetzen gegebenen Gesetzen entsprechen, wenn eine befriedigte Stimmung geschaffen werden soll.

Auch den Farbeneindrücken des kunstgewerblichen Gegenstandes gegenüber spreche ich von Stimmung und nicht nur von

Zuständlichkeit. Denn auch hier wird die Farbenstimmung empfunden als bedingt durch die abgeschlossene und besondere Form des Gegenstandes, es ist daher wertendes oder urteilendes Bewußtsein in dem Genuß derselben[1]).

III. Teil.

1) Bestimmung des geistigen Faktors, der zu dem direkten Faktor hinzutritt.

a) Als schlichte Einfühlung, gegeben durch das Wesen der Farben.

An den eben besprochenen Beispielen ließ sich unterscheiden, objektiv gesprochen, der mehr oder weniger reiche Stimmungsgehalt, der in der Farbigkeit der Gegenstände liegt, auf Grund der Beziehungen, die irgendwie mit den Farben gegeben sind, und jener Stimmungsgehalt, der gegeben ist durch die direkte und beziehungslose Wirksamkeit der Farben und Farbenkombinationen selbst, und der, wie schon betont wurde, besteht in der verschiedenartigen Weise, wie die Regsamkeit unserer Apperzeption hervorgerufen wird. Ich will den durch Beziehungen gegebenen Stimmungswert zunächst ganz allgemein und unbestimmt den assoziativen Faktor von Farbeneindrücken nennen, ohne noch zu untersuchen, wie weit wirklich von assoziativen Vorgängen hierbei die Rede sein kann, und will nun versuchen, die Bedeutung des assoziativen Faktors bei der Wirkung von Farbeneindrücken und sein Verhältnis zum direkten Faktor zu untersuchen. Wie wir sahen, tragen beide Faktoren dazu bei, nicht nur unser Stimmungsleben, sondern auch unser ästhetisches Urteil zu bestimmen.

Seitdem Fechner es mit bewußter Entschiedenheit unternahm, die komplizierteren Gesetze des ästhetischen Verhaltens verständlich werden zu lassen von der Basis der sinnlichen Einwirkung der Objekte aus, ist die Frage eine brennende geblieben, wieviel von dem endgültigen psychischen und ästhetischen Wert (Wert

1) Dies widerspricht nicht einer oben gemachten Bemerkung, daß hier die Farbe nicht bedingt ist durch den Gegenstand. Der Gegenstand könnte auch andere Farben tragen, trägt er aber einmal diese Farben, so sind sie in der Art ihrer Verwendung allerdings mitbestimmt durch Form und Art des Gegenstandes.

hier in dem allgemeinen Sinn der Bestimmtheit zu nehmen), den ein Objekt der Wahrnehmung erlangt, auf der Einwirkung der sinnlichen Komponente beruht, wieviel auf der assoziativen Verknüpfung gefühlsmäßiger und gedanklicher Elemente mit dieser sinnlichen Komponente.

Daß irgendein sinnlicher Eindruck erst zu einem geistigen Wertgegenstand wird für ein psychisches Individuum durch irgendwelche Verbindungen anderer als rein sinnlicher Elemente mit dem sinnlichen Eindruck, steht fest. Seitdem nun Fechner alle diese anderen Elemente unter den Begriff der Assoziation subsumierte, haben sich immer wieder verschiedene Fragestellungen ergeben: Wie ist das Gebiet der Assoziation überhaupt zu fassen? Ist unter den Begriff der Assoziation alles das mit einzurechnen, was unmittelbar mit dem sinnlichen Eindruck mitgegeben ist, wofür der sinnliche Eindruck gewissermaßen Symbol ist? (Fechner rechnet alles dieses mit zu den Assoziationen, er zieht aber auch hinzu alles, was durch Entstehung fernerer gedanklicher Beziehungen gegeben ist und zieht beide Arten der von ihm gleichmäßig so benannten Assoziationen zusammen unter der Bezeichnung der »geistigen Farbe« eines Objekts.)

Ist, wie z. B. Volkelt es will, zu unterscheiden zwischen der Tätigkeit der Einfühlung, die den sinnlichen Eindruck des Objekts vertieft und bereichert, um alles dasjenige, was uns unmittelbar gedanklich mit ihm verknüpft erscheint, und die zugleich Gefühlsreproduktionen der verschiedensten Art entstehen läßt, und der assoziativen Tätigkeit, die unser Interesse an dem Gegenstand erweitert, oder hat man mit Lipps die Heranziehung irgendwelcher assoziativer Faktoren überhaupt abzulehnen und die Entstehung der psychischen und ästhetischen Bedeutung eines Objekts zu erklären nur aus einer besonderen Modifikation der sogenannten einfühlenden Tätigkeit, der von Lipps so benannten symbolischen Relation?

Diese Fragen kommen zunächst und hauptsächlich in Hinsicht auf das ästhetische Objekt in Betracht; sie müssen aber auch geklärt werden in Hinsicht der Elemente der ästhetischen Objekte.

Ich hatte zu zeigen versucht, daß die sinnliche Komponente der einzelnen Farbenerlebnisse schon von ziemlich weitgehender Bedeutung ist für die Regsamkeit, in der sich das Seelenleben

abspielt; daß die Art dieser Regsamkeit von fundamentaler Bedeutung ist für alles, was sich an geistiger Tätigkeit aufbaut auf der Basis des seelischen Zustandslebens. (Ich erwähnte schon früher, daß das umgekehrte Verhältnis von derselben Bedeutung ist; hier kommt aber in erster Linie der Weg von unten nach oben in Betracht.)

In dem Augenblick nun, in dem sich unser Zustandsleben zum Stimmungsleben erhöht dadurch, daß wir uns unserer Zuständlichkeit wertend bewußt werden, in diesem Augenblick wird die Farbenerscheinung mehr als ein sinnlicher Faktor. Ich hatte versucht, darzutun, daß diese Veränderung eintreten kann auch solchen Farbenerlebnissen gegenüber, bei denen assoziative Beziehungen als nicht vorhanden gedacht werden können. (Eine absolute Abwesenheit solcher Beziehungen ist wohl beim erwachsenen Kulturmenschen ein unmöglicher Fall.)

Fehlt nun solchen Farbenerlebnissen gegenüber dieser Faktor der geistigen Beziehungen, so fehlt ihnen darum doch nicht ein geistiger Faktor, denn in der Verschmelzung von Subjekt und Objekt, wie sie hier vor sich geht, durch die nicht weiter zurückführbare Tatsache, daß ich die Stimmung, die das Objekt, hier eine einfache Farbe, in mir erregt, in dem Objekt liegend sehe, in diesem Vorgang wird das erschaute Objekt aus einer sinnlichen Reizwirkung zu einem Gegenstand mit Inhalt, und zwar mit seelischem oder geistigem Inhalt. Man kann hier von der elementarsten und reinsten Form der Einfühlung sprechen. Es ist nicht so wie bei der Einfühlung in die menschliche Gestalt, wo in dieser Gestalt ein selbständig geistig-seelisches Leben liegt, dessen spontanes Verstehen gewissermaßen ein Parallelvorgang ist zu der Entfaltung meines eigenen inneren Lebens, sondern die Farbe an sich als Phänomen ist wirklich nichts anderes als das Sehding, das meinen Sinn erregt. Die geistige Physiognomie, die sie erhält auf Grund der Stimmungen, die sie in mir erweckt, der Blick, mit dem sie mich ansieht als ernst oder heiter, als flach oder tief usw., ist hier absolut von mir eingefühlt, und für diese Einfühlung bedarf es noch keinerlei assoziativer gedanklicher Beziehungen.

Es fragt sich hier nun, ob in diese schlichte Einfühlung den beziehungslos gegebenen Farbenerlebnissen gegenüber auch reproduzierte Gefühle und Empfindungen, besonders reproduzierte

Organempfindungen eingehen. Volkelt[1]) nimmt an, daß die Stimmungseinfühlung, besonders in Farben, hauptsächlich durch das Mittelglied solcher reproduzierter Organempfindungen vor sich geht, wie z. B. der Temperaturempfindungen und der Tastempfindungen.

Allerdings fühlen wir ja in die Farben nicht nur solche seelische Stimmungen ein wie Ernst oder Heiterkeit, Lebhaftigkeit oder Trübe und ähnliches. Die Farben erscheinen uns auch weich oder hart, stumpf oder glühend und, wie schon erwähnt, warm oder kalt z. B. Etwas anders verhält es sich aber doch mit der Einfühlung psychischer Stimmungen in die Farben als mit der sogenannten Einfühlung reproduzierter Organempfindungen. Ich möchte hier eine Unterscheidung machen zwischen denjenigen Farbenerlebnissen, die wir haben auf Grund der wesentlichen Eigenschaften der Farben, und solchen, die wir erleben auf Grund von Bestimmtheiten der Farben, wie sie gegeben sind nicht durch das Wesen der Farben, sondern durch die Art, wie sie erscheinen, durch das Material, an dem sie haften.

Zum Wesen der Farben gehören die Eigenschaften Farbenton, Sättigung und Helligkeit, ja sie machen das Wesen derselben aus. Diese sind es nun zunächst und hauptsächlich, die unser Gefühl bestimmen und daher unsere ursprünglichsten Akte der Einfühlung hervorrufen. Diese ursprünglichsten Akte der Einfühlung bestehen in der Einfühlung rein seelischer Stimmungen wie Heiterkeit, Ernst, Trübe usw.

Die Eigenschaften der Farben, die wir als warm oder kalt bezeichnen, sind ebenfalls ganz bestimmt gegeben mit dem Farbenton. Wir sahen schon, je näher dem Rot eine Farbe steht oder je mehr Rot einer Farbe beigemischt ist, um so wärmer erscheint sie uns. Die Ordnung der Farben nach ihren Wärmegraden ließ sich gleichsetzen ihrer Ordnung gemäß ihrem physiologischen Erregungscharakter. Die Eigenschaften warm oder kalt sind also auch noch ganz und gar gegründet in dem Wesen der Wirkungsweise der Farben. Diese Wirkungsweise wendet sich aber, möchte ich behaupten, unmittelbar an unsere psychische Zuständlichkeit. So wenig wie wir eine Körperempfindung haben beim Sehen, so

---

1) Die Bedeutung der niederen Empfindungen für die ästhetische Einfühlung. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 32.

wenig, meine ich, haben wir eine Körperempfindung, wenn der reine Farbencharakter, unabhängig von dem Eindruck des Materials, an dem er uns erscheint, psychische Zuständlichkeiten in der Art von qualitativ gefärbten Lust- oder Unlustgefühlen in uns auslöst. Zu diesen ursprünglichen, qualitativ gefärbten Lust- oder Unlustgefühlen gehören aber auch jene Gefühle, die wir mit kalt oder warm bezeichnen. Wir bezeichnen allerdings mit ihnen keine seelische Stimmung. Genau genommen bezeichnen wir mit ihnen den bestimmten Erregungscharakter, den eine Farbe hat, der uns zum Bewußtsein kommt in den besonders gearteten Lust- oder Unlustgefühlen; es ist eine Zuständlichkeit, die wir insofern einfühlen in die Farbe, als wir sie nicht zu erleben glauben als Wirksamkeit der Farbe, sondern als eine ihr innewohnende Eigenschaft. Auch diese Art der Einfühlung, die noch zur schlichten Einfühlung zu rechnen ist, geht meines Erachtens vor sich ohne irgendwelche Mithilfe von reproduzierten Organempfindungen.

Wir bezeichnen auch das Wesen eines Menschen als warm oder kalt. Wir nennen die Art, wie ein Rassepferd sich gebärdet, feurig. Diese Bezeichnungen kommen uns doch auch nicht auf Grund von Anklängen an Temperaturempfindungen. Umgekehrt scheint es mir zu sein, weil wir in die rätselhafte und unruhige Bewegung einer Flamme etwas Seelisches hineinfühlen, so etwas wie eine bewegte und empfindende Seele, daher nehmen wir das Bild der Flamme, das Wissen von der ihr innewohnenden Wärme, um das Seelische seinem Lebendigkeitsgrade nach in lebenden Wesen zu beschreiben. Das ist kein Analogieschluß, es ist auch kein assoziativer Vorgang in irgendwelchem äußerlichen und losen Sinne, sondern die Bezeichnungen warm, feurig, wo oder wie wir ihren Sinn auch kennen gelernt haben mögen, haben für uns einen ganz bestimmten auch geistigen Gehalt bekommen, neben ihrem konkreten Gehalt, und dieser geistige Sinn, der eben einen psychischen Zustand und nicht mehr einen konkreten Temperaturzustand bezeichnet, wird in uns geweckt dann, wenn wir ein Gefühlserlebnis[1]) haben von eigenartiger Erregungsweise. Solche Gefühlserlebnisse finden nun statt unter dem Einfluß warmer oder kalter Farben.

1) Der ursprüngliche Vorgang, das Entstehen sinnbildlicher Bedeutungen von Worten, ist jedenfalls ein Vorgang, der rein auf Gefühls- und Gedankenassoziationen beruht. Es wäre vielleicht eine Aufgabe der Sprachforschung,

Es kann also meiner Ansicht nach eine Einfühlung psychischen Lebens in die Farben, auf Grund der Wesenheit der Farben als Seherlebnisse, ohne assoziative Mitwirkung, wie früher schon gezeigt, aber auch ohne reproduzierte Empfindungen in hohem Maße vor sich gehen.

b) Einfühlung mit Hilfe reproduzierter Organempfindungen.

Wenn etwas an unseren Farbenerlebnissen uns veranlaßt, den Farben solche Eigenschaften beizulegen wie hart oder weich, spitz oder stumpf usw., so stehen wir schon nicht mehr unter dem Einfluß der reinen Farbenwirkung, sondern wir erfassen in oder mit der Farbe schon das Material, an welchem sie haftet, denn durch dies Material sind diese Eigenschaften bestimmt. Die Beschaffenheit des Materials kennen wir ursprünglich nur durch den Tastsinn. Wenn wir nun durch die Art, wie uns Farben gegeben sind, das Material, an dem sie haften, mit erfassen, oder wenn uns diese Miterfassung des Materials nicht bewußt ist und wir nur Eigenschaften der Farben zu empfinden meinen, die doch durch das Material gegebene Bestimmungen sind, endlich auch, wo uns Farben diese Eigenschaften, unabhängig von dem Material, an dem sie haften, zeigen, wie es ja auch durch die Technik des Auftragens von Pigmentfarben vorkommen kann, da können allerdings reproduzierte Tastempfindungen eine Rolle spielen. Ich glaube aber, je mehr wir tatsächlich selbständiges Leben hineinfühlen in die Farben, um so mehr werden diese leiblichen reproduzierten Gefühle zurücktreten und uns unbewußt sein. Die Idee der Eigenschaft tritt dann an Stelle der körperlichen Empfindung, die uns allerdings diese Idee erst vermittelt hat.

Es kann also eine Farbe durch ihre[1]) wesentlichen, sowie weniger[2]) wesentlichen Bestimmtheiten, noch ohne Beziehungen zu Objekten, eine fest umzeichnete Stimmung in mir auslösen, vielleicht mit Hilfe leiser Anklänge reproduzierter Organempfindungen,

---

hier assoziative Vorgänge aufzudecken. Nachdem ein Wort einmal neben seiner konkreten Bedeutung eine oder verschiedene sinnbildliche Bedeutungen erlangt hat, können diese durch irgendwelche psychische Vorgänge erweckt werden, ohne daß Gedanken oder Gefühl erst hindurchgehen müssen durch die konkrete Bedeutung.

1) Farbenton, Sättigungs-, Helligkeitsgrad.

2) Art der Erscheinung, auf Grund des Materials, an dem sie haftet.

im übrigen aber noch ohne jede Beimischung entfernterer assoziativer Vorgänge. Indem ich die in mir erzeugte Stimmung herauszulesen glaube aus der Farbe selbst, wird diese zum Träger der Stimmung. Dieses Liegen der Stimmung in der Farbe ist ein so nahes Verknüpftsein, man könnte fast sagen, ein so Identisches von »Farbe-sein« und »Farbencharakter sein«, daß ich hier noch nicht den Ausdruck gebrauchen möchte, die Farbe ist Symbol für das in sie Eingefühlte; sie ist nicht Symbol dafür, sondern sie ist uns das, was wir in sie einfühlen.

2) Entstehung der symbolischen Bedeutung der Farbe auf Grund der durch Einfühlung erhaltenen Werte.

a) Durch Gefühlsassoziation.

Auf diese Weise hat jede Farbe im Laufe der Zeit ihren bestimmten Charakter bekommen, und dieser ihr anhaftende Charakter hat sie dann zum Symbol werden lassen (in der Bedeutung von Sinnbild) für die verschiedenartigsten menschlichen Gemütszustände und Eigenschaften, so z. B. wenn das Rot als die Farbe der Liebe, das Blau als die Farbe der Treue ziemlich allgemein gilt. Das Moment seelischer Erregung, das in der Liebe, dasjenige seelischer Ruhe, das in der Treue liegt, steht gewiß in Gefühlsverbindung und daraus entspringender Gedankenverbindung mit dem Erregungs- und dem Ruhecharakter der aktivsten und der passivsten Farbe der Farbenreihe.

b) Durch Gedankenassoziation.

Neben dieser Art der Entstehung einer symbolischen Bedeutung der Farben durch Gefühlsassoziation ist jedenfalls auch eine Entstehung solcher symbolischen Bedeutung durch assoziative Gedankenverbindung anzunehmen. Ich rechne hierzu die Gedankenverbindung des Grün mit der Idee der Hoffnung, des Weiß mit der Idee der Reinheit und Unschuld und andere.

Die Ideenverbindung ergibt sich hier so leicht wie dort die Gefühlsverbindung. Es würde eine Arbeit für sich bilden, zu untersuchen, wie weit diese beiden echten Arten der Assoziationen, die erstere Art, die eine Gefühlsassoziation ist, und die zweite Art, die eine Ideenassoziation ist, gleichmäßig auftreten bei verschiedenen Völkern, sodann auch, ob ihre Entstehung an bestimmte

Zeiten gebunden ist und welchem Wandel im Laufe der Zeiten sie unterworfen sein mögen. Es liegen bis jetzt nur Ansätze zu einer solchen Arbeit vor.

Ich möchte übrigens noch einen Unterschied machen zwischen diesen beiden Arten der Assoziationen. Bei der ersteren ist die Verbindung der Gefühlsvorgänge eine ganz direkte, z. B. das Blau erregt im Menschen Gefühlsweisen, die, in der früher besprochenen Weise, als die Stimmung von Ernst und Ruhe oder Konzentration in die Farbe eingefühlt wurde. Ähnliche Gefühlsweisen werden erregt, wo im Verkehr mit Menschen die Eigenschaft der Treue irgendwie fühlbar wird.

Die gleichen Erregungsvorgänge haben hier ganz direkt dazu geführt, eine symbolische Beziehung zu bilden zwischen der Stimmungsbedeutung der Farbe und der besonderen menschlichen Eigenschaft; man kann hier jedoch nicht sagen: die Treue liegt für mich im Blau. Im Blau liegt für mich die Stimmung des Ernstes usw. Diese ist eingefühlt. Die Bedeutung einer ähnlichen Stimmung, die durch einen anderen Vorgang erregt wurde, ist dann übertragen worden auf die Stimmung, die das Blau erregt, und dieser Übertragungsvorgang ist ein durch Gefühlsassoziation hervorgerufener.

Wenn man das Grün z. B. zur Farbe der Hoffnung machte, so trat hier keine Gefühls-, sondern eine Gedankenverbindung ein, und zwar schoben sich hier verschiedene Glieder ein, ehe die Vorstellung des Grün mit der Vorstellung der Hoffnung sich verband, ungefähr diese Glieder: das Blattgrün, das im Frühling noch die Natur beherrscht mit Ausschluß der anderen bunten Farben, die Hoffnungsfreudigkeit, die das allgemeine Entfalten des Lebens in der Natur erweckt, die Hoffnung auf den Reichtum des Sommers usw.

Die durch solche und ähnliche Assoziationen bereicherte Bedeutung der Farben erweitert das Anwendungsgebiet derselben, die psychische und ästhetische Wirkung derselben an sich wird nicht durch sie vermehrt. Sie sind etwas zu den Farbenerlebnissen Hinzutretendes, etwas, das bei bestimmten Gelegenheiten unwillkürlich hinzugedacht wird zu den Farben, und zwar nicht zu bestimmten Farbenerlebnissen, sondern zu den Abstraktis derselben, zu dem Rot, dem Grün, dem Blau. In dieser Bindung einer Assoziation an das Abstraktum einer Farbe liegt es, daß der psychische und ästhetische Wert des allgemeinen realen

Farbenerlebnisses keine Vermehrung durch dieselbe erfährt. (Bei besonderen Gelegenheiten, wo die Farbe nur als Sinnbild gebraucht wird, da verstärkt sich natürlich ihr psychischer Wert durch ihre sinnbildliche Bedeutung.)

Die Eigentümlichkeit, daß die Farben auf Grund von Assoziationen symbolische Bedeutung erlangen, teilen sie mit vielen anderen Objekten des täglichen Lebens und der Kunst. Indem ich für die Farben die Verstärkung der psychischen und ästhetischen Wirkung durch solche Assoziationen ablehne, spreche ich kein Urteil aus über die Bedeutung der Assoziationen hinsichtlich der psychischen und ästhetischen Wirkung von ästhetischen Objekten überhaupt. Hier dürfte auf Grund des Unterschieds von Element und Form auch ein Unterschied hinsichtlich der Bedeutung der Assoziationen vorhanden sein.

3) Modifikation der Gefühlswerte der Farben durch Einfühlung symbolischer Relationen.

Symbol in einem anderen, in einem näheren Sinn, nicht im Sinne des Ausdrucks für etwas, sondern des Anzeichens von etwas ist die Farbe überall da, wo sie uns gegeben ist an Objekten der Natur, und in der Malerei.

Es ist schon früher besprochen worden, wieviel mitgegeben ist mit der Farbe von Naturobjekten; dieses Mitgegebensein mit der Farbe, dies Erfassen von etwas, das zur Wesenheit des Gegenstandes gehört durch die Farbe, ist die von Lipps so benannte symbolische Relation, die besteht zwischen der Farbe und dem, wofür die Farbe ein Anzeichen ist. Diese symbolische Relation, die übrigens nicht nur an Naturobjekten und an Objekten der Malerei, sondern ebenso an allen Gebrauchsgegenständen sich geltend machen kann, trägt nun allerdings in weitem Maße dazu bei, den psychophysischen oder direkten Wirkungsfaktor der Farben zu verstärken oder auch zu modifizieren.

Es ist öfter gesagt worden, daß die Farbenzusammenstellungen, wie sie in der Natur vorkommen, unser Auge verdorben hätten für die Beurteilung von Kombinationen, die nach den Gesetzen der Kunst und des Kunstgewerbes als wohlgefällig oder mißfällig gelten müssen. Ich glaube, daß man hier zu unterscheiden vergißt zwischen dem Gefühlswert, der durch rein psychophysische

Wirkung der Farben entsteht, und demjenigen, der entsteht als Resultante aus der psychophysischen Einwirkung und Einwirkung der symbolischen Relationen. Ein Beispiel in bezug auf eine einzelne Farbe: eine gewisse Art von Gelbgrün ist rein als Farbe im allgemeinen wenig beliebt. Wenn dieses selbe Gelbgrün dadurch verursacht wird, daß die Sonne durch die Blätter eines Baumes scheint, so wird es wohl ohne Unterschied von jedem Menschen mit Lust angesehen werden. Diese Lust bezieht sich nicht auf die psychophysische Konstante, sie bezieht sich auch nicht allein auf die ganze Situation des Spiels der Sonne durch das Pflanzengewebe hindurch, ihr Gefühlswert ist auch nicht gleich psychophysischer Konstante und Wert der symbolischen Relation, sondern sie ist eine Resultante aus beiden Werten.

Es steht also in bezug auf die Farbe ganz unabhängig neben einander der Wert derselben rein als Farbe und der Wert derselben als echtes Symbol. Da wo die Farben rein als Farben wirken, unterstehen sie, besonders in bezug auf Kombinationen, bestimmten Gesetzen, die abgeleitet sind aus der psychophysischen Konstante derselben. Da wo sie als Symbole wirken, treten diese Gesetze zurück in eben dem Maße, in dem die psychophysische Konstante aufgeht in der Resultante aus Konstante und symbolischer Relation. Beides sind selbständige Tatsachen, von denen keine auf die andere schädigend wirken kann, weil sie verschiedenartigen Gefühlserlebnissen entspringen. An der Verschiedenheit dieser beiden Faktoren, des direkten Faktors und des auf symbolischer Relation beruhenden Faktors, liegt es eben, daß das Gefühl der Schönheit den Naturobjekten, den Objekten der Kunst und den Objekten des Kunstgewerbes gegenüber unter so verschiedener und doch gleichmäßig berechtigter Gesetzmäßigkeit steht.

Mehr als diese beiden eben besprochenen Faktoren lassen sich, meines Erachtens, nicht nachweisen in den Wirkungen, die von den Farben selbst ausgehen; wir haben die psychophysische Kraft der Farbe und die psychische Kraft alles dessen, was unabtrennbar von der Art, wie die Farbe auftritt, mit dieser mitgegeben ist. Was an Zuständlichkeit und an Stimmung in uns hervorgerufen wird durch den direkten Faktor, das fühlen wir ein in die Farbe selbst; gelegentlich fühlen wir in die Farben auch noch die Körperempfindungen ein, die uns hervorgerufen werden durch

die Art der Farben, wie sie durch das Material, an dem sie haften, bedingt ist.

Unser durch die Farben selbst hervorgerufenes Stimmungsleben bereichert und erweitert sich um alles das, was wir an symbolischer Relation eigentlich mehr aus den Farben herausfühlen als in sie hineinfühlen, und dem in weitem Umfang auch ein Wissen zugrunde liegt. Bei diesen Vorgängen ist noch von keinerlei Assoziation die Rede, denn alles, was wir hierbei erleben, das erleben wir durch und mit der Farbe unmittelbar, es liegt alles für uns *in* der Farbe.

4) Bestimmung der Assoziationen als einer nicht mehr elementaren Stufe der Farbenerlebnisse.

Assoziative Vorgänge beginnen nun erst da, wie ich vorher zu zeigen suchte, wo die Farben uns auf Grund der Wirkungen des direkten Faktors und der symbolischen Einfühlung zu Sinnbildern werden. Dies ist aber eine zweite Stufe psychischer Vorgänge, die erst folgt auf die erste Stufe elementarer Wirkungen. Diese psychischen Vorgänge zweiter Stufe können bei Gelegenheit wieder verstärkend wirken auf die psychische Kraft der Farbe (so das Schwarz, da wo es in der Trauerkleidung Symbol der Trauer sein soll); sie kommen aber nicht ganz allgemein als Wirkungen der psychischen Werte der Farben in Betracht. Ebenso verhält es sich mit allen Assoziationen, die noch entfernter mit dem direkten Farbenerlebnis verknüpft sind, so z. B. wenn uns, wie *Fechner* meint, die Farbe der Orange an alle Schönheiten Italiens erinnert. Solche Erinnerungsassoziationen verknüpfen sich mit unzähligen Objekten, sie können sich auch mit Elementargefühlen verknüpfen, sie haben aber allerdings nichts zu tun mit dem ursprünglichen psychischen oder ästhetischen Wert eines Objekts.

Da nun, wo uns Raumfarben Stimmungen erwecken oder wo wir in Raumfarben ein besonderes Stimmungsleben hineinfühlen, könnte man vielleicht glauben, den assoziativen Faktor zur Erklärung heranziehen zu müssen.

Das, was für uns an Stimmung in einem Raum liegt, das ist ja nicht in der Weise mit der Farbe gegeben wie z. B. die Art eines Blattes mit seiner grünen Farbe. Dennoch ist auch dies

viel unmittelbarer mit der Farbe verknüpft als durch assoziativen Vorgang.

Alles, was hier an Stimmung nicht auf Rechnung des direkten Faktors der Farbe kommt, das entsteht doch dadurch, daß wir die Einstimmigkeit erleben zwischen der seelischen Erregung, die uns die Farbe zumutet, und derjenigen, die uns zugemutet wird durch die Bestimmung des Raumes. Dadurch entsteht eine Art symbolischer Relation zwischen der Farbenstimmung des Raums und seiner Bedeutung.

Wenn besondere Erlebnisse in diesem Raum, Erinnerungen an solche gerade dieser ihm eigentümlichen Farbenstimmung einen besonderen Wert für uns verleihen, so ist dies dann allerdings ein assoziativer Vorgang, der aber wieder nicht unmittelbar gegeben ist durch den Stimmungswert der Farbe, selbst in dieser speziellen Anwendung derselben.

Schluß.

Zusammenfassung der Resultate der Arbeit.

Ich fasse nun noch einmal zusammen:

Die Farbe ist das Element alles dessen, was wir durch das Auge erfassen. Sie ist als solches eine Grundlage für unser Erkennen der Dinge, auf Grund ihrer psychophysischen Wirksamkeit einerseits, ihrer Eigenschaft als Symbol (im Sinne von Anzeichen) andererseits ist sie ein Faktor von weitreichender Bedeutung für unser seelisches Leben.

Das allgemeine Bedürfnis nach Farbe, die allgemeine Freude an der Farbe ist begründet in dem Wert, den die Farbe durch ihren direkten Einfluß auf den Ablauf des Seelenlebens erhält.

Dadurch, daß der Mensch sich mit mehr oder minder deutlichem Bewußtsein wertend verhält gegenüber den in ihm erregten seelischen Zuständlichkeiten, beginnt ein verschiedenartiges Werten der psychischen Erlebnisse, die diese Zuständlichkeiten verursachen. Diese psychischen Erlebnisse stehen ihm objektiv gegenüber als die Farben, die er sieht.

Durch schlichte Akte der Einfühlung verlegt er die Stimmungen, die durch seine Farbenerlebnisse ihm entstehen aus dem Ineinandergreifen von Zuständlichkeit und Gedankenleben, in die Farben.

Auf Grund der verschiedenartigen einfachen Lustgefühle, die die Farben erwecken, entstehen die ästhetischen Urteile über sie, die Urteile über Schönheit der Farben und ähnliche. — Durch Einfühlung der Stimmungen entsteht die persönliche Physiognomie, die die Farben erhalten und die sich ausdrückt in solchen Bezeichnungen wie ernst, heiter usw.

Da wo der eigentliche Farbencharakter modifiziert wird durch das Material, an dem die Farbe haftet, können auch gelegentlich reproduzierte Organempfindungen eingefühlt werden in die Farben.

Das Stimmungsleben, das schon hervorgerufen werden kann durch das Wesen der Farbe selbst, ganz unabhängig von irgendwelcher Bedeutung, die die Farbe an ihrem Ort, an ihrem Träger hat, wird bereichert und vertieft durch den Inhalt an Beziehungen, die die Farben durch ihren Ort und ihren Träger erhalten. Die Farben sind hier Symbole, im Sinne von Anzeichen; wenn irgendeine Veränderung vorgeht in dem Wesentlichen des Trägers, so verändert sich auch die Farbe; so ist es bei den Objekten der Natur und vielfach auch bei denen des Kunstgewerbes (z. B. das Dunkelwerden der Farbe von Mahagoniplatten in dem Maße wie das Holz älter und trockener wird), während in der Malerei die Farbe immer einen bestimmten inneren Zustand des dargestellten Trägers repräsentiert. Unserem Erfassen der hier in den Farben liegenden symbolischen Relationen liegt zum großen Teil Erfahrungswissen zugrunde; der Akt des Erfassens geht aber ganz spontan vor sich und ist ein ungeteilter; man darf hier daher nicht von Assoziation sprechen. Will man diesen Akt als einen Akt der Einfühlung bezeichnen, so darf man ihn doch nicht gleichsetzen der Einfühlung bestimmt charakterisierter Stimmungen, wie Ernst, Heiterkeit, in die Farben. Diese liegen tatsächlich in den Farben erst auf Grund meiner Einfühlung in dieselben.

Bei dem zuerst besprochenen Akt aber fühle ich etwas heraus, was tatsächlich unabtrennbar von der Farbe ist; ich verstehe spontan diese tatsächlich vorhandene Beziehung zwischen der Farbe und dem, woran sie erscheint. Eingefühlt ist dann erst meine Wertung dieser Beziehung. Die Einfühlung ist hier nicht mehr eine schlichte, sondern der Akt beruht auf komplizierterer Voraussetzung.

Von dem größeren oder geringeren Umfang der symbolischen Relationen hängt es ab, wie stark die Wirkungsweise des direkten

Faktors der Farben sich geltend macht. Hiervon wieder hängt es ab, wie stark wir verlangen, daß die psychophysisch bedingten Gesetze für Farbenkombinationen eingehalten werden. Unsere Freiheit in bezug auf Gefallen oder Mißfallen gegenüber Farbenzusammenstellungen beruht auf der vielfachen Weise, wie direkter Faktor und symbolischer Faktor miteinander wirken in der Farbenerscheinung.

Das Reich echter Assoziationen beginnt nun erst da, wo die Psyche arbeitet, um es so auszudrücken, mit den Gegenständen, die die Farben ihr geworden sind auf Grund der Akte der schlichten Einfühlung. Auf Grund der Physiognomie, die sie durch diese Akte erlangten, konnten sie nun zu Sinnbildern werden.

Daß aber eine allgemein übliche und allgemein verständliche Farbensprache durch solche Sinnbilder in der Poesie und auch im täglichen Leben üblich werden konnte, ist jedenfalls zunächst begründet durch den objektiven psychophysischen Wert, den jede Farbe hat.

(Eingegangen am 4. Juni 1910.)

Über die Unterschiedsempfindlichkeit im Sehfelde unter dem Einflusse der Aufmerksamkeit.

Von

Otto Lipp (Kiel).

Mit 11 Figuren im Text.

Inhalt.

Einleitung.

Der Ausgangspunkt für diese Arbeit war eine Abhandlung von W. Wirth, »Die Klarheitsgrade der Regionen des Sehfeldes bei verschiedenen Verteilungen der Aufmerksamkeit«[1]. Die Mitteilungen seiner Arbeit sollten in verschiedener Richtung nachgeprüft werden. Zunächst war zu erwägen, ob der Begriff der Aufmerksamkeitsverteilung das psychische Verhalten richtig beschreibt. W. Specht äußert sich in seinem Sammelreferat auf dem III. Kongreß für experimentelle Psychologie über diesen Punkt folgendermaßen[2]: »Wenn ich eine Kreisfläche vor mir habe, und zunächst einen bestimmten Teil dieser Kreisfläche beachte, etwa einen runden Fleck im Zentrum, und dann bei der zweiten Beobachtung den Kreis als Ganzes betrachte, so sagt man unter Analogie mit einem Lichtkegel, die Aufmerksamkeit verteile sich bei der zweiten Beobachtung über die ganze Fläche. Die Auffassung, die man hierbei von der Verteilung der Aufmerksamkeit

1) Wundt, Psychol. Studien. Bd. II. S. 30.

2) W. Specht, »Das pathologische Verhalten der Aufmerksamkeit« in F. Schumann, Bericht über den III. Kongreß für experimentelle Psychologie in Frankfurt a. M. S. 169. Leipzig 1909.

hat, halten wir für falsch. Ihr liegt die Voraussetzung zugrunde, daß bei der Beobachtung des Ganzen die einzelnen Teile, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist oder sich zusammengesetzt denken läßt, Objekte der Aufmerksamkeit seien, und daß eben infolge Verteilung der Aufmerksamkeit den einzelnen Teilen ein geringerer Bewußtseinsgrad zukommt, als in jenem Fall, wo nur ein einziger Teil Objekt der Aufmerksamkeit ist. Daß es so sei, sieht man als selbstverständlich an, ist aber gar nicht selbstverständlich. Wenn ich die Kreisfläche als Ganzes beachte, beachte ich sie als Ganzes. Ich beachte dann die einzelnen Teile überhaupt nicht. Weil ein Dreieck aus drei sich schneidenden Linien besteht, so folgt daraus noch nie, daß, wenn ich das Dreieck beachte, die einzelnen Linien Objekte meiner Aufmerksamkeit sind. Sie können das sein, dann beachte ich die einzelnen Linien und nicht das Dreieck. Das heißt, wenn ich zunächst eine einzige Linie, in einem zweiten Akte das Dreieck beachte, so hat sich die Aufmerksamkeit nicht über die drei Linien verteilt, sondern das Objekt meiner Aufmerksamkeit hat sich geändert. Das schließt natürlich nicht aus, daß man in einem anderen Sinne von einer Verteilung der Aufmerksamkeit sprechen kann.«

Wirth scheint den Begriff der Aufmerksamkeitsverteilung in dem hier abgelehnten Sinne zu gebrauchen. — Seine früheren umfangreichen tachistoskopischen Versuche zur Bestimmung des optischen Bewußtseinsumfanges führten ihn schließlich dazu, als einfachsten Gesamtinhalt ein gleichmäßig helles Gesichtsfeld zu wählen und in diesem »die Schwellen für kurzdauernde Aufhellungen einzelner punktueller Stellen unter verschiedenen Verteilungen der Aufmerksamkeit abzuleiten«[1]). — In seiner früheren Abhandlung »Zur Theorie des Bewußtseinsumfanges und seiner Messung«[2]) waren eingehende Erörterungen der für sein Problem wichtigen theoretischen Fragen vorausgeschickt. Sie behandelten die Untersuchung des Bewußtseinsproblems überhaupt, besonders waren auch die experimentellen Grundlagen kritisch erwogen. Die spezielle Fragestellung in der eingangs genannten Arbeit bedeutete demnach für Wirth nur ein Teilproblem. Durch seine

1) Psychol. Studien. II. S. 32.
2) Philos. Studien. XX. S. 487.

Untersuchungen wollte er Maßzahlen für die Klarheitsgrade der verschiedenen peripheren Regionen im Sehfeld bei verschiedenem Verhalten der Aufmerksamkeit gewinnen. Es bleibt aber fraglich, ob und wie die zum Ausgangspunkt gewählten psychischen Verhaltungsweisen durchführbar und möglich sind. Verschiedene Verteilungen der Aufmerksamkeit, Verteilungen über verschieden große Teile des Sehfeldes werden als einfache und eindeutig zu erledigende Aufgaben angesehen. Daß die willkürliche Lenkung der Aufmerksamkeit auf indirekt gesehene Teile des Sehfeldes möglich ist, wird nicht bezweifelt. Wie weit und mit welchem Erfolge das möglich ist, — darauf wollten die Wirthschen Versuche eine Antwort geben. Dabei blieb die Frage unberücksichtigt, wie die »Verteilung« zustande kommt, wie dabei das Verhalten des Subjekts ist. — Wirth glaubt an den zahlenmäßigen Ergebnissen, an den Maßverhältnissen für die Unterschiedsempfindlichkeit prüfen zu können, wie weit die Aufgabe durchgeführt worden ist. Jedoch im Grunde kann man aus den erhaltenen Maßzahlen nichts über das besondere psychische Verhalten erfahren. Nur die Selbstbeobachtung kann darüber Auskunft geben, ob die Durchführung in vorgeschriebener Weise gelungen ist, wie weit und auf welche Weise sie erreicht wurde. — Zu diesen hauptsächlich theoretischen Bedenken kommt als weiterer Beweggrund zu einer neuen Untersuchung der Frage hinzu, daß auch die quantitativen Ergebnisse der Wirthschen Arbeit nicht ganz befriedigen und vorläufig keine weiteren Schlußfolgerungen zulassen [1]).

Deshalb haben wir in ähnlicher Weise erneut Versuche angestellt, teils um genaueren Aufschluß über den »Verteilungsvorgang der Aufmerksamkeit« zu bekommen, dann um möglichst gesicherte quantitative Ergebnisse zu gewinnen.

---

1) Hierauf ist auch von anderer Seite hingewiesen. Wirth stellte auch selbst eine wiederholte Untersuchung dieser Probleme als sehr wünschenswert hin, da er die zeitraubenden Versuche nur an sich selbst als einziger Versuchsperson vornehmen konnte.

I. Versuchsanordnung und Methode.

Die Entwicklung der Wirthschen Versuchsanordnung kann man in der genannten Arbeit »Zur Theorie des Bewußtseins-

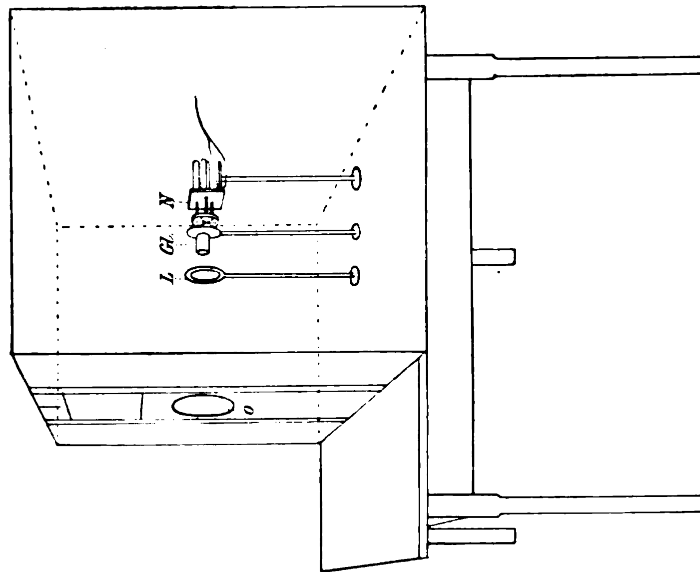
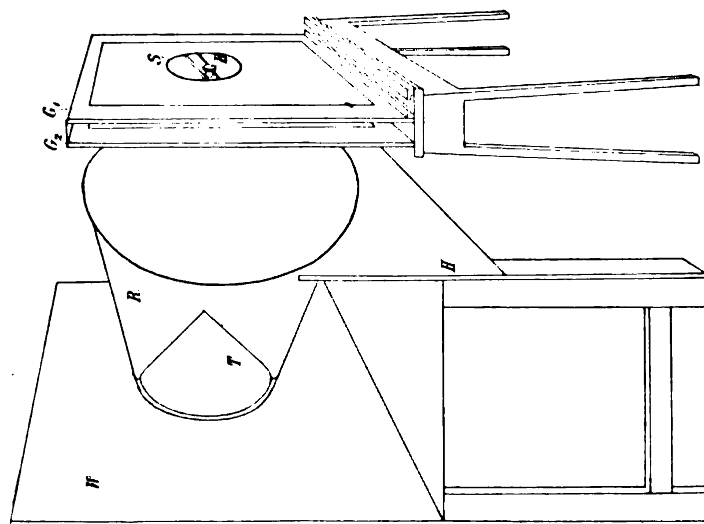


Fig. 1 a.



umfanges und seiner Messung«[1]) verfolgen. Die endgültige Anordnung findet sich in der anderen Arbeit: »Die Klarheitsgrade der Regionen des Sehfeldes bei verschiedenen Verteilungen der

1) Philos. Studien. XX. S. 487.

Aufmerksamkeit« [1]). An die hier geschilderte Versuchseinrichtung lehnt sich die unserige ziemlich eng an. Es wird daher für manche Verhältnisse auf die dort gegebene Beschreibung hingewiesen werden können. Im besonderen sind das Perimeter, der

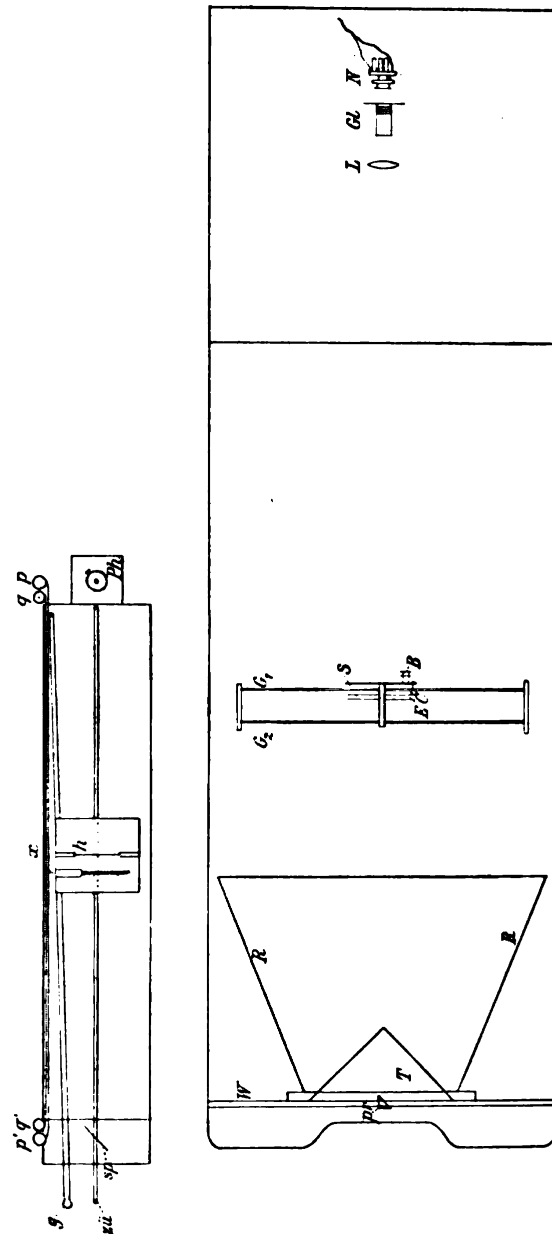


Fig. 1 b.

Reflektor und die Lichtverhältnisse in ähnlicher Weise hergestellt. Anders ist dagegen vor allem die Art der Zuführung und der Abstufung der Zusatzreize und das Auftreten derselben.

1) Psychol. Studien. II. S. 30.

Die Figuren 1 a und 1 b geben einen Überblick über die gesamte Versuchsanordnung.

Ein transparenter Glastrichter *T* von 50 cm Basisdurchmesser und 25 cm Höhe bildet das Gesichtsfeld des Beobachters. Der Trichter ist innen mattiert und außen mit einem dünnen, sorgfältig geklebten weißen Papiertrichter überzogen[1]). Er ruht mit seiner Basis in einem festen Holzkranz auf der Holzwand *W*, vor der der Beobachter seinen Platz hat. Auf diesem Holzkranz ist andererseits der große Reflektor *R* befestigt, ein Kegelstumpfmantel aus festem Blech, der außen geschwärzt und innen sorgfältig mit einer gleichmäßig diffus reflektierenden weißen Lackfarbe gestrichen ist[2]). Zur Unterstützung des Reflektors dient der feste Holzunterbau *H*. — Das Licht liefert eine recht konstant brennende tausendkerzige Nernstlampe *N*, die drei gekreuzte Glühstäbe besitzt. Um das Licht möglichst gleichmäßig zu verteilen, ist unmittelbar vor der Lampe auf einem Stativ ein Eisenrohr aufgestellt, in dem sich — senkrecht zur optischen Achse der ganzen Versuchsanordnung — vier dünne, gleichmäßig mattierte Glimmerplättchen von etwa 3 cm Durchmesser in je 1 mm Abstand befanden (»*Gl*« in der Figur 1). Das vorderste Plättchen bot dann eine gleichmäßig leuchtende Fläche. Ein Diaphragma blendete die seitlichen Lichtstrahlen ab. Etwa 9 cm vor dieser leuchtenden Scheibe befand sich eine große Sammellinse *L*, die das Licht durch die Öffnung *o* des etwa 1 cbm fassenden Lichtkastens hinaus auf die Perimetervorrichtung brachte.

Das direkt auf den Glastrichter *T* fallende Strahlenbündel wurde zurückgehalten durch eine in den Strahlengang eingeschobene Scheibe *S* von etwa 30 cm Durchmesser, die der Einführung der Zusatzreize diente. Der übrige Teil des Lichtes, der an dieser Scheibe vorbeigeht, fällt auf den Reflektor *R* und wird von diesem auf den Trichter *T* geworfen. Die Konstruktion des Reflektors (seines Neigungswinkels und seiner Kantenlänge) ergibt sich aus der Beschreibung und der Figur bei Wirth, a. a. O., S. 36 ff. — Der Glastrichter *T* erhält auf diese Weise eine indirekte gleichmäßige Gesamthelligkeit.

---

1) Der Glastrichter ist nach den Angaben von Wirth von R. Götze (Leipzig) geliefert.

2) Die Farbe heißt Pinorin und stammt aus der Kgl. Lackfabrik G. W. Sikkens & Co. in Groningen, Holland.

Zur Einführung der Zusatzreize dienen folgende Apparatteile. Von der Messingscheibe *S* gibt Figur 2 ein genaues Bild wieder. Die Aufstellung dieser Scheibe durfte nicht mit Hilfe eines schattenwerfenden Statives erfolgen. Deshalb benutzten wir zwei große quadratische Glasscheiben G_1 und G_2 (Figur 1 und 2), die in Holzrahmen eingefaßt, parallel zueinander auf einem senkrecht zur Längsachse des ganzen Aufbaues stehenden Tische ruhten und durch Versteifungen genügend in ihrer Lage gesichert waren.

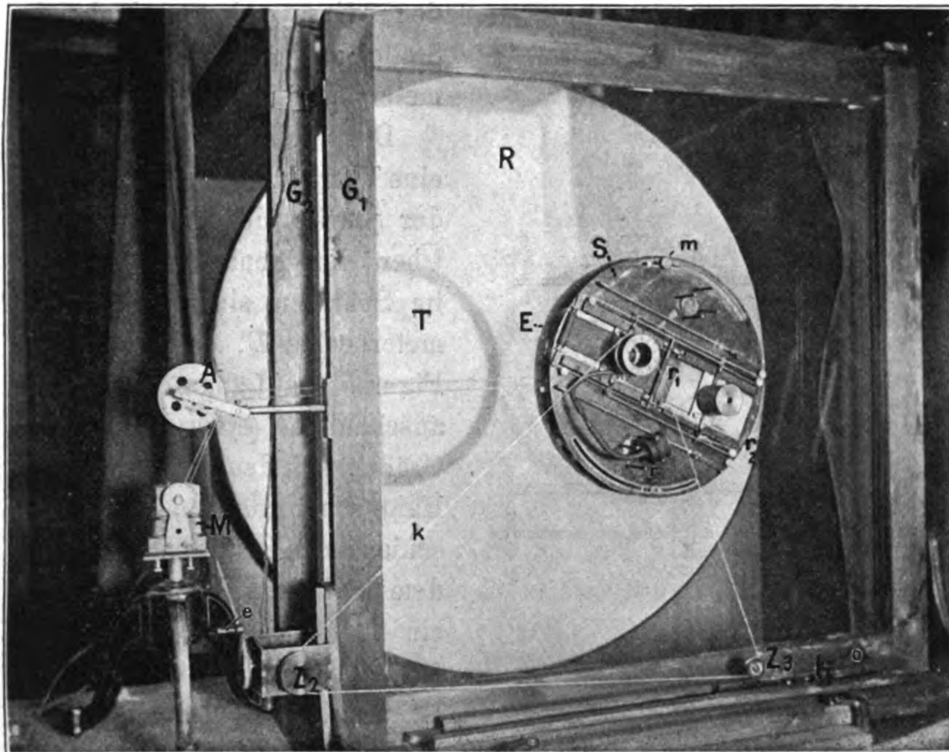


Fig. 2.

Die beiden Glasscheiben waren in der Mitte durchbohrt und mit Lagern versehen, so daß in ihnen die als Rohr verlängerte Achse der Messingscheibe *S* rotieren konnte [1]). Die Scheibe hatte folgendes Aussehen. Von der Mitte bis nahe an den Rand zieht sich ein etwa 2 cm breiter Spalt hin, über den in einer Bahn *a* ein radial verschiebbarer Schlitten *s* hin und hergleiten kann. Der Schlitten

1) Für die hier ausgeführten Versuche hätte eine einzige Spiegelscheibe genügt; es wurden jedoch zwei Scheiben verwendet, um eine weitere Modifikation der Versuche vornehmen zu können.

hat in der Mitte eine runde Öffnung von etwa 2 cm Durchmesser, durch die das direkte Licht frei hindurchfließen kann. Von beiden Seiten des Schlittens aber zieht sich nach der Mitte oder dem Rande hin je ein Rouleau, das sich auf der Rolle r_1 bzw. r_2 auf- oder abwickeln kann, je nach der vom Schlitten gerade eingenommenen Stellung. Hierdurch wird das überflüssige Licht zurückgehalten. Da nun einerseits die ganze Scheibe S in der Achse konzentrisch drehbar ist, andererseits der Schlitten s in seiner radialen Bahn hin und her bewegt werden kann, so läßt sich die den Zusatzreiz freigebende Stelle auf jeden Ort des Perimeters projizieren.

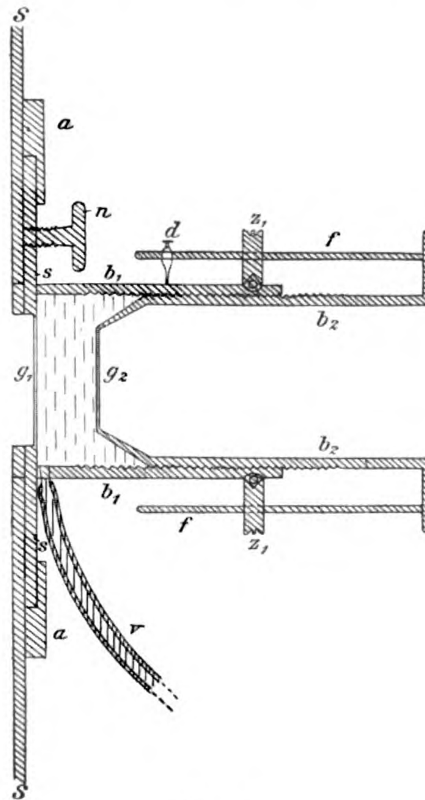


Fig. 3.

Der Schlitten hat ferner eine Vorrichtung zur Variierung der Stärke des Zusatzlichtes. Über der genannten Öffnung im Schlitten sitzt ein Photometerbecher B, den besonders Figur 3 im Längsschnitt veranschaulicht (etwa $^3/_4$ natürl. Größe). S deutet wieder die Hauptscheibe an, a die Gleitschiene des Schlittens s. Auf dem Schlitten sitzt zunächst ein fester Becher b_1, dessen Boden das eingekittete Glas g_1 ist. An der Innenseite trägt der Becher b_1 ein feines Gewinde, in das ein zweiter Becher b_2 hineingeschraubt werden kann, der außen dasselbe Gewinde trägt. Den Boden von b_2 bildet das Glas g_2. Zwischen diesen beiden Bechern befindet sich demnach ein dichter Raum, der mit einer absorbierenden Flüssigkeit gefüllt werden kann. Diese fließt durch eine kleine Öffnung am Grunde zu und steht durch den Schlauch v in Verbindung mit dem Reservoir r (Figur 2), einem elastischen Gummiball, wie er bei pneumatischen Auslösern gebräuchlich ist. Wird nun der bewegliche Becher b_2 weiter in den festen Becher b_1 hineingedreht, so wird die absorbierende Flüssigkeit aus dem

Zwischenraum hinaus und durch den Verbindungsschlauch in den elastischen Ball hineingedrängt. Wird umgekehrt der Raum durch Hinausdrehen von b_2 vergrößert, so drückt der äußere Luftdruck die Flüssigkeit aus dem Ball in den Becher hinein. Je mehr von dieser absorbierenden Flüssigkeit sich in dem Becher befindet, desto mehr wird das Zusatzlicht, das seinen Weg hier hindurch nimmt, geschwächt. Die Abschwächung bzw. Verstärkung des Zusatzreizes kann auf diese Weise ganz gleichmäßig und stetig vorgenommen werden. Die Kontrolle über die Stärke entnimmt man aus der Dicke der Flüssigkeitsschicht, die an der Zahl der Windungen, um die der Becher b_2 hineingedreht ist, abgelesen wird. Die Ganghöhe einer Windung beträgt 0,75 mm, und da außerdem am Rande des Bechers eine Einteilung in Zehntelumdrehungen vorgenommen ist, so ist eine genaue Angabe der Schichtstärke möglich. Wenn die durch die absorbierende Flüssigkeit erreichte Abschwächung des Zusatzreizes nicht genügte, konnte vor dem Becher noch ein Absorptionsglas eingefügt werden.

Als absorbierende Flüssigkeit wurde eine starke Verdünnung chinesischer Tusche gewählt, die wiederholt filtriert worden ist, damit kein fester Niederschlag entstand. Ganz konstant ließ sich jedoch dieses Mittel nicht halten; im Laufe der Zeit zeigten sich dennoch einige feste Bestandteile. Deshalb wurde die Absorptionsstärke mehrfach mit Hilfe eines Polarisationsphotometers bestimmt; außerdem wurde die Flüssigkeit nach Bedarf aus einem größeren Vorrat erneuert. Versuche mit anderen Mitteln, insbesondere Anilinfarben, wurden aufgegeben, da diese keine schwarz-dunkle Flüssigkeit ergaben, sondern immer eine blaue Färbung zeigten. Die angewandte Verdünnung der chinesischen Tusche zeigt einen schwach bräunlichen Ton, der nicht störte.

Unsere Vorrichtung wurde in der Weise geeicht, daß am Polarisationsphotometer bestimmt wurde, wieviel Prozente des maximal durchfallenden Lichtes bei jeder einzelnen Becherstellung (Windungszahl) durchgelassen wurden. Figur 4 gibt eine auf solche Weise erhaltene Absorptionskurve wieder. Wenn dann also bei den Einzelversuchen die Zahl der Windungen abgelesen wurde, um die der Becher herausgedreht war, konnte aus der vorliegenden Absorptionskurve die Reizstärke in Prozenten des maximalen Zusatzreizes angegeben werden.

Das Hinein- und Herausdrehen des Bechers b_1 erfolgt durch Übertragung mittels einer feinen starken Nickelkette ohne Ende (k in Figur 2), deren Glieder im ganzen kaum 1,5 mm breit sind, so daß sie nur einen ganz unbedeutenden, photometrisch nicht feststellbaren Schatten in den Reflektor wirft. Diese Kette läuft zunächst über das Zahnrad z_1 (Figur 3), das als Kranz auf dem festen Becher b_1 befestigt ist und auf einem Kugellager läuft, damit die Drehung möglichst spielend vor sich geht. Der bewegliche Becher b_2 trägt drei einwärts gerichtete Führungsstangen f, die durch entsprechende Öffnungen in dem Zahnradkranze frei hindurchragen.

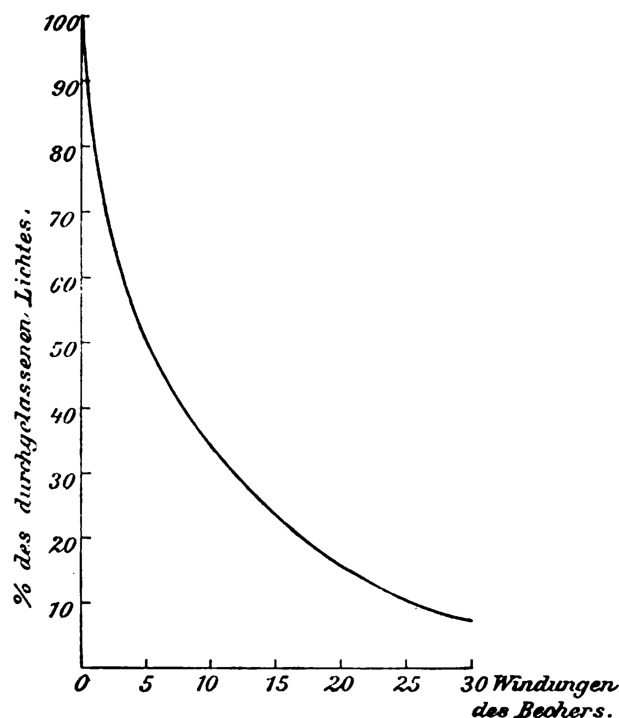


Fig. 4.

(In Figur 3 ist zur besseren Veranschaulichung an beiden Seiten [oben und unten] eine der Stangen f dargestellt; eigentlich müßte die Figur natürlich nur eine Stange wiedergeben, da die drei in einem gleichseitigen Dreiecke stehen.) Wird nun durch Zug an der Kette k dieser Zahnradkranz gedreht, so ist der Becher b_2 durch die Führungsstangen gezwungen, an der Drehung teilzunehmen und sich dabei, da er im Gewinde läuft, hinein- oder herauszudrehen. — An einer der Führungsstangen sitzt ein kleiner Zeiger d, der zum Ablesen der Windungszahl

dient; die Windungen sind deshalb auch an der Außenseite des Bechers b_1 markiert, so daß die Ablesung bequem ausgeführt werden kann[1]).

Die Zugkette k wird nun, wie Figur 2 erkennen läßt, über ein zweites Zahrad z_2 geführt, das an dem Holzrahmen der Glasplatte G_1 befestigt ist. Hier kann nach einer Übertragung durch Kronräder die Drehung der Kurbel e das Laufen der Kette bewirken. Es ist aber noch zu berücksichtigen, daß sich der Becher B in einem verschiedenen Abstand von diesem zweiten Zahnrad befindet, je nach seiner augenblicklichen Stellung auf der Scheibe S und nach der Stellung dieser Scheibe selbst. Um die Kette immer gespannt zu haben, wird sie über ein drittes Rad z_3 geführt, das von einem kleinen Schlitten t getragen wird, der in einer Bahn auf dem Tische hin- und herbewegt werden kann. Dieser Schlitten wird stets so eingestellt, daß die Kette k gespannt ist und im Dreieck über die drei Räder z_1, z_2, z_3 läuft. Eine Schraube o preßt den Schlitten gegen seine Unterlage fest. Ebenso wird übrigens der Schlitten s mit dem Photometerbecher durch eine Schraube n (Figur 3) in seiner Bahn a festgepreßt. Die Beweglichkeit der Hauptscheibe S endlich wird aufgehoben, indem durch einen Spalt in der Peripherie eine Schraube m (Figur 2) in eine Mutter hineingedreht wird, wie sie an mehreren Stellen unter diesem Rande in der Glasscheibe eingegipst sind; auf diese Weise wird S fest angepreßt.

Im Gesichtsfeld wurde eine Anzahl konstanter Stellen als Reizorte benutzt. Zu diesem Zwecke ist, wie bei Wirth, eine Einteilung des Perimeters so vorgenommen, daß die Reizfelder in konzentrischen Regionen um die Mitte und außerdem symmetrisch zu dem horizontalen und vertikalen Meridiane liegen. Für die sich dann ergebende Konstruktion kann auf die Beschreibung von Wirth hingewiesen werden (a. a. O. S. 43 f.). Auf diese Weise ist das ganze Feld in 84 Felder eingeteilt, die zur Orientierung in der Weise bezeichnet sind, wie es Figur 5 angibt. — Die Mitten der um den Fixationspunkt herumlaufenden Ringe liegen in den Abständen: 9,15°; 24,7°; 37,8°; 51,5°; 66,8°; 80,85°. —

1) Ein einfacheres Modell des Photometerbechers wurde auf der Ausstellung des III. Kongresses für experimentelle Psychologie in Frankfurt a. M. gezeigt.

Auf die Mitte dieser einzelnen Felder wurde der Zusatzreiz eingestellt. Größe und Ort der Zusatzreize waren bei **Wirth** dadurch bestimmt, daß ein Stöpseltrichter in den Strahlengang eingeführt war, in dem kleine runde Löcher so ausgestanzt waren, daß bei Freigabe eines Loches der Zusatzreiz in der erwünschten Weise auf ein korrespondierendes Feld des Glastrichters fiel.

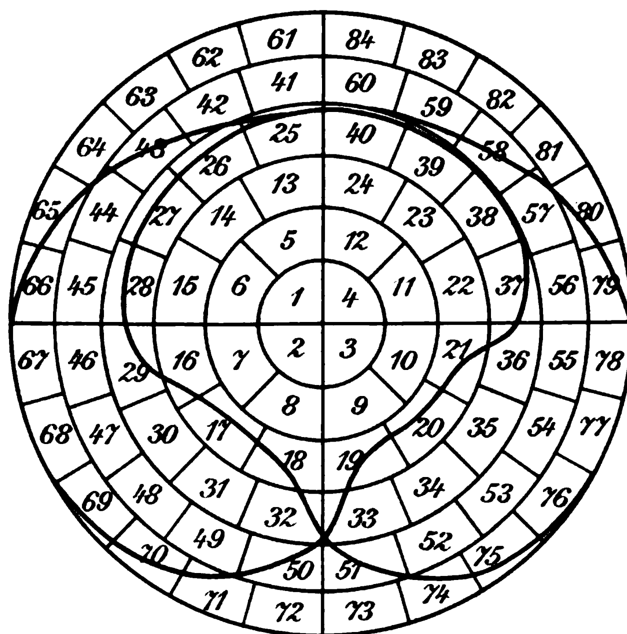


Fig. 5.

Wir haben statt dessen eine einfache schwarze Scheibe C genommen, die, an der Rückseite der ersten Glasscheibe G_1 befestigt, eine entsprechende Anzahl ausgestanzter Löcher trägt (die Scheibe ist nur in Figur 1 b angedeutet). Die Größe der ausgestanzten Löcher müßte eigentlich durch eine genaue Projektion der Perimeterstellen auf diese Scheibe bestimmt werden. Wenn also auf dem Glastrichter in jedem der 84 Einzelfelder ein gleichgroßer kreisrunder Reiz dargeboten werden sollte, dann müßten in dieser Scheibe entsprechende Ellipsen ausgestanzt werden. Zur Vereinfachung jedoch haben wir kleine gleichgroße Kreise genommen; denn die Unterschiede sind nicht sehr bedeutend und dürften bei der gewählten Größe der Reize fast von keinem Einflusse sein. Man vergleiche hierzu auch die Ausführungen von **Wirth**, a. a. O. S. 55 f. Ferner kann auf die neuen Versuche von **Henius** und

Fujita hingewiesen werden[1]). Beide Autoren stellten fest, daß bei größerer Ausdehnung eine Abhängigkeit der Empfindlichkeit von der Reizgröße nicht mehr zu finden ist. Bei der mittleren Helladaptation, die durch unser Perimeter erreicht wurde, und bei der Größe unserer Zusatzreize gelten diese Verhältnisse offenbar auch für unsere Versuchseinrichtung. Die Zusatzreize hatten auf dem Perimeter eine Ausdehnung von etwa 7°.

Um endlich den Zusatzreiz in gleichmäßigen Zeitintervallen darbieten zu können (vgl. S. 331), ist hinter der zuletzt beschriebenen Scheibe C eine langsam rotierende Episkotisterscheibe angebracht. Diese Scheibe E, aus leichtem Aluminium, die den Reiz für je einen Quadranten freigibt und dann wieder zurückhält, ruht auf der Achse der Messingscheibe S zwischen den beiden Glasscheiben G_1 und G_2 (Figur 1 b und 2). Eine dünne Schnur ohne Ende verbindet sie mit einem kleinen Räderwerk A, das am Rande der großen Glasscheibe G_1 sitzt und von dem Motor M getrieben wird (Figur 2). Dieser wird von einem Akkumulator gespeist und durch einen Ruhstratschen Widerstand so reguliert, daß die Episkotisterscheibe E eine bestimmte Umdrehungsgeschwindigkeit erhält (vgl. S. 331). — Das vom Motor verursachte ziemlich gleichmäßige Geräusch wirkt für die Beobachtung nicht störend[2]), sondern hat eher eine Verbesserung der Leistung, eine Erhöhung der Konzentration zur Folge[3]).

Von den erwähnten 84 Reizfeldern fallen eine größere Anzahl nicht mehr in unser Sehfeld, wenn wir die Mitte fixieren und uns mit den Augen in der Perimeterbasis befinden. (Alle Versuche sind binokular angestellt.) So zeigt Figur 5 in den eingezeichneten Kurven die Grenzen meines eigenen Sehfeldes, und zwar für beide Augen getrennt. Man entnimmt der Figur unmittelbar,

---

1) K. Henius, Die Abhängigkeit der Lichtempfindlichkeit von der Flächengröße des Reizobjektes unter den Bedingungen des Tagessehens und des Dämmerungssehens. Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 43. S. 99.

T. Fujita, Versuche über die Lichtempfindlichkeit der Netzhautperipherie unter verschiedenen Umständen. Ebenda. S. 243.

2) Ganz minimale und inkonstante Nebengeräusche können ja leicht eine Ablenkung für den Beobachter bedeuten, weshalb Wirth besonderen Wert darauf legte, sie bei der tachistoskopischen Methode zu vermeiden; vgl. Philos. Studien. XX. S. 596 und Psychol. Studien. III. S. 362.

3) Vgl. Ebbinghaus, Psychologie. I. S. 595; nach amerikanischen experimentellen Versuchen bestätigt.

welche Felder ganz außerhalb des Sehfeldes liegen (besonders die obere und auch die unterste Region), welche Felder nur von einem Auge erreicht werden, und welche binokular betrachtet werden können. Die erste Gruppe dieser Felder fällt für die Untersuchung ganz weg. So habe ich für mich aus dem fünften Ring die oberen Felder 41, 42, 59, 60 fortgelassen und aus dem sechsten Ringe nur vier Felder auf jeder Seite ausgewählt, 65—68 und 77—80; es blieben dann im ganzen 64 Felder. Der sechste Ring liegt so sehr peripher, daß er für die Untersuchungen ganz hätte fortgelassen werden können. Doch schien es interessant, wenigstens an einigen Feldern die Stellung dieser Gegend bei verschiedenen Versuchen kennen zu lernen. Darum wurden 65 und 80 mit hineingezogen, ebenso wie 50 und 51, obwohl, oder zum Teil gerade, weil die Sehfeldgrenze unmittelbar durch sie hindurchgeht. — Für andere Beobachter müssen die Felder natürlich dem individuellen Sehfeld entsprechend ausgewählt werden. So reichte für den Beobachter B. eine bedeutend kleinere Zahl aus, da durch die Lage der Augen das Sehfeld dieses Beobachters stärker eingeengt war; wir begnügen uns bei ihm mit den Feldern 1—24, 27—38.

Bei der Ausführung der Versuche besteht die Arbeit des Experimentators darin, wenn er ein bestimmtes Feld ausgelost hat[1]), den Photometerbecher über das dem betreffenden Felde korrespondierende Loch der Scheibe C zu bringen, damit das Zusatzlicht durch dieses Loch hindurch seinen Weg auf das Perimeterfeld nimmt. Dazu hat er also die ganze Scheibe S in eine entsprechende Lage zu drehen, dann den Schlitten mit dem Becher B in die bestimmte Stellung zu bringen und endlich den Schlitten t so zu verschieben, daß die Zugkette k gespannt ist; im ganzen hat er dafür die drei Schrauben m, n, o festzustellen. Dann ist noch durch die Kurbel e der Becher so weit herauszudrehen, daß der Reiz voraussichtlich sicher, aber nicht zu weit unterschwellig ist. — Nach einiger Einübung ist diese Arbeit allen Experimen-

1) Für das unwissentliche Verfahren waren die Nummern der Einzelfelder zu einer Lotterie zusammengesetzt, damit volle Willkür in der Reihenfolge herrschte. Dabei war die Zahl der zentralen Felder besonders verstärkt, um sie im Verhältnis zu der größeren Zahl der peripheren Felder genügend zur Geltung kommen zu lassen. Ebenso konnte einem beachteten Teilgebiete ein Vorzug gegeben werden.

tatoren so geschickt vonstatten gegangen, daß wir 20—30 Einzelversuche in einer Stunde durchführen konnten. Darin liegt ein bedeutender Vorteil gegenüber den früheren Versuchen. Denn es ist einem Beachter immerhin leichter, an einem Tage ein gleichmäßiges Verhalten zu verbürgen als von einem Tage zu einem anderen; und je mehr Versuche unter den gleichen Verhältnissen angestellt werden, desto einheitlichere Resultate können erwartet werden. Wenn aus einer Stelle der Wirthschen Arbeit[1]) hervorzugehen scheint, daß er für eine endgültige Schwellenbestimmung etwa 15 Minuten benötigte, so müssen sich die Versuche bei einem solchen Verfahren über eine sehr lange Zeit ausdehnen, und man muß sehr große Verschiedenheiten in den Kauf nehmen. Außerdem können die Versuche, wenn sie so zeitraubend sind, nicht genügend oft wiederholt werden. Hauptsächlich wohl aus diesem Grunde haben die Wirthschen Zahlen keine strengere Gesetzmäßigkeit geliefert (Näheres unten).

Während unserer Versuche konnte die Variierung der Intensität des Zusatzreizes ebenfalls vom Experimentator übernommen werden, indem er mit Hilfe der Kurbel *e* den Becher wieder einwärts drehte. Der Experimentator befand sich außerhalb schwarzer Vorhänge, die sich um die ganze in Figur 1 sichtbare Versuchsanordnung herumzogen und das Eindringen von Licht in das Zimmer verhindern sollten. Durch einen Schlitz zwischen den Vorhängen konnte er die Kurbel handhaben. Andererseits war es ermöglicht, daß der Beobachter selbst die Variation übernahm. Zu diesem Zweck führte über ein Rad an der Kurbel eine weitere Schnur ohne Ende an der Seite des großen Reflektors vorbei zu zwei Rollen an der vorderen Holzwand *W*. Der Beobachter konnte diese Schnur mit der rechten Hand ziehen und somit den Photometerbecher variieren. Diese Einrichtung habe ich vor allem bei den ersten Versuchen, der Ableitung der Normalwerte (vgl. unten), benutzt. Ich konnte dann ohne besonderen Experimentator arbeiten. Denn da die Lage des kommenden Reizes mir hierbei bekannt sein sollte, so konnte ich auch selbst die Einstellung des Bechers und der Scheibe *S* vornehmen. (Um den Grad der Adaptation nicht zu stören, konnte durch Herablassen eines Schirmes vor die Öffnung *o* des Lichtkastens [Figur 1 a] die gesamte Helligkeit

1) Psychol. Studien. II. S. 53.

zurückgehalten werden; eine kleine abgeblendete 4-Volt-Glühlampe gab dann die zum Experimentieren nötige Helligkeit.) — Die Variierung des Reizes bedeutet allerdings eine gewisse Arbeit für den Beobachter. Diese wird aber einerseits bald ganz mechanisch ausgeführt und bildet dann keine merkliche Störung mehr. Andererseits läuft unsere Methode nicht darauf hinaus, einen bestimmten Moment abzupassen, sondern der Beobachter hat es in der Hand, sich die Beobachtungszeit zu wählen, denn der Reiz erscheint periodisch immer wieder. Dann hat die Selbstvariation sogar den Vorteil, daß der Beobachter nicht gezwungen ist, unter allen Umständen ein längeres gleichmäßiges Beobachten durchzuführen, sondern wenn es ihm besser erscheint, darf er von der Aufgabe eine Weile ablassen; inzwischen schreitet die Intensitätszunahme des Zusatzreizes nicht fort. Bei den späteren schwierigen Aufgaben ist diese Variation stets von dem Experimentator übernommen worden, da der Beobachter sich ganz auf die psychologische Aufgabe konzentrieren sollte. —

Die Beständigkeit unserer von der Nernstlampe gelieferten Beleuchtung wurde mittels einer neben der Versuchseinrichtung aufgestellten Photometerbank geprüft. Die Photometrierung wurde ähnlich wie bei Wirth gehandhabt, weshalb auch auf die Figur 1 und die Beschreibung a. a. O. S. 46 ff. hingewiesen sei.

Eine Hefnernormallampe *Ph* (Figur 1 b) beleuchtet einen in der Bank auf einem verschiebbaren Schlitten aufgestellten transparenten Schirm *h*. Von einem kreisrunden Ausschnitt dieses Schirmes gelangt ein Bild durch eine Öffnung in der anderen Schmalseite der Bank nach Spiegelung am Spiegel »*sp*« und am Prisma »*pr*« ins Auge des Beobachters. Der Beobachter sieht außerdem an der scharfen Kante des Prismas vorbei auf eine ausgewählte Stelle des Perimeters. Ein Diaphragma über dem Prisma ermöglicht es, von beiden hellen Flächen, dem Perimeter und dem Bild des Vergleichsschirms, kleine Teile herauszuschneiden und exakt zu vergleichen. Durch die Zügel »*zü*«, die der Beobachter mit der linken Hand lenken kann, läßt sich der Schirm in der Bank in seiner Entfernung von der Hefenerlampe und dadurch in seiner Helligkeit variieren. Diese Entfernung des Schirms von der Lampe gibt dann auch das Maß für die im Perimeter herrschende Helligkeit. — Um mehrere Einstellungen auf gleiche Helligkeit hintereinander vornehmen zu können, ohne durch die Ablesung der Ent-

fernung des Schirms aufgehalten zu werden, ist in der Bank folgende Erleichterung angebracht. Ein schmaler Telegraphenpapierstreifen pp_1 läuft durch die Bank über ein Farbband qq_1. Neben der Normallampe wird die Nullstellung markiert. An dem Schlitten mit dem Schirm ist ein Zeiger befestigt, der gewöhnlich durch eine Feder zurückgezogen ist. Ist eine Einstellung vorgenommen, so läßt sich dieser Zeiger »x« mittels einer kleinen Bewegung am Handgriff »g« einer verschiebbaren Holzleiste gegen den Papierstreifen drücken, womit die augenblickliche Stellung des Schirmes markiert ist. So kann man den Schlitten mehrfach hin- und hergehen lassen und wiederholt schnell die Stellung gleicher Helligkeit mit dem Perimeter aufsuchen. Die Ausmessung dieser durch den Zeiger markierten Entfernungen vom Nullpunkte läßt sich zu beliebiger anderer Zeit vornehmen. Für eine neue Photometrierung ist der Papierstreifen ein Stück weiter aufzurollen und eine neue Nullstellung bei der Hefnerlampe zu bezeichnen. —

Die photometrische Bestimmung der Zusatzreize wurde in gleicher Weise vorgenommen. Dabei zeigte sich, daß innerhalb verschiedener Felder keine wesentlichen Unterschiede lagen. Ferner stellte sich bei verschiedenen Bestimmungen, die unter den maximalen Schwankungen unserer Lichtquelle ausgeführt waren, heraus, daß der voll, d. i. unter Ausschaltung aller Absorptionsmittel, gebotene Zusatzreiz in ziemlich konstantem Verhältnis zu der Gesamthelligkeit stand:

1) Der Abstand des Vergleichsschirmes in der Photometerbank von der Hefnerlampe betrug
   bei der normalen Gesamthelligkeit $n = 650$ mm.
   bei der um den Zusatzreiz vermehrten Helligkeit $z = 587$ mm.
   Es ist dann
   $$\frac{1}{n^2} = 2{,}367; \quad \frac{1}{z^2} = 2{,}952; \quad \frac{1}{z^2} - \frac{1}{n^2} = 0{,}585 = 0{,}247\,\frac{1}{n^2}.$$
2) $n = 742$ mm, $z = 662$ mm.
   $$\frac{1}{n^2} = 1{,}876; \quad \frac{1}{z^2} = 2{,}281; \quad \frac{1}{z^2} - \frac{1}{n^2} = 0{,}465 = 0{,}256\,\frac{1}{n^2}.$$
3) $n = 848$ mm, $z = 758$ mm.
   $$\frac{1}{n^2} = 1{,}390; \quad \frac{1}{z^2} = 1{,}740; \quad \frac{1}{z^2} - \frac{1}{n^2} = 0{,}350 = 0{,}251\,\frac{1}{n^2}.$$

Es betrug also der maximale Zusatzreiz ziemlich genau $^1/_4$ der Normalhelligkeit. Da im übrigen die Abschwächung des Reizes

aus den Absorptionskurven Figur 4 bekannt war, so ließ sich die Zusatzhelligkeit aus der jedesmal bestimmten Gesamthelligkeit hinreichend genau berechnen, ohne daß sie im Einzelfall photometrisch gesucht werden mußte. — Die Messung der Gesamthelligkeit wurde regelmäßig zu Beginn und am Ende einer Versuchszeit vorgenommen. Dies war für gewöhnlich durchaus hinreichend, denn unsere Nernstlampe hat, wie sich bald herausstellte, ein recht konstantes Licht ergeben. Nahm die Helligkeit im Laufe längerer Zeit etwas ab, so konnte dem mit Erfolg entgegengetreten werden, indem die Glühstäbe recht oft erneuert (je nach der Inanspruchnahme in 2—4 Wochen) und auch der Brenner der Lampe nach einiger Zeit ersetzt wurde. Traten innerhalb einer Versuchsstunde Stromschwankungen oder andere Unregelmäßigkeiten in den Lichtverhältnissen auf, so konnte eine Kontrollphotometrierung beliebig oft eingeschaltet werden.

Die Helligkeit des Perimeters entsprach gewöhnlich einer Helligkeit des Vergleichsschirmes, die dieser bei einem Abstand von etwa 600 mm von der Hefnerlampe hatte. Um absolute Zahlen zu erhalten, haben wir diesen vom durchfallenden Lichte erhellten Schirm mit einem zweiten direkt beleuchteten Schirm aus Barytpapier verglichen, der das auffallende Licht möglichst vollständig reflektiert. Die beiden Schirme erschienen gleich hell, wenn sich die Quadrate ihrer Abstände ziemlich genau verhielten wie 1 : 2. (Die Messungen ergaben bei verschieden gewählten Intensitäten $85{,}6^2 : 123^2 = 1 : 2{,}06$; $89{,}8^2 : 127^2 = 1 : 2{,}00$; $106{,}4^2 : 147^2 = 1 : 1{,}91$.)

Damit ist ein Anhalt für eine Kontrolle unserer Lichtintensitäten gegeben. — In dieser Arbeit ist nun von einer Einführung der absoluten Größen überhaupt abgesehen. Wo also Reizgrößen mitgeteilt werden, da handelt es sich um Prozente des maximalen Zusatzreizes, wie sie nach dem beschriebenen Verfahren gefunden werden. Vor allem wegen der großen Konstanz des Verhältnisses der Zusatzreize zur Gesamthelligkeit, dazu auch wegen des geringen Schwankungsbereichs der Gesamtintensität hielt ich es für gerechtfertigt, bei den nach dieser Methode festgestellten Werten stehen zu bleiben. Auch wenn eine solche Vereinfachung kleine Ungenauigkeiten mit sich bringt, so sind sie doch wohl darum angebracht, weil die Schwankungen in dem subjektiven Verhalten, in der Einstellung der Aufmerksamkeit sicher viel größere Diffe-

renzen bedingen, denen am besten dadurch begegnet wird, daß die Beobachtungen möglichst rasch und in relativ kurzer Zeit in großer Zahl vonstatten gehen.

Die Art der Durchführung unserer Versuche unterscheidet sich von der Beobachtungsmethode Wirths besonders dadurch, daß wir die Veränderung im Wahrnehmungskomplex wiederholt eintreten ließen. Darauf war schon bei der Einrichtung unserer Versuche Bedacht genommen worden. Der Beobachter muß also die Aufgabe, ein bestimmtes psychisches Verhalten innezuhalten, eine etwas längere Zeit gleichmäßig zu erfüllen suchen. Währenddessen wird der zunächst sicher unterschwellige Zusatzreiz eingeführt und beliebig oft geboten, wobei dann während der Beobachtung die Variation des Reizes, d. i. eine allmähliche Steigerung seiner Intensität, vorgenommen wird. Die Darbietung des Reizes geschieht so lange, bis die Reizstelle vom Beobachter erkannt wird, bis also die Schwelle erreicht oder überschritten ist. Für die periodische Darbietung dient die S. 325 beschriebene Episkotisterscheibe, die das Zusatzlicht, das durch den der Variierung dienenden Photometerbecher hindurchkommt, periodisch freiläßt und wieder zurückhält. Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Scheibe wurde gleich 3,2 Sek. gewählt, so daß die Zeit für das Auftreten des Reizes ebenso wie für das folgende Fortbleiben jedesmal 0,8 Sek. betrug. Die ganze Dauer einer Beobachtung betrug in der Regel zwischen 10 und 25 Sek.

Nun wird dabei die Frage aufzuwerfen sein, ob während der ausgedehnten Beobachtungszeit das psychische Verhalten, das untersucht werden soll, gleichmäßig innegehalten werden kann. Zwei Einwände ließen sich erheben. Einmal ist auf die Tatsache der Aufmerksamkeitsschwankungen hinzuweisen, wonach die Aufmerksamkeit eine variable Funktion der Zeit ist[1]). Das Gesamtniveau des Bewußtseins hat keine konstante Höhe. Andererseits muß man auf die Verschiebungen der Aufmerksamkeit im Klarheitsrelief achten.

Die einmalige tachistoskopische Darbietung des Zusatzreizes wurde von Wirth besonders deshalb gewählt, damit Wanderungen der Aufmerksamkeit ausgeschlossen würden. Nun wird man gern annehmen, daß in einem nur wenige tausendstel Sekunden

1) Vgl. Klemm in Psychol. Studien. IV.

umfassenden Moment das psychische Verhalten ziemlich eindeutig ist. Darum wäre an sich schon die tachistoskopische Untersuchung je eines solchen Momentes recht geeignet, — wenn nur die so gewonnenen psychischen Querschnitte unter sich vergleichbar wären! Das aber ist kaum der Fall. — Wie bei unserem Vorgehen muß der Beobachter auch hier zunächst eine kurze Zeit das kontinuierlich gebotene Gesamtbild zu beherrschen und festzuhalten suchen. Dann gibt er ein Zeichen und erwartet den kritischen Moment der Variation. (Daß dieser Akt eine Gleichgewichtsstörung für ihn bedeutet, soll nach Wirth bei genügender Übung nicht in Betracht kommen.) Der kurzdauernde Reiz wird sicher den Beobachter in ungleichwertigen Momenten der Konzentration antreffen, da er, auch wenn er den Reiz selbst auslöst, für den ganz genauen Eintritt desselben doch kein Maß hat. — Daß auch starke Aufmerksamkeitswanderungen durch dieses Verfahren nicht ausgeschlossen sind, dafür bringt Wirth selbst ein gutes Beispiel, wenn er an anderer Stelle[1]) mitteilt, daß bei Beachtung eines sehr peripheren Punktes (27 nach unserer Figur 5) »die Aufmerksamkeit manchmal wie zur Herstellung des Gleichgewichts bis zu dem entferntesten Ende des Sehfeldes, das zum Mittelpunkt symmetrisch gegenüberliegt, hinüberschnellt und hierbei wegen ihrer Umkehrung an diesem anderen Extrem relativ länger als in den dazwischenliegenden Regionen verweilt, ähnlich wie ein schwingendes Pendel«.

Wir brauchen übrigens nicht nur an solche blitzschnelle Wanderungen zu denken; auch die langsameren Verschiebungen, die sich viel länger einem falschen Orte zuwenden, beherrschen wir nicht. Wenn Wirth das oben Mitgeteilte anführt, um damit eine zutage getretene Bevorzugung der genannten peripheren Regionen zu erklären, so müßte man annehmen, daß dieser Vorgang des Hinüberschnellens der Aufmerksamkeit nicht bloß manchmal, sondern in der Regel stattgefunden hat; denn die Reizfelder der in Betracht kommenden Zone waren unter vielen anderen Versuchen verstreut, wo sich dieses Verhalten nicht an den Ergebnissen äußern konnte. Wenn die quantitativen Ergebnisse eine solche Wirkung hervortreten lassen, so wird man dazu neigen, eine

1) W. Wirth, Die experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. Braunschweig 1908. S. 133.

ständige Bevorzugung dieser Region anzunehmen, und zwar zunächst in der Art, daß ein apperzeptiver Schwerpunkt in dem beachteten Feld 27 und außerdem etwa ein kleinerer Nebenschwerpunkt in jener Gegend liegt. Aber Wirth sagt selbst, daß die Selbstbeobachtung jener Konstruktion des Hinüberschnellens der Aufmerksamkeit durchaus recht gäbe. Hiermit wird zugestanden, daß bei so schwierigen Aufgaben, wie wir sie untersuchen wollen, Wanderungen und Verschiebungen der Aufmerksamkeit häufig sind und daß ein völlig gleichmäßiges psychisches Verhalten auch für einen kurzen Moment nicht gesichert ist. — Ein rhythmischer Wechsel des Reizes aber garantiert sogar eine gleichmäßigere Bewußtseinslage als ein einmaliges Auftreten. Die Aufmerksamkeit braucht dabei nicht dauernd gespannt zu sein, ermüdet also auch nicht so leicht. Es kommt nur auf die Gipfelpunkte der Konzentration an, die mit großer Wahrscheinlichkeit bei wiederholten Einstellungen gleichmäßige Reizbedingungen vorfinden. Im übrigen entscheidet die Konstanz der Beobachtungsergebnisse und die gefundenen Gesetzmäßigkeiten.

II. Gewinnung der Normalwerte.

Die Besprechung der Resultate wird sich in erster Linie an die Versuche halten, die ich an mir selbst als Beobachter gewonnen habe; einige andere Versuche können zur Ergänzung herangezogen werden. Einige Herren, die sich mir als Versuchspersonen zur Verfügung gestellt hatten, mußten leider nach den Vorversuchen zurücktreten, da sie nicht über die zu den Hauptreihen nötige Zeit verfügten. Sehr dankbar bin ich daher Herrn Professor Martius und meiner Schwester Martha Lipp (Lehrerin), daß sie sich einem Teile der Versuchsreihen unterzogen und mir damit wenigstens teilweise einen Vergleich mit den anderen Versuchen ermöglicht haben. — Meine eigenen Versuche habe ich im ersten Teile allein durchführen können. Dann haben mir Herr Dr. Minnemann, der mich auch besonders bei der Einrichtung der Versuchsanordnung wie bei der ganzen Arbeit mit Rat und Tat unterstützte, sowie die Herren stud. phil. O. Hödtke und stud. phil. C. Hoffmann mit großer Ausdauer als geschickte Experimentatoren geholfen und mich dadurch zu besonderem Dank verpflichtet.

Der Ausgangspunkt ist von den wissentlichen Versuchen genommen. Immer wurde die Mitte des Sehfeldes fixiert, die Aufmerksamkeit auf ein bekanntes Reizfeld konzentriert und die Helligkeitsunterschiedsschwelle für dieses festgestellt. Nach den Angaben der Beobachter war hierbei die Fixation der Mitte ziemlich leicht innezuhalten; sie wurde nach den nötigen Vorversuchen gar nicht oder selten als besondere Aufgabe empfunden. — Von Einfluß ist es bei diesen wissentlichen Versuchen, daß der Beobachter sich immer über die Lage des Reizfeldes klar bleibt. Bei Ausgang von übermerklichen Reizen kann der Beobachter, da er den Reiz immer »vor Augen« hat, sich leicht in seine Aufgabe einleben: bei Innehaltung der Fixation den Reiz möglichst konstant zu beachten. Bei den wissentlichen Versuchen mit untermerklichen Reizen vergegenwärtigte sich der Beobachter immer vorher genau die Lage des kommenden Reizfeldes. Die Festhaltung gelang aber bei peripheren Feldern oft nicht leicht und genau. Bei den Feldern vom dritten Ring an peripherwärts wurde die Schwelle sehr häufig deutlich überschritten (der Reiz wurde plötzlich als hell angegeben), obwohl der Beobachter das Feld kannte, auf dem der Reiz erscheinen sollte, und obwohl er also hierauf seine volle Aufmerksamkeit zu konzentrieren suchte. Das zeigt, daß entweder, wie häufig nachher angegeben werden konnte, die Sicherheit für die genauere Lokalisation im indirekten Sehen fehlte, oder daß das periphere Feld aus anderen Gründen nicht genügend konstant von der Aufmerksamkeit erfaßt werden konnte. — Wird die Bestimmung der Schwelle auf demselben Feld sofort wiederholt (wie es bei diesen ersten Versuchen Regel war), so ist der Vorgang das zweite und weitere Mal bedeutend leichter. Die Lage des kommenden Reizes ist genauer im Bewußtsein, für dieses Feld ist eine spezielle Übung geschaffen.

Ähnliches kommt auch bei dem unwissentlichen Verfahren in Betracht, wobei der Reiz nacheinander ohne Wissen des Beobachters auf verschiedene Felder in beliebiger Reihenfolge gebracht wird. Dabei konnte oft konstatiert werden, daß die Auffassung eines Reizes von dem letzten oder vorletzten beeinflußt war, wenn der in der Nähe des jetzt gebotenen gelegen hatte.

Beispiele: Der Reiz in 2 wurde leicht aufgefaßt, nachdem vorher einmal 1 oder ein andermal 3 geboten war; 7 ebenso nach voraufgegangenem 9 oder nach 8; oder 7 wurde mit 6, dem es folgte, identifiziert; 19 war be-

günstigt, als 19 und 34 die letzten Reizfelder gewesen waren; 21 nach 10 oder nach 20; 33 nach 19; 34 nach 36; 38 nach 38 oder nach 37; 47 wurde mit 29 identifiziert, das als zweitvorhergehendes Feld geboten war, das aber in der Erinnerung der Vp. als das unmittelbar vorangehende galt.

Über die Lokalisation bei den unwissentlichen Versuchen ist noch etwas anderes zu sagen. Der irgendwo peripher auftauchende schwache Reiz wird hier, wo sein Ort vorher nicht bekannt ist, oft ganz unsicher lokalisiert. Der Beobachter gewinnt natürlich mit zunehmender Übung eine größere Sicherheit, das Sehfeld mit seiner Einteilung wird ihm vertrauter und allmählich auch der einzelne Reizort in seiner besonderen Lage bekannter. Trotzdem bleibt dauernd eine gewisse Unsicherheit und Unbestimmtheit in der Lokalisation erhalten. Manchmal wird der Reizort nicht gleich genau angegeben, sondern die Lokalisation geht allmählich vor sich, indem die Bestimmung eines größeren Gebietes (etwa Hälfte oder Quadrant) vorangeht und dann erst der spezielle Ort bewußt wird. Außerdem scheinen in vielen Versuchsreihen charakteristische unsichere Lokalisationen aufgetreten zu sein. Es bestand in solchen Fällen kein Zweifel mehr, daß der Reiz deutlich gesehen und auch lokalisiert war; nur wurde die Entfernung des Reizortes von der Sehfeldmitte nicht richtig angegeben, sondern unter- oder überschätzt. Später kommen wir darauf zurück, daß diese Verschätzungen in den einzelnen Versuchsreihen eine bestimmte Tendenz zu haben schienen[1]).

Ein allgemeiner Einfluß der zunehmenden Übung im Laufe der Versuche äußert sich in einer Herabsetzung der Schwellen in allen Reizfeldern. Dies tritt besonders bei den zentralen Feldern auf. In den wissentlichen Versuchen mußte hier nach längerer Beobachtungszeit der Reiz außerordentlich schwach gewählt werden. Daß im unwissentlichen Verfahren auch die zunehmende Übung im Lokalisieren auf die Herabsetzung der Schwelle einwirkt, darauf weist auch Wirth hin[2]). — Auf die Tatsache der Schwellenabnahme im Laufe der Untersuchung muß natürlich bei

1) Man vergleiche hierzu auch O. Klemm, Lokalisation von Sinneseindrücken bei disparaten Reizen, in den Psychol. Studien, V, S. 73, insbesondere S. 147, wo von einer Unterschätzung im peripheren Sehen gesprochen wird. Ebenda wird auch erwähnt, daß Wirth bei seinen Versuchen ebenfalls einen tachistoskopisch gebotenen peripheren Reiz für zentraler gehalten habe.

2) Experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. S. 130.

der Vergleichung der zeitlich verschiedenen Reihen Rücksicht genommen werden.

Für einen solchen Vergleich der Reihen haben wir nun zunächst die Einzelversuche zusammenzufassen, um einen Überblick über jede Versuchsreihe zu bekommen. Wir bilden dafür aus den Einzelwerten für jedes Reizfeld den Mittelwert und stellen diese Mittel zu einem Relief zusammen. Wie bei jeder Mittelbildung gehen dabei natürlich oft charakteristische Einzelwerte unter. Gerade bei den großen Schwankungen, mit denen man bei Aufmerksamkeitsuntersuchungen rechnen muß, können Einzelwerte oft viel besser über das eingenommene Verhalten Aufschluß geben als die Mittelwerte; deshalb tut man gut, hier und da auf sie zurückzugreifen, um an ihnen einen besonderen Effekt des psychischen Verhaltens aufzuzeigen.

Aus den ersten Versuchsreihen, die sich auf die Schwellenbestimmungen aller Reizfelder bei wissentlichem Verfahren bezogen, ist ein »Normalrelief« für das Sehfeld gewonnen worden. Da dieses Relief allen späteren Versuchen zugrunde gelegt werden soll, ist es nötig, es möglichst normalgültig aufzustellen. Die beiden von Wirth in seiner Arbeit gebrachten Karten lassen nicht genügend Charakteristisches erkennen [1]). Weder lassen sich innerhalb eines Reliefs Gesetzmäßigkeiten aufzeigen, etwa stetige Übergänge von innen nach außen oder konzentrisch in den Ringgebieten, noch herrscht ein Parallelismus zwischen den Maximal- und Minimalwerten (wie sie ohne Ubung oder bei bester Übung gewonnen wurden). Deshalb erscheint es willkürlich, zwischen benachbarten Stellen eine Ausgleichung vorzunehmen, da gesetzmäßige Abweichungen von zufälligen nicht recht zu unterscheiden sind [2]). Wenn man versucht, die Maximalwerte und Minimalwerte zu einem Mittel zusammenzulegen, so bekommt man auch noch kein übersichtliches Bild. Will man nur den Mittelwert für das ganze Feld benutzen, so dürften die angeführten Daten vielleicht ausreichen, nicht aber, wenn die Einzelwerte verwendet und für weitere Versuche als »normal« zugrunde gelegt werden sollen. — Zur Veranschaulichung sind die von Wirth festgestellten Werte in Figur 6 nach einem unten angegebenen Verfahren (S. 343) graphisch dargestellt. — Die

1) Psychol. Studien. II. S. 71. Figur 8 und 9.
2) Psychol. Studien. II. S. 66.

Maximal- und Minimalwerte bei Wirth stammen übrigens aus monatelangen Versuchen, so daß man sie wohl nur unter Vorbehalt zu einem Relief zusammenstellen kann. Von der Übung abgesehen, können in so langer Zeit schon durch mancherlei andere Faktoren bedeutende Unterschiede in den absoluten Schwellen entstehen. —

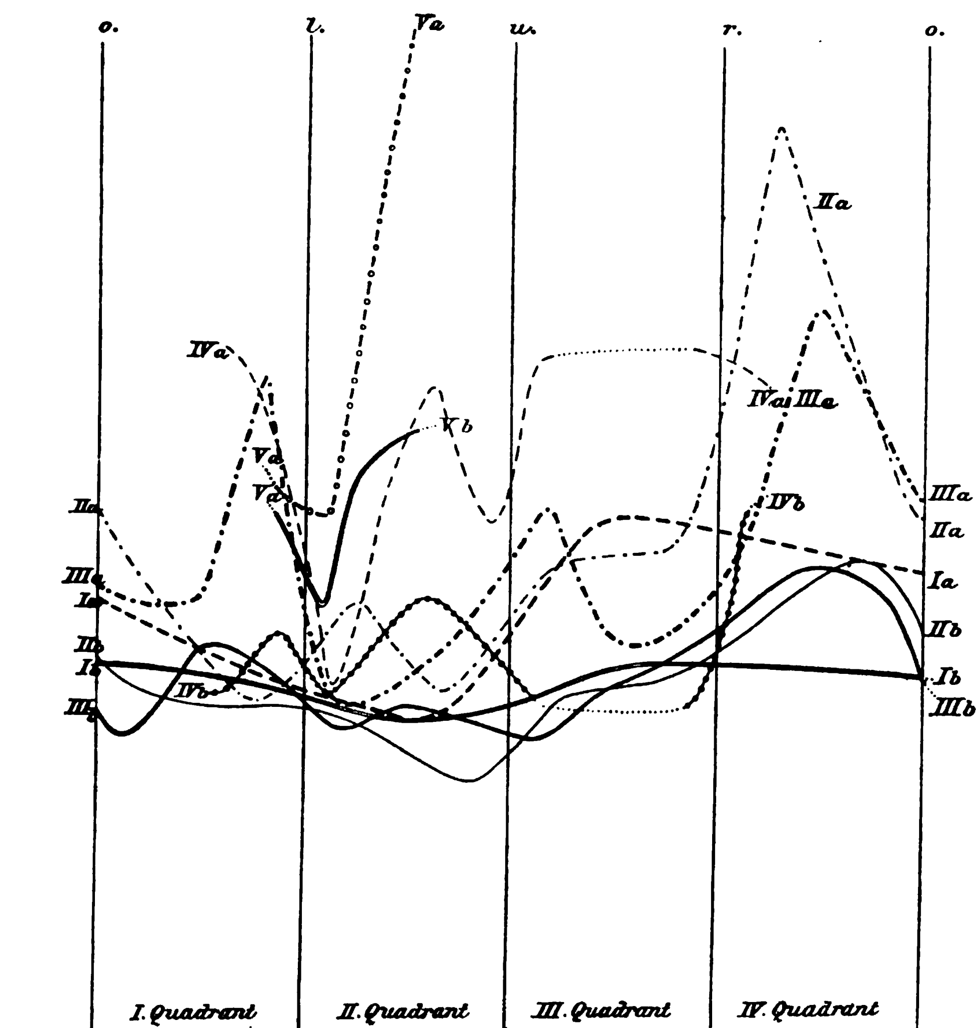


Fig. 6.

Da ferner das Mittel der Maximalwerte das 1,29fache (speziell auf der übungsfähigeren rechten Seite sogar das 1,46fache) des Mittels der Minimalwerte beträgt, so kann man im Zweifel sein, welche Werte für den Vergleich mit anderen Beobachtungen zugrunde zu legen sind. Wirth erhält z. B. für Beachtung des ganzen Feldes unter Benutzung der Minimalwerte das Verhältnis 1,65, der Maximalwerte 1,08, während das Mittel beider 1,22 liefert. —

An anderer Stelle[1]) zieht Wirth die Verhältnisse der Schwellen bei einer besonderen Beachtung zu den unmittelbar darauf abgeleiteten Normalwerten in Betracht. Dieses Verfahren bringt die Ungenauigkeit mit sich, daß die schon einmal für ein Feld bestimmte Schwelle in einem unmittelbar darauf folgenden Versuch immer verhältnismäßig zu früh erreicht wird, da eine gewisse Bahnung bleibt. Eine quantitative Bestimmung der Aufmerksamkeitseffekte erscheint demnach an dem Wirthschen Zahlenmaterial nicht gut möglich. Höchstens könnte man qualitative Feststellungen daraus abzuleiten versuchen.

Bei näherer Betrachtung ist man aber geneigt, die Bedeutung der Wirthschen Zahlen auch nach dieser Richtung nicht sehr hoch anzuschlagen. Faßt man z. B. die Ergebnisse für die Beachtung einer Hälfte ins Auge, so will es nicht viel heißen, wenn einige Punkte aufgezählt werden können, die, im beachteten Gebiet gelegen, einen beträchtlich niedrigeren Wert aufweisen, als wenn sie im unbeachteten Gebiet liegen, — wenn man daneben aus den Figuren 10 und 11 (a. a. O., S. 74) erkennt, daß von allen 37 untersuchten Feldern sogar 16 einen höheren Wert zeigen[2]), falls sie im beachteten Gebiete liegen! Man kommt dann zu dem Ergebnis, daß diese Zahlen noch kein richtiges Bild über die untersuchten Verhältnisse geben.

In den Reihen mit Beachtung eines kleineren Teilgebietes (des I. Quadranten, des Punktes 25 oder des Zentrums) betrachtet Wirth um das beachtete Gebiet herumliegende Zonen, um in diesen mit Zunahme der Entfernung einen Abfall zu konstatieren[3]). Nimmt man sich aber die Mühe, z. B. für Beachtung des ganzen Feldes dieselben Zonen zusammenzustellen[4]), so findet man dort folgende Ergebnisse:

Tabelle 1.

	Beachtet ist		Beachtet ist	
	I. Quadrant	ganzes Feld	Mitte	ganzes Feld
I. Zone	1,24	1,644	1,16	1,53
II. »	1,326	1,552	1,23	1,65
III. »	1,37	1,641	1,23	1,64
IV. »	1,475	1,657	1,14	1,77
V. »	1,57	1,835	1,26	1,475

1) Experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. S. 129.

2) Es sind dies die Felder 1, 5, 8, 9, 12, 13, 16, 18, 19, 20, 21, 22, 24, 29, 30, 31.

3) a. a. O. S. 81, 84, 86.

4) Nach den Werten der Figur 9. a. a. O. S. 73.

Eine graphische Darstellung dieser Verhältnisse[1]) gibt Figur 7. Man erkennt, daß im ersten Fall die erste Zone zwar einen deutlichen Vorzug hat, wenn sie besonders beachtet ist, daß der weitere Verlauf der Kurven aber durchaus einander ähnlich ist. Im zweiten Fall (Zonen um die Mitte) geht der Anstieg durch die ersten drei Zonen in beiden Reihen ganz parallel vor sich. Daraus, daß dann einmal die vierte, das andere Mal die fünfte Zone ein Minimum zeigt, kann man keinen besonderen Schluß ziehen.

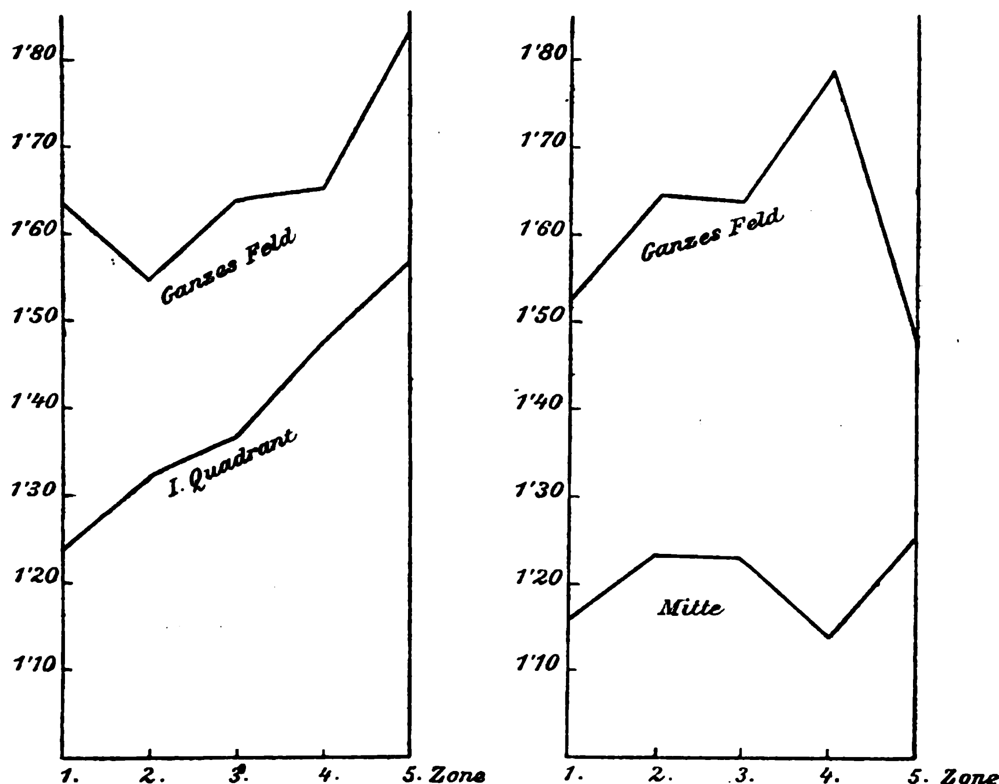


Fig. 7.

Der aus den Zahlen konstruierte Abfall ist also nicht für das Verhalten der Aufmerksamkeit charakteristisch. — Besonders auffallend in diesen Figuren ist die Differenz zwischen den absoluten Werten. Die für die Beachtung des ganzen Feldes sich ergebende Kurve liegt beträchtlich höher als die anderen Kurven. Dieser Unterschied ist aber hauptsächlich durch das verschiedene Übungsstadium bedingt, in dem die Reihen gewonnen wurden. Was auf

1) Vgl. Wirth, Experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. S. 132. Figur 8.

Rechnung der schwereren oder leichteren Einzelreihe zu setzen ist, läßt sich hierbei nicht angeben.

Die Hauptursache für die geringen Ergebnisse der Wirthschen Untersuchung liegt offenbar in dem unzureichenden Normalrelief.

Wir haben deshalb zur Erreichung günstigerer Normalverhältnisse unsere ersten Versuche sehr lange ausgedehnt. Ferner haben wir zunächst davon abgesehen, die absoluten Werte der Schwellen miteinander zu vergleichen. Da die verschiedenen Versuchsreihen nicht einheitlich, sondern im Laufe längerer Zeit gewonnen wurden, schien es besser, die absoluten Schwellen nicht in erster Linie zu benutzen. Damit behält man freilich kein direktes Maß für die verschiedene Schwierigkeit der Einzelreihen, die vielleicht in einer durchgängigen Verschiedenheit der Schwellen zutage treten könnte.

Wir sind vielmehr von der Stellung des Einzelfeldes innerhalb des Gesamtreliefs ausgegangen[1]). Es ist angenommen, daß während der zu einer Reihe gehörigen Versuche die Bedingungen ungefähr gleich geblieben sind. Wir haben dann in jeder Versuchsreihe das Gesamtmittel gebildet und jetzt den Wert jedes einzelnen Reizfeldes auf dieses Mittel bezogen. Solche Verhältnisse der Einzelwerte zu dem jedesmaligen Mittelwert (in Prozenten des Mittels angegeben) bedeuten also die relative Höhe eines Feldes im Relief. Diese Höhenlagen werden jetzt zunächst immer miteinander verglichen werden. Es ist zu bemerken, daß in das Gesamtmittel nicht die Werte aller Einzelfelder hineingenommen sind; eine Anzahl Felder ist hierbei fortgelassen, da sie infolge ihrer peripheren Lage sehr variable Werte zeigten und somit das Gesamtmittel unsicher beeinflußt hätten. Indem ich zum Beispiel für meine eigenen Versuche das Gebiet der vier ersten Ringe als einer einigermaßen konstanten Beherrschung zugänglich ansah, bildete ich aus diesen Feldern, mit Ausnahme der beiden oberen Felder 25 und 40, das Gesamtmittel und bezog hierauf alle einzelnen Werte. — In dieser Weise ist auch das Normalrelief aus den ersten Versuchen (Konzentration der Aufmerksamkeit auf die einzelnen Reizfelder) gewonnen. — Die Gesamtergebnisse sind in den im Anhang beigefügten Tabellen 1—17 zusammengestellt (nur aus den Versuchen des Beobachters A. Die Ergebnisse aus den anderen Beobachtungen sind im Anhang nicht

1) Vgl. Wirth, Experim. Analyse der Bewußtseinsphänomene. S. 129.

beigebracht, doch ist im Text wiederholt von ihnen Mitteilung gemacht). Neben den Nummern der Einzelfelder enthalten die jedesmaligen ersten Vertikalreihen die direkten Reizgrößen der Zusatzhelligkeit (Mittelwerte aus einer größeren oder kleineren Zahl von Einzelversuchen). Die Bildung der Mittelwerte aus allen Feldern ist aus praktischen Gründen für die einzelnen Ringe und Quadranten gesondert durchgeführt. Die Tabelle 18 im Anhang gibt unter den Spalten a die Zusammenstellung hiervon. — Die zweiten Vertikalreihen der Anhangstabellen geben dann die Verhältnisse der Einzelwerte zu diesem gefundenen Gesamtmittel an (also die Stellung der Einzelwerte in dem speziellen Relief). Als endgültig verwendete Ausdrücke stehen dann in der dritten Reihe die Verhältnisse der letzten Zahlen zu den entsprechenden Zahlen des Normalreliefs, also das Verhältnis der Höhe des Einzelfeldes in dem besonderen Relief gegenüber seiner normalen Höhenlage. Wieder hieraus gebildete Mittelwerte bringt die Anhangstabelle 18 unter den Spalten b, wie oben für Quadranten und Ringe getrennt, damit daraus gleich ein gewisser Überblick über die Verschiebungen in den Einzelreliefs erkennbar ist.

Wir betrachten zunächst die Verhältnisse des Normalreliefs. Es sind hier also die aus den grundlegenden Versuchen unter Beachtung der einzelnen Reizfelder gewonnenen Schwellenwerte zusammengestellt. Diese Versuche sind so ausführlich durchgenommen, daß der Beobachter sich auch beim Übergang zu den schwierigen Versuchen in einem guten Übungsstadium befand und recht mit der Arbeitsweise vertraut war. — Die Versuchsanordnung hatte mich zunächst dazu geführt, von übermerklichen Reizen auszugehen (Anhang, Tabelle 1; für die Mittelwerte vergleiche dazu jetzt immer Tabelle 18). (Der Photometerbecher wurde dann also vorher mehr oder weniger weit hineingedreht, so daß sich wenig absorbierende Flüssigkeit in dem Strahlengang des Zusatzreizes befand; durch Herausdrehen des Bechers wurde darauf während des Versuches die Intensität des Reizes so lange geschwächt, bis die Schwelle erreicht war.) — Bessere Resultate sind dann in den Untersuchungen mit unterschwelligen Reizen gefunden, wobei die Intensität allmählich während des Beobachtens gesteigert wurde (Anhang, Tabelle 2). — Nach meinen Hauptversuchen habe ich noch eine dritte Reihe dieser Versuche gewonnen, weniger um das Relief neu zu untersuchen, als vielmehr um festzustellen,

wie weit sich die absolute Höhe der Schwellen noch weiter geändert hatte (Anhang, Tabelle 3). — Für das Normalrelief meiner Versuche

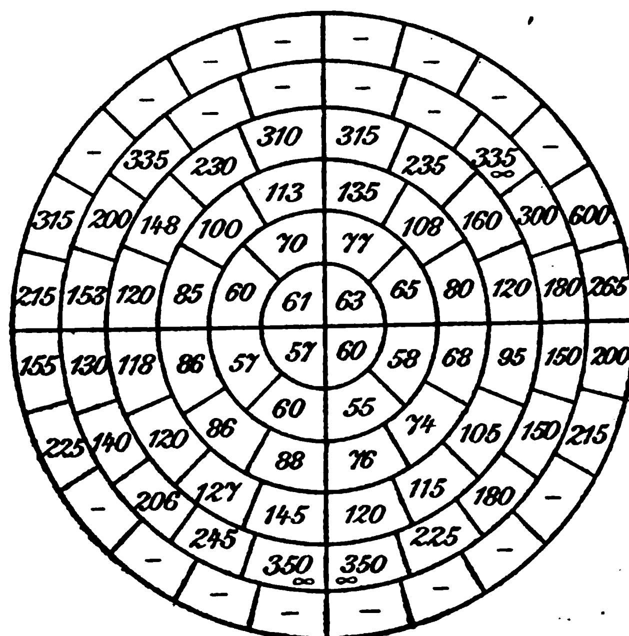


Fig. 8 a.

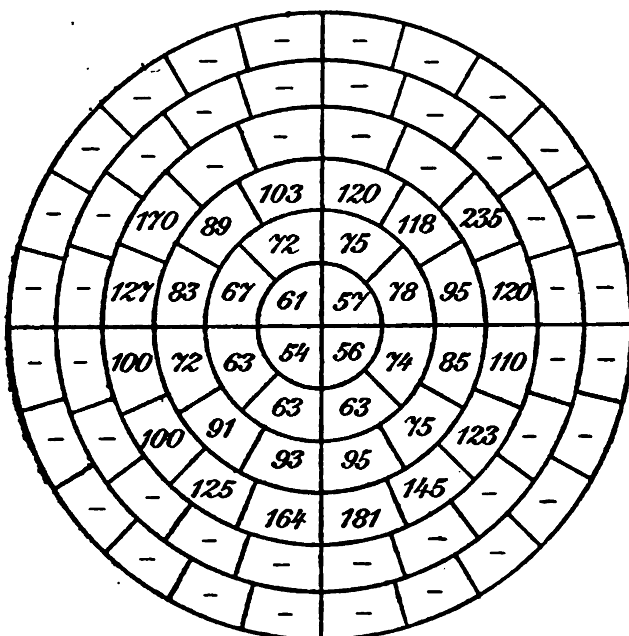


Fig. 8 b.

ist hauptsächlich die zweite Gruppe zugrunde gelegt worden, da sie am einheitlichsten und vollständigsten war; die erste und dritte

Gruppe haben dann nur zur Regelung gedient, um ein den wahren Verhältnissen möglichst nahekommendes Relief zu liefern. Dieses endgültig benutzte Relief gibt Figur 8 a wieder. Eine graphische Darstellung dieser Verhältnisse wurde in der Weise versucht, daß das Übersichtsschema (Figur 8 a) in der Vertikalachse aufgeschnitten und nun die einzelnen Ringe auf einer gemeinsamen Abszissenachse gleichweit ausgedehnt gedacht wurden. In der Mitte eines jeden Feldes konnten zunächst die verschiedenen Werte aus den drei Beobachtungsgruppen als Ordinaten aufgetragen werden; die Normalkurven wurden dann möglichst den Werten der zweiten Gruppe unter Berücksichtigung der beiden anderen Gruppen nachgezeichnet. Figur 9 a

Fig. 8 c.

zeigt den Verlauf dieser Kurven mit den Werten der Figur 8 a. — Zur näheren Betrachtung dieser Normalverhältnisse fügen wir noch eine Übersicht über die Mittelwerte für die Ringe und Quadranten hinzu:

Tabelle 2.

	I. Qu.	II. Qu.	III. Qu.	IV. Qu.	Mittel
I. Ring	61	57	60	63	60,2
II. »	65	58.3	56,5	71	62,75
III. »	99,3	86,7	72,7	107,7	91,6
IV. »	166	127,5	108,8	172	140
Mittel	109,7	94,4	82,6	116	100

Man entnimmt aus den Figuren 8a, 9a und der Tabelle 2, daß das Minimum der Kurven, d. i. das Maximum der Unterschiedsempfindlichkeit, im Gebiet des ersten und zweiten Ringes liegt. Am günstigsten steht die untere Hälfte des zweiten Ringes da.

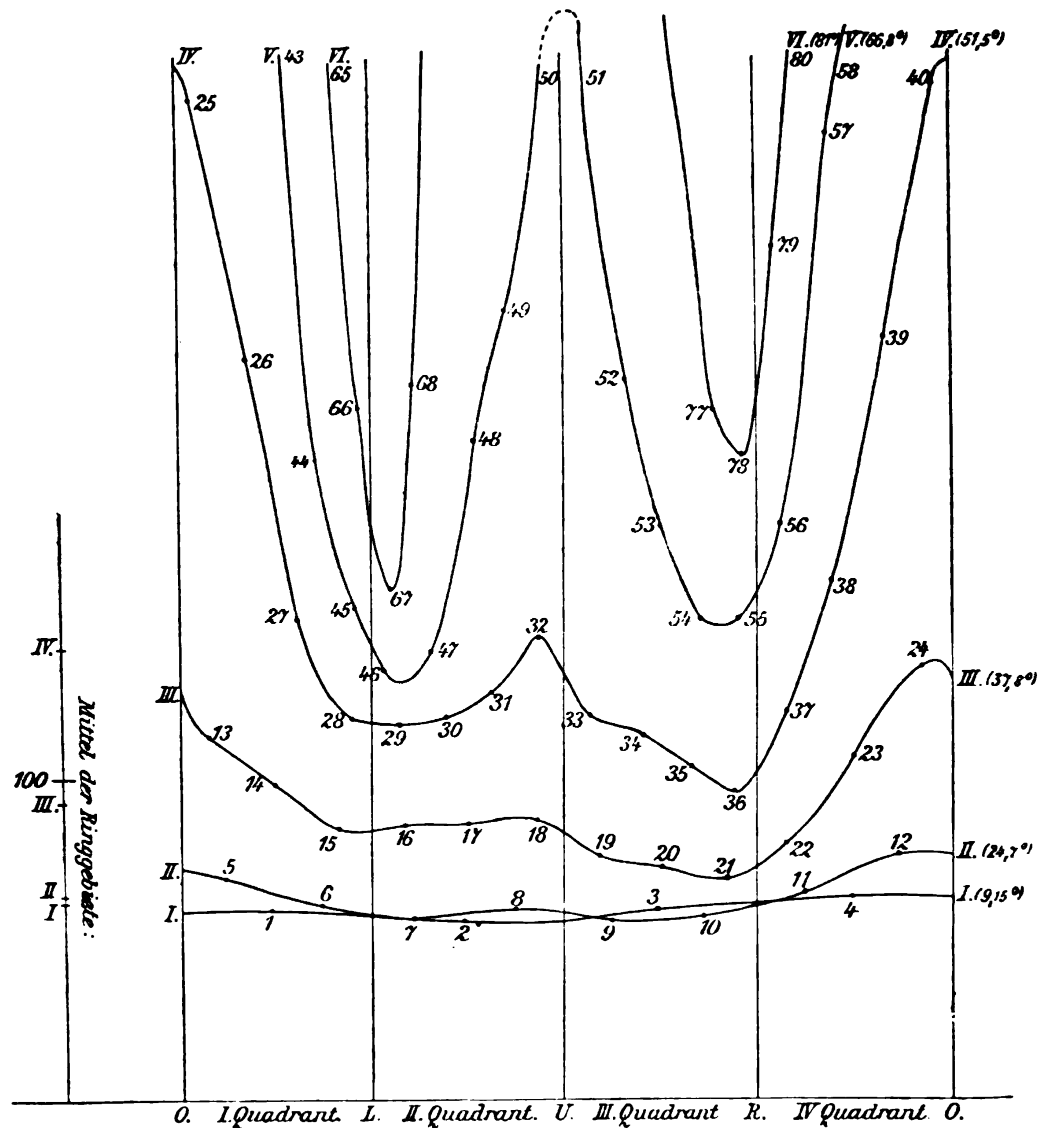


Fig. 9 a.

Für das dunkeladaptierte Auge gibt v. Kries in Nagels Handbuch der Physiologie des Menschen, III. Bd., S. 171 f. an, daß von der Fovea centralis an zunächst starke Zunahme der Empfindlichkeit herrscht, bis etwa 4°, dann langsamere Zunahme, bis das Maximum etwa zwischen 10 und 20° erreicht wird, worauf wieder

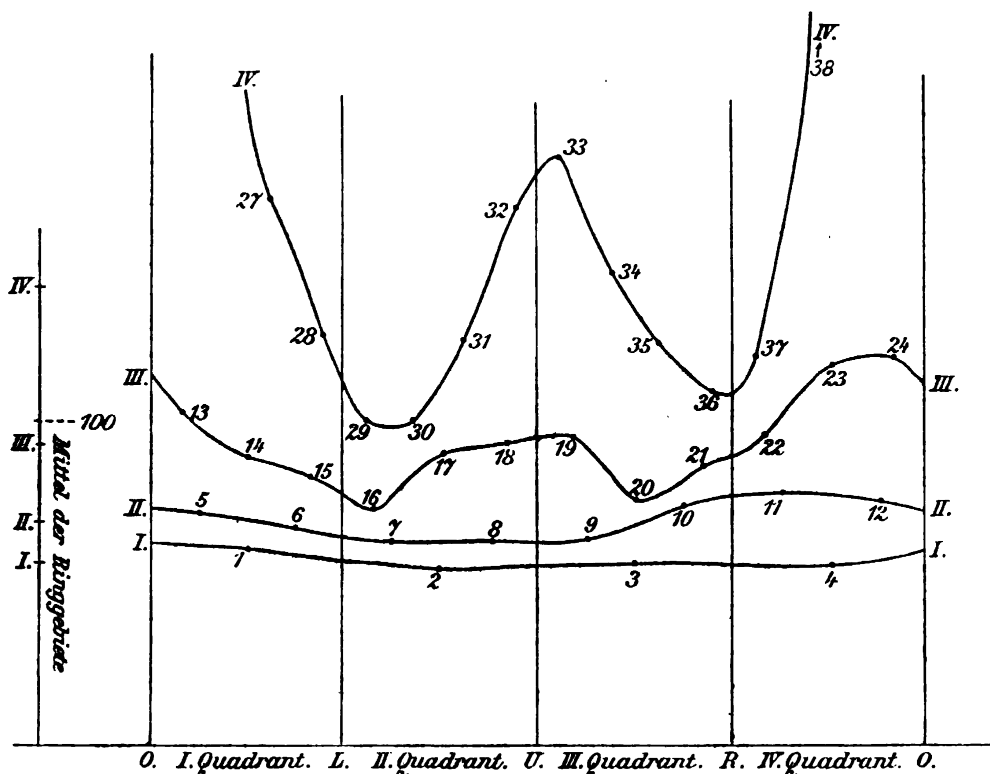

Mittel der Ringgebiete
100
O. I. Quadrant. L. II. Quadrant. U. III. Quadrant. R. IV. Quadrant. O.

Fig. 9 b.

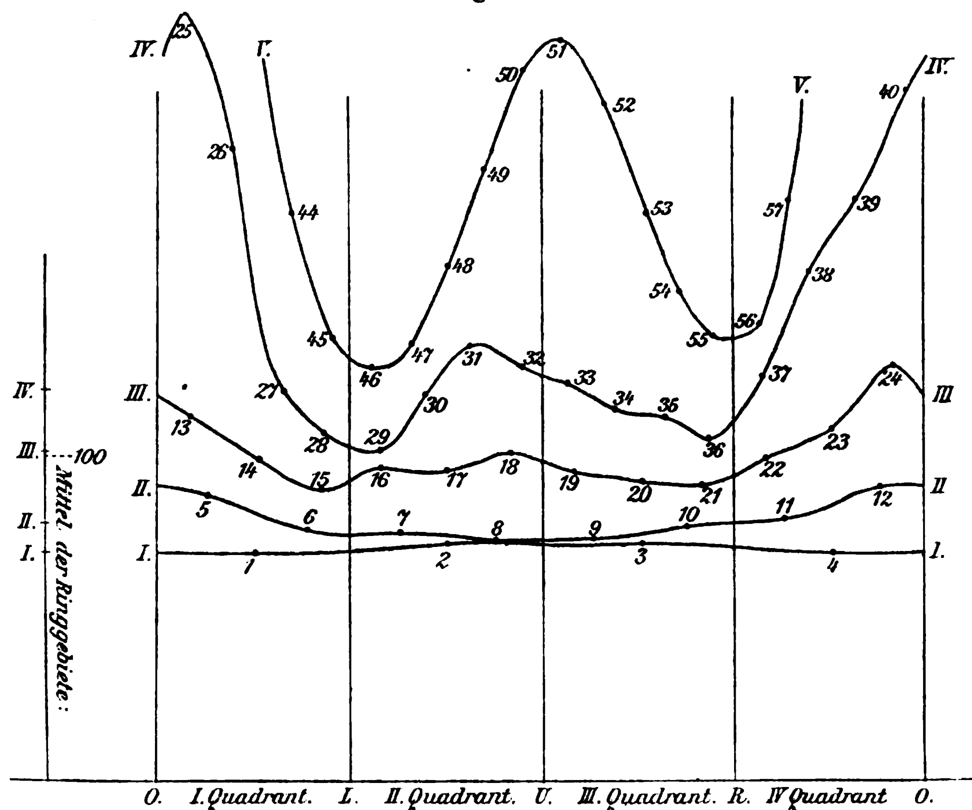

Mittel der Ringgebiete:
100
O. I. Quadrant. L. II. Quadrant. U. III. Quadrant. R. IV Quadrant O.

Fig. 9 c.

eine Abnahme stattfindet; hiermit würden unsere Verhältnisse ungefähr übereinstimmen. Die Werte im dritten und vierten Ringe unseres Reliefs sind vielleicht (wie sich an den späteren Hauptversuchen zeigte) etwas zu hoch. Für die Peripherie gilt es z. T. wohl sicher; die Bedingungen waren hier oft nicht ganz konstant, zumal diese Felder auch an der äußersten Grenze des Sehfeldes liegen. Auf die Ergebnisse aus diesen peripheren Feldern ist darum kein besonderer Wert gelegt. Obwohl immer sämtliche Felder bei allen folgenden Untersuchungsreihen zu den Beobachtungen herangezogen sind, sehen wir von einer weiteren Mitteilung der Ergebnisse für die Felder des fünften und sechsten Ringes ganz ab, da diese sich als zu schwankend erwiesen und für ein Zusammenlegen zu Mittelwerten kaum geeignet waren. Für interessante Einzelbeobachtungen haben sie aber doch oft Gelegenheit geboten.

Eine Kontrolle des ersten Normalreliefs ermöglichen uns die Versuchsreihen der anderen Beobachter. Die Figuren 9 b und 9 c zeigen die in gleicher Weise gewonnenen Verhältnisse der Normalwerte aus diesen Versuchen. Für Beobachter B. haben wir gemäß einer früheren Bemerkung (S. 326) nur die Werte aus vier Ringen, für Beobachter C. ist der fünfte Ring noch zum größten Teil hinzugezogen. Beide Male ist das Gesamtmittel aus den Werten der Felder 1 bis 24, 27 bis 38 zugrunde gelegt. — Die Figuren 9 a bis 9 c zeigen zur Hauptsache eine deutliche Ähnlichkeit der sich entsprechenden Kurven und lassen auch einzelne herausfallende Punkte erkennen, die vielleicht in besonderen Verhältnissen des Beobachters, vielleicht auch in unzureichenden Normalwerten für solche Stellen begründet sind. Von den der Tabelle 2 entsprechenden Tabellen für diese anderen Beobachter können wir vielleicht absehen. Mit den dort in der letzten Vertikal- und Horizontalreihe gebrachten Mittelwerten der einzelnen Quadranten und Ringe stellen wir aber die anderen entsprechenden zusammen und gewinnen dadurch eine Übersicht über die individuellen Differenzen:

Tabelle 3.

	Beobachter A. (O. Lipp)	Beobachter B. (Prof. Martius)	Beobachter C. (M. Lipp)
I. Ring	60,2	57	72
II. »	62,75	69,4	80,3
III. »	91,6	93,3	101,6
IV. »	140	141,7	121,1

	Beobachter A. (O. Lipp)	Beobachter B. (Prof. Martius)	Beobachter C. (M. Lipp)
I. Quadrant	109,7	96,5	96
II. »	94,4	92,5	100,1
III. »	82,6	100,7	96,7
IV. »	116	112,3	108,3
Obere Hälfte	112,8	104,4	102,2
Untere »	88,5	96,6	98,4
Linke Hälfte	101,6	94,2	98,2
Rechte »	98,4	105,8	101,8

Das Verhältnis der Ringe zueinander, also der Abfall nach der Peripherie hin, ist hier für die beiden ersten Beobachter ziemlich gleich. Für den dritten Beobachter sind die einzelnen Ringe näher aneinandergerückt; das Verhältnis wäre dem obigen ähnlicher geworden, wenn in das Gesamtmittel die hohen Werte für die Felder 26 und 39 mit eingegangen wären (wie beim Beobachter A.). Der Unterschied ist daher nicht bedeutend. (Für die Beziehung der anderen Versuche auf die Normalversuche ist dies ohne Einfluß, da dort von einem gleichartig gebildeten Mittelwert ausgegangen ist.) — Größere Unterschiede finden sich in den Quadranten. Gemeinsam zeigt sich immer der vierte Quadrant als der ungünstigste, während die übrigen in ihrer Stellung wechseln. Dadurch ist auch stets die obere Hälfte der unteren gegenüber im Nachteil; die geringeren Unterschiede zwischen der linken und rechten Hälfte wechseln wieder individuell. — Auffallend ist die große Differenz zwischen der oberen und unteren Hälfte beim Beobachter A. Zum Teil ist sie wohl auf in das Relief eingegangene Fehlwerte einzelner Felder zurückzuführen (zu hohe Werte in der oberen Hälfte). — Es wäre wünschenswert gewesen, hier den Einfluß der binokularen Beobachtung festzustellen; diese Normalreliefs scheinen aber nicht geeignet, einen Vorzug etwa für die binokular allein zugänglichen Felder auszumachen.

Besonderes Interesse haben bei allen Empfindlichkeitsbestimmungen im Sehfelde immer der Vertikal- und der Horizontalmeridian. Wir finden für diese angenäherte Werte, wenn wir nach Figur 8 aus den auf beiden Seiten dieser Meridiane liegenden Reizfeldern die Mittel bilden. Das gibt zunächst für die drei Beobachter

		A.	B.	C.
	den Vertikalmeridian (von oben nach unten)			
oben	4. Ring	310	—	225
	3. »	124	111,5	141
	2. »	73,5	73,5	89,5
	1. »	62	59	71
Mitte				
	1. Ring	58,5	55	73
	2. »	57,5	63	64
	3. »	82	94	99,5
	4. »	132	172	124
unten	5. »	350	—	225
	den Horizontalmeridian (von links nach rechts)			
links	6. Ring	185	—	—
	5. »	141	—	132,5
	4. »	119	113,5	104
	3. »	85,5	77,5	94,5
	2. »	58,5	65	78
	1. »	59	57,5	72
Mitte				
	1. Ring	61,5	56,5	72
	2. »	61,5	76	79,5
	3. »	74	90	96
	4. »	107,5	115	116,5
	5. »	165	—	138,5
rechts	6. »	230	—	—

(Die mittleren Abstände der Ringe vgl. S. 323 unten.)

Diese Werte, die ja Prozente von dem ganzen Feldmittel darstellen, führen wir hier auf die direkten Zusatzreize zurück, wobei die in gutem Übungsstadium gewonnenen Gesamtmittelwerte zugrunde gelegt werden können. Für die drei Beobachter A., B., C. waren diese Mittel 17,4; 22,3; 16,9. Die obigen Prozentwerte sind dann (hierzu Figur 10):

Tabelle 4.

	Vertikalmeridian.				Horizontalmeridian.			
		A.	B.	C.		A.	B.	C.
6. Ring	oben	—	—	—	links	32,2	—	—
5. »		—	—	—		24,5	—	22,3
4. »		54	—	38		20,7	25,2	17,6
3. »		21,6	24,8	23,8		14,9	17,3	16
2. »		12,8	16,4	15,1		10,2	14,5	13,2
1. »		10,8	13,2	12		10,2	12,8	12,2
	Mitte				Mitte			
1. Ring		10,2	12,3	12,3		10,7	12,6	12,2
2. »		10	14	12,5		10,7	17	13,4
3. »		14,3	21	16,8		12,9	20,1	16,8
4. »		22,3	38,4	21		18,6	25,6	19,6
5. »		61	—	38		28,7	—	23,3
6. »	unten	—	—	—	rechts	40	—	—

Will man übrigens auch in den Figuren 9 a, b, c die Ordinaten nicht als Verhältnisse, sondern lieber als absolute Größen haben, so ist die dort seitwärts angegebene Höhe 100 gleich den

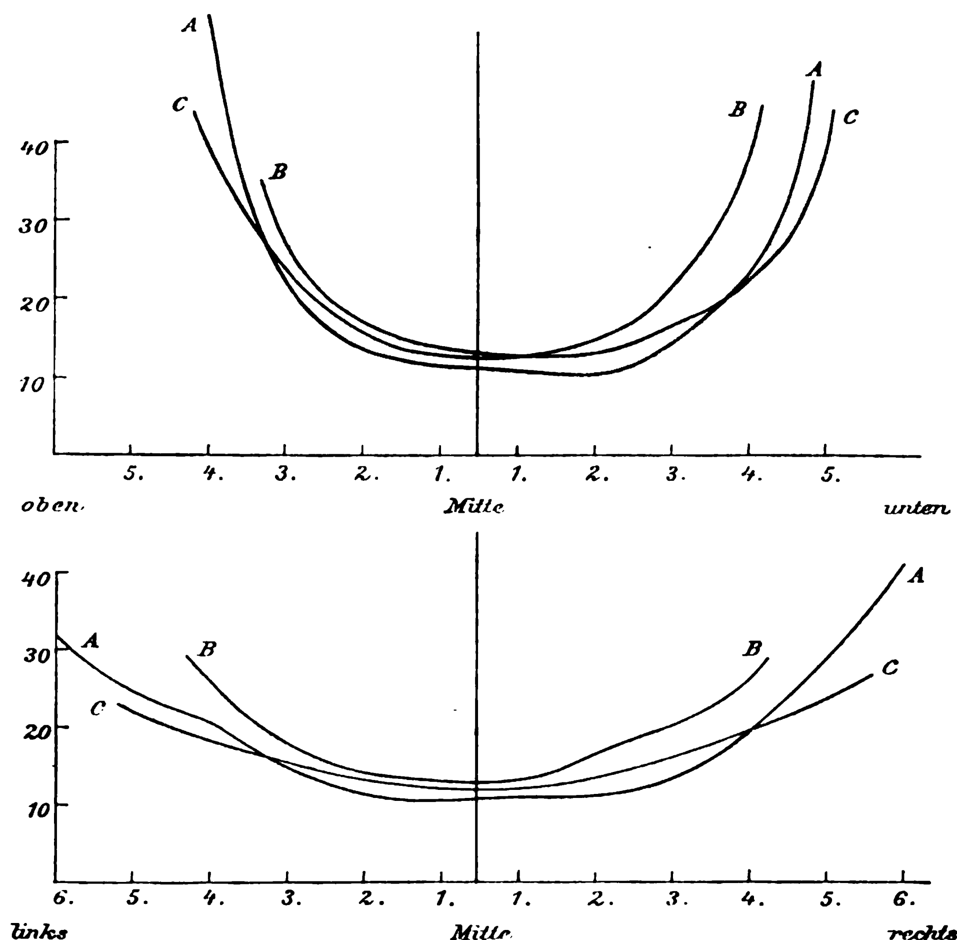


Fig. 10.

Mitteln bzw. 17,4; 22,3; 16,9 zu setzen; die Einzelfigur bleibt dieselbe; zum direkten Vergleich der drei Figuren untereinander hätte der Maßstab im Verhältnis dieser drei Zahlen gewählt werden müssen.

III. Untersuchungen über den Einfluß der Aufmerksamkeit.

Unsere weitere Aufgabe bestand darin, den Einfluß der Aufmerksamkeit auf die Unterschiedsempfindlichkeit im Sehfelde festzustellen. Während sich bei den Normalversuchen die Aufmerk-

samkeit immer auf das bekannte Reizfeld konzentrierte, für das gerade die Schwelle bestimmt werden sollte, galt es jetzt, die Aufmerksamkeit einem größeren oder kleineren Teile des ganzen Sehfeldes zuzuwenden und dabei im unwissentlichen Verfahren die Unterschiedsschwellen zu bestimmen.

Beachtung des ganzen Feldes.

Von den »Verteilungs«-Aufgaben haben wir zuerst die Beachtung des ganzen Sehfeldes durchgeführt.

Meine eigenen Versuche dieser Art habe ich später zweimal wiederholt. Die Resultate der ersten Reihe hatten nicht sehr befriedigt, während die zweite Reihe wohl ganz einheitlich ausgefallen ist. Eine dritte wurde am Ende der ganzen Versuche gewonnen. Tabelle 4 des Anhangs bringt die Ergebnisse der zweiten Reihe.

Die Erreichung einer korrekten Einstellung erfordert recht bedeutende Übung; sie schlägt anfangs häufig fehl. Der ungeübte Beobachter sucht die Beherrschung des ganzen Feldes zunächst sicher unter größeren Aufmerksamkeitswanderungen durchzusetzen. Dabei wird das Feld gewissermaßen abgesucht, die einzelnen Partien wechseln schnell in ihrer günstigsten Stellung, in der »Blickpunkts«stellung, ab. (Das hat natürlich noch nichts mit der verlangten Einstellungsart zu tun. Aber die Schwierigkeit, eine solche zu erreichen, muß betont werden.) Eine gute Erfüllung der Aufgabe zeigt sich dann in einer ruhigen, gleichmäßigen Beachtung. Erst Reflektion stört diese und führt wieder zu solchen Wanderungen zurück. Bei der Schwierigkeit dieser Reihe tritt darum besonders der in der Einleitung besprochene Umstand hervor, daß der Beobachter sich schwer über die Art der Einstellung Rechenschaft geben kann. Sich während der Beobachtung zum Gegenstand der Selbstbeobachtung zu machen, ist fast ausgeschlossen. Nachträgliche Reflexion kann allein einige Aufklärung bringen.

Nach Erreichung der besseren Übung schien es so, daß eine ziemlich gleichmäßige Beherrschung des ganzen Feldes möglich war, so daß vor allem größere Wanderungen der Aufmerksamkeit fortfielen. Dabei wurde von der Einteilung des Perimeters nur der innerste Teil des Achsenkreuzes deutlicher gesehen, die zen-

tralen Kreise 1 und 2 nur bruchstückweise. Im ganzen ist von dem Linienschema hier wie auch bei den anderen Versuchen recht wenig zum Bewußtsein gekommen. Selbst der Schnittpunkt der Achsen, der Fixationspunkt, ist kaum bewußt, und das um so weniger, je weniger die Fixation noch als eine besondere Aufgabe erscheint. Es ist selbstverständlich, daß man von dem Linienschema auch nach der Peripherie hin viel mehr zu sehen imstande ist, wenn man darauf achtet. Aber darauf kommt es hier nicht an, sondern es fragt sich nur, was ohne besonders darauf gerichtete Aufmerksamkeit für gewöhnlich bei den einzelnen Reihen im Bewußtsein vorhanden war. — In welcher Art geschieht nun die Auffassung des ganzen Feldes? Deutlich handelt es sich darum, was der Beobachter als Einheit apperzipieren kann. Wenigstens, wenn die Aufgabe richtig durchgeführt ist, hat der Beobachter seine Aufmerksamkeit nicht einfach über eine mehr oder weniger große Fläche ausgebreitet, sondern er faßt ein so oder so großes Stück deutlich als eins zusammen; und wenn es gelingt, diese Einheit festzuhalten, dann allein ist die Aufgabe nach Zufriedenheit und Wunsch erfüllt. Die Größe dieser Einheit ist anscheinend mit zunehmender Übung im Wachsen begriffen. Vielleicht geht schließlich fast das ganze Sehfeld darin ein. Gewöhnlich scheint es jedoch ein weit kleineres Gebiet zu sein, natürlich ohne daß der Beobachter sich bestimmte Grenzen setzt oder auch nur nachträglich solche konstatieren wollte. Die Aufmerksamkeit greift in nicht näher angebbarer Weise ein Einheitsgebiet zusammen, das nach außen ohne bestimmte Grenzen ist, ebenso wie unser ganzes Sehfeld seitwärts nicht von etwas Bestimmtem, etwa einer Schwarz-Empfindung, sondern von Nichts umrahmt wird. So geht hier das bewußte Gebiet unbestimmt ins Unbewußte über. — Was die Form betrifft, so ist im Bewußtsein am ehesten wohl die Vorstellung von einem ziemlich gleichmäßig ausgedehnten Gebiet vorhanden, wie wir auch im gewöhnlichen Leben an der Einschränkung unseres Gesichtsfeldes durch die Nasen- und Stirnpartie keinen Anstoß nehmen und die Erweiterung an den temporalen Seiten nicht bemerken.

Es ist das Einheitliche des apperzipierten Gebiets betont. Damit ist auch darauf hingewiesen, daß das Gebiet nicht etwa infolge des Einteilungsschemas im Perimeter als eine Summe zweier Hälften oder der vier Quadranten oder der einzelnen Reizfelder

aufgefaßt wird. Es ist ja auch gesagt, daß dieses Schema kaum bewußt wird. Es braucht darum keineswegs eine besondere negative Abstraktion betreffs der Linien und der Feldeinteilung vorgenommen zu werden. Im ungeübten Zustande war es wahrscheinlich, daß die Aufmerksamkeit diese Stützpunkte ergriff und danach die verschiedenen Teilgebiete zu beherrschen suchte. Bei der wirklichen Erfüllung der Aufgabe wird aber das Ganze als solches aufgefaßt, nicht mehr ein Neben- oder Nacheinander von Teilen. Ganz ausgeschlossen ist es, sich das Ganze aus der Gesamtsumme der Einzelfelder zusammengesetzt zu denken. Eine Summation der Flächenteile und ihrer Grenzen ist in dem Umfange nicht durchführbar. Die Aufmerksamkeit greift, wie wir später noch mehr sehen werden, selbst aktiv ein und paßt, wenn sie sich nicht der Aufgabe anpassen kann, die Aufgabe sich an. So bestätigt eine andere Versuchsperson, deren Sehfeld verhältnismäßig klein ist, daß ihr nur die Beherrschung eines recht kleinen Gebietes exakt möglich sei, ein Gebiet, das sich nur über wenige Ringe unseres Perimeters ausdehnte. Dies Gebiet war eine Einheit für diesen Beobachter; sollte Weiteres aufgefaßt werden, wurde der Beobachter zu Aufmerksamkeitswanderungen geführt. Das soll natürlich nicht sein. Die Aufgabe ist ja: Beachtung des ganzen Sehfeldes — soweit dies möglich ist. Vor allem darf dieses nur in einem Akt geschehen. Dabei wählt der Beobachter ganz selbständig sich sein Einheitsgebiet, ohne daß er nun bestimmte Grenzen aufrichtet oder sich daran gebunden zu fühlen braucht.

Nun fragt es sich, wie das Gesamtgebiet qualitativ ausgefüllt ist. Zunächst müssen wir jedenfalls inkonstante und unkontrollierbare Differenzen anerkennen. Außerdem ist festzustellen, welche dauernden Verschiedenheiten vorhanden sind, in dem Sinne, ob einzelne Teile, etwa die zentrale Gegend oder eine periphere Zone, verschieden günstig gestellt sind. Hierüber sagt die Selbstbeobachtung nicht viel aus. Deshalb muß man versuchen, die quantitativen Messungen herbeizuziehen und daraus Resultate abzulesen. Die allgemein gemachten Einwände über die Zuverlässigkeit der Zahlen gelten hier um so mehr, als die besonderen Schwierigkeiten dieser Aufgabe schon betont sind. Da unsere drei Versuchsreihen in verschiedenem Übungsstadium und auch unter sonst nicht ganz gleichen Bedingungen gewonnen sind, so werden gewisse Unter-

schiede in den erhaltenen Zahlen nicht auffallen. Die Mittelwerte für die einzelnen Ringgebiete sind:

	1. Reihe	2. Reihe	3. Reihe
I. Ring	107,9	113,6	113,2
II. »	128,6	114,1	110,2
III. »	99,6	92,3	98,8
IV. »	94,3	101,8	97,2

Aus allen drei Reihen geht hervor, daß — nach unserer Berechnungsweise — die zentrale Gegend, der erste und zweite Ring, im Gesamtrelief gegenüber der Feststellung bei Beachtung der einzelnen Reizfelder zurücktritt; die äußeren Ringe dagegen erscheinen relativ günstiger. Der zweite Ring schneidet dabei verhältnismäßig am wenigsten gut ab. — Hiermit stimmt sicher die Selbstbeobachtung überein. Wenn man auch wohl den zentralen Feldern, besonders dem ersten Ring, recht günstige Bedingungen zuschreiben möchte, da wegen der nötigen Innehaltung der Fixation immer etwas mehr Beachtung auf sie abfallen könnte, so wurden sie doch auch subjektiv als recht benachteiligt empfunden. Das Protokoll verzeichnet manche derartige Urteile, wo der bemerkte zentrale Reiz, besonders in den Feldern 1 bis 4, als überraschend oder plötzlich angegeben wird, so daß die Schwelle deutlich »weit überschritten« erscheint; oft wird »zufällig« endlich hier der Reiz entdeckt. Dies »zufällig« kann natürlich seinen Grund darin haben, daß jetzt wirklich auch bei einer bestmöglichen Erfüllung der vorgeschriebenen Aufgabe die Schwelle überschritten ist; in anderen Fällen kann auch ein »zufälliges« Abgehen von der Aufgabe die Ursache sein; die Aufmerksamkeit ist vielleicht einen Augenblick gewandert, und dabei ist der Reiz über die Schwelle getreten. Denn ein Wandern der Aufmerksamkeit, das immer leicht eintritt, wenn die Beobachtung zu schwierig wird, vielleicht auch zu lange währt, setzt die Schwelle unter Umständen merklich herab.

Das apperzipierte Einheitsgebiet scheint einen subjektiven Schwerpunkt zu haben; diese Tatsache drängt sich der Selbstbeobachtung auf. Danach bildet das beachtete Gebiet keinen ganz homogenen Bewußtseinsinhalt, keine ganz gleichmäßige psychische Unterlage. Der Schwerpunkt ist aber nicht immer eindeutig bedingt. In der dritten Versuchsreihe dieser Aufgabe hatte ich z. B. durchaus den Eindruck, daß ich mit meiner Einstellung nicht in

ganz gleicher Weise wie das vorige Mal vorging. (In der ersten Reihe war das Verhalten augenscheinlich zu ungleichmäßig.) In der zweiten Reihe glaube ich den Schwerpunkt der Beachtung in das Gebiet etwa des dritten Ringes gelegt zu haben, also fast so weit als möglich an die Grenze des beachteten Gebietes. In der dritten Reihe dagegen hat der Schwerpunkt wohl zentraler gelegen; deutlich war mir der Unterschied gegen früher bewußt, aber es traten keine Zweifel an der Zulässigkeit des Verhaltens auf. Denn dort wie hier war das ganze Feld in der oben beschriebenen Art Inhalt für mich, Gegenstand der Aufmerksamkeit, nur ging in der letzten Reihe mit dem in die Mitte verlegten Schwerpunkt die Beobachtung wohl noch leichter und natürlicher vor sich. Wenn man die nur kleinen Unterschiede in den Zahlen überhaupt beachten will, dann darf in den Unterschieden der zweiten und dritten Reihe vielleicht eine Widerspiegelung des eben beschriebenen verschiedenen psychischen Verhaltens erblickt werden. Im dritten Fall hat sich das Verhältnis der Zahlen so verschoben, daß sich der II. Ring weniger ungünstig stellt auf Kosten des III.:

	II. Ring	III. Ring
2. Reihe	114,1	92,3
3. Reihe	110,2	98,8

Übrigens waren in der dritten Reihe für die meisten Felder der ersten zwei Ringe doppelte Werte abgeleitet, die wegen der konstant aufgetretenen Differenz nicht zusammengeworfen wurden. Die von mir für richtiger gehaltenen Werte sind in die Berechnung der Tabellen eingegangen. Die anderen Werte lagen alle höher und hätten wohl wieder ein Relief ähnlich dem der zweiten Reihe erbracht. Daß hier immer zwei verschiedene Werte für jedes Feld nebeneinander lagen, läßt die Deutung zu, daß direkt im Laufe der Versuche die Einstellung wiederholt geschwankt hat, vielleicht unter den zwei Wegen: subjektiver Schwerpunkt in der Mitte — subjektiver Schwerpunkt etwa im dritten Ringe. — Wenn man von solchen Schwankungen weiß, wird man nicht zuviel von den Zahlenzusammenstellungen erwarten.

Die Unterschiede in der zweiten und dritten Reihe sind daher wenig auffallend. Wie ein Wechsel in dem psychischen Verhalten von Einzelversuch zu Einzelversuch möglich ist und mehr noch von einer Stunde zur anderen, so erst recht von einer Reihe zu

einer in einer ganz anderen Zeit gewonnenen. So zeigt das Resultat von Wirth nur eine andere Möglichkeit, wenn er eine tatsächliche Bevorzugung der zentralen Gegend (infolge ihrer Nachbarschaft vom Fixationspunkt) konstatiert. Man kann darum aus solchen Beobachtungen nicht so bald allgemeinere Schlüsse ziehen.

Betrachtet man die Teile des Sehfeldes nach Quadranten, so zeigen die zweite und dritte Beobachtungsreihe ein ähnliches Verhalten: Bevorzugung des ersten und vierten Quadranten gegenüber dem zweiten und dritten, d. i. der oberen Hälfte gegenüber der unteren. Es soll aber hierauf für unseren Fall kein Gewicht gelegt werden; denn dieses Verhalten kehrt bei fast allen Versuchen wieder und ist daher allgemeiner zu erklären. Die Ursache kann darin liegen, daß bei der Ableitung der Normalwerte die Felder der unteren Hälfte mit einem relativ zu günstigen Werte in das Gesamtrelief eingingen. Es können aber auch vielleicht die Felder der oberen Hälfte durch Beachtung relativ mehr gewinnen als die schon an und für sich deutlichen Felder der unteren Hälfte. — Wir untersuchen, was sich bei der speziellen Hälftenbeachtung herausstellt.

Beachtung einer Feldhälfte.

Die Beachtung einer Hälfte des Sehfeldes, wie sie durch den horizontalen oder vertikalen Meridian im Perimeter angedeutet ist, wurde für jeden der vier Fälle durchgeführt (Beachtung der oberen, der unteren, der linken, der rechten Hälfte). Diese Reihen sind nach der Selbstbeobachtung nicht alle gleichwertig, denn die Aufgaben stellen verschieden schwere Anforderungen an den Beobachter. Aus dem Leben mitgebrachte Gewohnheiten, wie auch eine verschiedene Beschaffenheit der beiden Augen (da wir binokular beobachteten) sind hier jedenfalls von Einfluß. — Meine eigenen Augen sind verschieden kurzsichtig: links — 3 D, rechts — 4 D. — Persönlich war mir die Beachtung der oberen Hälfte schwerer als die der unteren. Im ersten Fall bedurfte es einer größeren Anstrengung, die Aufgabe mußte wiederholt vergegenwärtigt werden, und es blieb daher die Einstellung vielfach von diesem Aufgabenbewußtsein begleitet. Die Beachtung der unteren Hälfte war leichter und natürlicher, wohl besonders weil wir im Leben weitaus mehr auf das zu achten gewohnt sind, was die mittlere und untere Hälfte des Sehfeldes ausmacht. Die obere

Hälfte wird dann, wenn sie unbeachtet ist, als kaum zum Sehfeld gehörig angesehen, sie ist ganz vergessen. — Bei der anderen Zerlegung war für mich die linke Hälfte leicht und gut zu beachten; dies führte daher zu guten Einzelversuchen. Dagegen waren die Einstellungen für die rechte Hälfte schwerer und sicher auch inkonstanter. Die Anführung dieser individuellen Besonderheiten ist vielleicht für die unten folgende Betrachtung der Zahlen von Bedeutung.

Bei Beachtung von Teilgebieten des Sehfeldes, die den Fixationspunkt nicht in ihrer Mitte haben, sondern wo dieser am Rande oder außen vor liegt, muß man sich anfänglich stets erst die Neigung abgewöhnen, mit dem äußeren Blickpunkt dem inneren Schwerpunkt der Apperzeption nachzugehen und den Fixationspunkt ein wenig seitwärts zugunsten der Einstellung zu verschieben. Ganz ausgeschlossen sind solche Tendenzen natürlich auch späterhin nicht, aber die Selbstbeobachtung kann in der Regel nachher über eine gelungene Innehaltung der geforderten Lage Rechenschaft abgeben.

Es sei im folgenden gestattet, der Kürze halber das beachtete bzw. unbeachtete Gebiet einfach als +-Gebiet bzw. —-Gebiet zu bezeichnen.

Die Grenzen des apperzipierten Gebietes lassen sich nicht immer leicht angeben. Gegen die unbeachtete Hälfte hin wird der Horizontal- bzw. Vertikalmeridian des Perimeters gut als Begrenzung innegehalten. Das hat wohl zum Erfolg, daß diese Grenzlinie jetzt etwas mehr bewußt wird als früher, wo sie ganz zurücktrat; doch braucht dieser Anhaltspunkt kaum merklich benutzt zu werden. Das übrige Linienschema fällt wieder fast ganz fort, von den Kreisen wird fast nichts gesehen. Der durch die beachtete Hälfte führende Ast der einen Achse wirkt jedenfalls nicht im geringsten einschneidend oder trennend; die ganze +-Hälfte ist einheitlich und nicht aus Teilen zusammengesetzt. — Peripherwärts hat die beachtete Hälfte im allgemeinen keine bestimmte Grenze. Das apperzipierte Gebiet greift verschieden weit nach außen aus. Wie bei Beachtung des ganzen Feldes geht auch hier der Beobachter selbständig vor und wählt sein Gebiet so groß, wie es ihm möglich ist. Anfangs ist es natürlich, daß man, von der Meridiangrenze ausgehend, das ganze Gebiet zu überstrahlen und so zu erfassen sucht, wobei unbedingt größere

Schwankungen in den Einstellungen vorkommen; in einem besseren Übungsstadium faßt man aber auch hier wieder ein festeres Einheitsgebiet auf, wobei es dann nicht darauf ankommt, daß sich dieses mit der wirklich vorgelegten Fläche deckt. Zur Hauptsache scheint die von der Perimeterspitze ausgehende beiderseitige Richtung der Horizontalen bzw. Vertikalen als Begrenzung und ein allgemeines »nach außen«, ins +-Gebiet hinein, im Bewußtsein zu sein. Wie vorher das ganze Feld, so wird hier die beachtete Hälfte gewissermaßen zu »ihrer aus sich heraus gehenden Mitte« [1]), wobei der apperzeptive Mittelpunkt oder Schwerpunkt möglichst günstig, d. i. eben innerhalb des +-Gebiets seitlich von der Mitte der Grenzgraden aufgesucht wird. Die hiervon zu weit entfernten Grenzen und die Randzone können dann nicht gleichzeitig voll mitbeachtet werden und fallen fort. Da die Ausdehnung des Sehfeldes besonders nach den Seiten sehr groß ist, nach oben hin am geringsten, so erscheint die beachtete obere Hälfte sehr langgestreckt und nach oben von einem flachen Bogen abgeschlossen. Die Apperzeption kann dann schwanken und das eine Mal einen längeren, schmaleren Streifen, das andere Mal ein mehr zusammengezogenes und höheres Gebiet auffassen. Persönlich ist mir noch aufgefallen, daß meine Augenwimpern eine Verdunkelung der oberen Region hervorrufen und daß daher die Lider in konstanter (normaler) Höhe gehalten werden mußten. Ein Emporheben der Augenlider erscheint mir als die Entfernung eines Schattenvorhanges und eine Verstärkung der Empfindlichkeit, besonders bei der peripheren Region. Mir geht daher die obere Hälfte, besonders wenn sie beachtet wird, durchaus »ins Dunkle« über.

Es läßt sich nun schwer allgemein beschreiben, in welcher Weise eigentlich die Beachtung des Gebietes vor sich geht und wie der Bewußtseinsinhalt beschaffen ist. Nur selten führt die Reflexion zu Allgemeinangaben. Wir können aber manche Aufklärung gewinnen, wenn wir vielfach auf Einzelversuche zurückgehen. Da kann man oft sagen, wie es dem betreffenden Felde gegangen ist, auf dem der Reiz gebracht und jetzt bemerkt wurde; und dabei überzeugt man sich am besten, daß die Aufmerksamkeit eine recht bedeutende Bevorzugung des beherrschten Gebietes

1) Th. Lipps, Leitfaden der Psychologie. 2. Aufl. 1906. S. 140.

hervorbringen kann, mehr als aus den Zusammenstellungen der quantitativen Messungen hervorgeht. Manchmal läßt sich nach einem Versuche konstatieren, daß die Einstellung mißlungen und der Gegenstand der Aufmerksamkeit ein falscher gewesen war, und daß dabei das Reizfeld eine mehr oder weniger günstige Stellung bekommen hatte. Das spiegelte sich dann auch oft in einem besonders hohen bzw. niedrigen Schwellenwert wider. Beispielsweise war bei einer guten Beachtung der linken Hälfte für Feld 3 eine recht hohe Schwelle gefunden; kurz darauf konnte für dasselbe Feld bei einer Abschweifung zur Beachtung des ganzen Feldes eine beträchtliche Herabsetzung dieser Schwelle festgestellt werden. Ebenso ging es mit Feld 21. — Bei Beachtung der oberen Hälfte wurde vom Beobachter selbst wiederholt eine unzureichende Erfüllung der Aufgabe angegeben, ohne daß das Verhalten nun näher bezeichnet werden konnte. Ein hoher Schwellenwert gab dieses Verhalten in der Regel wieder, ob das Reizfeld nun in der beachteten Hälfte lag (wie Feld 1, 14, 15, 16) oder im —-Gebiet (wie Feld 3, 20, 32). Andererseits wurde z. B. bei einer tatsächlichen Abschweifung von der Aufgabe (die wirklich angegeben werden konnte) einmal Feld 3 oder Feld 46 recht begünstigt. — Als die untere Hälfte beachtet war, schien einige Male die linke Hälfte dieses +-Gebietes vor der rechten (also der II. Quadrant vor dem III. Quadranten) bevorzugt; dann zeigten Feld 2 oder Feld 15 sehr günstige Werte. Bei einer schlechten (unbestimmten) Beherrschung der geforderten Aufgabe haben die Felder 1, 11 oder 40 deutlich gewonnen; und noch mehr, als direkt von der Aufgabe abgewichen war und die Aufmerksamkeit sich der oberen Hälfte zuwandte, die Felder 4, 14, 58, 80; oder dem ganzen Sehfeld: Feld 39; oder zufällig dem kommenden Reizfeld: Feld 1 oder 6.

Besonders bei Beachtung der oberen Hälfte sind häufige Fehllokalisationen in der oben bezeichneten Art aufgetreten. Daß sie sich gerade in dieser Versuchsreihe häuften, deutet zum Teil wohl auf die schwierigere Aufgabe hin; andererseits geben sie vielleicht eine gewisse Aufklärung über das apperzipierte Gebiet. Die seitlichen peripheren Reize werden hier häufig weiter nach innen lokalisiert, so der in Feld 15 erscheinende Reiz wiederholt nach Feld 6, von Feld 28 nach 15, von 14 näher heran, 65 nach 44, 55 nach 36; die oberen Reize werden dagegen oft noch weiter

nach oben verlegt, so besonders 5, 12, 13, 24 noch etwa je einen Ring höher als sie liegen[1]). — Die Lokalisation in der unteren Hälfte ist bedeutend sicherer; man ist in dieser Hälfte gewissermaßen besser zu Hause. Nur in der Gegend der Felder 17 bis 20 fehlt häufig das Gefühl der Sicherheit betreffs der Tiefenlage (der Reiz wird dann nur als »unbestimmt unten«, auch »tief unten« angegeben). —

Die Ergebnisse aus den Schwellenbestimmungen (Anhang, Tabelle 6—9) stellen wir am besten aus den Reihen mit Beachtung der oberen und unteren und mit Beachtung der linken und rechten Hälfte zusammen. — Fassen wir dabei für den ersten Fall den I. und IV., bzw. II. und III. Quadranten zusammen, so bekommen wir eine Übersicht über das Verhältnis der beachteten Hälfte zur unbeachteten Hälfte:

Tabelle 5.

	+ obere Hälfte	— untere Hälfte	— obere Hälfte	+ untere Hälfte	Differenzen in der	
					oberen H.	unteren H.
I. Ring	107,2	130,1	119,9	111	12,7	18,9
II. «	101	126,6	114,4	121,5	13,4	5,1
III. «	85,4	114,3	101,3	93,5	15,9	20,8
IV. «	85,3	108,2	87,6	100,3	2,3	7,9
Mittel	+ 91,2	— 115,9	— 101,7	+ 103,5	10,5	12,4

Die erste Reihe (obere Hälfte beachtet) zeigt eine durchgängige große Differenz zwischen dem +-Gebiet und dem —-Gebiet. In der zweiten Reihe tritt dies nur für den ersten und dritten Ring hervor, während der zweite und vierte Ring gar umgekehrt niedrigere Werte im —-Gebiet aufweisen. Für den zweiten Ring wird dies wohl dadurch bewirkt, daß für die Felder 9 und 10 besonders hohe Werte eingegangen sind (135,6 bzw. 123), für den vierten Ring wohl dadurch, daß die Felder 37, 38, 39 mit sehr niedrigen Werten (bzw. 82,9; 60,8; 77) das —-Gebiet zu günstig

1) Hierzu läßt sich vielleicht die Beobachtung als Parallele anführen, daß am Himmelsgewölbe Höhenwinkel im allgemeinen überschätzt zu werden pflegen; den Winkel, unter dem der Polarstern am Himmel gesehen wird, kann man z. B. in Kiel oft gleich 70—75° geschätzt hören, während unsere geographische Breite nur 54° beträgt.

stellten, andererseits Feld 33 (in der +-Hälfte gelegen) den hohen Wert 126 hat. Es können dieses Zufallswerte sein. Es ist aber stets davon abgesehen, in der Gesamtübersicht Korrekturen anzubringen. Deshalb können Unstetigkeiten eingeschlossen werden, und mancherlei Charakteristisches kann verdeckt werden. — Die dritte Rubrik der Tabelle zeigt die in einer Hälfte durch die Beachtung erreichten Differenzen. In der oberen Hälfte werden (bis auf den vierten Ring) ziemlich gleichmäßige Differenzen erreicht, in der unteren Hälfte sind sie schwankender. Es läßt sich wohl sagen, daß die obere Hälfte konstanteren Gewinn von der Zuwendung der Aufmerksamkeit davonträgt.

Wollen wir nur allgemein den Effekt dieser Hälftenbeachtung betrachten, so können wir die Mittelwerte beider Reihen (mit Beachtung der oberen bzw. der unteren Hälfte) derart kombinieren, daß die +-Werte aus beiden Reihen und ebenso die —-Werte zusammengelegt werden. Dabei befreien wir uns noch von einzelnen Ungenauigkeiten, wie sie z. B. durch einzelne nicht genügend gesicherte Normalwerte auftreten könnten. Wir erhalten dann die Übersicht:

Tabelle 6.

	+-Hälfte	—-Hälfte	Differenzen
I. Ring	109,1	125	15,9
II. »	111,3	120,5	9,2
III. »	89,5	107,8	18,3
IV. »	92,8	97,9	5,1
Mittel	+ 97,4	— 108,8	11,4

Diese Werte geben uns am klarsten einen Überblick über die durch die Aufmerksamkeit bewirkte Verschiebung im Relief.

In ähnlicher Weise gehen wir mit den beiden Reihen mit Beachtung der linken bzw. rechten Hälfte vor. Hier findet sich beide Male ein besonders niedriges Gesamtmittel (nahe dem Wert 1). Auffallend ist bei Beachtung der linken Hälfte der niedrige Wert des ersten Ringes (96,4), wie er nur bei Beachtung des Zentrums mit 98,7 annähernd wieder vorgekommen ist. Bei der geringen Zahl der Einzelfelder, aus denen dieses Mittel gewonnen ist (Felder 1 bis 4), ist dieser Umstand leicht erklärlich, da auch eine geringe Schwankung in der Einstellung hier gerade von besonderer

Wirksamkeit sein kann. Dasselbe kann der Fall sein, wenn bei Beachtung der rechten Hälfte jetzt dieselbe zentrale Gegend den ungünstigen Wert 113,4 hat. Wir müssen solche Differenzen bei der Zusammenstellung mit in den Kauf nehmen. — Indem wir nun die Mittelwerte für den I. und II., bzw. den III. und IV. Quadranten bilden, stellen wir wieder die Zahlen der beachteten und der unbeachteten Hälfte gegenüber:

Tabelle 7.

	+ linke Hälfte	— rechte Hälfte	— linke Hälfte	+ rechte Hälfte	Differenzen in der linken H.	Differenzen in der rechten H.
I. Ring	92,7	100	119,8	106,9	27,1	— 6,9
II. »	93,5	127,9	105,6	110,8	12,1	17,1
III. »	78	105,4	84,5	92,1	6,5	13,3
IV. »	87,6	103,1	105,6	96,2	18	6,9
Mittel	+ 86,5	— 109,5	— 100,4	+ 99,1	13,1	10,4

Im ersten Fall (Beachtung der linken Hälfte) ist der Vorzug des +-Gebietes augenscheinlich, während wir im zweiten Fall wieder ähnliche Verhältnisse haben wie oben. Wir suchen uns also wiederum von den besonderen Verhältnissen zu befreien, indem wir beide +-Gebiete und beide —-Gebiete zu folgender Tabelle zusammenfügen:

Tabelle 8.

	+ -Hälfte	— -Hälfte	Differenzen
I. Ring	99,8	109,9	10,1
II. »	102,2	116,8	14,6
III. »	85,1	95	9,9
IV. »	91,9	104,4	12,5
Mittel	+ 92,8	— 105	12,2

Hier ist also das Verhältnis + 92,8 : — 105 ein endgültiger Ausdruck für die Gesamtverschiebung von links nach rechts.

Für diese letzten Versuche haben wir bei Beobachter B. ähnliche Resultate erhalten und teilen diese in entsprechenden Tabellen mit.

Tabelle 9.

	+ linke Hälfte	— rechte Hälfte	— linke Hälfte	+ rechte Hälfte	Differenzen in der linken H.	rechten H.
I. Ring	106,1	131	116,5	108,5	10,4	22,5
II. »	109,5	122,3	112	106,2	2,5	16,1
III. »	99	95,2	105,7	88	6,7	7,2
IV. »	97,8	112,7	118,4	80,5	20,6	32,2
Mittel	+ 101,7	— 111	— 112,5	+ 91,8	10,8	19,2

Tabelle 10.

	+ - Hälfte	— - Hälfte	Differenzen
I. Ring	107,3	123,7	16,4
II. »	107,8	117,2	9,4
III. »	93,5	100,4	6,9
IV. »	89,2	115,6	26,4
Mittel	+ 96,7	— 111,7	15

Die beachteten Hälften haben als innere Begrenzung den Horizontal- oder Vertikalmeridian. Das +-Gebiet schien dann, wie beschrieben, von dieser Grenze aus ins Innere hinein beachtet zu werden. Außer den bisher betrachteten Ringen, die sich als nächstliegende Teilgebiete infolge der Perimetereinteilung darboten, könnte man längs jenen Grenzmeridianen Zonen bilden und diese auf einen stetigen Abfall hin prüfen. Eine natürliche Zusammenfassung von gleichliegenden Feldern (innerhalb der ersten vier Ringe) ergibt sich etwa, wenn man folgende Zonen bildet:

a) für Beachtung der linken bzw. rechten Hälfte:
links 1. Zone die Felder 13, 5, 1, 2, 8, 18, 32;
2. » » » 26, 14, 6, 7, 17, 31;
3. » » » 27, 15, 16, 30;
4. » » » 28, 29;
rechts kann man die entsprechenden aus Figur 5 ablesen.

b) für Beachtung der oberen bzw. unteren Hälfte:
oben 1. Zone die Felder 28, 15, 6, 1, 4, 11, 22, 37;
2. » » » 27, 14, 5, 12, 23, 38;
3. » » » 26, 13, 24, 39;
4. » » » 25, 40;
unten wieder entsprechend.

Wir stellen die Mittelwerte dieser Zonen zusammen und gehen durch das ganze Sehfeld von oben nach unten oder von links nach rechts in folgender Übersicht:

Tabelle 11.

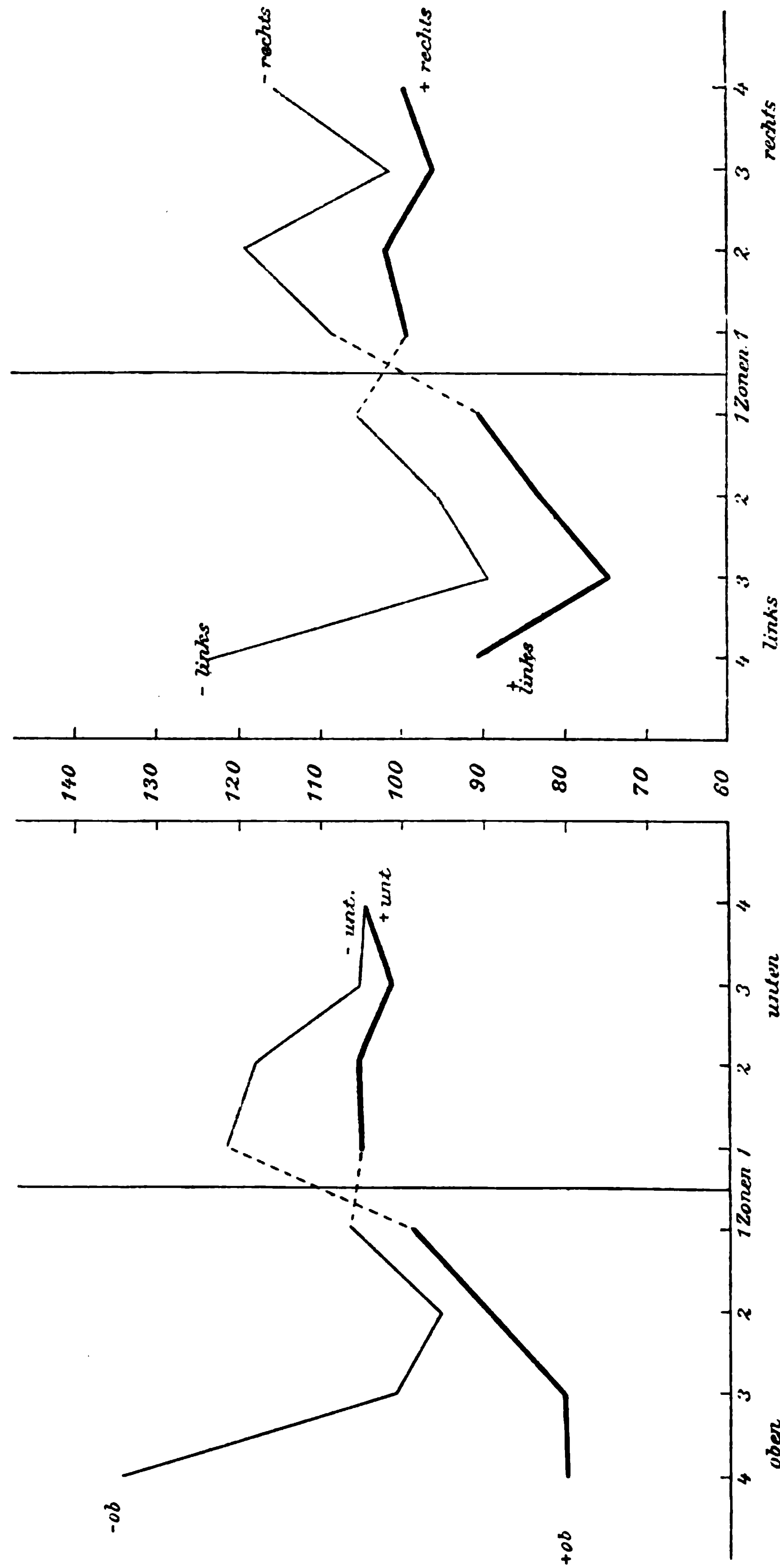
		+ obere H.	+ untere H.		+ linke H.	+ rechte H.
4. Zone	oben	+ 80	— 134,5	links	+ 91	— 123,5
3. »		+ 80,2	— 100,8		+ 75	— 90
2. »		+ 89	— 95,8		+ 83	— 95,7
1. »		+ 98,1	— 106,9		+ 90,9	— 106
1. Zone	unten	— 121,7	+ 105	rechts	— 108,6	+ 98,7
2. »		— 117,8	+ 105,8		— 119,3	+ 101,8
3. »		— 105,2	+ 102,2		— 101,8	+ 96,8
4. »		— 104,5	+ 105		— 115,5	+ 99

Die Differenzen der in der Tabelle 11 nebeneinander stehenden Werte oder, wenn wir diese Werte graphisch darstellen, die Differenzen der in Figur 11 zu gleicher Abszisse gehörigen Ordinaten zeigen, welche Verschiebungen im Relief erreicht werden, wenn die betreffenden Zonen das eine Mal zum +-Gebiet, das andere Mal zum —-Gebiet gehören:

Tabelle 12.

	Obere H.	Untere H.	Linke H.	Rechte H.
1. Zone	8,8	16,7	15,1	9,9
2. »	6,3	12	12,7	17,5
3. »	20,6	3,2	15	5
4. »	54,5	— 0,5	32,5	16,5

Die großen schwankenden Differenzen der vierten Zone sind verständlich, da es sich um die sehr peripheren Felder handelt. Diese Zone hat in der oberen Hälfte (mit den Feldern 25 und 40) die größte Differenz mit 54,5; in der unteren Hälfte (32 und 33) ist sie wohl zufällig Null oder gar — 0,5. — In der oberen Hälfte nehmen die Differenzen zu, je weiter man nach außen kommt; in der unteren Hälfte liegen die größten Unterschiede umgekehrt in der mittleren Region (1. und 2. Zone). Die linke Hälfte zeigt durchgehend große Differenzen, die rechte dagegen wieder wechselweise. Ein allgemeiner Schluß läßt sich also kaum ziehen.



- rechts
+ rechts
- links
+ links
links
rechts
1 Zonen 1
140
130
120
110
100
90
80
70
60
- unt.
+ unt
-ob
+ob
oben
unten
1 Zonen 1

Fig. 11.

Beachtung eines Quadranten.

Die Beachtung eines Quadranten des Sehfeldes führt zu einer weiteren Vereinfachung der Aufgabe. Die Ausdehnung des zu beachtenden Gebietes hat so weit abgenommen, daß man, wenn man von der peripheren Begrenzung absieht und nur das zwischen den Achsen als Grenzen liegende Gebiet betrachtet, mit diesem schon natürlicheren Verhältnissen näher kommt. Die innere Einstellung, die immer schwer zu charakterisieren ist, besteht vielleicht hauptsächlich in einem Festhalten des Vorstellungsbildes vom +-Gebiet und in einem sich dann von selbst einstellenden Zurücktreten der übrigen Quadranten. Innerhalb des beachteten Quadranten bleibt dann die periphere Grenze tatsächlich außer acht. Ein unbestimmter Abschluß wird hier wie früher hervorgerufen durch die Fähigkeit des Beobachters, ein mehr oder weniger großes Gebiet in dieser Lage einheitlich zu erfassen. Andererseits ist es natürlich, daß die durch die Achsen gebildeten Ränder des Quadranten mehr wie sonst apperzipiert werden. Dabei werden diese Achsen nicht als die Linien im Perimeter, sondern nur als Grenzen gegen das —-Gebiet oder besser noch nur als Richtungen von der Mitte aus nach der einen Seite und nach oben bzw. unten mit beachtet. Apperzipiert wurde, wie wir am besten sagen können, z. B. der I. Quadrant als ein großes Feld 1 oder der IV. als ein großes Feld 4. Damit ist nicht gesagt, daß etwa das zentrale Feld 1 oder 4 allein oder hauptsächlich beachtet wäre. Wenn im Gegenteil dies Feld gar nicht einmal eine so günstige Stellung zu haben scheint, als vielleicht zu erwarten wäre, so ist zu bedenken, daß eben nicht speziell auf die Reizvariation in dem Reizort dieses Feldes geachtet wird, sondern der ganze Quadrant wird hier zusammengefaßt und von hier, von dieser seiner apperzeptiven Mitte aus beherrscht. — Um über die Stellung der einzelnen Partien des beachteten Quadranten Näheres zu erfahren, müssen wir auf die Einzelreihen eingehen; denn wie sich zwischen den Hälften des Sehfeldes ein Unterschied zeigte, so liegen auch die einzelnen Quadranten für den Beobachter verschieden günstig, weshalb auch dieselben Versuche für alle vier Quadranten durchgeführt sind.

Bei Beachtung des I. Quadranten schienen in Einzelversuchen die Felder der Randzone oft eine günstige Stellung zu haben.

Auch einzelne Nachbarfelder schienen gelegentlich sehr beeinflußt; so wurden 16 oder auch 29 so scharf an den Rand des +-Gebietes lokalisiert, daß sie eigentlich dazu gehörig erschienen und in diesen Fällen auch einen recht niedrigen Schwellenwert aufwiesen. Dies waren aber einzelne Beobachtungen. Die mittlere Region des Quadranten dagegen schien dauernd gut beherrscht, sie war von Schwankungen unabhängiger und so wohl immer am gleichmäßigsten beachtet. Wir werden untersuchen, ob dies in den Messungen zum Ausdruck kommt.

Über das unbeachtete Gebiet erfahren wir aus Einzelversuchen in der ersten Reihe z. B., daß bei gut durchgeführter Aufgabe die Felder 4 oder 12 sowohl hohe Schwellenwerte aufwiesen wie auch subjektiv sehr ungünstig zu liegen schienen. Bei einer allgemeinen Abschweifung zeigten die Felder 11, 12, 55, 79 besonders gute Werte (niedrige Schwellen); ebenso, als einmal auf die ganze linke Hälfte geachtet war, Feld 32; oder auf die untere Hälfte, Feld 33 und 17. — In demselben Sinne haben, als die Aufmerksamkeit allein dem IV. Quadranten gelten sollte, bei einer schlechten Einstellung die Felder 3, 8, 17, 47 gewonnen, bei Ablenkung der Aufmerksamkeit auf das ganze Feld die Reizfelder 18 oder 52; andererseits hatte eine besonders gute Durchführung der Aufgabe sehr hohe Schwellenwerte in 18 oder 21 zur Folge. — Im allgemeinen aber herrschte durchaus die Überzeugung, daß trotz guter Durchführung der Aufgabe (bei allen Quadranten), also bei guter Konzentration der Aufmerksamkeit auf das +-Gebiet, auch das übrige Gebiet für die Auffassung der Reize nicht schlecht gestellt war. Früher schienen sich die einzelnen Hälften schärfer gegenüberzustehen. Es scheint, daß die Erleichterung der Aufgabe eine Annäherung der beachteten und unbeachteten Gebiete erwirkt. Die Quadrantenbeachtung bedeutet im allgemeinen, wie beschrieben, keine so umfangreiche und schwierige Aufgabe mehr. Die Konzentration auf einen solchen Teil des Sehfeldes ergibt sich natürlicher, das kleinere beachtete Gebiet wird anscheinend leicht hervorgehoben; es bleibt aber auch das übrige Gebiet dabei in einer gewissen natürlichen Lage, und daher treten die Unterschiede nicht so sehr hervor. — Innerhalb des unbeachteten Gebietes schienen, wie auch verständlich, die an den +-Quadranten anstoßenden Quadranten vor dem gegenüberliegenden bevorzugt zu sein. Sie gehören ja auch insofern näher zu ihm, als jeder von

ihnen mit den +-Quadranten eine Hälfte bildet, in welcher Einheit sie oft zusammen gewesen sind. Wir werden wieder die Schwellenbestimmungen daraufhin prüfen.

An Einzelheiten führen wir noch an: Gewöhnlich schien mir die linke Hälfte recht günstig dazustehen (vgl. auch früher). Die Beachtung des III. oder des IV. Quadranten wurde daher auch nicht so angenehm und leicht wie die ersten Reihen durchgeführt. — Bei Beachtung des II. Quadranten wurde besonders bemerkt, daß der Fixationspunkt gern ins +-Gebiet hinüber verschoben wurde. Ferner sind (vielleicht im Zusammenhang damit) gerade in dieser Reihe wieder mehr unsichere Lokalisationen, und zwar besonders in dem Sinne vorgekommen, daß die Tiefenlage eines Reizfeldes, speziell ob über oder unter der Horizontalachse, nicht angegeben werden konnte. So wurde der Reiz in Feld 15 nach 16 lokalisiert, 19 nach 9, 17 nur unsicher in seiner Gegend, ebenso 44 unsicher in seiner Höhe, 67 nur irgendwo im +-Gebiet, ja 1 unsicher zwischen 1 und 2, 3 unsicher zwischen 2 und 3, u. a. weniger ausgesprochene.

Obwohl eigentlich die Beachtung des II. Quadranten gerade recht leicht durchführbar erschien, sind auch hier die schon früher erwähnten Urteile, daß der Reiz die Schwelle reichlich überschritten zu haben scheine, wenn er bemerkt wird, ziemlich häufig aufgetreten. Und zwar scheint das besonders in zwei Gebieten der Fall gewesen zu sein, in der oberen Gegend zwischen dem I. und dem IV. Quadranten, mit den Feldern 5, 12, 13, 23, 24, und in dem beachteten Gebiete selbst mit den Feldern 8 (wiederholt), 17, 30, 49. — In derselben Weise haben sich solche Urteile bei Beachtung des IV. Quadranten wieder in zwei Regionen gehäuft, von denen die eine jetzt im beachteten IV. Quadranten, die andere im entlegenen II. lag. Beispiele für den ersten Fall sind die Reizfelder 4, 12, 22, 37, 39, für den zweiten Fall die Felder 16, 17, 66, 68. —

Die Gesamtergebnisse für die Quadrantenbeachtung (Anhang, Tabelle 10—13) stellen wir in der Art zusammen, daß die Mittelwerte für den +-Quadranten denen für das —-Gebiet gegenübertreten. In dem großen, drei Quadranten umfassenden —-Gebiet versuchen wir dann zunächst noch eine Unterscheidung, indem wir die beiden dem +-Quadranten benachbarten zusammenfassen und die Stellung des entgegengesetzt liegenden besonders hervor-

treten lassen. Wir erhalten dann folgende Tabellen für unsere vier Reihen:

Tabelle 13.

	+ I.	II. + IV.	III.	+ II.	I. + III.	IV.
I. Ring	114,3	125	141,7	110,7	119,4	125,1
II. »	118,6	129,4	138,3	114,8	121,3	120,5
III. »	85	98,7	112,1	83,3	100,6	96,1
IV. »	73,4	92,4	113,3	100,2	98,5	88,8
Mittel	+ 91,9	105,9	120,8	+ 100,3	106,3	102,3
	+ III.	II. + IV.	I.	+ IV.	I. + III.	II.
I. Ring	97,7	123,3	108,2	118,4	111,3	114,4
II. »	119,5	128,3	113	115,9	118,5	122,6
III. »	91,8	96,1	93,4	92,1	93,8	93
IV. »	93,4	94	102,1	93,8	100,4	104,8
Mittel	+ 98,6	105	102,3	+ 100,9	103,5	105,8

Die Zusammenfügung der sich entsprechenden Kolumnen der vier Einzeltabellen zu einer einzigen ergibt schließlich folgende Übersicht über die Stellung des beachteten Gebietes, der beiden benachbarten Quadranten und des entgegengesetzt liegenden Quadranten:

Tabelle 14.

	+ Quadrant	benachbart	entgegenges.
I. Ring	110,3	119,8	122,4
II. »	117,2	124,4	123,6
III. »	88,1	97,3	98,7
IV. »	90,2	96,3	102,2
Mittel	+ 97,9	105,2	107,8

Die Unterschiede zwischen dem beachteten und dem unbeachteten Gebiete treten hier also auch sicher hervor. Die erreichte Differenz zwischen den beachteten Quadranten und den gegenüberliegenden beträgt etwa 10 % und bleibt damit etwas hinter der bei der Hälftenbeachtung gefundenen zurück.

Wir haben diese erste Übersicht wieder nach den Ringen und Quadranten vorgenommen, weil damit am besten die verschiedenen Reihen miteinander verglichen werden konnten. Das Zusammenfassen von Feldern zu Zonen, die um den beachteten Quadranten

herumlaufen, führt nicht recht zu klaren Übersichten, da wir nicht so gut eine Kombination der Reihen vornehmen können. — Eine andere Gruppierung ist im Anschluß an eine oben erwähnte Beobachtung versucht. Da der beachtete Quadrant von zwei Halbachsen eingeschlossen wird, schien es möglich (wie auch subjektiv geurteilt wurde), daß die Randzone eine andere Stellung einnimmt als das Innere. Darum sind noch einmal die am Rande liegenden Felder zu einer Gruppe zusammengefaßt und der aus den eingeschlossenen Feldern gebildeten Gruppe gegenübergestellt. Da wir für die Zusammenstellungen immer nur die vier ersten Ringe berücksichtigt haben und außerdem gern die hohen Felder 25 und 40 außer acht lassen, so besteht z. B. im I. Quadranten die erste Gruppe aus den Feldern 13, 5, 1, 6, 15, 28, während 14, 26, 27 das Innere bilden; entsprechend für die anderen Quadranten. Für die Gegenüberstellung bilden wir wieder diese Gruppen nicht nur im beachteten Quadranten, sondern auch für das andere Gebiet.

Tabelle 15.

		I. Qu.	II. Qu.	III. Qu.	IV. Qu.
als beachteter Qu.	Rand:	101,7	102,3	99,7	108,5
	Inneres:	72,3	95,7	97	85,7
als benachbarter Qu.	Rand:	104,6	107,2	111,1	112,5
	Inneres:	87,3	96	113,7	89,2
als gegenüberl. Qu.	Rand:	122,7	103,3	123,9	125,8
	Inneres:	94,3	117,7	111,3	89

Daß die Werte für das Innere überhaupt niedriger sind, sagt noch nichts, denn wir haben immer gesehen, daß die peripheren Felder (zu denen diese gehören) niedrigere Zahlen haben. Es ist nur nachzusehen, ob der Unterschied im beachteten Quadranten größer ist. Die Mittelwerte aus den Werten für die einzelnen Quadranten sind

im beachteten Quadranten	Rand:	102,1
	Inneres:	87,7
im benachbarten Quadranten	Rand:	109,7
	Inneres:	96,5
im gegenüberliegenden Quadranten	Rand:	118,8
	Inneres:	103,1

Der Abfall ist also für beide Gruppen ziemlich gleich, mithin schließen wir noch nicht auf einen charakteristischen Unterschied.

Bildet man aber dieselben Gruppen in den Reihen mit Beachtung des ganzen Feldes oder des Zentrums, so findet man da einen viel geringeren Unterschied zwischen ihnen:

	+ Ganzes Feld (2)	+ Ganzes Feld (3)	+ Zentrum
Randzone:	104,7	105	100,7
Inneres:	99,3	103,4	101,3

Hier, besonders bei Beachtung des Zentrums, ist also die erste Gruppe, das sind die neben dem Achsenkreuz liegenden Felder (hauptsächlich auch die Mitte), so viel günstiger geworden, daß der Unterschied fast wegfällt. Erst auf diesem Umweg erkennen wir dann auch, daß bei der Quadrantenbeachtung das Innere dieses +-Gebietes mehr bevorzugt zu sein scheint, und zwar auch in den nicht beachteten Gebieten.

Beachtung eines einzelnen Reizfeldes.

Bei den nächsten Versuchen ist ein einzelnes Feld allein beachtet und dem ganzen übrigen unbeachteten Gebiete gegenübergestellt. Während bei den grundlegenden Versuchen (Gewinnung der Normalwerte im wissentlichen Verfahren) schon alle einzelnen Felder durchgenommen und für jedes Feld die Schwellen bestimmt waren, sollte jetzt unter ausschließlicher Beachtung eines Feldes zugleich das ganze verbleibende Sehfeld untersucht werden. Um dann wirklich die Beachtung des vorgeschriebenen Feldes gleichmäßig durchzusetzen, ist es nötig, daß der Reiz auf diesem betreffenden Felde besonders oft geboten wird, damit das Feld wirklich einen Vorzug für das Interesse bietet. Ferner darf dieses Feld nicht zu peripher gelegen sein. Das von Wirth a. a. O. für diese Versuchsreihe gewählte Feld (27 nach unserer Zählung; vgl. Figur 5) scheint mir zu ungünstig zu liegen, die konstante Beherrschung des Feldes ist zu anstrengend. (Dies mag freilich bei unseren zeitlich ausgedehnteren Versuchen wohl noch mehr in Betracht kommen als bei der Methode der einmaligen tachistoskopischen Darbietung.) Als relativ günstig gelegen zeichneten sich die Felder 7 und 10 aus. Die Versuche wurden für diese beiden symmetrisch gelegenen Felder durchgeführt, gemäß unserem Prinzip, immer, wenn möglich, symmetrische Partien durchzugehen, um dadurch spezielle Unregelmäßigkeiten leichter ausschalten zu können. Trotz der verhältnismäßig günstig gewählten Lage der

Felder können aber Schwankungen in der Einstellung nicht vermieden werden. Nach der Selbstbeobachtung ist die Bevorzugung des +-Feldes nicht ganz gleichmäßig. Es kann dies Feld kaum vollständig zum alleinigen Aufmerksamkeitsinhalt gemacht werden; die zentralen Gegenden und die Nachbarfelder haben einen gewissen Anteil. Subjektiv erscheint die obere Hälfte besonders vernachlässigt, die peripheren Gegenden dagegen auch in der abgelegeneren Hälfte verhältnismäßig günstig.

Bemerkungen zu den Einzelversuchen geben uns einigen Aufschluß über die Art der Beobachtungen.

In den Versuchen mit Beachtung des Feldes 7 zeigen die falschen Lokalisationen vielleicht die Haupttendenz, die Reizlage in Richtung des +-Feldes zu verschieben. So wurde Feld 6 bei 7 lokalisiert, 14 an die Grenze von 6, 15 bei 7, 16 in 7, 20 einmal unsicher im III. Quadranten, ein andermal in 9 oder 10, 27 in 15 oder 14, 30 an den Rand von 17, 33 nur unten. Das Vorherrschen von Feld 7 geht zum Teil daraus hervor, daß die Reize in den Feldern 6, 15, 16 direkt in oder bei 7 angegeben wurden. Außerdem wurde der an den verschiedensten Stellen des ganzen Sehfeldes gebrachte Reiz häufig in 7 vermutet, wobei das vom wirklichen Reiz noch unbeeinflußte Urteil wohl rein infolge innerer Erwartung in bezug auf 7 ausgesprochen wurde. Wenn solche Urteile auch in den Feldern 6, 15, 16, 17 vorgekommen sind, so ist dies vielleicht schon auf den wirklichen Reiz zurückzuführen. Eine falsche Vermutung und falsche Lokalisation scheinen sich in interessanter Weise in einem Urteil zu vereinen, wenn z. B. der in Feld 10 gebrachte Reiz in »7 oder 21« angegeben wird. Eine andere charakteristische Unsicherheit zeigt der Fall, daß der Reiz 7 in »16 oder 2« angegeben wird, wobei also merkwürdigerweise das +-Feld, das nun gerade die tatsächliche Reizänderung aufweist, übergangen wird. — Fälle, daß der Reiz die Schwelle reichlich überschritten zu haben scheint, finden sich in Feldern aller Regionen, besonders aber auch in Feld 7 und seiner Umgebung. — Es ist übrigens vielleicht angebracht, für das +-Feld 7 die von subjektiven Bemerkungen begleiteten Einzelversuche kurz mitzuteilen, da sie gut über die Erlebnisse Aufschluß geben. Die Zahlen bedeuten dabei die Reizgrößen in Prozenten des maximalen Zusatzreizes: 10 gute Beachtung; 10,3 schwach bemerkt; 10,3 desgleichen; 10 überschritten, überrascht; 8,8 normal; 10,6

vorher schon unsicher; 12,3 in 16 oder 2 vermutet; 8,5 erwartet; 10,1 schon etwas eher bemerkt; 9,4 desgleichen; 8,6 ganz schwach; 9,4 normal; 10,4 desgleichen; 11 hell; vorher schlecht beachtet; 9 gut; 12,7 Ermüdung. — Das Mittel hieraus ist 9,9, wie es für Feld 7 in der Tabelle 14 des Anhangs angegeben ist.

Für die Beachtung von Feld 10 finden wir ähnliche Verhältnisse. Der Reiz wird wieder oft erst angegeben, wenn die Schwelle reichlich überschritten erscheint, und zwar findet das hauptsächlich in Feldern der rechten Hälfte, auch im +-Feld 10, statt. — Die Lokalisationen weisen zum Teil wieder auf das +-Feld 10 hin, zum Teil aber, bei Feldern an der Vertikalachse, nach außen (oben oder unten); doch sind die Einzelfälle nicht so zahlreich, um daraus einen bestimmten Schluß ziehen zu können. — Das Vorherrschen von Feld 10 geht ähnlich wie oben aus Einzelheiten hervor. Vage Vermutungen kommen häufig vor, woran Feld 10 wieder besonders beteiligt ist, d. h. 10 wird oftmals angegeben, wenn auch der wirkliche Reiz in einer ganz anderen Gegend geboten ist. — Entsprechend wie für Feld 7 seien auch hier die Einzelversuche für Feld 10 mitgeteilt: 10 schwach; 10,5 als schwaches Nachbild erkannt; 9 desgleichen; 8,4 schwach; 10,7 gestört; 8,2 reflektiert; 8,6 eher anderswo vermutet; 8,7 schwach, 10,3 etwas überschritten; 10,7 schon eher; 9,2 normal; 9,7 desgleichen; 8,7 schwach; 10,5 zu spät angegeben; 11,3; 8,1 als Nachbild; 11; 10 überschritten; 10,5 schon vorher unsicher bemerkt; 8,4; 9,8 gut. — Das Gesamtmittel für dieses Feld ist 9,5 (vgl. Tabelle 15 des Anhangs). — Die angegebenen Zahlen sind also die Werte von Einzelversuchen, die regellos (wie es die Auslosung des Experimentators ergab) mit Versuchen für alle anderen Reizfelder wechselten. Dabei ist es einmal vorgekommen, daß Feld 10 dreimal hintereinander geboten wurde (natürlich ohne daß der Beobachter davon wußte), und ein andermal, daß es wieder dreimal und nach einem fremden Feld noch ein viertes Mal geboten wurde. Die Zahlenausdrücke hierfür (siehe oben) zeigen einen interessanten Parallelverlauf: 10—10,5—9—x—8,4 und 10—10,5—8,4. Eine einfache Deutung liegt auf der Hand: Zunächst ist normale Einstellung gewesen; dann ist das Reizfeld gerade dran gewesen, also jetzt etwas weniger Interesse; durch die wiederholte Darbietung wird schließlich eine besondere Bahnung geschaffen.

Aus den **Schwellenbestimmungen** gingen für die beachteten Felder 7 oder 10 außerordentlich günstige Werte hervor. Sowohl absolut genommen gehört ihr mittlerer Schwellenwert (9,9 bzw. 9,5) zu den niedrigsten überhaupt gefundenen Werten, wie auch ihr relativer Wert die Stellung des Feldes im Relief als besonders günstig charakterisiert; denn auch so geringe relative Werte wie 88 bzw. 82 kommen sonst im zweiten Ringe kaum wieder vor. Das Gesamtmittel der vier Ringe beträgt 102,2 und 101,5, die Differenz ist also 14,2 und 19,5. Diese einzelnen Felder werden also sicher durch die Aufmerksamkeit stark herausgehoben. Das Mittel der Nachbarfelder ist beträchtlich höher; für die ersten beiden Ringe mit Ausschluß des +-Feldes z. B. = 107,4 bzw. 108,8. — Ein Einfluß äußert sich auch darin, daß die Mittelwerte der linken und rechten Hälfte besonders in den ersten beiden Ringen eine Differenz zugunsten der das +-Feld einschließenden Hälfte aufweisen:

	+-Feld 7		+-Feld 10	
	linke H.	rechte H.	linke H.	rechte H.
I. Ring:	102	112,5	107	99,5
II. Ring:	103,2	109,2	118	98,2

Im ersten Fall sind also die Werte der linken, im zweiten die der rechten Hälfte niedriger. Dabei hat zwar in der ersten Reihe (+-Feld 7) das Feld 8 den hohen Wert 114; das Protokoll gibt aber an, daß zufällig die Einzelwerte für dieses Feld (aus denen also der Wert 114 stammt) alle unter einer ungünstigen Einstellung gelitten haben und der resultierende Wert daher nicht mit den anderen gleichwertig ist. — Auch in ferneren Ringen tritt stellenweise noch ein Vorteil aus der Nachbarschaft des beachteten Feldes hervor. Doch wird dieser zum Teil durch andere herausfallende Werte verdeckt; andererseits ist schon oben darauf hingewiesen, daß auch die periphere Gegend der abgelegenen Hälfte einigermaßen günstig erscheint. Wie wir bereits bei der Quadrantenbeachtung bemerkten, behalten gerade bei der leichten Hervorhebung eines kleineren Teilgebietes auch die übrigen Regionen eine relativ günstige, weil natürliche Stellung, und lassen daher keine großen Differenzen in den Zahlenverhältnissen hervortreten.

Beachtung der Mitte und des I. Ringes.

Wenn wir auf konzentrisch gelegene Gebiete zurückgehen, so könnten wir, in Hinblick auf die Frage nach dem Bewußtseinsumfang, die Größe des zu beachtenden Gebietes allmählich zunehmen lassen, also durch mehrere Stufen etwa von der Beachtung des (unausgedehnten) Zentrums zu der des ganzen Feldes übergehen. Die natürlichsten Stufen würden dann die Kreisringe unseres Perimeters sein. — Außer der ausschließlichen Konzentration auf das Zentrum (Perimeterspitze) haben wir auch die Beachtung des ersten (zentralen) Ringes durchgeführt. Hierbei zeigte sich aber (vgl. unten), daß schon ein räumliches Gebiet in der Größe dieses Ringes dem Beobachter recht umfangreich erscheint. Die nächsten Stufen, die die von dem zweiten und dann dem dritten Kreise eingeschlossenen Gebiete vorstellen würden, sind dann schon so ausgedehnt, daß eine getrennte Durchführung dieser Reihen kaum einen besonderen Erfolg zu versprechen scheint. Die Aufgabe zeigt dann für das subjektive Empfinden schon eine große Verwandtschaft mit der zu Beginn durchgeführten Beachtung des ganzen Sehfeldes. Andererseits tritt hier die besondere Schwierigkeit hinzu, die äußeren Grenzen mitbeachten zu müssen. Es stellen aber die konzentrisch allseitig gleichweit ausgedehnten Gebiete psychologisch sehr ungleichmäßige Anforderungen (vgl. unten). Daher sind die Versuche in dieser Richtung nicht weitergeführt worden. — Eine andere Aufgabe bot die besondere Beachtung eines Ringes. Für den I. Ring fällt dies ja mit der obigen Aufgabe zusammen. Ich habe es noch mit dem II. Ringe versucht. Es gilt also, das zwischen der ersten und zweiten Kreislinie liegende Gebiet, den durch die Felder 5 bis 12 ausgefüllten Ring gleichmäßig zu beachten. Diese Aufgabe an periphereren Ringen (also zunächst am III.) durchzuführen, ist aus den schon angedeuteten Gründen nicht möglich, wie auch näher aus der Beschreibung der durchgesetzten Versuche hervorgehen wird.

Die Beachtung der Mitte des Sehfeldes ist eine natürliche und leichte Aufgabe. Hier fallen äußerer Fixationspunkt und innerer Blickpunkt zusammen. Der Kreuzungspunkt der beiden Achsen, oder jedenfalls ein möglichst kleines Gebiet um ihn herum,

soll die ganze Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich konzentrieren. Schwankungen des äußeren und inneren Blickpunktes lassen sich durch Übung vermeiden (auf eine ganz scharfe Fixation, wobei auch die bekannten ganz minimalen Schwankungen unterdrückt werden müßten, kommt es nicht an). Schwieriger ist die Frage, wie stark die Konzentration auf die Mitte sein soll, welches Maß die Aufgabe hier verlangt. Denn die Beachtung eines in der Fovea gelegenen Punktes kann sicher recht verschieden intensiv durchgeführt werden, wobei man immer noch glauben kann, die Aufgabe richtig erfüllt zu haben. Es soll ja nicht ein schlichtes Beachten, ein einfaches inneres Hinsehen auf die Mitte sein, sondern es soll eine wirkliche Konzentration in größerer oder geringerer Stärke durchgeführt werden. Nur die Selbstbeobachtung kann dann eine Kontrolle über ein gleichmäßiges Ausgangsstadium wie über eine gleichmäßige Durchführung während des Einzelversuches übernehmen. — Im übrigen gaben diese dem natürlichen Beobachten am meisten verwandten Einstellungen wenig zu besonderen Bemerkungen Anlaß. Was außer dem Apperzeptionspunkt bewußt war, ließ sich kaum subjektiv angeben. Von dem durch die Mitte hindurchgehenden Achsenkreuz wird nur ein recht kleiner Teil gesehen, und auch dieser kommt meistens nicht zum Bewußtsein. Die Kreise verschwinden völlig. Wir können nur aus den Messungen weiteren Aufschluß gewinnen.

Aus der Tabelle 5 des Anhangs entnehmen wir die Mittelwerte für die einzelnen Ringe, die hier zugleich als Zonen um den Apperzeptionspunkt gelten können:

I. Ring:	98,7	(Gesamtmittel 98,5).
II. »	100,4	
III. »	86,8	
IV. »	107,2	

Die günstige Lage der zentralen Gegend tritt deutlich hervor. Die um die Mitte herumliegenden Felder 1, 2, 3 haben recht niedrige Werte (92, 90, 99), während Feld 4 mit dem Werte 114 heraussspringt und das Mittel dadurch höher stellt. Auch im II. Ring liegen die meisten Felder sehr günstig, so daß hier auch noch der relativ niedrige Mittelwert entsteht. Diese Zahlen fallen mehr auf, wenn man sie mit den in den früheren Reihen erhaltenen (Beachtung des ganzen Feldes, der Hälften oder Quadranten)

vergleicht. Dann fällt aber der niedrige Wert des III. Ringes auf, der schlecht erklärbar ist. Freilich ist schon erwähnt, daß der III. Ring in den meisten Versuchsreihen einen sehr niedrigen Wert hat, weshalb wohl anzunehmen ist, daß die hier zugrunde gelegten Normalverhältnisse nicht ganz richtig waren, sondern zu hoch genommen sind. — In unserer Reihe trägt der IV. Ring mit dem relativ hohen Werte 107,2 die Kosten für das Günstigerwerden der zentralen Gegend. Das Gesamtbild ist dem Normalrelief verhältnismäßig am ähnlichsten, wie es ja auch zu erwarten ist und wie es ebenfalls bei Wirth hervortrat.

Bei Beachtung des I. Ringes bedarf man einer äußeren Unterstützung der Einstellung durch ein zahlreicheres Bieten der im +-Gebiet liegenden Felder 1 bis 4, da die Zahl dieser Felder sonst zu gering ist gegenüber der des unbeachteten Gebietes (es wurden ja freilich diese Felder an sich schon häufiger geboten; vgl. S. 326, Anm.). Dann aber dürfte auch eine verhältnismäßig gute, gleichmäßige Durchführung der Aufgabe gesichert sein. Das beachtete Gebiet hat eine Gestalt und Größe, die es noch gerade für ein leidlich bequemes, einheitliches Beherrschen geeignet machen. Es wird das ganze Gebiet, eine Kreisscheibe, beachtet, ohne daß die Grenzen besonders bewußt werden. Obwohl die Ausdehnung nach oben hin schon als recht bedeutend empfunden wird, kann die Fläche doch noch als Ganzes apperzipiert werden; und auch der Grenzkreis, der gegeben ist und darum wohl als Anhaltspunkt benutzt wird, erscheint noch einheitlich, gehört aber, wie gesagt, gewöhnlich gar nicht zum Bewußtseinsinhalt. — Die Aufgabe war durchaus, dieses geometrische Gebiet ganz und gleichmäßig zu beachten. Während bei den anderen Versuchsreihen das +-Gebiet auch immer als Einheitsgebiet erschienen ist, in das jedenfalls nicht die äußere Einteilung des Perimeters hineingetragen wurde, herrschte hier die Tendenz, das Gebiet aus der Summe der Reizstellen aufzubauen. Es war also das +-Gebiet auch nicht aus den Einzelfeldern 1, 2, 3, 4 zusammengesetzt; sondern in dieser zentralen Region war durch die Übung der spezielle Ort, an dem der Reiz in den Einzelfeldern auftrat (eine runde Stelle in der Mitte der Felder von etwa 7° Durchmesser), so bekannt geworden und innerlich so gut lokalisiert, daß jetzt von dem ganzen Ring eben nur diese vier Reizörter herausgegriffen und

gern statt des Ganzen als Inhalt gewählt wurden [1]). Damit wurde dann alsbald immer an das Auftreten des Reizes gedacht, wobei eine starke Tendenz erwachte, den Reiz überall zu sehen, besonders aber in diesen Feldern 1 bis 4. Unserer Aufgabe gemäß wollten wir aber das ganze vom I. Kreis eingeschlossene Gebiet beachten. Es ließe sich sonst nichts gegen den anderen Weg sagen, wenn wir damit nur nicht zu unvergleichbaren Bedingungen kämen. Denn sobald wir zu irgendeiner anderen Versuchsreihe mit räumlich ausgedehnteren Gebieten übergehen, läßt sich diese Art nicht durchführen (Bewußtseinsenge für die Erfassung von einer Anzahl von Einheiten). Wie auch an jenen Orten erwähnt, ist bei Beachtung der Quadranten oder Hälften von einem solchen subjektiven Herauswählen der Reizorte nie die Rede gewesen und wäre, von ganz zentralen Feldern abgesehen, auch nicht möglich gewesen. — Darum muß auch in dieser Reihe das gleiche Vorgehen angestrebt werden. — Wirth würde in solchem Falle wohl davon sprechen, daß »für die zwischen den Reizorten liegenden Stellen eine Ausnahme und infolgedessen eine Kraftersparnis aufgekommen wäre« [2]). Wir verteilen aber unsere Aufmerksamkeit nicht in solcher Weise, als ob wir auf diese oder jene Stelle ein größeres Quantum lenken und auf dazwischenliegende weniger. Sondern die Aufmerksamkeit hat sich einem ganz anders gestalteten Objekte zugewandt. Wegen der geringen Zahl der Reizorte konnte hier ein solches Objekt gewählt werden, da diese vier in ihrer Lage bekannten Stellen bequem gleichwertig nebeneinander aufgefaßt werden konnten. Man hätte dem vielleicht entgegenarbeiten müssen, indem die Reizfelder kleiner gemacht und dadurch die Zahl der Reizstellen vermehrt worden wäre. In der zentralen Gegend wenigstens hätte es von Vorteil sein können, auch um hier ein genaueres Relief zu bekommen. Andererseits sollte jedoch vermieden werden, daß die Zahl der Felder zu groß wurde, damit die Untersuchung einer Reihe sich nicht über zu lange Zeit ausdehnte und dadurch an Einheitlichkeit verlieren mußte. So ist dann an der von Wirth übernommenen Einteilung festgehalten.

Bei dieser Aufgabe ließ sich nun nach dem Urteile des

1) Vgl. die Begriffe »apperzeptive Heraussonderung und Einheitsapperzeption« bei Th. Lipps, Einheiten und Relationen. 1902.

2) Experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene. S. 130.

Beobachters der beste Gegensatz von beachtetem und unbeachtetem Gebiete konstatieren. Die Bedingungen dazu sind hier sehr günstig: Das +-Gebiet liegt in seiner natürlichsten Lage, konzentrisch um den Mittelpunkt in nicht zu bedeutender Ausdehnung; das —-Gebiet liegt darum ebenfalls am natürlichsten, in der peripheren Region, die von Haus aus am ungeeignetsten für die Auffassung ist. Gegenüber den Versuchen mit Konzentration auf das Zentrum haben wir hier noch den Vorteil, daß das +-Gebiet nicht ohne Ausdehnung ist, also nicht bloß ideell, sondern durch die Erscheinungsmöglichkeit mehrerer Reize einen Gegenstand des Interesses bildet. — Obwohl nun das +-Gebiet hier von dem ganzen Sehfeld tatsächlich nur einen recht kleinen Teil ausmacht, ist dieser Teil allein Bewußtseinsinhalt. Das recht große Außengebiet bleibt nach dem subjektiven Urteil wirklich ganz unbeachtet, ja fast ungesehen. Die Einschränkung des Gesichtsfeldes nimmt augenscheinlich mit der Einschränkung des beachteten Gebietes zu.

Auffallend war in dieser Reihe die große Zahl der Felder, in denen der Reiz als hell und deutlich überschwellig gemeldet wurde. Wenn diese Urteile auch in Feldern aller Regionen gefällt wurden, so häuften sie sich doch ganz ausgesprochen in der zentralen Gegend und besonders wieder im beachteten I. Ringe.

Einen gewissen Aufschluß bieten auch wieder die eingetretenen unsicheren Lokalisationen. Aus den besonders angemerkten Fällen entnehmen wir die Tendenz, zu weit nach außen zu lokalisieren. So wurden die Reize in den Feldern 6, 15, 20 unbestimmt weiter fort angegeben, 7 bei 15, 27 und 32 im V. Ring, 39 bei 57, auch 1 in 13 oder 5. Mäßige Entfernungen werden also schon für recht bedeutend angesehen.

Die Ergebnisse aus den Messungen (vgl. Anhang, Tabelle 16) zeigen teilweise ein ähnliches Resultat wie in der verwandten letzten Versuchsreihe mit Beachtung des Zentrums. Die Zusammenstellung der Mittelwerte aus den Ringen liefert wieder die einfachste Übersicht über das +-Gebiet und die herumliegenden Zonen:

+ I. Ring:	107	(Gesamtmittel 105,2).
II. »	120,3	
III. »	91	
IV. »	105,5	

Der beachtete Ring hat also den nicht sehr niedrigen Wert 107. Freilich müssen wir das hohe Gesamtmittel (105) berücksichtigen;

und wenn wir den schon oben (S. 73) herangezogenen Vergleich mit den Verhältnissen bei den früheren Versuchsreihen wiederholen, dann ist dieser Wert für den I. Ring wenigstens noch wieder als relativ nicht ungünstig zu bezeichnen. Auch ist zu beachten, daß der hohe Wert für Feld 1 (115) das Mittel sehr heraufsetzt. Außerdem ist oben darauf hingewiesen, daß die Schwelle gerade in diesem Gebiet oft nicht so fein aufgefaßt wird als der Beobachter selbst erwartet. — Der die beachtete Zone umschließende II. Ring hat das hohe Mittel 120,3, hebt sich also ziemlich gegen das +-Gebiet ab. Für den III. Ring tritt wieder wie bei allen Reihen ein sehr niedriger Wert hervor; als Erklärung ist wiederholt darauf hingewiesen, daß ein unpassender Normalwert zugrunde gelegt ist. Im ganzen ist mit den Ergebnissen dieser Reihe nicht viel zu beginnen.

Beachtung des II. Ringes.

Unsere letzte Versuchsreihe galt der Beachtung eines besonders gestalteten Gebietes, des zweiten Kreisringes, wobei es zu ganz interessanten Beobachtungen kam. — Es ist ziemlich schwer, diesen Ring einheitlich festzuhalten. Seine Ausdehnung ist so groß, daß die Grenzen kaum mehr deutlich bewußt sind (der äußere Grenzkreis liegt in etwa $31^1/_2{}^\circ$ Entfernung von der Mitte). Es ist wieder zu beachten, daß der Ring als solcher festgehalten werden soll. Unter Übergehung der zentralen Partie (I. Ring) wird ein rings um diese gleichgültige Region herumlaufendes Gebiet zu erfassen versucht, das nach außen auch noch wieder eine Grenze hat. Die Schwierigkeiten, die wir schon bei Beachtung des ganzen Feldes kennen gelernt hatten: ein so ausgedehntes Gebiet überhaupt gleichmäßig zu beherrschen, wiederholen sich hier. Dazu treten aber größere. Dort war nach außen hin keine Grenze gegeben (oder die weit außen vorhandene Grenze kam nicht in Betracht). Es schien dann eine mehr oder weniger große Region aus dem wirklich vorhandenen Gebiet herausgenommen und als Einheitsgebiet erfaßt zu sein. Dies Gebiet kann dann sicher weit größer sein als ein begrenztes, kann sich vor allem in seiner Gestalt dem Beobachter anpassen. Von dem jetzt vorliegenden Ringe dagegen sind die Grenzen objektiv gegeben, und diese liegen für den Beobachter sehr verschieden günstig. Nach den Seiten hin läßt sich die Grenze noch einigermaßen »übersehen«, nach oben

zu aber ist dies nicht mehr regulär möglich. Die Felder 5 und 12 (ohne bestimmte Grenzen gegen 6 bzw. 11) erscheinen schon sehr peripher und ungünstig. — Wie richtet sich nun da das psychische Verhalten ein?

Das Bewußtsein von der Aufgabe erlischt hier gar nicht; der +-Ring wird immer wieder reproduktiv vorgestellt (dies ist ein reziprokes Maß für die Leichtigkeit einer Aufgabe; die Fixation der Mitte z. B.; wird, wie früher erwähnt, durch Übung bei allen Einstellungen selbstverständlich, ist dann überhaupt keine Aufgabe mehr). Die Aufmerksamkeit oder besser ihr Gegenstand, ihr Inhalt fluktuiert beständig, wenn man sich streng an die Aufgabe hält und den ganzen Ring gleichmäßig festhalten will. Es scheint ein Erweitern oder Einengen des Gebietes vorgenommen zu werden, nach oben und unten oder nach den Seiten. Man muß erst lernen, den Ring als Ganzes festzuhalten. Vom Achsenkreuz wird dann wenig gesehen; auch der erste Kreis (der innere Grenzkreis) verschwindet fast. Vom zweiten Kreis wird unter Umständen am meisten gesehen. Das Gebiet scheint von der äußeren Grenze nach innen zu beachtet zu werden. Das +-Gebiet bis an den äußeren Kreis festzuhalten ist die Haupttendenz. Über die Begrenzung nach innen läßt sich nicht viel sagen. Sie wird sicher mit geringerer Mühe durchgeführt, es bedarf keines besonderen Antriebes, um den zentralen Ring aus dem +-Gebiet herauszuschälen und unbeachtet zu lassen. Die subjektive Beobachtung gibt keinen Aufschluß, wie günstig er tatsächlich noch dagestanden hat; wir müssen dazu die Maßergebnisse betrachten. —

Es ist wohl sicher, daß, wie bei Beachtung des ganzen Sehfeldes, auch hier eine Anpassung des +-Gebiets vorgenommen wird, da sein gegebener Umfang zu unnatürlich erscheint. Wenn es auch heißt, der ganze Ring soll beachtet werden, so sucht der Beobachter doch von selbst eine innere Stellung auf, die ihm vor allem ein recht gleichmäßiges Verhalten ermöglicht, auch wenn damit eine Verschiebung des Aufmerksamkeitsobjektes verbunden ist. So schien mir, als ob die Einstellung am besten die seitlichen Felder 6, 7, 10, 11 erfasse, die unteren Partien nur halb mitnähme, und meist verzichte, auf die oberen Felder in gleichwertiger Weise zu achten. — In ähnlicher Weise schien bei der früheren Beachtung der ganzen linken Hälfte manchmal das von den Feldern 1, 2, 6, 7, 8 gebildete Gebiet allein voll von der

Aufmerksamkeit erfaßt zu sein. — Solange solche Anpassungen nur aus dem Gegenstand selbst heraus bedingt sind, ist es wohl besser, sie nicht zu unterdrücken. Dadurch bleiben am besten Wanderungen der Aufmerksamkeit, wie sie sonst bei so ausgedehnten Objekten verständlich sind, ausgeschlossen. Eine besondere Anpassung war wohl in einer Versuchsreihe vorgenommen, wenn der +-Ring in der Form dreier hervorragender Untergebiete beherrscht zu werden schien: Etwa zwischen den Feldern 5 und 6, in Feld 7 und in Feld 10 schien ein kleinerer Schwerpunkt zu liegen, und in dieser Weise wurde das ganze Gebiet einigermaßen konstant beherrscht. Eine solche Einteilung wurde natürlich nicht absichtlich erstrebt, sondern der schwierige Inhalt führte von selbst darauf hin, eine solche Unterstützung zu suchen. Dies ist eine zufällig aufgegriffene Art, die darum auch wohl nicht lange in gleicher Weise beibehalten ist (sobald sie dem Beobachter selbst aufgefallen ist, muß er ihr entgegenarbeiten, er will ja keine absichtliche Bevorzugung einzelner Stellen). Es sei damit aber nur auf die tatsächliche Art des Vorgehens hingewiesen.

Die falschen und unsicheren Lokalisationen weisen alle auf den +-Ring hin: es wurde 15 in 6, 19 bei 9, 22 erst in 4, dann in 11, 23 unsicher in der näheren Gegend, 26 bei 14, 34 in 9 oder 19, 58 bei 23, 79 unsicher näher lokalisiert, umgekehrt 3 wiederholt in 10. Es wird also das Gesamtgebiet nach innen zu eingeschränkt, die äußeren Felder werden zum Teil sehr herangeholt. Der beachtete, breit aussehende II. Ring scheint tatsächlich fast den ganzen Inhalt des Sehfeldes auszumachen, und was dahinterliegt, eventuell auch weit dahinterliegt, das wird nur als ein Anhängsel an den Rand des beachteten Gebietes angefügt. Nach dem subjektiven Eindruck lagen auch Felder wie 15, 16, 21, 22 an der Grenze draußen vor dem beachteten und den Inhalt ausmachenden Gebiet; sie wurden erst bewußt, wenn sie als Reizfeld auftraten. Auch 5 und 12, eigentlich zum +-Ring gehörig, lagen fast ganz außerhalb des Inhaltes und fielen damit überhaupt fort, denn wie gesagt, hier existierte außer dem +-Gebiet (und der eingeschlossenen Mitte) fast nichts. Die oberen Felder 13, 24 und gar 25, 40 und angrenzende liegen natürlich ganz außen vor. Es ist aber bemerkenswert, daß die Empfindlichkeit hier in allen diesen äußeren, scheinbar gar nicht dazu gehörigen Feldern trotzdem noch recht beträchtlich ist.

Daß die Schwelle überschritten wurde, und das zum Teil sehr weit, kam hier wieder in recht vielen Einzelversuchen vor; und zwar haben alle Gegenden des Sehfeldes daran teil. Besonders sind diese Überschreitungen der Schwelle doch bei den Feldern im +-Gebiet selbst vorgekommen. Es bestätigt dies wohl die Schwierigkeit unserer Aufgabe; denn je öfter man sich von dem hellen Reiz überrascht fühlt (sei es im +-Gebiet oder —-Gebiet), desto öfter war das psychische Verhalten zu einem günstigen Erfassen des Reizes nicht bereit gewesen. Wenn dann trotzdem die Zahlen eine ganz günstige Stellung dieser Felder zeigen, so trifft das subjektive Urteil vielleicht nicht das Richtige.

Die einzelnen Ringe zeigen hier folgende Mittelwerte (vgl. Anhang, Tabelle 17):

I. Ring:	106,5	(Gesamtmittel 101,8).
II. »	106,6	
III. »	94,8	
IV. »	103,8	

Ein besonderer Vorzug des II. Ringes tritt nicht hervor. Vielmehr scheint die Wirkung der Beachtung dieses Ringes die gewesen zu sein, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Ringen mehr ausgeglichen sind und das Gesamtbild wieder dem Normalrelief näher kommt. Ähnliche Verhältnisse zeigen sich in den früheren Reihen mit Beachtung der in diesem zweiten Ringe liegenden Felder 7 und 10; die kombinierten Zahlen für die Ringe sind dort:

I. Ring:	105,4	(Gesamtmittel 101,9).
II. »	106,6	
III. »	90,7	
IV. »	107,6	

Das sind also fast gleiche Werte für die ersten beiden Ringe. Die Werte für den III. und IV. Ring sind oben noch mehr ausgeglichen; es wird vielleicht bei Beachtung des ganzen II. Ringes gewissermaßen mehr an die Peripherie gegangen.

Zusammenfassung.

Wir betrachten noch einmal die Mittelwerte aus den Ringgebieten aller Reihen nebeneinander:

Tabelle 16.

	Ganzes Feld	Hälften	Quadranten	Zentrum	Feld 7 oder 10	I. Ring	II. Ring
I. Ring	113,4	111	118,1	98,7	105,4	107	106,5
II. »	112,2	112,6	122,4	100,4	106,6	120,5	106,5
III. »	95,6	94,3	95,4	86,8	90,7	91	94,8
IV. »	99,5	91,8	96,2	107,2	107,6	105,5	103,8
Mittel	103	101	104	98,5	101,9	105,2	101,8

Ordnet man die Reihen so, wie in ihnen die Einzelringe am günstigsten hervortreten, dann ist (unter Berücksichtigung des jedesmaligen höheren oder niedrigeren Gesamtmittels)

der I. Ring nacheinander am günstigsten bei Beachtung vom Zentrum, Feld 7 oder 10, I. Ring, II. Ring, Ganzes Feld, Hälften, Quadranten;

der II. Ring entsprechend in der Reihe: Zentrum, II. Ring, Feld 7 oder 10, Ganzes Feld, Hälften, I. Ring, Quadranten;

der III. Ring in der Reihe: Zentrum, Feld 7 oder 10, I. Ring, Quadranten, Ganzes Feld, Hälften, II. Ring (mit nur geringen Differenzen);

der IV. Ring in der Reihe: Hälften, Quadranten, Ganzes Feld, II. Ring, I. Ring, Feld 7 oder 10, Zentrum.

Hieraus tritt wie auch aus früheren Betrachtungen hervor, daß die Reihen mit Beachtung des Zentrums, der Felder 7 oder 10 und auch der zentralen Ringe I oder II einander näher stehen als andererseits die entsprechenden für Ganzes Feld, Hälften und Quadranten. Oder in unseren Zahlenzusammenstellungen hat — trotz der besprochenen Schwierigkeiten — eine begünstigende Verschiebung nach der Peripherie zu stattgefunden, wenn ein bis an die Peripherie reichendes Gebiet (Ganzes Feld, Hälften, Quadranten) beachtet wird, dagegen nach der Mitte zu, wenn eine zentrale Gegend beachtet wird. Daneben sind noch besser zum

Teil die Verschiebungen innerhalb eines Reliefs bei Beachtung eines exzentrisch gelegenen Teilgebietes zutage getreten. Diese Resultate stimmen in manchen Einzelheiten mit denen von Wirth nicht überein, wobei allerdings auch die Verschiedenheit einiger Versuchsbedingungen zu berücksichtigen ist. Aus der Hervorhebung der subjektiven Bedingungen für die Beachtung eines irgendwie gestalteten Gebietes und der Beschreibung der Art unseres Vorgehens fanden dagegen auch wir, daß die beachteten Gebiete um so leichter beherrscht werden, je kleiner und je natürlicher gelegen sie sind. Indem bei einer solchen Einstellung die natürlichen Verhältnisse am besten erhalten bleiben, findet man dann auch stets eine Erleichterung für die unbeachteten Gebiete. Wenn wiederholt darauf hingewiesen ist, daß — nach Einzelversuchen zu urteilen — noch größere Differenzen in den Reliefs zu erwarten gewesen wären, so müssen wir uns ferner der Hauptfolgerung Wirths anschließen, daß in unserem Sehfelde die erreichten Klarheitsdifferenzen nur relativ gering sind.

Nun bleibt immer noch die Frage, wie sich diese Verhältnisse in den absoluten Höhen der Schwellen widerspiegeln. Dafür müßten wir noch besonders die a-Spalten der letzten Tabelle 18 des Anhangs genauer betrachten. Hauptsächlich in deren letzter Spalte, den Gesamtmittelwerten, müßte hervortreten, welchen Gesamteffekt die Aufmerksamkeit bei den einzelnen Beobachtungsreihen durch Herabsetzung oder Erhöhung der Durchschnittsschwellen gezeitigt hat. Leider ist aber aus den Zahlen nicht viel zu erkennen. Man sieht vielmehr, daß jeder Effekt der Aufmerksamkeit in diesem Sinne gegenüber den Differenzen zurücktreten mußte, die durch die zwischen den einzelnen Reihen notwendig verfließende Zeit bedingt waren. Wir verzichten darum auf eine Interpretation dieser Werte.

Zum Schlusse erfülle ich die angenehme Pflicht, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Martius, für die freundlichen Anregungen und die bereitwillige Unterstützung mit den Mitteln des Instituts meinen besten Dank auszusprechen.

Anhang.

Tabelle 1.

Wissentliche Versuche mit übermerklichen Reizen.

Reizfeld beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 16,6	Verhältnis zum Normalwert
1	11,7	70,3	115,3
2	10,6	64	112,2
3	11,1	67,1	111,8
4	11	66,7	105,8
5	11,7	76,3	100
6	10,7	64,7	107,8
7	9,9	59,4	104,1
8	10,2	61,2	102
9	10,1	60,8	110,5
10	10	60,3	104
11	11	66,3	102
12	14,2	85,5	111,1
13	19	115	102,1
14	17	103	103
15	14,8	89,3	105
16	14,4	86,9	101
17	14,7	88,4	102,8
18	14,8	89,2	101,4
19	12,6	76	100
20	11,7	70,2	94,9
21	11,6	70	102,9
22	12,7	76,5	95,6
23	17,8	107,2	99,3
24	21,2	128	94,8
25	50	300	98,8
26	35,2	212	92
27	23,1	139	94
28	18,8	113	94,2
29	18,3	110	93,2
30	18,3	110	93,3
31	20	119	93,7
32	20,4	123	84,6
33	18,4	111	92,5
34	19,3	116,5	101,2
35	18	109	103,8
36	15,9	96	101
37	17,9	108	90
38	24	145	90,6
39	35,2	212	90,2
40	52	314	100

Tabelle 2.

Wissentliche Versuche mit untermerklichen Reizen.

Reizfeld beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 21,7	Verhältnis zum Normalwert
1	13,2	61,1	100
2	12,4	57	100
3	13	60	100
4	13,7	63	100
5	14,1	65,1	93
6	12,8	59,1	98,5
7	11,7	54,1	95
8	12,5	57,7	96,2
9	11,3	52,3	95,1
10	12,8	58,8	101,4
11	13,8	63,4	97,5
12	16,7	77	100
13	24,5	113	100
14	21,8	100	100
15	18,4	85	100
16	18,6	85,8	100
17	18,7	86	100
18	19	88	100
19	15	69	90,8
20	16	74	100
21	14,7	68	100
22	17,4	80	100
23	23,4	108	100
24	29	134	100
25	67	310	100
26	50	230	100
27	32,1	148	100
28	26	120	100
29	25,6	118	100
30	26,7	123	102,5
31	27,6	127	100
32	31,7	146	100
33	26	120	100
34	25	115	100
35	22,8	105	100
36	20	92,2	97
37	24,5	113	94
38	37	171	107
39	52,5	242	103
40	68	315	100

Tabelle 3.

Wissentliche Versuche mit untermerklichen Reizen.
(Wiederholung.)

Reizfeld beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 17,4	Verhältnis zum Normalwert
1	11,2	64,4	105,6
2	9,6	55,3	97
3	10,2	58,8	98
4	11,2	64,3	102
5	12,8	73,5	105
6	10,6	61,2	102
7	10,3	59,3	104
8	10,8	61,8	103
9	9,7	55,6	101
10	10	56,8	98
11	11,5	66,3	102
12	13,7	78,5	102
13	18,4	106,2	94
14	16,1	92,4	92,4
15	13,9	79,9	94
16	11,9	78,3	91
17	14,4	82,6	96
18	14,2	81,8	93
19	15,1	86,6	114
20	12,5	71,8	97
21	10,8	72,2	91,4
22	13,1	75,2	94
23	18,4	106,4	98,6
24	25,8	149	110
25	44	254	82
26	37,2	214	93
27	27	155	105
28	21,8	125	104
29	21,6	124	103
30	18,3	105,6	88
31	23	132	104
32	25,2	145	100
33	21,2	122	102
34	21,4	123	107
35	20,5	118	112
36	17	97,9	103
37	22	127	106
38	25,4	146	91
39	39,7	228	97
40	43,3	249	79

Tabelle 4.

Ganzes Feld beachtet (2).

	Zusatz-reize	% vom Mittel 16,8	Verhältnis zum Normalwert
1	12,4	73,8	120,9
2	11,2	66,7	117,0
3	10,5	62,5	104,2
4	11,9	70,8	112,4
5	12,4	73,8	105,4
6	11,4	67,9	112,8
7	12,6	75	131,6
8	10 (12)	59,5 71	98,2 118,3
9	9,5	56,6	102,9
10	11,2	66,7	115,0
11	13	77,4	119,1
12	16,5	98,2	127,5
13	17,5	104	92,1
14	13,8	82,2	82,2
15	13,1	78	91,8
16	13,5	80,4	93,5
17	14,6	86,9	101,0
18	13,4	79,8	90,7
19	13,0	77,4	101,8
20	12,4	73,5	99,3
21	11,9	70,8	104,1
22	13,5	80,4	100,5
23	14,6	86,9	80,5
24	16,0	95,2	70,5
25	55	327	105,5
26	46	274	119,1
27	10	59,5	40
28	22	131	109,2
29	17	101	85,6
30	24	143	119,2
31	28,5	170	133,9
32	25,6	152	104,8
33	19	113	94,2
34	22,5	134	116,5
35	26,5	158	150
36	14,8	88,1	92,7
37	22,4	133	110,8
38	17,5	104	65
39	33,4	199	84,7
40	65	387	122,9

Tabelle 5.

Zentrum beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 22,3	Verhältnis zum Normalwert
1	12,5	56	91,8
2	11,4	51,1	89,7
3	13,3	59,6	99,3
4	16	71,8	114
5	14,5	65,1	93
6	12	53,8	89,7
7	13,5	60,5	106,1
8	13,3	59,6	99,3
9	13,5	60,5	110
10	13,5	60,5	104,3
11	13,3	59,6	99,3
12	17,6	78,9	101,6
13	20	89,7	79,4
14	22	98,7	98,7
15	15,3	68,6	80,7
16	14	62,8	73
17	13	58,3	67,8
18	14,5	65	73,8
19	16,8	75,3	99,1
20	14,5	65	77,9
21	13,5	60,5	89
22	20	89,7	112,1
23	(17,5	78,5	72,7)
24	35,5	159	117,8
25	100	448	144,5
26	95	426	185
27	37,5	168	113,5
28	23,5	105	87,5
29	37	166	94
30	30	135	112,5
31	44	197	155
32	34	152	104,8
33	29,6	133	118,3
34	24,5	110	95,7
35	27	121	115,2
36	?	—	—
37	21	94,2	78,5
38	?	—	—
39	47	211	89,8
40	∞ 66	∞ 300	100

Tabelle 6.

Obere Hälfte beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 18,8	Verhältnis zum Normalwert
1	11,9	63,3	103,8
2	14,2	75,5	132,5
3	14,4	76,6	127,7
4	13,1	69,7	110,6
5	12,8	68,1	97,3
6	10,3	54,8	91,3
7	12,5	66,5	116,7
8	15,1	80,3	133,8
9	12,7	67,6	122,9
10	14,5	77,1	132,9
11	13,6	72,3	111,2
12	15,1	80,3	104,3
13	20	106	93,8
14	15,3	81,4	81,4
15	13,4	71,3	83,9
16	25,7	137	159
17	15,1	80,3	93,4
18	15,9	84,7	96,2
19	15,3	81,4	107,1
20	17,5	93,1	125,8
21	13,3	70,7	104
22	14,5	77,1	96,4
23	16,9	89,9	83,3
24	18,6	98,9	73,3
25	100 35	532 186	171 60
26	28,6	152	66
27	20,3	108	73
28	20,1	107	89,2
29	22,1	118	100
30	26	138	115
31	24,2	129	101,7
32	33	176	121,4
33	20	106	88,3
34	25	133	115,7
35	23	122	116,2
36	?	—	—
37	22,3	119	99,2
38	29	154	96,3
39	39	207	88,1
40	55	293	93

Tabelle 7.

Untere Hälfte beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 18,5	Verhältnis zum Normalwert
1	13,9	75,1	123,1
2	12	64,9	113,8
3	12	64,9	108,2
4	13,6	73,5	116,7
5	14,8	80	114,3
6	12,5	67,6	112,7
7	12,1	65,4	114,7
8	12,5	67,6	112,7
9	13,8	74,6	135,6
10	13,2	71,4	123
11	13,4	72,4	111,4
12	17	91,9	119,3
13	22,2	120	107,2
14	15,8	85,4	85,4
15	14,5	78,4	92,2
16	14,6	78,9	91,7
17	14	75,7	88
18	14,5	78,4	89,1
19	17	91,9	120,9
20	13,2	71,4	96,5
21	12	64,9	95,5
22	17	91,9	114,9
23	20,4	110	101,9
24	26,4	143	105,9
25	100	541	175
26	48	259	113
27	25	135	91,2
28	22,3	121	100,8
29	19,6	106	89,9
30	23	124	103,3
31	23	124	97,7
32	22,6	122	84,2
33	28	151	125,8
34	21,5	116	100,9
35	19	103	98,1
36	18	97,3	102,4
37	18,4	99,5	82,9
38	18	97,3	60,8
39	33,5	181	77
40	49	265	84,1

Tabelle 8.

Linke Hälfte beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 22	Verhältnis zum Normalwert
1	11,8	53,7	88
2	12,2	55,5	97,4
3	12,2	55,5	92,5
4	14,9	67,8	107,6
5	14,6	66,4	94,9
6	12,7	57,8	96,3
7	9,4	42,8	75,1
8	14,2	64,6	107,7
9	13,1	59,6	108,4
10	15,1	68,7	118,4
11	21,2	96,4	148,3
12	23	105	136,3
13	26,1	119	105,3
14	19,5 16,2	88,6 73,6	88,6 73,6
15	14,8	67,3	79,2
16	13	59,1	68,7
17	13,8	62,7	72,9
18	13,2	60	68,2
19	16,2	73,6	96,8
20	12,8	58,2	78,7
21	14,4	65,5	96,4
22	22,9	104	130
23	28,2	128	118,5
24	33,2	151	111,9
25	100	445	147
26	45	205	89,1
27	25	114	77
28	26,5	120	100
29	21,2	96,4	81,7
30	19,8	90	75
31	32	145	114,2
32	24	109	75,2
33	28	127	105,8
34	44	200	174
35	(19	86,4	82,3)
36	26	118	124,2
37	28,2	128	106,7
38	35	159	99,4
39	62	182	77,5
40	36	164	52

Tabelle 9.

Rechte Hälfte beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 19,7	Verhältnis zum Normalwert
1	13,8	70,1	114,9
2	14	71,1	124,7
3	11,9	60,4	106,7
4	13,3	67,5	107,1
5	14,2	72,1	103,0
6	12	60,9	101,5
7	12,3	62,4	109,5
8	12,8	65	108,3
9	12	60,9	110,7
10	13,7	69,5	119,8
11	14,4	73,1	112,5
12	15,2	77,2	100,0
13	(15,5	78,7	69,7)
14	20,2	103	103
15	13,5	68,5	80,6
16	13,7	69,5	80,8
17	13,8	70,1	81,5
18	15,8	80,2	91,1
19	12,8	65	85,6
20	15,2	77,2	104,3
21	14	71,1	104,4
22	14,4	73,1	91,4
23	17,5	88,8	82,2
24	22,4	114	84,5
25	95	482	155,5
26	37	188	81,8
27	27,5	140	94,6
28	24,5	124	103,3
29	33,5	170	144,1
30	24,4	124	103,3
31	23,5	120	94,5
32	37	188	129,9
33	22,4	114	95
34	25	127	110,4
35	44	223	200
36	18	91,4	96,3
37	24	122	101,7
38	29	147	91,9
39	38	193	82,1
40	36	183	58,1

Tabelle 10.

I. Quadrant beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 27,4	Verhältnis zum Normalwert
1	19,1	69,7	114,3
2	19,5	71,2	124,9
3	23,3	85	141,7
4	21,6	78,8	125,1
5	21,3	77,7	111,0
6	20,4	74,5	126,2
7	20,6	75,2	131,9
8	22,5	82,1	136,8
9	21,1	77	140
10	21,7	79,2	136,5
11	21,7	79,2	121,8
12	26,8	97,8	127
13	27	98,5	87,2
14	22,1	80,7	80,7
15	20,3	74,1	87,2
16	23,7	86,5	100,6
17	24,1	88	102,3
18	25,4	92,7	104,3
19	22,4	81,8	107,6
20	24,6	89,8	121,4
21	20	73	107,3
22	22	80,3	100,4
23	28	102	94,5
24	33	121	89,7
25	100	365	117,7
26	40	146	63,5
27	29	106	71,6
28	27,9	102	85
29	35	128	109,5
30	34	124	103,3
31	33	120	94,5
32	43	157	108,3
33	44	159	132,5
34	32	117	101,8
35	32	117	111,4
36	28	102	107,4
37	31	113	94,2
38	36	131	81,9
39	43	157	66,8
40	100	365	116

Tabelle 11.

II. Quadrant beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 22,6	Verhältnis zum Normalwert
1	15,5	68,6	112,5
2	14,3	63,1	110,7
3	17,1	75,7	126,2
4	17,8	78,8	125,1
5	20,2	89,4	127,7
6	15,7	69,5	115,8
7	15,5	68,6	120,4
8	14,8	65,5	109,2
9	14,1	62,4	113,4
10	16,8	74,3	128,1
11	17,4	77	118,5
12	21,3	94,3	122,5
13	24	106	93,8
14	21,5	95,1	95,1
15	16,6	73,4	86,4
16	16,6	73,4	85,4
17	17,3	76,6	89,1
18	17,4	77	87,5
19	17,8	78,8	103,7
20	16,6	73,4	99,2
21	19,2	85	125
22	19,3	85,4	106,8
23	23,5	104	96,3
24	26	115	85,2
25	70	310	100
26	41	181	78,7
27	?	—	—
28	27	120	100
29	24,6	109	92,4
30	28	124	103,3
31	27	120	94,5
32	36	159	110,7
33	26	115	95,8
34	30	133	115,7
35	26	115	109,5
36	23,5	104	109,5
37	26	115	95,8
38	31,6	140	87,5
39	44	195	83
40	55	243	77,2

Tabelle 12.

III. Quadrant beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 21,7	Verhältnis zum Normalwert
1	14,3	65,9	108,2
2	14,6	67,4	118,3
3	12,7	58,6	97,7
4	17,5	80,8	128,3
5	17	78,5	112,1
6	14,8	68,3	113,8
7	15,6	72	126,3
8	15,4	71,1	118,5
9	13,1	60,5	110
10	16,2	74,8	128,9
11	16,5	76,2	117,2
12	25	116	150,9
13	25	116	102,7
14	18	83,1	83,1
15	17,4	80,3	94,5
16	18,2	84	97,7
17	16,8 (20,3)	77,6 93,7	90,3 108,9
18	18	83,1	94,4
19	14,3	66	86,8
20	20,1 (14,2)	92,8 65,5	125 88,5
21	14,9	68,8	101,2
22	17,6	81,3	101,6
23	24,1	112	103,7
24	25,8	120	88,9
25	∞	∞	∞
26	50	231	100
27	?	—	—
28	27	125	104,2
29	25	116	98,3
30	26,5	123	102,5
31	25	116	91,4
32	22,4	104	71,7
33	19	87,7	73,1
34	22,5	104	90,5
35	25	116	110,5
36	20,5	94,6	99,6
37	26,9	125	104,2
38	38	176	110
39	39	181	77
40	70	323	100

Tabelle 13.

IV. Quadrant beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 20,1	Verhältnis zum Normalwert
1	14,7	73,1	119,8
2	13,1	65,2	114,4
3	12,4	61,7	102,8
4	16,9 15	84,1 74,6	133 118,4
5	14,8	73,6	105,1
6	14,2	70,6	117,7
7	14,7	73,1	128,3
8	14,1	70,1	116,8
9	13,7	68,2	124
10	14,8	73,6	126,9
11	14,4	71,6	110,2
12	18,6	92,5	121,7
13	19,7	98	86,8
14	16	79,6	79,6
15	15,9	79,1	93,1
16	15,9	79,1	92
17	16,2	80,6	93,7
18	16,5	82,1	93,3
19	14,9	74,1	97,5
20	14,6	72,6	98,1
21	14,7	73,1	107,4
22	16,2	80,6	100,7
23	19,3	96	88,9
24	23,6	117	86,7
25	54	269	86,8
26	35	174	75,7
27	28	139	94
28	23	114	95
29	22	110	93,3
30	34,4	171	142,5
31	25	124	97,7
32	25	124	85,5
33	?	—	—
34	26	129	112,2
35	31	154	146,7
36	18	89,6	94,4
37	27,3	136	113,3
38	33,5	167	100,4
39	32	159	67,7
40	43	214	68

Tabelle 14.
Feld 7 beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 19,7	Verhältnis zum Normalwert
1	12,5	63,5	104,1
2	12,9 9,5	65,5 48,2	114,9 84,6
3	12,3 10,9	62,4 55,3	104 92,2
4	15,8	80,2	127,3
5	15,8	80,2	114,6
6	11,3	57,4	95,7
7	9,9	50,3	88,2
8	(13,5	68,5	114,2)
9	11,3	57,4	104,4
10	12,4	62,9	108,5
11	14,2	72,1	110,9
12	17,2	87,3	113,3
13	23	117	103,5
14	14,7	74,6	74,6
15	12,9	65,5	77,1
16	15,8 14,5	80,2 73,6	93,3 85,6
17	16,4 15,8	83,2 80,2	96,7 93,3
18	15,4 13,8	78,2 70,1	88,9 79,7
19	14	71,1	93,6
20	14,9	75,6	102,2
21	15	76,1	112
22	15,3	77,7	97,1
23	18,2	92,4	85,6
24	19	96,4	71,4
25	44	223	72
26	?	—	—
27	29,5	150	101,4
28	22,4	114	95
29	27,9	142	141,4
30	26	132	110
31	25,4	129	101,6
32	30	152	104,8
33	26,6	135	112,5
34	32	162	140,9
35	32	162	154,3
36	?	—	—
37	27	137	114,2
38	29	147	91,9
39	31,6	160	68,1
40	47	239	75,9

Tabelle 15.
Feld 10 beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 20,1	Verhältnis zum Normalwert
1	14,3	71,1	116,6
2	11,2	55,7	97,7
3	10,7	53,2	88,7
4	14	69,7	110,6
5	14,6	72,6	103,7
6	15,8	78,6	131
7	13,8	68,7	120,1
8	14,1	70,1	116,8
9	11,4	56,7	103,1
10	9,5	47,3	81,6
11	13,8	68,7	105,4
12	16	79,6	103,3
13	17	84,6	74,9
14	13,6	67,7	67,7
15	14,4	71,6	84,2
16	16 20	79,6 99,5	92,6 115,7
17	20,3	101	117,4
18	16,5	82,1	93,3
19	15,2	75,6	99,5
20	16,5	82,1	110,9
21	13,7	68,2	100
22	18,6 14,5	92,5 72,1	115,6 90,1
23	17	84,6	78,4
24	22,3	111	82,2
25	43	214	69
26	45	224	97,4
27	30	149	100,7
28	24,4	121	100,8
29	24	119	100,9
30	28	139	115,8
31	29	144	113,4
32	28	139	95,9
33	26,5	132	110
34	26	129	112,2
35	27	134	127,6
36	27	134	141,3
37	24,4	121	100,8
38	27	134	83,8
39	40	200	85,1
40	52	259	82,2

Tabelle 16.

I. Ring beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 20,6	Verhältnis zum Normalwert
1	14,4	69,9	114,8
2	12,7	61,6	108,1
3	12,7	61,6	102,7
4	13,1	64,6	102,5
5	14,4	69,9	99,9
6	13,2	64,1	106,8
7	13	63,1	110,1
8	17,1	83	138,3
9	17,4	84,5	153,6
10	15,7	76,2	131,4
11	13,4 15	65 72,8	100 112
12	18,4	89,3	116
13	20,2	98,1	86,8
14	17	82,5	82,5
15	15	72,8	85,7
16	15	72,8	84,7
17	15,4	74,8	87
18	17,3	84	95,5
19	14,3	69,4	91,3
20	17	82,5	111,5
21	13,1	63,6	93,5
22	17,5	85	106,3
23	18,9	91,7	84,9
24	22,8	111	82,2
25	52	252	81,3
26	35	169	73,5
27	28	136	91,9
28	23,5	114	95
29	28	136	115,3
30	24,3	118	98,3
31	32	155	122
32	28	136	93,8
33	32	155	129,2
34	29,5	143	124,4
35	26,4	128	121,9
36	26,5	129	135,8
37	31	150	125
38	30	146	91,3
39	29	141	60
40	?	?	—

Tabelle 17.

II. Ring beachtet.

	Zusatz-reize	% vom Mittel 17,6	Verhältnis zum Normalwert
1	9,9	56,3	92,3
2	10,5	59,7	104,7
3	11,9	67,6	112,7
4	12,9	73,3	116,4
5	12	68,2	97,4
6	11,9	67,6	112,7
7	11,4	64,8	113,7
8	10,3	58,5	97,5
9	10,1	57,4	104,4
10	11,3	64,2	110,1
11	12,7	72,2	111,1
12	14,3	81,3	105,6
13	18	102	90,3
14	11,8	67,1	67,1
15	12,5	71	83,6
16	13,3	75,6	87,9
17	14	79,6	92,6
18	16,5	93,8	106,6
19	16,1	91,5	120,4
20	14	79,6	107,5
21	12	68,2	100
22	14,7	83,5	104,4
23	18,2	103	95,4
24	19,5	111	82,2
25	41	233	75,2
26	38	216	93,9
27	25,5	145	98
28	23	131	109,2
29	22	125	105,9
30	(39	222	185,0)
31	25	142	111,8
32	20,5	117	80,7
33	27	153	127,5
34	22	125	108,7
35	21	119	113,3
36	18,5	105	110,3
37	24	136	113,3
38	25	142	88,8
39	31	176	74,9
40	45	256	81,3

Tabelle 18.

Mittelwerte a) aus den Reizgrößen; b) aus den Verhältnissen zu den Normalwerten.

		I. Ring		II. Ring		III. Ring		IV. Ring		I. Quadrant		II. Quadrant		III. Quadrant		IV. Quadrant		Gesamtmittel	
		a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)	a)	b)
Wissentl. Versuche	mit übermerkl. Reizen	11,1 —	111,3	11 —	105,2	15,2 —	100,2	21,5 —	100,1	18 —	101,5	15,2 —	98,8	13,9 —	102,3	18,3 —	98	16,6 —	100,1
	mit untermerkl. Reizen	13,1 —	100	13,2 —	97,1	19,7 —	99,2	30,5 —	100,3	23,6 —	99	20,5 —	99,4	17,7 —	98,4	25,3 —	100,2	21,7 —	99,3
	desgl., Wiederholung	10,6 —	100,1	11,2 —	102,1	17,1 —	97,1	24,4 —	101,1	18,8 —	99,4	15,9 —	97,9	14,8 —	102,3	20,1 —	100,3	17,4 —	100
Beachtet ist	Ganzes Feld (2. Reihe)	11,5 —	113,6	12,1 —	114,1	14,8 —	92,3	22,8 —	101,8	17,6 —	97,1	17,0 —	107,6	15,1 —	108,1	17,6 —	96,8	16,8 —	102,7
	Zentrum	13,3 —	98,7	13,9 —	100,4	17,9 —	86,8	33,5 —	107,2	23,8 —	95,5	22,5 —	97,6	18,6 —	102	24,7 —	98,4	22,3 —	98,5
	Obere Hälfte	13,4 —	118,6	13,3 —	113,8	16,7 —	99,8	25,3 —	98,3	17 —	86,6	20,3 —	117,0	17,8 —	114,7	20,2 —	95,8	18,8 —	104,2
	Untere Hälfte	12,9 —	115,5	13,6 —	118	16,8 —	97,4	24,3 —	94,8	21 —	104,4	16,8 —	98,5	16,8 —	108,6	19,7 —	99	18,5 —	102,7
	Linke Hälfte	12,8 —	96,4	15,4 —	110,7	19 —	91,7	31 —	95,9	21,8 —	89,3	17,3 —	83,6	21,2 —	103,8	28,5 —	115,1	22,0 —	97,7
	Rechte Hälfte	13,2 —	113,4	13,3 —	108,2	16,1 —	88,3	28,1 —	102,1	20,3 —	94,7	20,1 —	106,7	17,5 —	103,3	20,9 —	94,8	19,7 —	100,2
	I. Quadrant	20,9 —	126,5	22 —	128,9	24,4 —	98,6	34,8 —	95,1	25,2 —	91,9	28,1 —	111,6	26,9 —	120,8	29,2 —	100,2	27,4 —	105,6
	II. Quadrant	16,2 —	118,6	16,9 —	119,4	19,6 —	96,1	30,2 —	97,5	23,7 —	99,9	21,2 —	100,3	20,7 —	112,6	25,2 —	102,3	22,6 —	103,9
	III. Quadrant	14,8 —	113,1	16,7 —	122,2	19,2 —	94,4	28,6 —	95,4	24,1 —	102,3	19,8 —	100,9	17,8 —	98,6	25,6 —	109,1	21,65 —	102,6
	IV. Quadrant	13,8 —	113,8	14,9 —	118,8	16,9 —	93,1	27,5 —	101,1	20,1 —	96,3	19,7 —	105,8	18,4 —	110,7	22,2 —	100,9	20,1 —	103,7
	Feld 7	13,4 —	107,4	13 —	105	16,2 —	90,5	28,4 —	109,1	19,1 —	96,1	19,2 —	101,9	19,9 —	111,9	20,8 —	97,7	19,7 —	102,2
	Feld 10	12,3 —	103,4	13,6 —	108,1	16,4 —	90,9	29 —	106,1	21 —	97,4	20,1 —	106,4	18,4 —	107,5	21 —	93,3	20,1 —	101,5
	I. Kreisring	13,2 —	107	15,3 —	120,5	17 —	91	28,8 —	105,5	20,1 —	93	20,3 —	105,3	20,5 —	119,5	21,6 —	97,1	20,6 —	105,2
	II. Ring	11,3 —	106,5	11,75 —	106,6	15 —	94,8	24,8 —	103,8	18,1 —	93,8	16,9 —	101,8	16,4 —	111,5	19,1 —	99,1	17,6 —	101,8

Sprachphilosophische Untersuchungen.

I. Teil.

Von

Theodor Conrad (Bergzabern [Pfalz]).

Mit 9 Figuren im Text.

Die Probleme, die im folgenden behandelt werden, sind mir erwachsen aus Überlegungen über das Verhältnis von Allgemeinem zu Besonderem, über Gattung, Wesen und Begriff, insbesondere bei der Betrachtung des Verhältnisses von Begriff und darunter fallendem Gegenstand. Sofern nämlich die Begriffe in gewissen sprachlichen Fixierungen auftreten und in den Wörtern sozusagen verankert sind, galt es bei allem, was über Begriffe auszumachen war, diese selbst rein für sich zu fassen, losgelöst von ihrer Verbindung mit dem betreffenden Terminus oder Wort; eine Aufgabe, die große Schwierigkeiten in sich schließt. Wer in diesem Gebiete gearbeitet hat, wird mir beistimmen, wenn ich meine, daß die Hauptschwierigkeit darin besteht, zu unterscheiden, welche Eigentümlichkeiten bei einem terminologisch fixierten Begriff als Eigenheiten des Begriffes und welche als Eigenheiten des Wortterminus anzusprechen sind. Man redet von Allgemeinheit des Begriffes und von Allgemeinheit des Wortes; das Wort soll, weil es gerade dieses Wort ist, einen ganz bestimmten Gegenstand oder eine ganz bestimmte Art von Gegenständen unter sich befassen, genau, wie man das auch von dem Begriffe sagt; in den Worten scheinen sich die Eigenheiten der Begriffe abzubilden und sich daher — wenn auch nicht berechtigterweise — als Eigenheiten der Worte aufzuspielen, und umgekehrt scheinen Eigenheiten der Worte fälschlich den Begriffen selbst anzuhaften. So muß bei jeder Untersuchung über Begriffe, weil wir diese in ihrer terminologischen Fixierung zu betrachten pflegen, jeweils alles ausgeschieden werden, was ihnen nur scheinbar eigen ist und was in Wahrheit an den Worten sich vorfindet, was aber infolge der engen Einheit von beiden zunächst nicht klar als auf der Wortseite

stehend erkannt wird. Sodann aber ist, abgesehen von dieser Schritt für Schritt sich immer wiederholenden Schwierigkeit, jene enge Einheit von Wort und Begriff in sich problematisch, und es bedürfte einer besonderen Untersuchung, die sich die Aufklärung derselben zum Ziel setzte; hierher gehörte eine Untersuchung von Wort und Wortbedeutung.

Zu diesem Thema nun sollen die hier folgenden Erörterungen einen Beitrag liefern. Bei der fast unübersehbaren Vieldeutigkeit von »Wortbedeutung« erscheint es mir geboten, nicht ohne längere Vorbereitungen in die Erörterung all dieser Dinge einzutreten, die zur Bedeutungsseite eines Wortes gerechnet zu werden pflegen. Es wird das Vordringen in dem angedeuteten Problemgebiete wesentlich erleichtern, wenn wir zunächst völlig dahingestellt lassen, ob es so etwas gibt, wie die Rede von Wortbedeutung voraussetzt, und was alles damit gemeint zu sein pflegt, und wenn wir vielmehr anstatt dessen uns die Worte selbst ansehen, ihre mannigfachen Eigenheiten herauszustellen suchen und so erst einmal dasjenige aufklären, was da als Träger von Bedeutungen angesprochen wird, eben das Wort. Hierbei wird sich dann zeigen, daß es gar nicht gleichgültig ist, welche Wörter man als Ansatzpunkte zur Bestimmung des Wesens der Wortbedeutung wählt, da je nach der Art der Wörter, je nach ihren festen oder wechselnden Eigenheiten, verschiedenerlei an ihnen feststellbar ist, was sozusagen ein Appendix des Wortes ist und was man als seine Bedeutung ansprechen könnte. Durch die Wahl dieses Weges ergibt sich dann wie von selbst eine Orientierung in dem wirren Chaos, als das die Sphäre der Wortbedeutung erscheint, wenn man die verschiedenen Bestimmungen der Wortbedeutung, die schon versucht wurden, nebeneinanderstellt. Es ist also beabsichtigt, die angedeuteten Schwierigkeiten, die sich einer Konzeption der Bedeutungslehre und der Lehre vom Begriff im einzelnen immer wieder entgegenstellen, gleich im Ganzen aus dem Wege zu räumen durch eine Untersuchung, deren Gegenstand eben die Wörter und ihre Eigenheiten sind.

Aber auch abgesehen von einer Unterordnung unter den fernerliegenden Zweck der Bedeutungs- und Begriffslehre, hat natürlich die Aufgabe, die wir in diesen Erörterungen über Wörter verfolgen, die Aufgabe einer möglichst weitreichenden Orientierung in diesem sprachlichen Gebiete, ihr eigenes, eine solche Unter-

suchung schon an sich rechtfertigendes Interesse. Es ist wichtig genug, die uns so geläufige, in ihrem Wesen aber doch so fremde Sprache nach ihren wesentlichen Eigenheiten zu durchforschen, vermöge deren sie das leisten kann, was wir in der Tat täglich von ihr geleistet sehen können: die Fixierung von Gedanken in verstehbarer Form, die Bezugnahme auf die Gegenstände der Gedanken und was sonst noch alles zum Wesen der Sprache gehört. Indes müssen wir hier diese Aufgabe noch einschränken; wir werden sie nur durchzuführen suchen an den Elementen der Sprache, den Wörtern, und zwar zunächst nur an jenen Wörtern, die wir als Gegenstandswörter werden anzusprechen haben.

Dabei ist es vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß eine Untersuchung, welche auf das Prinzipielle an diesen sprachlichen Elementen, den Wörtern, geht, und also eine Erforschung der zu ihrem allgemeinen Wesen gehörigen, ihnen als Wörtern, und zwar als Wörtern dieser und jener Art zukommenden Eigenheiten und Funktionen beabsichtigt, für jeden Kundigen evidentermaßen unabhängig ist von einzelsprachlichen Feststellungen. Es ist ja für eine Statuierung prinzipiell verschiedener Worteigenheiten gleichgültig, ob das Wort, an dem ich diese oder jene Eigenheiten feststelle, etwa der deutschen oder der französischen Sprache angehört. Nicht wie bestimmte einzelne Wörter einer bestimmten Einzelsprache aussehen ist ja gefragt, sondern welche verschiedenen allgemeinen Eigentümlichkeiten prinzipiell an Wörtern feststellbar sind, mögen es nun deutsche, französische oder andere Wörter sein; es ist gefragt, welche verschiedenen Struktur- und Funktionsunterschiede den Bereich der Wörter überhaupt durchziehen, und was für Arten von Wörtern es daher gibt, nicht in dieser oder jener Sprache, sondern überhaupt in Sprachen. Man sieht wohl ohne weiteres, daß das Wort »Baum« und das Wort »table« gleichartige und ein und derselben Klasse angehörige Wörter sind, und daß ebenso »Karl« und »Henri« unter sich gleichartig und einer Klasse, nur eben einer anderen Wortklasse angehörige Wörter sind, und daß es für die Herausstellung der eigenartigen unterschiedlichen Momente dieser beiden Wortklassen gleichgültig ist, ob wir diese prinzipielle Aufklärung an den deutschen Beispielen Baum — Karl oder an den französischen table — Henri vornehmen, oder auch, ob wir das eine dieser Momente an einem deutschen, das andere an einem französischen

Beispiel herausheben. Einzelsprachliches ist uns also nur Beispiel für durchgängig festzustellende allgemeine Momente, durch die sich Wörter prinzipiell unterscheiden können. Dies zur vorgängigen Abwehr von untriftigen Einwänden, wie solche aus den üblichen Gedankengängen der auf einzelsprachliche Feststellungen gerichteten Philologie und Sprachvergleichung heraus erhoben werden könnten angesichts einer Untersuchung sprachlicher Gebilde, die sich von allem Philologischen fernhält. Im übrigen denke ich, daß die Eigenart der hier behandelten sprachphilosophischen Probleme aus der Arbeit selbst genügend hervortreten wird, und daß die offensichtliche Fremdartigkeit dieser den Rahmen der Sprachphilosophie nicht überschreitenden Untersuchung gegenüber allen einzelsprachlichen Konstatierungen zeigen wird, wie unabhängig Sprachphilosophie von Philologie und Sprachvergleichung ist; wogegen man vielleicht umgekehrt finden dürfte, daß die von der Sprachphilosophie herausgestellten durchgängigen allgemeinen Momente und Kategorien für die Einzelsprachforschung Bedeutung besitzen.

Schließlich muß ich noch erwähnen, daß die meisten hier behandelten Probleme, die als Fragen nach dem allgemeinen Wesen gewisser sprachlicher Gebilde, eben der Wörter, und nach den in diesem Gebiete artscheidenden Prinzipien zweifellos zu einer allgemeinen Prinzipienlehre der Sprache oder kurz zur Sprachphilosophie gehören, in der sprachphilosophischen Literatur — soweit sie mir bekannt ist — nur hier und da gestreift, aber nicht als eigene Probleme gesehen und aufgestellt sind, so daß ich nicht in der Lage bin, positiv auf diese Literatur Bezug zu nehmen, namentlich soweit es sich in diesen Untersuchungen um Einzelerforschung von Worteigenheiten handelt und nicht um Auseinandersetzungen mit bestimmten allgemeinen Sprachtheorien.

1.

Beginnen wir unsere Untersuchung mit zwei Gruppen von Wörtern, deren Verschiedenartigkeit nicht überall genügend berücksichtigt wird und die vielfach zu der einen Gruppe der Namen zusammengefaßt werden. Die mit dem Titel Namen noch weit freigiebiger verfahrende Ansicht, für die alle Wörter der Sprache unterschiedslos Namen sind, sowie auch die weniger weitgehenden

Meinungen, nach denen alle Wörter außer etwa der einen oder anderen Wortklasse zu den Namen zu rechnen sind, seien ganz zurückgestellt; sie werden sich nach den folgenden Ausführungen ohnehin leicht erledigen. Wenn wir für die eine der zu besprechenden Wortgruppen Wörter wie Karl, Sokrates, Serbien, Donau, München als Beispiele anführen und für die andere Gruppe Wörter, wie Mensch, Land, Gold, Schlüssel, Tisch, so fällt zunächst auf, daß die Wörter innerhalb einer jeden Gruppe jeweils einander viel näher zu stehen, viel mehr verwandt zu sein scheinen, als ein Wort der einen Gruppe gegenüber irgendeinem Wort der anderen. Daher denn auch schon auf den ersten Blick eine solche Zusammenstellung und zugleich eine Trennung in zwei verschiedene Gruppen, wie wir sie hier vorgenommen haben, gerechtfertigt erscheint. Ein Unterschied zwischen den beiden Gruppen läßt sich leicht angeben, nämlich der, daß die Wörter der ersten Gruppe jeweils nur gewissen individuellen Gegenständen besonders zugehören, während die der zweiten durchweg jeweils auf alle Gegenstände eines so oder so begrenzten Umkreises gemeinhin anwendbar sind; ein Unterschied, dem man üblicherweise — sofern man nämlich beiderlei Wörter als Namen in Anspruch nimmt — durch die Termini »Eigenname« und »Gemeinname« gerecht zu werden sucht. Durch diese Wahl der Termini will man wohl andeuten, daß die einen, die Eigennamen, jeweils dem durch sie benannten Individuum eigentümlich oder besonders zugehören, während die Gemeinnamen nicht Sondernamen jeweils eines einzelnen Individuums sind, sondern Namen, die auf alle Individuen eines gewissen Umkreises gemeinhin und unterschiedslos sich beziehen. Jedenfalls wollen wir diese Termini in dem hier angegebenen Sinne verwenden.

Aber da erhebt sich gleich die Frage, ob sie berechtigterweise auf jene beiden Gruppen Anwendung finden können; besonders da durch diese Terminologie nicht nur der eben erwähnte Gegensatz beider Wortgruppen, sondern auch die Gemeinsamkeit angedeutet wird, daß beiderlei Wörter eben Namen seien. Jedenfalls sind die Wörter der ersten Gruppe Namen, und so können wir uns an ihnen die Eigenart von Namen klar machen, um alsdann zu prüfen, ob auch die Wörter der zweiten Gruppe Namen sind. Voraussetzung ist dabei nur, daß wir nicht ein spezifisches Charakteristikum dieser Eigennamen als Eigen- oder Sondernamen

versehentlich für die Klärung der Nameneigentümlichkeit verwerten, sondern nur ein solches Moment, das ihnen als Namen schlechthin eignet.

Unter Bezugnahme auf die oben angeführten Eigennamen sehen wir nun leicht, daß die individuellen Gegenstände, deren Eigennamen diese sind, so »heißen«, wie der Name angibt. Jener Mensch »heißt« Karl, jener Fluß »heißt« Donau, jene Stadt »heißt« München. Und so gilt allgemein: ein Gegenstand heißt *A*, wenn *A* sein Name ist und nur dann. Dies »So-heißen« ist eine überall leicht nachzuprüfende, aber gar nicht selbstverständliche Folge davon, daß das betreffende Wort dem betreffenden Gegenstand gerade als Name zugeordnet ist. Das »So-heißen« des Gegenstandes ist wie sein Korrelat auf der Wortseite, das Namesein für den Gegenstand, ein Moment, das eben gerade der festen Verbindung von Name und Sache eigentümlich ist. Und es ist offenbar kein den Eigennamen spezifisches Moment, sondern ein solches, das auch den Gemeinnamen eigen ist. Denn sehen wir zu, was nach obiger Definition den Gemeinnamen vor dem Eigennamen auszeichnet, so ist es dies, daß der Gemeinname nicht nur einem Individuum besonders zugehört, sondern eben allen Individuen eines bestimmten Umkreises gemeinhin. Daher gilt einfach für jedes dieser Individuen für sich, daß es so heißt, wie der Gemeinname sagt; denn daß auch alle anderen ebenso heißen, ändert ja daran nichts. M. a. W.: Auch bei den Gemeinnamen entspricht dem Namesein auf der Wortseite das »So-heißen« auf der Gegenstandsseite. Das Moment des Soheißens ist also, trotzdem wir es an Eigennamen ermittelten, nicht auf Rechnung des Eigennameseins zu setzen, sondern ist ein für das Vorliegen eines Namens überhaupt charakteristisches Moment. Wir können es daher unbedenklich benutzen, um zu ermitteln, ob ein Wort Name ist oder nicht.

Wir fragen also: Sind jene Wörter der zweiten Gruppe: Mensch, Land usw. Gemeinnamen? d. h. sind sie Namen, deren jeder allen Gegenständen eines gewissen Umkreises gemeinhin zugehört? Offenbar nicht; denn es fehlt ein wesentliches Moment: sie sind nicht Namen jener Gegenstände. Jenes Individuum, das Karl heißt, ist ein Mensch; aber darum »heißt« es doch nicht Mensch, wie es etwa Karl oder wie es Maier heißt; Mensch ist nicht sein Name, so gewiß es andererseits als ein Mensch »bezeichnet«

werden kann. Eine Bezeichnung ist aber eben nicht eo ipso ein Name, wenn schon umgekehrt alle Namen Bezeichnungswörter sein mögen. Oder ein anderes Beispiel: Jenes Land heißt Serbien; aber heißt es daneben auch Land? Gewiß ist es ein Land und kann darum auch als Land bezeichnet werden, wie auch Bulgarien oder Rumänien so bezeichnet werden können; aber das sagt doch nicht, daß es infolge dieser gemeinsamen Bezeichnungsmöglichkeit mit jenen beiden anderen den Namen Land teile, oder daß diese ihm mit jenen gemeinsame Bezeichnung ein Name sei. Das dürfte klar sein: Jene drei Länder haben nicht außer ihren jeweiligen Eigennamen noch einen — allen gemeinsamen — Namen »Land«; denn sie heißen, abgesehen davon, daß das eine Serbien, das andere Bulgarien, das dritte Rumänien heißt, nicht noch außerdem alle drei unterschiedslos »Land«. Und das müßte doch der Fall sein, wenn das Wort Land ein Gemeinname wäre. So erfüllen alle jene Wörter unserer zweiten Gruppe nur die eine der beiden Voraussetzungen, bei deren gleichzeitigem Gegebensein sie als Gemeinnamen anzusprechen wären: sie sind Bezeichnungen nicht bloß je eines bestimmten Gegenstandes besonders, sondern Bezeichnungen für alle Gegenstände eines gewissen Umkreises insgemein und unterschiedslos; und sie sind daher Gemeinbezeichnungen, aber weil ihnen das Auszeichnende der Namen fehlt, nicht Gemein»namen«. Wohingegen umgekehrt alle Gemeinnamen auch Gemeinbezeichnungen sind, sofern die Namen den Gegenständen, deren Namen sie sind, in der noch zu bestimmenden Weise einer Bezeichnung zugehören. Die nähere Charakterisierung dieser Gemeinbezeichnungen, die nicht zugleich Namen sind und für die jene zweite Wörtergruppe Beispiele bietet, behalten wir uns für später vor und kehren wieder zu den Namen zurück.

Wir haben uns nun zwar klargemacht, wie ein Wort, das Gemeinname wäre, im Unterschiede zu Eigennamen beschaffen sein müßte, und haben auf Grund dieser Klärung schon entscheiden können, daß die Wörter der ersten Gruppe keine Gemeinnamen sind. Aber wir haben noch nicht festgestellt, ob es in der Sprache überhaupt solche Wörter gibt, die den angegebenen Bedingungen entsprechen. Finden sich, so fragen wir jetzt, Wörter, die, analog wie ein Eigenname Name ist für ein ganz bestimmtes Individuum, Namen sind ebenfalls für Individuen, aber

eben jeweils für beliebige Individuen eines bestimmten Umkreises insgemein. In der Tat gibt es solche; man denke nur an die sogenannten Familiennamen; nur darf diese Bezeichnung nicht irreleiten! In Wahrheit sind die sogenannten Familiennamen Namen von Individuen, nur eben unterschiedslos aller Individuen, die dem Umkreis einer Familie angehören; denn jedes einzelne Mitglied einer bestimmten Familie »heißt« z. B. Maier, trägt den Namen Maier, wie daneben jedes noch seinen besonderen, nur ihm als diesem Individuum eigenen Namen, z. B. den Eigennamen Karl, trägt. Das So-heißen, das wir als charakteristisches Moment für das Vorliegen von Namen am Beispiel eines Eigennamens festgestellt hatten, findet sich, wie wir sehen, in der Tat bei den sogenannten Familiennamen vor. Und da auch dies der Fall ist, daß unterschiedslos alle Individuen eines hier als Familie bestimmten Umkreises diesen Namen tragen, so sind die Familiennamen zweifellos Gemeinnamen in dem vorhin festgestellten prägnanten Sinne; zugleich in dem üblichen Sinne, den jeder eigentlich im Auge hat, wenn er dies Wort gebraucht, nur daß seine Anwendungsbeispiele dem vielfach unvermerkt widersprechen.

Gehen wir nunmehr umgekehrt vor und machen wir uns an den jetzt vorhandenen Beispielen für Eigennamen einerseits und Gemeinnamen andererseits ihre unterschiedlichen Charakteristika einzeln klar. Wir knüpfen dabei an den Versuch an, die Eigenart der Eigennamen dahin zu bestimmen, daß sie Namen für Individuen seien, sie also schlechthin als Individualnamen zu definieren; eine Anschauung, für welche dann die Gemeinnamen als gegensätzlich zu den Individualnamen nicht Namen von Individuen, sondern von Allgemeinem (daher: Gemeinname) wären; wobei dann gewöhnlich eine Familie oder auch eine Klasse dieser Anschauung als etwas Allgemeines gilt. Ein Familienname wäre daher für diese Ansicht nicht Name einzelner Individuen, sondern eben Name der Familie; er wäre damit für sie Name eines Nichtindividuellen, eines Allgemeinen, und in diesem Sinne ein Gemeinname.

Sehen wir ganz davon ab, ob z. B. eine Familie mit Recht als etwas Allgemeines und insofern als etwas einem Individuum Gegensätzliches betrachtet werden darf, und übergehen wir auch die Frage, ob und in welchem Sinne der Familie als Ganzem der

sogenannte Familienname als Name zukomme; uns interessiert hier an dieser Anschauung nur die Behauptung, daß die Gemeinnamen nicht Namen der Individuen seien, während dies für die Eigennamen zutreffe. Dem ist nun einfach die Tatsache entgegen zu halten, daß doch die einer Familie angehörigen Individuen solche Gemeinnamen tragen, wie sie auch spezielle Eigennamen tragen, und daß eben alle, die zu diesem Umkreis gehören, den selben Familiennamen gemeinhin und unterschiedslos tragen. Dieser Mensch heißt Maier und sein Bruder heißt auch Maier, und ebenso alle, die diesem bestimmten Umkreis der Familie angehören. Also die Familiennamen sind in der Tat — mögen sie sich auch immer nach Familien differenzieren — genau ebenso Individualnamen, d. h. Namen von Individuen, wie die Eigennamen. Indem man die Eigennamen also zum Unterschied von den Gemeinnamen als Individualnamen anspricht, wird man dem zwischen ihnen und den Familien-Gemeinnamen bestehenden Unterschied überhaupt nicht gerecht, da ja beide Individualnamen sind. Die spezifische Eigenart der Eigennamen muß also in etwas anderem bestehen.

Man könnte sie Individualnamen in einem zweiten Sinne nennen, nämlich Namen, die ganz bestimmten Individuen als diesen bestimmten individuell oder besonders zugehörten, wogegen die Familiennamen zwar auch diesen Individuen, aber nicht jeweils einem solchen besonders zugehörten, kurz gesagt, Individualnamen im Sinne von Sondernamen. Damit wären sie dann in der Tat von den Gemeinnamen unterschieden; freilich ist auch diese Bestimmung noch mißverständlich: man könnte unter einem Sondernamen dies verstehen, daß er ein besonderer Name sei, d. h. ein sonst nicht mehr in der Welt anzutreffender einzigartiger Name eines bestimmten Individuums; so daß also der Einzigkeit des individuellen Gegenstandes die Einzigkeit seines Namens entspräche. Man hat das in der Tat auch unter Eigennamen verstanden und daher auch gemeint, die meisten sogenannten Eigennamen oder Sondernamen seien keine vollkommenen echten Eigennamen im angeblich prägnanten Sinne dieses Wortes; sie seien ja nicht »eigene«, »besondere« Namen der betreffenden Individuen, da eventuell auch andere Individuen die selben sogenannten Eigennamen hätten. Indes wenn sonach die echten vollkommenen Eigennamen als eigene, besondere Namen im Sinne

durchaus einzigartiger, jeweils nur einmal in der Welt vorkommender Namen zu definieren wären, und wenn dieser Ansicht zufolge in dieser Einzigartigkeit ihr auszeichnendes Charakteristikum vor den Gemeinnamen bestehen sollte, so würde man ja dem Unterschied, der ganz offenbar zwischen den Eigennamen, z. B. Karl und Franz, einerseits und den Gemeinnamen, z. B. den Familiennamen Maier und Schmidt, andererseits besteht, nicht gerecht. Denn mag auch außer dem Individuum, das Karl Maier heißt, ein anderes Individuum, das mit Familiennamen Schmidt heißt, ebenfalls den Eigennamen oder Sondernamen Karl tragen, so steht dieser Eigenname doch damit noch nicht auf der Linie der Gemeinnamen, hier der Familiennamen Maier und Schmidt, sondern bleibt doch vor diesen als Eigenname ausgezeichnet. Der Name Karl ist ja offenbar nicht nur solange Eigenname und wandelt sich doch nicht in dem Momente in einen Gemeinnamen um, in dem er ein zweites Mal auftritt; sondern der Unterschied zwischen den Namen Karl und Franz einerseits und Maier und Schmidt andererseits besteht fort; Karl und Franz bleiben ersichtlich Namen anderer Art als Maier und Schmidt, auch wenn sie mehrfach vorkommen. Diesen fortbestehenden Unterschied zwischen den Eigennamen auf der einen Seite und jenen Gemeinnamen auf der anderen gilt es also herauszustellen. Wenn wir vorhin das Auszeichnende der Eigennamen dadurch hervorheben wollten, daß wir sie als Individual*sonder*namen bezeichneten, so kann diese ihre Sonderheit zweifellos nicht in einer Einzigartigkeit und Einmaligkeit dieser Namen bestehen, sie liegt vielmehr darin, daß der Eigenname Name ist für das betreffende Individuum insbesondere. M. a. W.: in der Sonderzugehörigkeit zu bestimmten Individuen besteht das Charakteristikum der Eigennamen als Sondernamen; und vermöge dieser Sonderzugehörigkeit zu einem bestimmten Individuum steht ein Eigenname in Gegensatz zu einem Namen, der zwar auch einem bestimmten Individuum zugehören mag, der aber nicht Name ist für dieses Bestimmte insbesondere, sondern nur für es als ein Beliebiges unter mehreren ihm irgendwie gleichstehenden Individuen, denen als diesen gleichstehenden der betreffende Name gemeinhin und unterschiedslos zugehört. An einem Beispiel: Mehrere Individuen haben als in gewisser Beziehung völlig gleichstehende Individuen, nämlich in ihrer gleichen Eigenschaft als Mitglieder der selben Familie, den selben Namen,

etwa den Namen Maier; und die nämlichen Individuen haben entsprechend ihrer individuellen Einzigkeit noch außerdem jeweils insbesondere verschiedene Eigennamen: dieses insonderheit heißt z. B. Karl, jenes insbesondere heißt etwa Franz, während sie als beliebige Mitglieder jener Familie beide unterschiedslos Maier heißen.

Man sieht hieraus: Eigennamen sind bestimmt geartete Individualnamen, nämlich Individualsondernamen, d. h. Namen, die bestimmten Individuen insbesondere zugehören; durch diese Fixierung der Eigenart der Eigennamen und speziell durch die zuletzt gegebene Aufklärung, inwiefern die Eigennamen Sondernamen sind, dürften sie gegen die Gemeinnamen genügend abgegrenzt sein.

Und was sind nun Gemeinnamen? Sie sind, wie wir bereits sahen, ebenfalls Individualnamen, nur eben anderer Art, keine Individualsondernamen. Und welcher Art, positiv gesprochen? So verkehrt es wäre, wie eben gezeigt, Eigennamen als Sondernamen im Sinne besonderer Namen aufzufassen statt als Namen für bestimmte Individuen insbesondere, und so die Sonderheit in die Namen statt in die Sachen oder besser in ihre Beziehung zu den Sachen zu verlegen, so falsch wäre auch eine analoge Auffassung der Gemeinnamen, nämlich eine dahingehende, daß sie nichts weiter als gemeinsame Namen wären. Das ist leicht zu zeigen. Alle mehrfach vorkommenden Namen sind gemeinsame Namen; sie sind eben allen den Individuen, die so heißen, gemeinsam. So ist z. B. der Eigenname Karl vielen Personen gemeinsam. Aber ist er darum ein Gemeinname, ein Name gleicher Art wie der Name Maier? Nein, er ist und bleibt, auch wenn mehrere Personen so heißen, ein Eigenname oder in unserer Terminologie ein Individualsondername; denn das bloße Mehrfachvorkommen eines Eigennamens tut doch gewiß seinem Charakter als Individualsondername keinen Abbruch: mag dieses Individuum und zugleich jenes den Eigennamen Karl tragen, so gehört dieser Name eben diesem Individuum besonders zu und daneben gehört er jenem Individuum besonders zu; aber die eine Sonderzugehörigkeit hebt die andere nicht auf! Mag also ein Eigenname auch mehreren Individuen jeweils insbesondere zugehören und mag er somit ein »gemeinsamer Name« sein, so bleibt er doch immer noch, was er war, nämlich ein Eigenname, wenn auch ein

gemeinsamer Eigenname, und ist als solcher doch deutlich unterschieden von den Gemeinnamen, wie solche in den erwähnten Familiennamen vorliegen. Gibt es somit gemeinsame Namen, die doch keine Gemeinnamen sind, eben die gemeinsamen Individualsondernamen, so ist demzufolge die Definition der Gemeinnamen als bloß gemeinsamer Namen unhaltbar. Es ist hiernach klar und auseinanderzuhalten, daß zwar jeder Gemeinname zugleich ein gemeinsamer Name ist, daß aber nicht umgekehrt jeder mehreren Individuen gemeinsame Name eo ipso auch Gemeinname dieser Individuen ist; in einer kurzen Formel: Namengemeinschaft ist umfassender als Gemeinnamenschaft. Die spezifische Eigenart der Gemeinnamen muß also noch in etwas anderem bestehen als in bloßer Namengemeinsamkeit.

Steht uns sonach auch fest, daß zwischen Gemeinnamen und bloß gemeinsamen Namen ein Unterschied besteht, so haben wir uns doch noch klarzumachen, was eigentlich diesen Unterschied ausmacht. Da fällt denn gleich z. B. bei gemeinsamen Eigennamen das eine auf, daß die Namengemeinschaft hier sozusagen wahllos und regellos über verschiedene Individuen sich erstreckt, daß der Umkreis der Individuen, denen dieser selbe Name zugehört, völlig unbestimmt, ja auch prinzipiell überhaupt nicht bestimmbar ist. Ganz anders die Namengemeinsamkeit bei einem Gemeinnamen. Hier ist der Umkreis von Individuen, denen ein und derselbe Name als ihr Gemeinname zugehört, fest bestimmt und nach einem sachlichen Prinzip geregelt, wie wir am Beispiel der Familiennamen sehen: alle Mitglieder derselben Familie tragen denselben Namen. Hierbei ist es somit keine prinziplos zusammengewürfelte und unbestimmte Mehrheit von Individuen — so wie dies etwa die Menge jener Individuen ist, die den Eigennamen Karl tragen —, denen derselbe Name zugehört, sondern die Individuen, die den betreffenden Namen als ihren Gemeinnamen (hier Familiennamen) tragen, bilden einen genau umschriebenen Umkreis, auf den die Geltung des betreffenden Namens als Gemeinnamens jener Individuen beschränkt ist, einen Umkreis, der selbst wiederum geregelt und bestimmt ist durch ein sachliches Prinzip: hier durch die Familienmitgliedschaft der Individuen, denen jener Name als ihr Familienname zugehören soll.

Dort also haben wir eine prinziplos auf verschiedene Individuen verstreute bloße Namengemeinsamkeit — sofern eben mehrere

und unbestimmbar welche Individuen denselben Namen tragen —, hier hingegen eine auf einen festangebbaren Umkreis beschränkte Namengemeinsamkeit, und zwar eine solche, deren Geltungsbereich durch ein bestimmtes sachliches Prinzip geregelt ist. Diese sachliche Regelung und die damit gegebene Beschränkung der Namengemeinschaft auf einen bestimmten Umkreis von Individuen ist charakteristisch für das Vorliegen eines Gemeinnamens. Jetzt wird es auch verständlich sein, warum wir gleich zu Anfang bei der Bedeutungsangabe des Terminus »Gemeinname« diesen nicht einfach als einen mehreren Individuen gemeinsamen Namen bestimmen durften und warum wir ihn vielmehr ausdrücklich als einen Namen definiert haben, der mehreren Individuen eines bestimmten Umkreises gemeinsam sei; durch Hinzufügung der einschränkenden Worte »eines bestimmten Umkreises« wird ja erst das auszeichnende Charakteristikum der Gemeinnamen angedeutet, das, wie wir eben sahen, diese von anderen gemeinsamen Namen unterscheidet.

Wenn man sich diese Verhältnisse so auseinanderlegt, so wird zugleich auch klar, daß an und für sich jedes beliebige sachliche Moment, das mehreren Individuen gemeinsam ist und sie daher zu einem Umkreis zusammengehöriger Individuen einigen kann, als Grundlage einer Namensgemeinsamkeit dienen könnte; so nämlich, daß ein gewisser Name eben um des gemeinsamen sachlichen Momentes willen und vermöge des so hergestellten prinzipiell bestimmten Umkreises zusammengehöriger Individuen zu einem allen Individuen dieses Umkreises gemeinhin zugehörigen Namen würde, und das heißt eben zu einem Gemeinnamen. Wie immer im einzelnen die sachliche Regelung und Umkreisbestimmung der betreffenden Namengemeinsamkeit aussehen mag, ist offenbar für die Begriffsbestimmung der Gemeinnamen als solcher irrelevant. Und es zeigt sich, daß die Familiennamen nur eine spezielle Art von Gemeinnamen sind, die eben einer speziellen Art und Weise sachlicher Regelung und Umkreisbestimmung (eben der durch das sachliche Moment der Familienmitgliedschaft der betreffenden Individuen) ihre Eigenart verdanken; eine spezielle Art, neben der ebensogut noch andere Arten von Gemeinnamen existieren können, deren jeweiliger Geltungsbereich dann eben durch andere sachliche Momente bestimmt wäre.

Den bisherigen Erörterungen können wir das Resultat entnehmen,

daß die Gemeinnamen eine besondere Klasse im weiteren Gebiet der gemeinsamen Namen sind, nämlich jene Klasse gemeinsamer Namen, bei denen die Namengemeinsamkeit in der angegebenen Weise sachlich fundiert ist, so daß der Bereich ihrer Geltung als Gemeinnamen auf jenen Umkreis von Individuen beschränkt ist, der durch die Gemeinsamkeit eines solchen sachlichen Momentes regelnd bestimmt und begrenzt ist. Alle jene gemeinsamen Namen nun, die hiernach keine Gemeinnamen sind, wollen wir vorläufig zum Unterschied von diesen als »bloß gemeinsame Namen« bezeichnen, damit andeutend, daß jeweils innerhalb der unbestimmten und unbestimmbaren Menge von Individuen, die einen solchen »bloß gemeinsamen« Namen tragen, eben bloß Namengemeinsamkeit vorliegt, ohne daß irgendein gemeinsames sachliches Moment als Grundlage dieser Namengemeinschaft diente; oder anders ausgedrückt, ohne daß die Namengemeinsamkeit dieser Individuen irgendwie sachlich fundiert ist.

Danach nun scheinen die gemeinsamen Namen in zwei Gruppen zu zerfallen, deren eine die Gemeinnamen bilden und deren zweite aus den bloß gemeinsamen Namen besteht. Und es scheint nach dieser Einteilung weder ein bloß gemeinsamer Name in der Gruppe der Gemeinnamen noch ein Gemeinname in der Gruppe der bloß gemeinsamen Namen auftreten zu können. Denn entweder, so mag man aus unserer Definition der Gemeinnamen einerseits und der bloß gemeinsamen Namen andererseits folgern, ein Name ist Gemeinname, d. h. er hat jene echte Gemeinbeziehung zu den Individuen, deren Gemeinname er eben ist, die nur auf der Grundlage eines durch ein gemeinsames sachliches Moment geeinigten bestimmten Umkreises von Individuen bestehen kann, m. a. W.: es besteht also entweder ein ganz bestimmter Umkreis von Individuen, innerhalb dessen der betreffende Name jedem Individuum insgemein und unterschiedslos zugehört — oder aber diese Gemeinbeziehung fehlt, weil ihr Fundament und ihre Voraussetzung fehlt, d. h. weil die Menge der Individuen, die den gleichen Namen tragen, eine unbestimmte und prinzipiell unbestimmbare ist, und es besteht statt dessen nur eine Mehrheit von Einzelbeziehungen, die einander nicht tangieren; der Name ist also in diesem Falle kein Gemeinname, sondern ein bloß gemeinsamer Name. Etwas Drittes scheint es nicht geben zu können; Gemeinnamen und bloß gemeinsame Namen scheinen einander ausschließende Gegensätze

zu sein. Und eine weitere Konsequenz wäre die, daß die Gruppe der »bloß gemeinsamen« Namen nur aus Eigennamen (eben allen mehrfach vorkommenden) bestünde, da ja Gemeinnamen in ihr nicht auftreten könnten.

Indes solcher Interpretation unserer Scheidungen und den daraus gezogenen Konsequenzen widerstreitet ein Fall, in dem man es einerseits mit einem bloß gemeinsamen Namen zu tun hat, sofern der für das Vorhandensein echter Gemeinbeziehung erforderliche bestimmte Umkreis fehlt, und in dem gleichwohl der betreffende Name nicht als Eigenname, sondern nur als Gemeinname angesprochen werden muß. Ich meine den Fall von bloßer Namengemeinsamkeit bei zwei oder mehreren nicht verwandten Personen, den schon die Redeweise des täglichen Lebens als einen besonderen kennt und unterscheidet, wenn sie solche Personen gleichen Namens als Namensvettern bezeichnet; wobei es sich, wie zu betonen ist, nicht um Eigennamen, sondern um solche Namen handelt, die als Familiennamen und damit als Gemeinnamen zu gelten haben.

Der Fall besteht also, um ein Beispiel anzuführen, etwa darin, daß da zwei Individuen, die nicht verwandt sind, zufällig den gleichen Namen tragen; und um gewisse zwar irrelevante, aber doch leicht verwirrende Bedenken, die von sprachhistorischen Gedankengängen her auftreten könnten, von vornherein auszuschalten, wollen wir den Fall setzen, es sei dies ein Name, auf den zufällig hier und dort zwei verschiedene Wortlautentwicklungsreihen geführt hätten, so daß schon damit ausgeschlossen ist, daß es sich letzten Endes doch bei beiden Personen um wirklich Verwandte und daher auch um einen letztlich gemeinsamen Familiennamen handeln könnte. Angenommen also, jene beiden Personen seien nicht verwandt und hießen beide Maier, und der Name Maier wäre ein solcher Name wie eben gefordert, so entbehrte die hier zufällig vorhandene Namengemeinsamkeit jeder sachlichen Grundlage, genau wie in dem Falle, in dem zwei Personen den Eigennamen Karl führen; die beiden Individuen gehören nicht einem gemeinsamen, durch das gemeinsame sachliche Moment der Familienmitgliedschaft geeinigten und bestimmten Umkreis von Individuen an, wodurch der gleiche Name für sie als Mitglieder dieses Umkreises die Geltung eines Gemeinnamens hätte; und da dieser Umkreis fehlt, fehlt auch die Gemeinbeziehung, und wir

haben eben bloße Namengemeinsamkeit ohne sachliche Grundlage — genau wie in dem Falle, wo zwei Menschen mit Eigennamen Karl heißen.

Zweifellos nun ist dieser Fall der Namensvetternschaft verschieden sowohl von dem Fall der echten Gemeinnamenschaft, wie auch von dem der Eigennamengemeinschaft. Die erstere Verschiedenheit besteht, wie schon gezeigt, weil das Individuum A, das Maier heißt, keinerlei Umkreisgemeinschaft, speziell keine Familienkreisgemeinschaft mit dem Individuum B hat, das auch Maier heißt, auf Grund deren dieser Name allein als Familienname der beiden gelten könnte, wie dies etwa bei zwei Brüdern Maier der Fall wäre, wo eben in der Familienmitgliedschaft die Geltung des Namens eines jeden der beiden als ihres Gemein- oder Familiennamens begründet läge. Jene heißen eben nur zufällig beide Maier. Und die letztere Verschiedenheit besteht insofern, als der Name Maier, so wie ihn jeder von ihnen führt, doch ersichtlich kein Eigenname ist, sondern auf der Stufe der Familiennamen steht; darum also ist der Fall der Namensvetternschaft, den wir hier im Auge haben, auch nicht identisch mit dem Fall der Gemeinsamkeit von Eigennamen, der vorliegt, wenn zwei Personen etwa beide Karl heißen. So gelangt man bei Betrachtung dieses Falles in der Tat zu widerstreitenden Bestimmungen, indem der Name Maier in diesem Falle der bloßen Namensvetternschaft einerseits nicht als echter Gemeinname gelten kann, sondern als bloß gemeinsamer Name anzusprechen ist, und indem er andererseits doch wieder zum Unterschied von Eigennamen den Gemeinnamen zugezählt werden muß. Also ein Gemeinname, der kein echter Gemeinname ist, weil die Gemeinbeziehung fehlt, und der zugleich ein bloß gemeinsamer Name ist, aber von den anderen bloß gemeinsamen Namen sich dadurch unterscheidet, daß er doch ein Gemeinname ist. Ein offenbarer Widerspruch!

Um diesen Fall der Namensvetternschaft aufzuklären, greifen wir noch einmal auf die bisher erörterten Fälle zurück, um im Vergleich zu ihnen seine Eigenart im einzelnen herauszustellen. Dabei dürfte eine symbolische Darstellung dieser Fälle geeignet sein, die verschiedenen Verhältnisse zu besserer Sonderung zu bringen. Wir symbolisieren die individuellen Gegenstände, welche Träger der Namen sind, durch kleine Kreise, und die Beziehungen der Namen zu ihren Trägern durch pfeilähnliche Gebilde. Die

Erkenntnis der Strukturverschiedenheit der Sonderbeziehung von einer Gemeinbeziehung erfordert dabei auch eine verschiedene symbolische Darstellung beider: die Sonderbeziehung eines Eigennamens zu seinem Träger deuten wir durch einen einfachen Pfeil an, während die in sich einheitliche, aber doch auf mehrere Individuen gleichermaßen gehende Gemeinbeziehung eines Gemeinnamens zu seinen Trägern durch einen in mehrere Spitzen auseinandergehenden Pfeil dargestellt sei. Die elliptische Linie, innerhalb deren die Symbole der Individuen sich befinden, symbolisiert denjenigen Umkreis von Individuen, auf den die Geltung des betreffenden Namens als Gemeinnamens dieser Individuen beschränkt ist und in bezug auf den diese Gemeinbeziehung besteht. Unter Verwendung dieser Symbole läßt sich dann unsere Charakterisierung der Eigennamen aus Figur 1 und die der Gemeinnamen aus Figur 2 direkt ablesen; und ebenso stellt Figur 3 jenen oben behandelten Fall bloßer Namengemeinsamkeit dar, genauer gesprochen den Fall der bloßen Eigennamengemeinsamkeit mehrerer Individuen.



Fig. 1.

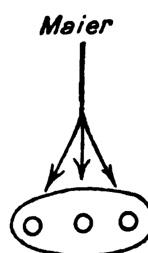


Fig. 2.

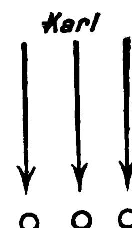


Fig. 3.

Sein bereits erörterter Unterschied von dem Fall der Gemeinnamenschaft (Figur 2) ist auch deutlich aus den Figuren ablesbar: im Gegensatz zu der Einzigkeit und Einheitlichkeit der Gemeinbeziehung haben wir hier (Figur 3) eine Mehrheit von Sonderbeziehungen, die zusammenhangslos einfach nebeneinander bestehen. Naturgemäß fehlt hierbei ein die verschiedenen Individuen zusammenhaltender Umkreis.

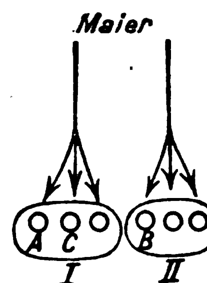


Fig. 4.

Wir stellen nun die Frage, ob damit alle verschiedenen möglichen Fälle erschöpft sind. Offenbar nicht. Durch Analogie zu Fall 3 ergibt sich zunächst jedenfalls in der Konstruktion ein vierter Fall, der in Figur 4 dargestellt ist und der als Fall bloßer Gemeinnamen-Gemeinsamkeit zu bezeichnen wäre. Auch wenn wir von aller figürlichen Darstellung und Konstruktion absehen,

erscheint es fast selbstverständlich, daß in der Tat die Rubrik der bloß gemeinsamen Namen nicht bloß den Fall 3, sondern auch den Fall 4 umfaßt, d. h. daß unter die Rubrik bloß gemeinsamer Namen nicht nur solche Namen fallen, die an und für sich Eigennamen sind, sondern auch solche, die an sich Gemeinnamen sind. Denn so gut neben der einen Sonderzugehörigkeit des Namens Karl zu diesem Individuum noch eine andere Sonderzugehörigkeit desselben zu jenem Individuum bestehen kann — wir werden ja dieses Nebeneinanderbestehen mehrerer Sonderbeziehungen als eine Sache für sich erkennen und nicht mehr mit einer Gemeinbeziehung verwechseln —, ebensogut kann offenbar auch neben der einen Gemeinbeziehung, wie sie etwa der Name Maier in bezug auf einen bestimmten Umkreis von Individuen aufweist, noch eine andere Gemeinbeziehung desselben Namens zu einem anderen Umkreis von Individuen bestehen; derart, daß diese beiden Gemeinbeziehungen einander ebensowenig tangieren wie die verschiedenen Sonderbeziehungen in Fall 3. Solches Nebeneinanderbestehen mehrerer Gemeinbeziehungen eines und desselben Namens würde also besagen, daß da mehrere jeweils durch ein sachliches Moment in sich geeinigte festbestimmte Umkreise von Individuen unabhängig voneinander und nebeneinander bestehen, so daß in unserem Falle der Name Maier jeweils zu allen Individuen eines jeden dieser Umkreise in der Beziehung eines Gemeinnamens steht. (Siehe Figur 4.)

Angenommen nun, das Individuum A, das Maier heißt, gehöre dem einen Umkreis an, und das mit ihm nicht verwandte Individuum B gehöre dem anderen Umkreis an, und es habe der Name Maier sowohl in bezug auf den einen wie auf den anderen Umkreis jeweils als dessen Gemeinname Geltung, so ist damit offenbar der in Frage stehende Fall der Namensvetternschaft wiedergegeben und in Figur 4 veranschaulicht. Denn die Interpretation der Figur 4 führt ja auf folgende Sachlage: Das Individuum A teilt den Namen Maier mit den übrigen Mitgliedern des Umkreises I, dem es angehört, als echten Gemeinnamen, da dieser Name ja eine echte Gemeinbeziehung zu allen Individuen desselben aufweist. Und genau Analoges gilt vom Individuum B, jedoch mit Bezug auf den Umkreis II, dem es angehört. M. a. W.: Mit Bezug auf den jeweiligen bestimmten Umkreis ist die Namengemeinsamkeit der ihm angehörigen Individuen jeweils Aus-

fluß echter Gemeinnamenschaft für diesen Umkreis. Und man kann daher sagen, der Name Maier sei ein echter Gemeinname (und nicht etwa Sondername) des Individuums A, und ebenso, er sei echter Gemeinname (nicht Sondername) des Individuums B; er ist sowohl das eine wie das andere. Aber ist er damit auch schon Gemeinname der Individuen A und B zusammen? Offenbar nicht. Denn dazu wäre nach unserer Definition der Gemeinnamenschaft zweier Individuen erforderlich, daß die Namengemeinsamkeit derselben sachlich begründet wäre, d. h. daß ein festbestimmter Umkreis bestünde, dem beide auf Grund eines gemeinsamen sachlichen Momentes angehörten. Und speziell müßte der hiernach erforderliche Umkreis, wenn der Name Maier echter Familienname von A und B sein sollte, selbst wieder ein durch das Moment der Familienmitgliedschaft geregelter Umkreis sein. Aber das ist ja von vornherein ausgeschlossen, sofern A und B als nicht verwandt vorausgesetzt sind. Es gibt zwar einen Familien-Umkreis, dem A angehört, und einen anderen Familien-Umkreis, dem B angehört, aber keinen dritten Umkreis, wie das erforderlich wäre, dem A und B zugleich angehörten. Es fehlt also ein wesentliches Moment für das Vorhandensein echter Gemeinnamenschaft der Individuen A und B: es fehlt eine diese beiden Individuen zugleich umfassende Gemeinbeziehung; statt ihrer finden wir nur zwei nebeneinander bestehende Gemeinbeziehungen, deren eine das Individuum A und deren andere das Individuum B unter sich befaßt. Ebensowenig aber wie oben (vgl. Figur 3) das Nebeneinanderbestehen zweier oder mehrerer Sonderzugehörigkeiten eines Namens zu mehreren Individuen gedeutet werden konnte als eine einzige Gemeinzugehörigkeit dieses Namens zu den betreffenden Individuen, ebensowenig läßt sich natürlich das hier (Figur 4) vorliegende Nebeneinanderbestehen zweier Gemeinzugehörigkeiten eines Namens zu den zwei Individuen A und B umdeuten in eine diese beiden Individuen umfassende Gemeinzugehörigkeit. Es fehlt ja eben genau wie in Fall 3 ein die Namengemeinsamkeit fundierendes sachliches Prinzip, das diese zu echter Gemeinnamenschaft umwandeln könnte, und es ist daher in bezug auf die Individuen A und B zusammen jene Sachlage gegeben, die unserer Definition gemäß als bloße Namengemeinsamkeit der beiden Individuen zu bezeichnen ist. Fall 4 gehört also in voller Analogie zu Fall 3 ebenfalls

unter die Rubrik bloßer Namengemeinsamkeit; der einzige Unterschied ist der, daß bei Fall 3 Sonderbeziehungen und bei Fall 4 Gemeinbeziehungen nebeneinander stehen, oder m. a. W., daß dort »bloß gemeinsame« Eigennamen, hier »bloß gemeinsame« Gemeinnamen vorliegen. Ist damit auch der Fall der Namensvetternschaft, als welchen wir den Fall 4 erkannten, an sich schon genügend aufgeklärt, so bedarf es doch noch einiger Bemerkungen, die den bei seiner Erörterung vorhin scheinbar vorhandenen Widerspruch betreffen. Jedem Namen eignet wesentlich eine Gegenstandsbeziehung; d. h. wenn ein Wort Name sein soll, so ist es eben Name von etwas oder für etwas; es hätte keinen Sinn, von Wörtern zu sagen, sie seien Namen, ohne daß sie Namen von oder für etwas wären. Daher ist es denn auch nötig, bei der Charakterisierung und Unterscheidung verschiedener Arten von Namen auch auf die der betreffenden Namenart charakteristische Gegenstandsbeziehung Bezug zu nehmen. Wenn aber eine Frage nach der Eigenart eines Namens zugleich die Berücksichtigung der Beziehung desselben zu den Gegenständen, deren Name er ist, erfordert, so besteht für einen Fall, in dem der betreffende Name Name mehrerer Gegenstände zugleich ist, jedenfalls die Möglichkeit, daß er zu einzelnen dieser Gegenstände oder auch zu mehreren von ihnen zusammengenommen in einer anderen Beziehung steht als zu gewissen anderen unter ihnen. Somit besteht für die Frage nach der Art der Gegenstandsbeziehung eines Namens, bei der noch offen gelassen ist, ob z. B. seine Beziehung zu dem Gegenstand *A* zusammengenommen mit dem Gegenstand *B* gemeint ist oder etwa seine Beziehung zu *A* zusammengenommen mit *C*, von vornherein die Möglichkeit doppelter eventuell widerspruchsvoller Beantwortung. In unserem Falle ergibt sich denn auch in der Tat bei der Frage nach der Art der Beziehung des Namens Maier zu dem Individuum A, je nachdem man dasselbe mit dem Individuum C oder mit dem Individuum B zusammenfaßt, beziehungsweise die Konstatierung echter Gemeinbeziehung und damit die Charakterisierung des Namens Maier als echten Gemeinnamens (scil.: von A und C zusammen) oder die Konstatierung des Fehlens echter Gemeinbeziehung und damit die Charakterisierung des Namens Maier als »bloß gemeinsamen« Namens (scil.: von A und B zusammen); und zu ebenso widerspruchsvollem Resultate führt es, wenn man das eine Mal zu dem

Individuum A stillschweigend nur die Individuen des gleichen Umkreises (I) hinzunimmt: echter Gemeinname, und wenn man das andere Mal stillschweigend die Individuen des anderen Umkreises (II) hinzunimmt: bloß gemeinsamer Name, nicht Gemeinname; wie das auch der Fall sein kann, wenn man nach der Art der Beziehung des Namens Maier zu A und B fragt, wobei A einzeln nur mit seinem Umkreis I zusammen betrachtet und desgleichen B. nur mit seinem Umkreis II zusammen betrachtet sein kann, während ein andermal A mit B zusammengenommen werden kann. Ferner ist noch zu beachten, daß im Gegensatz zu diesem relativen, d. h. jeweils auf bestimmte Individuen bezogenen Gebrauch unserer Termini auch noch ein gewisser absoluter Gebrauch z. B. des Terminus Gemeinname möglich ist; danach wäre der Name eines Individuums schlechthin und absolut als Gemeinname anzusprechen, wenn es nur überhaupt noch einen sachlich geregelten Umkreis von Individuen gibt, mit denen dieses Individuum seinen Namen gemeinhin und unterschiedslos teilt. In diesem Sinne gehört der Name Maier des Individuums A absolut betrachtet zu den Gemeinnamen, trotzdem er, betrachtet als gemeinsamer Name von A und B, also relativ zu diesen zwei bestimmten Individuen, gewiß nicht deren beider Gemeinname ist, sondern eben — relativ zu beiden — nur ein ihnen »bloß gemeinsamer« Name. — Nunmehr dürfte der scheinbare Widerspruch aufgeklärt sein, der sich oben S. 410 zu ergeben schien, und wir können unsere Konstatierungen, wenn wir sie nur in der eben angedeuteten Weise exakt genug formulieren, alle aufrecht erhalten, und damit auch unsere Scheidung von Gemeinnamen und bloß gemeinsamen Namen; nur muß man sich dessen bewußt bleiben, ob man diese Termini absolut oder relativ gebraucht, bzw. in bezug auf welche Individuen man sie gebraucht.

Nach Klarstellung all dieser verschiedenen Verhältnisse im Bereich der Namen erinnern wir uns wieder jener andersartigen Wörter, von denen wir die Namen unterscheidend abgetrennt haben. Stellen wir solche nichtnamenartige Wörter wie Mensch, Holz, Land, Berg usw. wieder einer Gruppe von Namen wie Sokrates, Maier, Serbien, München usw. gegenüber, so können wir uns leicht wie oben S. 401 an dem Beispiel der drei Länder Serbien, Bulgarien und Rumänien wieder klar machen, daß diese Wörter, z. B. das Wort Land, wirklich im Gegensatz zu letzteren

nicht Namen der betreffenden Gegenstände sind, denen sie zugehören, sondern Wörter von anderem, eigenem Charakter. Man wird nicht ableugnen können, daß diese nichtnamenartigen Wörter schon auf den ersten Blick einander verwandt und gleichartig erscheinen, daß sie sich alle durch einen eigentümlichen gemeinsamen Charakter von allen Namen abheben, so daß es beispielsweise ein leichtes wäre, diese Gruppe nichtnamenartiger Wörter um weitere Beispiele zu vermehren; man hätte ja nur Wörter von solchem Charakter zu suchen. Und so deutlich ist dieser Charakter von dem der Namen verschieden, daß es wohl niemandem passieren würde, etwa das Wort Franz in die Gruppe der nichtnamenartigen Wörter oder umgekehrt das Wort Papier in jene Gruppe der Namen einordnen zu wollen.

Besitzt somit jede dieser beiden Gruppen ihren spezifischen, eben nur ihr eigentümlichen Charakter, um deswillen sich dieselben auch so deutlich scheiden lassen, so läßt sich trotzdem ein Moment herausstellen, das bei den Wörtern beider Gruppen gemeinsam anzutreffen ist und das ihnen ebenfalls wesentlich ist: es ist das früher schon einmal gestreifte Moment, um deswillen wir die Wörter beider Gruppen unter dem Titel der Bezeichnungswörter oder der Gegenstandsbezeichnungen zusammengefaßt haben. In der Tat, mag man aus beiden Gruppen welche Wörter man will herausgreifen, sie zeichnen sich alle vor andersartigen Wörtern wie: und, etwa, aber usw. dadurch aus, daß sie eben Gegenstandsbezeichnungen sind.

Dieses beiden Wörterarten gemeinsame Charakteristikum des Bezeichnungseins ist zweifellos verschieden sowohl vom spezifischen Charakter der Namen wie auch vom spezifischen Charakter jener Gruppe nichtnamenartiger Wörter; zunächst von dem der Namen, da eben ersichtlich auch jene nichtnamenartigen Wörter Gegenstandsbezeichnungen sind, obwohl sie den spezifischen Charakter der Namen nicht aufweisen[1]); sodann aber auch vom spezifischen Charakter jener nichtnamenartigen Wörter; sonst könnten nicht auch die Namen, die doch diesen spezifischen Charakter nicht aufweisen, Gegenstandsbezeichnungen sein. Halten wir das einstweilen fest und fassen wir nun das Moment des

1) Wir waren daher oben S. 401 berechtigt, zu sagen, daß zwar alle Namen (eo ipso) Gegenstandsbezeichnungen, nicht aber alle Gegenstandsbezeichnungen Namen sind.

Bezeichnungseins für sich ins Auge. Da ist denn klar, daß ein Wort, das Bezeichnung ist, notwendig Bezeichnung von etwas oder für etwas sein muß. Eine Bezeichnung, die doch nicht Bezeichnung von etwas oder für etwas wäre, wäre ein Unding. Ist also ein Wort Bezeichnung, so ist es ihm als einer Bezeichnung auch wesentlich, Bezeichnung von etwas zu sein. M. a. W.: Den Bezeichnungen eignet wesenhaft eine Gegenstandsbeziehung, eine Gegenstandszugehörigkeit.

Die Gegenstandszugehörigkeit ist nun aber dasjenige Moment, das bei unseren Untersuchungen über die Namen die wichtigste Rolle gespielt hatte; denn die verschiedenen Eigenheiten und Unterschiede im Bereich der Namen, die wir dort festgestellt haben, betrafen ja gerade die Zugehörigkeit der Namen zu den betreffenden Individuen. Von diesem Moment der Gegenstandszugehörigkeit haben wir ferner oben festgestellt, daß es den Namen wesentlich zukomme; ein Name ist eben wesenhaft Name von etwas, d. h. er hat eben wesentlich Gegenstandszugehörigkeit. Die naheliegende Frage, ob denn diese Gegenstandszugehörigkeit ein den Namen spezifisch wesentliches Moment sei, ist indes zu verneinen; denn wir haben dieses Moment ja schon eingangs auch bei jenen nichtnamenartigen Wörtern feststellen können; speziell sahen wir damals, daß Wörtern wie Mensch, Land usw. jene bestimmte Art von Gegenstandszugehörigkeit eignet, die wir als Gemeinzugehörigkeit bezeichnet haben. Ist aber das Vorliegen einer Gegenstandsbeziehung somit kein spezifisch wesentliches, kein nur im Bereich der Namen vorfindliches Charakteristikum, d. h. kein in der speziellen Namennatur begründetes Moment, so erhebt sich die weitere Frage, wieso es dann komme, daß es doch immerhin den Namen wesentlich ist. Und hierauf ist jetzt die Antwort zu geben: weil die Namen Gegenstandsbezeichnungen sind und weil die Gegenstandszugehörigkeit zum Wesen einer Gegenstandsbezeichnung gehört.

Damit aber hat sich in den hier erörterten Verhältnissen der Aspekt gegen früher verschoben. Während vorhin festgestellt war, daß die Gegenstandszugehörigkeit ein den Namen wesentliches Moment ist und sie daher eng mit der Namennatur verknüpft scheinen konnte, stellt sie sich nun als ein Moment heraus, das allen Bezeichnungswörtern als solchen wesentlich ist, das daher bei den Namen nicht aus ihrer speziellen Namennatur fließt,

sondern auf Rechnung ihres allgemeineren, ihnen mit nichtnamenartigen Wörtern gemeinsamen Charakters zu setzen ist, des Charakters des Bezeichnungseins. Mußte so die bei den Namen herausgestellte Wesensgesetzlichkeit auf eine allgemeinere Gesetzlichkeit zurückgeführt werden, so ergibt sich daraus die Konsequenz, daß auch die bisher erörterten Eigentümlichkeiten und Unterschiede im Bereich der Namen, die auf Eigenheiten der verschiedenen Gegenstandszugehörigkeiten beruhten, keine spezifischen Nameneigentümlichkeiten und Namenunterschiede waren, sondern eben solche, die sich durch den ganzen weiten Bereich der Bezeichnungswörter hindurchziehen und die wir nur eben gerade an dieser einen Klasse von Bezeichnungswörtern, den Namen, herausgestellt haben. Mit dieser Erkenntnis behält zwar die im vorigen gegebene Nameneinteilung auch weiterhin ihre Gültigkeit, nur stellt sie sich uns jetzt nicht mehr als eine spezifische Nameneinteilung dar, sondern gewinnt den Charakter einer alle Bezeichnungswörter umfassenden Einteilung [1]).

Daraus ergibt sich dann ohne weiteres zum mindesten die Möglichkeit, daß sich die bei den Namen festgestellten Eigenheiten und Unterschiede auch im Bereich jener nichtnamenartigen Bezeichnungswörter finden, von denen wir oben einige Beispiele angeführt hatten. Sehen wir zunächst zu, ob es in diesem Bereiche eine Parallele zu dem Gegensatz der Eigennamen und Gemeinnamen gibt. Daß es Gemeinbezeichnungen unter den Wörtern der in Frage stehenden Art gibt, wissen wir schon aus dem eingangs erörterten Beispiel des Wortes Land. Und ebenso sind die anderen Wörter wie Mensch, Fluß, Berg, Tisch alle Gemeinbezeichnungen, d. h. jedes von ihnen gehört nicht etwa einem einzigen Individuum, sondern allen Individuen eines genau bestimmten Umkreises insgemein und unterschiedslos zu; es obwaltet zwischen einem solchen Wort und den Gegenständen eines solchen festen Umkreises eben jene Gemeinbeziehung, die wir auch bei Gemeinnamen wie Maier kennen gelernt haben.

Gibt es nun auch, so wird man weiter fragen, im Bereich jener nichtnamenartigen Bezeichnungswörter Sonderbezeichnungen,

---

1) Man würde die Natur der speziell im Bereich der Namen vorgenommenen Scheidungen wohl am besten treffen, wenn man sie bezeichnete als Scheidungen bzw. als Einteilung von Bezeichnungswörtern solcher Art, die zugleich Namencharakter tragen.

die somit das Analogon der Sondernamen oder Eigennamen darstellten?

Die Beispiele, durch die wir bisher die Gruppe dieser Bezeichnungswörter illustriert haben, waren freilich lauter Gemeinbezeichnungen, doch gibt es auch Sonderbezeichnungen. Dahin gehören die Wörter: Sonne, Welt, Weltall, Himmel, Gott.

Zunächst läßt sich feststellen, daß sie keine Namen sind; man kann sie nicht zwanglos etwa mit den Wörtern Asien, Kaukasus, Allah, Jesus in eine Reihe ordnen; ihnen fehlt eben der spezifische Namencharakter, den wir im Hinblick auf die letztgenannten Wörter als deren gemeinsames Merkmal erfassen; ein auf das Gemeinsame dieser Wörter gerichteter Blick führt uns auf etwas anderes als was uns dort als gemeinsamer Zug jener Wörter entgegentritt; man führe den Vergleich nur einfach aus. Noch in anderer Weise läßt sich die Charakterverschiedenheit der in Rede stehenden Wörter von den unzweifelhaft als Namen anzusprechenden Wörtern Asien, Kaukasus, Allah, Jesus einsichtig machen; man greife aus der fraglichen Reihe jeweils ein Wort für sich heraus, z. B. das Wort Himmel, und sehe zu, ob es, in die Reihe jener Namen eingeordnet, nicht als etwas Fremdartiges erscheint, und ob es nicht größere Verwandtschaft zeigt zu den übrigen Wörtern der fraglichen Reihe.

Schließlich frage man sich: »Heißt« wirklich dieser Gegenstand, von dem da irgendwo die Rede sein mag, Himmel, so wie man sagen kann, daß jener Erdteil Asien »heißt«? Wobei natürlich das Wort »heißen« beide Male im gleichen prägnanten Sinne zu nehmen ist; es wäre offenbar eine die Mehrdeutigkeit des Wortes »heißen« benützende Ausflucht, wollte man antworten: ja, er heißt so, man nennt ihn so; er hat diesen Namen. Dabei wäre jetzt offenbar das Wort Name (wie auch »nennen« und »heißen«) in einem weiteren Sinne genommen, nämlich in dem von Bezeichnung, was natürlich unzulässig ist, nachdem bei der Frage, ob Himmel ein Name sei, das Wort Name in jenem engeren prägnanten Sinne vorausgesetzt war, in dem gar viele Bezeichnungen keine Namen sind; denn daß das Wort Himmel im weiteren Sinne von Name, eben in dem von Bezeichnung, allerdings ein Name sei, war ja nicht in Abrede gestellt. Aber auch ohne solche Entgleisung könnte jemand unter Festhaltung des prägnanten engeren Sinnes von Name die Ansicht vertreten wollen, es sei

beispielsweise das Wort Sonne ein Name, und könnte dafür etwa anführen: Wenn jemand sage, dies ist die Sonne, so scheine hierbei der gemeinte Gegenstand mit seinem Namen genannt. Oder es könnte jemand die Namen einiger Himmelskörper aufzählen und etwa sagen: Sonne, Mond, Mars, Venus. Dabei trete doch das Wort Sonne ebenso als Name auf wie etwa das Wort Venus. Allein auch in dieser Argumentation ist der Boden der Frage verlassen. Nicht darauf kommt es ja an, ob diese Wörter nicht wie Namen auftreten können, ob sie nicht einen gleichen Gebrauch erlauben wie Namen, sondern ob sie selbst Namen sind, oder ob sich nicht doch zwischen ihnen und unzweifelhaften Namen ein deutlicher Unterschied erkennen läßt, der vielleicht zuerst nicht recht festhaltbar und auch schwierig zu beschreiben sein mag, der aber doch da ist. Das aber muß m. E. bei einiger Aufmerksamkeit des Vergleichens zugegeben werden; desgleichen auch, daß sie den Wörtern Mensch, Land usw. ihrem Charakter nach gleichen und ihnen, wenn man vom Unterschied der Sonder- und Gemeinbeziehung absieht, näher stehen als etwa Namen wie z. B. Kaukasus, Sokrates, München. Gehören sonach die Wörter der fraglichen Reihe zu den nichtnamenartigen Bezeichnungen, so bleibt nun noch die Frage zu beantworten, ob sie Gemeinbezeichnungen oder Sonderbezeichnungen sind. Betrachten wir die erstere Möglichkeit, so wäre dafür nach unserer Definition vorausgesetzt, daß es jeweils bestimmte Umkreise individueller Gegenstände gäbe, innerhalb deren diese Wörter einem jeden dieser Gegenstände insgemein und unterschiedslos als ihre Bezeichnung zukämen. Für diese Möglichkeit scheint beim Wort Sonne der Umstand zu sprechen, daß es eine Anzahl bestimmt gearteter Himmelskörper gibt, für deren jeden das Wort Sonne insgemein und unterschiedslos als Bezeichnungswort gelten kann. Aber wenn man auch von diesem oder jenem anderen Himmelskörper außer der Sonne sagen kann, er sei »eine« Sonne, so ist das doch ein übertragener Gebrauch, ähnlich dem, der vorliegt, wenn ich von diesem oder jenem Weisen sage, er sei »ein« Sokrates. So gut dies letztere nur heißt, er sei ein Mann von der Art wie Sokrates, so gut besagt auch die Wendung, dieser Stern sei eine Sonne, nur, er sei ein Stern von der Art wie »die« Sonne. Aber es steht ja gar nicht in Frage, ob das Wort Sonne überhaupt, etwa in übertragenem Gebrauch, auch als Gemeinbezeichnung dienen

könne, sondern ob es schlicht und an sich genommen ein Gemeinbezeichnungswort sei, wie etwa die Wörter Körper, Mensch, Tisch usw., und wie sie dies sind, ohne übertragen gebraucht zu sein. Das ist ja klar, daß die Wendung »ein Tisch« nicht als übertragene gelten kann und nicht analog der Wendung »eine Sonne« sich interpretieren läßt. »Ein Tisch« heißt doch nicht so viel wie: »ein Gegenstand von der Art wie der Tisch«; wobei wie oben quasi ein Urbild vorhanden wäre, dem die Bezeichnung »der Tisch« speziell und eigentlich allein zugehörte und von dem die Bezeichnung Tisch auch auf andere Gegenstände gleicher Art übertragen wäre. Dieser Gegensatz zwischen den Wendungen »eine Sonne« und »ein Tisch« macht vielmehr klar, daß das Wort Sonne keine solche Gemeinbezeichnung ist; offenbar beruht gerade die Möglichkeit jener übertragenen Verwendung des Wortes Sonne als Gemeinbezeichnung auf dem Umstand, daß es eben nur einen Gegenstand gibt, dem das Bezeichnungswort Sonne eigentlich und insbesondere zugehört als seine Sonderbezeichnung. Aber nicht nur aus solchen Überlegungen heraus, auch in direktem Blick auf diese Wörter und beim Vergleich mit jenen nichtnamenartigen Bezeichnungen sieht man, daß jedes von ihnen die spezielle Bezeichnung jeweils eines ganz bestimmten Objektes ist und daß es jedenfalls primär und schlicht nur gerade ihm als seine Sonderbezeichnung angehört. Am ehesten könnte man das noch bei dem Wort Gott bezweifeln, bei dem die Wendung »ein Gott« nicht notwendig übertragen erscheint und parallel zu stehen scheint mit Ausdrücken wie »ein Mensch«, »ein Heros«, in denen unzweifelhafte Gemeinbezeichnungen vorliegen. Indes, die Frage ist nicht, ob es nicht ein Wort »Gott« von bestimmter Bedeutung gebe, das wirkliche Gemeinbezeichnung sei, sondern ob es ein Wort Gott gibt, das in der Tat Sonderbezeichnung ist. Und dies läßt sich behaupten für jenes Wort Gott, das in christlicher Sphäre gebraucht wird; dieses, das z. B. in der Wendung vorkommt »Gott wird helfen«, unterscheidet sich deutlich von jenem Gemeinbezeichnungswort Gott, das etwa vorkommt in der Wendung »der Gott der Christen« oder »sein Gott hilft ihm nicht«; die lautliche Gleichheit beider Wörter hindert natürlich ihre Disparatheit ebensowenig wie die Ähnlichkeit der Bedeutungen. Im Gegenteil tritt der Sonderbezeichnungscharakter jenes der christlichen Sphäre angehörigen Wortes Gott gerade durch den Gegensatz zu jenem

anderen nicht hierher zu rechnenden Gemeinbezeichnungswort Gott, das z. B. in den Wendungen »ihre Götter«, »kein Gott« usw. auftritt, deutlich hervor. Schließlich aber käme es auch nicht darauf an, ob irgendeines der angeführten Beispiele eventuell zu Unrecht der Kategorie der nichtnamenartigen Sonderbezeichnungen zugezählt worden wäre. Das Wesen dieser Kategorie und ihr Unterschied von den anderen Wortklassen kann ja ebensogut an den anderen Beispielen betrachtet werden, und nur um die Feststellung der unterscheidenden Wesensmerkmale dieser Kategorie handelt es sich hier.

Mit der Existenz von Sonderbezeichnungen und Gemeinbezeichnungen sind nun auch die Bedingungen gegeben für das Vorkommen der entsprechenden Analoga zu den beiden Fällen von bloßer Namengemeinsamkeit, die wir oben besprachen (vgl. Figur 3 und 4). Was zunächst den Fall 4 angeht, also den Fall, daß ein Wort zugleich Gemeinbezeichnung ist für verschiedene Umkreise von Gegenständen, ohne daß die Gegenstände dieser Umkreise selbst wieder einem umfassenderen Umkreise angehörten und einer und derselben umfassenden Gemeinbeziehung unterstünden, so ist er sehr häufig zu finden und stellt in der in Figur 4 angedeuteten Form — wenn man von den verschiedenartigen Komplikationen absieht, die mit einer solchen Form verknüpft zu sein pflegen — den einfachsten Fall von Äquivokation dar. Ein bekanntes Beispiel solcher Äquivokation ist das Wort Hahn, erstens als nichtnamenartige Gemeinbezeichnung für die männlichen Individuen unter den Hühnern, zweitens als nichtnamenartige Gemeinbezeichnung für gewisse Absperrvorrichtungen an Röhren. Offenbar besteht zwischen einem Gegenstand des einen Umkreises und einem Gegenstand des anderen Umkreises, denen beiden das Wort Hahn als Bezeichnungswort zugehört, bloße Bezeichnungsgemeinsamkeit, und das Wort Hahn ist relativ zu solchen zwei Gegenständen eine bloß gemeinsame Bezeichnung, nicht aber Gemeinbezeichnung der beiden; während es allerdings absolut gesprochen zur Klasse der Gemeinbezeichnungen gehört. Es besteht sonach volle Analogie zu dem unter dem Titel der Namensvetternschaft behandelten Fall von Namengemeinsamkeit, dem Fall 4, und Figur 4 veranschaulicht daher auch diesen analogen Fall im Bereich der nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen.

Dagegen ist es schwer, im Gebiet der Bezeichnungen ein Bei-

spiel für den zu Fall 3 im Gebiet der Namen analogen Fall von bloßer Gemeinsamkeit der Sonderbezeichnungen zu finden. Das ist indes von keinem Belang für die Gültigkeit unserer Einteilung auch für das Gebiet der nichtnamenartigen Bezeichnungen. Denn eine solche Einteilung ist notwendig eine prinzipielle, eine solche, die die Prinzipien angibt, nach denen sich die Wörter samt ihren Gegenstandsbeziehungen differenzierend klassifizieren lassen. Und das Fehlen von Beispielen für den einen oder anderen prinzipiell unterscheidbaren Fall, oder, anders gewendet, das Hinausreichen der prinzipiellen Einteilung über das tatsächliche Einzelmaterial spricht offenbar so lange nicht gegen die Einteilung, als der Fall kein rein fiktiver, sondern ein konsequent aus der Natur der einzelnen Wortarten und aus ihrem möglichen Zusammentreffen möglicherweise von selbst sich ergebender ist. Im übrigen ist, wenn auch das Deutsche keine Beispiele hierfür bieten sollte, was ich auch noch offen lasse, nicht anzunehmen, daß überhaupt keine Sprache die in ihr liegende Möglichkeit zu tatsächlicher Ausgestaltung benutzt haben sollte.

Daß es prinzipiell außer den Fällen 3 und 4 zunächst im Bereich der Namen noch weitere Fälle bloßer Gemeinsamkeit von Namen gibt, wie auch noch Fälle, in denen bloße Namengemeinsamkeit mit echter Gemeinnamenschaft vermengt erscheint, haben wir oben bei der Erörterung der Namen und ihrer verschiedenen Gegenstandsbeziehungen noch nicht erwähnt; wir holen dies hier nach und verbinden damit zugleich die ganz analoge Konstatierung im Bereich nichtnamenartiger Bezeichnungen, da es für diese Komplikationen von Gegenstandsbeziehungen eines Wortes offenbar gleichgültig ist, ob das betreffende Wort, das diese Komplikationen aufweist, selbst ein Name oder ein nichtnamenartiges Bezeichnungswort ist, ja selbst, ob es Name des einen und etwa daneben nichtnamenartiges Bezeichnungswort eines anderen jener Gegenstände ist, zu denen es in eventuell verschiedenerlei Zugehörigkeitsbeziehungen steht. Wir reden daher jetzt auch kurz von Bezeichnungsgemeinsamkeit usw., indem wir die Namen und jene besprochenen nichtnamenartigen Bezeichnungswörter kurz unter dem Titel Bezeichnungen zusammenfassen.

So gut neben einer Sonderbeziehung eine zweite Sonderbeziehung bestehen kann (Fall 3) und so gut neben einer Gemeinbeziehung eine zweite Gemeinbeziehung bestehen kann (Fall 4),

ebenso kann natürlich auch der Fall eintreten, daß neben einer Gemeinbeziehung eine Sonderbeziehung besteht, daß das betreffende Wort also absolut gesprochen sowohl Gemeinbezeichnung wie auch zugleich Sonderbezeichnung sein kann. Damit ist dann ein weiterer Fall von bloßer Bezeichnungsgemeinsamkeit gegeben, wie aus der entsprechenden Figur 5a ersichtlich ist, da ein alle Gegenstände umfassender Umkreis fehlt. Ein Beispiel für diesen Fall 5 bietet auf dem Gebiete der Namen etwa der Name Sigmund; er kann Gemeinname sein in bezug auf die Mitglieder einer bestimmten Familie und daneben auch Eigenname (Vorname) eines Individuums. Wieder ist das Nebeneinander dieser beiden Beziehungen deutlich unterschieden von einer einzigen umfassenden Gemeinbeziehung, und der Name ist daher, zugleich bezogen auf jenes Individuum und auf ein Mitglied jener Familie, ein bloß gemeinsamer Name, hingegen absolut gesprochen sowohl Eigenname wie auch Gemeinname (weil es einerseits ein Individuum gibt, dem er insbesondere zukommt, und weil es andererseits Individuen eines bestimmten Umkreises gibt, denen er insgemein und unterschiedslos zukommt). Dieser Fall ist bei den Personennamen sehr häufig anzutreffen. Ein Analogon ist im Bereich der nichtnamenartigen Bezeichnungen etwa das Wort Himmel, ein Beispiel, das daneben freilich noch andere, hier nicht zu berührende Eigenheiten aufweist, das indes hier ebenso wie die folgenden Beispiele nur mit Rücksicht auf die verschiedenerlei Gegenstandsbeziehungen, die dieses Wort besitzt, behandelt werden soll. Figur 5b veranschaulicht diesen Fall. Die beigesetzten arabischen Ziffern sollen den deutlich spürbaren Unterschied der primären und der sekundären Gegenstandsbeziehung andeuten. Das Wort Himmel geht primär auf jenen über uns sich wölbenden Raum und ist dessen Sonderbezeichnung; sekundär hingegen auf jede beliebige jener eigenartigen Überdachungen, die eben Himmel genannt werden und denen z. B. in Spezialfällen die Bezeichnung Thronhimmel bzw. Betthimmel zugehört; mit Bezug auf Gegenstände dieses Umkreises ist es deren echte Gemeinbezeich-

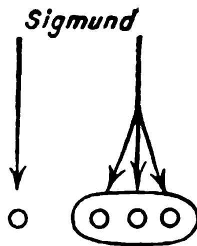


Fig. 5a.

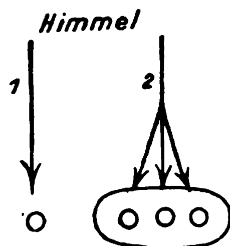


Fig. 5b.

nung. Die Verwandtschaft der beiderlei Wortausgestaltungen kann dabei unberücksichtigt bleiben, sofern sie keine derartige ist, daß sich nach ihr ein alle Gegenstände, die diese Bezeichnung tragen, umfassender Umkreis konstituierte, vermöge dessen die bloße Namengemeinsamkeit all dieser Gegenstände irgendwie sachlich geregelt würde, so daß echte Gemeinnamenschaft vorläge.

Um darzutun, daß mit den angeführten Fällen die Reihe von Komplikationen noch nicht erschöpft ist, die innerhalb der Rubrik »bloß gemeinsame Bezeichnungen« möglich sind — und dies, obwohl es sich immer nur um Komplikationen handelt, die aus den beiden Elementen der Sonderbeziehung und der Gemeinbeziehung bestehen —, dafür seien hier noch drei Beispiele angeführt, deren jedes einen neuen Typus der Verflechtung dieser beiden Gegenstandsbeziehungen darstellt: nämlich die Wörter Sonne (Figur 5c), Birne (Figur 5d) und Kugel (Figur 5e).

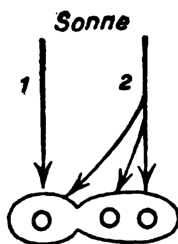


Fig. 5c.

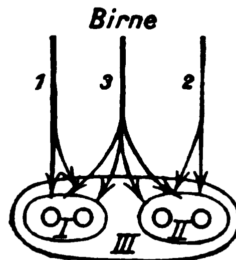


Fig. 5d.

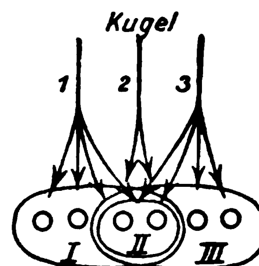


Fig. 5e.

Das Wort Sonne hat, wie wir soeben sahen, primär eine Sonderbeziehung zu einem bestimmten Weltkörper und daneben sekundär eine Gemeinbeziehung auf Weltkörper bestimmter Art; da aber jener Weltkörper, dessen Sonderbezeichnung dieses Wort ist, ebenfalls zu den Weltkörpern jener Art gehört, so fällt derselbe auch in den Umkreis, innerhalb dessen diese Gemeinbeziehung gilt. Das Wort Sonne ist also in bezug auf jenen bestimmten Weltkörper sowohl Sonderbezeichnung wie auch Gemeinbezeichnung.

Das Wort Birne ist primär Gemeinbezeichnung für Früchte einer bestimmten Art, sekundär Gemeinbezeichnung für bestimmte speziell »Birnen« genannte Gegenstände, die doch keine Birnen im ersten Sinne sind, nämlich für bloß birnförmige Gegenstände (z. B. Glühbirnen, Bessemer-Birne), und endlich tertiär Gemeinbezeichnung für alles Birnförmige, mag das nun eine Birne im

ersten oder zweiten Sinne sein. Wir haben also zwei nebeneinanderstehende Gemeinbeziehungen bzw. Umkreise, die von einer dritten Gemeinbeziehung umfaßt werden bzw. in einem dritten Umkreis eingeschlossen sind. In bezug auf ein Individuum des Umkreises I und zugleich auf ein Individuum des Umkreises II ist das Wort Birne also einerseits relativ gesprochen bloß gemeinsame Bezeichnung, wiewohl absolut gesprochen Gemeinbezeichnung sowohl des einen wie des anderen Individuums, andererseits aber daneben auch relativ gesprochen echte Gemeinbezeichnung der beiden Individuen zusammen, letzteres eben vermöge der dritten Gemeinbeziehung dieses Wortes.

Das Wort Kugel endlich ist primär Gemeinbezeichnung für Gegenstände von ganz bestimmter Raumgestalt, daher unter anderem auch für Geschosse von solcher Gestalt; sekundär ist es speziell Gemeinbezeichnung nur für Geschosse von solcher Gestalt und tertiär für Geschosse überhaupt, sowohl für Geschosse von dieser bestimmten Gestalt wie auch für solche von anderer Gestalt. Daraus ergibt sich dann eine Komplikation von drei verschiedenen Gemeinbeziehungen, wie sie die Figur 5e veranschaulicht. Gegenüber diesen Fällen, womit übrigens die möglichen Komplikationen natürlich noch lange nicht erschöpft sind, bieten die häufigen Beispiele nichts prinzipiell Neues, in denen die betreffenden Wörter nicht wie bisher entweder dem Namengebiet oder dem Bereich nichtnamenartiger Bezeichnungen angehören, sondern die gewissermaßen eine Mischung darstellen, sofern dasselbe Wort in bezug auf diese Gegenstände Name ist, in bezug auf andere hingegen nichtnamenartiges Bezeichnungswort. Ein Beispiel hierfür ist etwa das Wort König, das einerseits nichtnamenartiges Gemeinbezeichnungswort für Individuen von bestimmtem Range, andererseits Gemeinname für alle Individuen einer bestimmten Familie sein mag, und das drittens auch als Eigen- oder Sondername eines bestimmten Badeortes vorkommt. Damit wollen wir unsere nur skizzenhafte Übersicht schließen. Die Beispiele selbst sind ja bekannt und alltäglich. Aber sie gewinnen eine gewisse Durchsichtigkeit und Verständlichkeit erst durch solche prinzipielle Herausstellung der verschiedenartigen Lagerung der in ihnen zusammentreffenden verschiedenen Gegenstandszugehörigkeiten dieser Wörter. Aus der kurzen Besprechung der angeführten Beispiele wird wohl hervorgegangen sein, wie

solche Wortbeziehungsanalysen anzustellen wären, durch die dann eine prinzipielle Ordnung und Klassifikation in dem an und für sich chaotisch anmutenden Bereich der Wörter — wenigstens in ihrer Eigenschaft als Gegenstandsbezeichnungen möglich wäre. Eine durchgeführte Untersuchung in dieser Richtung würde — allerdings erst zusammen mit einer Erforschung gewisser anderer noch neben den Sonder- und Gemeinbeziehungen der Wörter bestehender und nicht auf sie reduzierbarer Verwandtschaftsbeziehungen innerhalb eines Äquivokationsbereiches — jene Aufgaben lösen können, die einer Lehre vom Wesen der Äquivokationen gestellt sind. Eine Reihe einfach gelagerter Äquivokationen lassen sich ja bereits, wie unsere Beispielanalysen zeigen sollten, bis zu einem gewissen Grade mit den wenigen einfachen Mitteln und Begriffen aufhellen, die wir bis jetzt kennen.

Gegen unsere Unterscheidung der angeführten Wortgruppen, gegen die Konstatierung einer durchgängigen, diese Gruppenbildung motivierenden Verschiedenartigkeit der ihnen angehörigen Wörter und damit überhaupt gegen scharfe Abgrenzung solcher Wortgruppen untereinander lassen sich nun unter Benutzung eines bis jetzt noch nicht erwähnten Umstandes gewisse relativistische Einwendungen erheben, welche die bereits klar erfaßten Unterschiede wieder zu verwischen drohen. Man könnte etwa so argumentieren: Nach unseren Angaben sollen sich gewisse Wörter wie Merkel, Maier usw. von gewissen anderen Wörtern wie Karl, Franz usw. dadurch unterscheiden, daß erstere eine andere Art Individuumszugehörigkeit besäßen als letztere, weswegen eben die einen Wörter in die Klasse der Gemeinnamen, die anderen in die Klasse der Eigennamen gehörten. Nun stimme das zwar vielleicht für die gewählten Beispiele in bestimmten hier vorausgesetzten Fällen, aber durchaus nicht für alle möglichen oder auch nur für die meisten derartigen Namen, ja eigentlich für keinen einzigen Namen, wenn man nicht nur alle tatsächlichen Vorkommensfälle, sondern auch alle Fälle möglichen Vorkommens dieser Namen berücksichtige. Denn in der Tat seien die meisten Namen nicht bloß entweder Gemeinnamen oder Eigennamen, sondern sie kämen tatsächlich sowohl als Gemeinnamen wie auch als Eigennamen vor oder könnten doch zum mindesten beides sein; es sei rein zufällig, wenn vielleicht der eine oder andere Name ausschließlich als Eigenname oder ausschließlich als Gemeinname

vorkomme. Es sei aber zweifellos verkehrt, bei einer Einteilung der Namen, die eine prinzipielle Einteilung aller Namen sein wolle, sich an einzelne Ausnahmebeispiele zu halten und dann noch den Unterschied, der zwischen diesen zwar gewöhnlich, aber durchaus nicht immer und jedenfalls nicht notwendig bestehe, zur Statuierung eines durchgängigen und scharfen Gegensatzes zu benutzen derart, daß es aussähe, als ob Eigennamen und Gemeinnamen wirklich zweierlei und an sich verschiedene Wörter wären. Eine Unzahl von Beispielen, wie etwa die Ausdrücke »Frau Karl«, »Herr Wilhelm« bewiesen vielmehr, daß dieser schroffe Gegensatz von Familiennamen und Eigennamen nur ein künstlich konstruierter sei und daß in Wahrheit hier nicht zweierlei Wörter vorlägen. Zum mindesten gehe daraus hervor, daß ein solcher Gegensatz, wenn man ihn schon statuieren wolle, ein ganz relativer sei, und daß diese Relativität eine Spaltung des Bereichs der Namen in jene beiden scharf getrennten Gruppen unmöglich mache. Mit einem analogen Argument könnte man gegen unsere Einteilung der Wörter in solche, die Namen sind, und in solche, die keine Namen sind, vorgehen: beispielsweise bestehe, so könnte man behaupten, zwischen den von uns als Gemeinnamen und den als nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen angeführten Wörtern kein so schroffer Gegensatz, daß die Wörter an sich nur der einen oder der anderen Gruppe angehörten, wie dies unsere Ansicht sei; diese Ansicht sei vielmehr unhaltbar, da es Wörter gebe, die nach unserer Definition sowohl den Namen wie auch den nichtnamenartigen Wörtern beigezählt werden müßten. Wie könne aber ein und dasselbe Wort sowohl A als auch non-A sein. Der einzige Ausweg aus dieser Schwierigkeit sei der, daß unser Gegensatz von Namen und Nichtnamen mit Bezug auf diese Wörter nur scheinbar kontradiktorisch sei und daß die betreffenden Wörter in der Tat zwei nicht absolut, sondern nur relativ verschiedenen Wortarten zugehörten. Beweis dafür sei beispielsweise das Wort Berg, das wir in die Gruppe der nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen eingereiht hätten, das aber offenbar auch der Gruppe der Gemeinnamen zugeteilt werden könne; denn angenommen, es heiße jemand Paul Berg, so wäre »Berg« offenbar ein Name, genauer ein Familien- und damit Gemeinname. Unsere Behauptung, daß es ein Wort sei, das nicht Namencharakter trage, möge zwar richtig sein in bezug auf die Wendung »dieser hohe Berg«, gelte

aber offenbar schon nicht mehr in Anbetracht des Ausdrucks »Herr Paul Berg«. Wir hätten also unrecht darin, dieses Wort schlechthin als ein Wort ohne Namencharakter zu bezeichnen und es einer besonderen Klasse nichtnamenartiger Wörter zuzurechnen. Ersichtlich könne dieses Wort das eine Mal so, das andere Mal anders auftreten, und da man somit ein und dasselbe Wort bei Zugrundelegung unseres schroffen Gegensatzes von Namen und Nichtnamen das eine Mal den Namen und das andere Mal den Nichtnamen zuzuzählen hätte, was doch nicht angehe, so müsse eben dieser scharfe Gegensatz selbst unhaltbar sein, und es könne höchstens eine gewisse relative Verschiedenheit im Auftreten eines und desselben Wortes in zwei derartigen Fällen zugestanden werden. Also jene bloß relative Verschiedenheit und der Umstand, daß es sich beide Male um ein und dasselbe Wort handle, widerstreite offenbar einer so schroff scheidenden Worteinteilung in Namen und Nichtnamen, der zufolge durch die Zugehörigkeit eines Wortes zur einen Gruppe die Möglichkeit seiner Zugehörigkeit auch zur anderen Gruppe ausgeschlossen sei.

Folgerichtig könnte man mit solchen Argumenten alle bisher herausgestellten Worteigenheiten und Unterschiede als bloß relative nachzuweisen und unsere Feststellungen damit abtun zu können meinen. Indes, angenommen, es ist richtig, daß sie bloß relativ sind, so wäre doch die dringlichste wissenschaftliche Aufgabe für den, der diese Relativität feststellt, die, bei der Vieldeutigkeit des Wortes »relativ« zu zeigen, inwiefern sie bloß relativ sind und was dies des näheren besage. In jedem Falle ist ein bloß relativer Unterschied doch auch ein Unterschied, und es wäre daher erst recht nötig, wenn man sich schon bei der Tatsache des Unterschiedes nicht beruhigt, sondern ihn genauer als bloß relativen in Anspruch nimmt, auf die Fälle, in denen sich dieser Unterschied zeigt, noch näher einzugehen. Oder aber der Einwand, die von uns hier herausgestellten Unterschiede seien bloß relative, ist, wie dies vielfach bei relativistischen Gedankengängen der Fall zu sein scheint, nicht eigentlich als eine besondere wissenschaftliche und daher in ihrer Wahrheit auszuweisende Ansicht gemeint, sondern vielmehr als eine Wendung, die nur die Abfertigung des Vorgebrachten oder gar den praktischen Verzicht auf weitere Untersuchung der Sache motivieren will; dann kommt er seiner antiwissenschaftlichen Tendenz wegen nicht in Betracht.

Es besteht also die Frage, ob und inwiefern hier tatsächlich eine Relativität vorliegt und was an dem Einwand stichhaltig ist.

Der Hauptpunkt des Einwandes ist offenbar der, daß die von uns einer bestimmten Klasse zugeteilten Wörter an sich ebensogut auch noch einer anderen Klasse zugehören können; denn darauf wird dann die Behauptung der Unmöglichkeit absoluter und scharfer Klasseneinteilung gestützt. Wir fassen den Gegensatz dieses Argumentes zu unseren Darlegungen gleich an der Wurzel, wenn wir auf die hier Verwirrung stiftenden beiden Wortbegriffe zurückgehen. Was ist in dem Argument unter einem Wort verstanden, wenn gesagt wird, ein und dasselbe Wort, z. B. das Wort Berg, trete auf in den beiden Ausdrücken »ein hoher Berg« und »Paul Berg«? Offenbar das Gemeinsame in beiden: das Wort Berg als bloßes Lautwort. Und was hatten wir bisher unter einem Wort verstanden, als wir an unseren Wörterbeispielen verschiedene Momente, wie z. B. den gewissen Wörtern eigenen Namencharakter, dann das ihnen und anderen gemeinsame Moment des Bezeichnungseins oder endlich die bei Eigennamen, Gemeinnamen und bloß gemeinsamen Namen noch verschiedenen Individualbeziehungen herausstellten, Momente an Wörtern, die jeder wenn auch nicht explizite kennt, so doch instinktiv berücksichtigt, wenn ihm etwa die Aufgabe gestellt wird, gleichartige Wörter in Gruppen zusammenzustellen. Gewiß waren für uns wie für jeden, der solche Worteigenheiten beachtet und danach verschiedenartige Wörter unterscheidet, die Wörter nicht bloße Lautwörter. Denn alle diese Momente sind ja gar nicht Eigenheiten eines bloßen Lautwortes; sie sind ja nicht an dem Wort als dem so oder anders lautenden feststellbar und unterscheidbar. Ein Wort als bloß so oder so lautendes hat weder Namen- noch Bezeichnungscharakter, es hat auch noch keinerlei Beziehung auf Gegenstände; es lautet eben so und das ist alles. Also die Gebilde, an denen wir jene Eigenheiten feststellten, konnten gar nicht bloße Lautwörter sein und waren es nicht, sondern waren komplexe Gebilde, aus denen man wohl so etwas wie ein Lautwort, d. h. wie etwas bloß so oder so Lautendes gewissermaßen herausschneiden kann, die aber selbst noch viel mehr Seiten und Eigenheiten an sich tragen außer der des so oder so Lautens. Wenn wir daher jene Momente als Worteigenheiten bezeichneten, so haben wir dabei unter Wort — da es sich doch nicht um Lauteigenheiten handelte —

etwas anderes verstanden als ein bloßes Lautwort, nämlich positiv gesprochen jene komplexen, viele Seiten aufweisenden Einheiten, die wir in der Sprache als verständnisvoll gebrauchte oder doch wenigstens verstehbare sprachliche Elemente vorfinden, Gebilde, die gewissermaßen nur als ihren festen Kern die Worte in jenem anderen Sinne, die bloßen Lautworte, in sich enthalten. Worte in unserem Sinne sind also jene verschiedenen komplexen Einheiten, die jedem vor Augen standen, wenn er z. B. unseren Unterscheidungen von Worten mit Namencharakter und andersartigen Worten an den Beispielen Maier, Karl usw. auf der einen Seite und Mensch, Fluß usw. auf der anderen Seite verstehend gefolgt ist und wenn er sie an diesen Beispielen nachgeprüft hat.

Die Wörter nun im Sinne dieser komplexen verstehbaren Gebilde, die mehr sind als die an sich unverstehbaren Lautworte, gestatten unseren Ausführungen zufolge nach Maßgabe ihrer Gleichheit bzw. Verschiedenheit eine Zusammenordnung in verschiedene Klassen. Dagegen hätte es offenbar keinen Sinn, die Wörter nach ihrer bloßen Wortlautgleichheit bzw. Wortlautverschiedenheit in solche Klassen wie z. B. die der Eigennamen oder die der Gemeinnamen einordnen zu wollen. Denn jene Eigentümlichkeiten, auf deren Besitz die Einordnungsfähigkeit der betreffenden Wörter in eine bestimmte Klasse, z. B. die der Gemeinnamen, beruhen, hier also der Namencharakter und die Gemeinbeziehung, sind ja doch gewiß keine Lauteigentümlichkeiten; sie sind dem Wort als bloßem Wortlaut gänzlich fremd und irrelevant. Jenes Argument weist daher auf nur teilweise Richtiges hin, wenn es betont, daß etwa das Wort Karl an sich ebensowohl dieser wie jener Klasse angehören könnte. Richtig ist daran, daß es als das so lautende Wort, als Wort von diesem Wortlaut und bloß mit Rücksicht auf seinen Wortlaut ebensowohl in dieser wie in jener Wortklasse auftreten könnte. Aber es ist dabei völlig verkannt die hier wichtigere Tatsache, daß das Wort als bloßes Lautwort überhaupt weder dieser noch jener Wortklasse angehören kann, sondern daß es in die Klasse der Namen erst insofern gehört, als es mehr ist als ein bloßes Lautwort, speziell sofern es Namencharakter aufweist und ebenso, daß es zu der Klasse der Gemeinbezeichnungen erst insofern gehört, als es jene Gemeinbeziehung besitzt, ein Moment, das ebenfalls nicht an dem bloßen Lautwort schon auffindbar, das vielmehr eine Eigenheit jener verstehbaren komplexen

Gebilde ist, die wir hier Wörter nennen. Und es muß betont werden: Daraus, daß ein Wort an sich, d. h. als das so lautende Wort, als bloßes Lautwort ebensogut in die eine wie in die andere Klasse gehören könnte, oder richtiger gesagt daraus, daß der Wortlaut allein nicht hindern könnte, daß das betreffende Wort (in unserem Sinne) in irgendeine und zugleich in eine andere dieser Klassen gehörte, daraus folgt doch nicht, daß das betreffende Wort als volles Wort in der Tat in beide Klassen zugleich gehören kann und ebensowenig, daß das bloße Lautwort selbst schon überhaupt in eine solche Wortklasse gehören kann.

Erwächst aber, wie eben gezeigt, erst den Wörtern im Sinne jener vollen verstehbaren Worteinheiten und nicht schon den bloßen Lautwörtern ihre Zugehörigkeit zu einer solchen Wortklasse, eben weil sie erst jene Momente besitzen, die bei der Wortarteinteilung als Prinzipien fungieren, so bleibt nur übrig, daß man, wenn überhaupt, doch nur uneigentlicherweise mit Bezug auf die bloßen Lautwörter von einer Zugehörigkeit derselben zu einer der Worteinheitsklassen sprechen könnte, nämlich sofern sie in den Worteinheiten enthalten sind und sofern diese dann selbst in eine jener Klassen gehören; eine Art mittelbarer, aber auch ganz uneigentlicher Zugehörigkeit der Lautwörter zu den Worteinheitsklassen.

Was nun die in obigem Argument behauptete und scheinbar durch das Beispiel des Wortes Berg gestützte angeblich unter Voraussetzung unserer Darlegungen bestehende Zugehörigkeit eines und desselben Wortes zu zwei verschiedenen gegensätzlichen Klassen angeht, so läßt sich diese Frage jetzt leicht entscheiden. Gewiß kann ein und dasselbe Wort, wenn man unter Wort das bloße Lautwort versteht, so z. B. das Lautwort berg in mehreren Ausgestaltungen zu verschiedenerlei Worteinheiten vorkommen, so hier einerseits in jener Worteinheit, die wir als nichtnamenartige Gemeinbezeichnung ansprachen und die etwa im Ausdruck »der hohe Berg« auftritt und zweitens in jener anderen Worteinheit, wie sie in »Paul Berg« enthalten ist und die offenbar ein Name, genauer ein Gemeinname ist. Aber ein bloßes Lautwort ist eben noch keine solche Ausgestaltung, noch keine Worteinheit. Nur um Worteinheiten aber hat es sich in unserer ganzen Untersuchung gehandelt und konnte es sich allein handeln. Dieser unser Wortbegriff war der einzig anwendbare in diesen Darlegungen, die

von Momenten wie dem Namencharakter oder dieser und jener Individualbeziehung eines Wortes handelten. Daß diese Momente keine Eigentümlichkeiten der bloßen Lautworte als der so oder anders lautenden Worte sind, das sieht man ja auf den ersten Blick. Auch das ist doch klar, daß in den beiden Wendungen »dieser hohe Berg« und »Herr Paul Berg« deutlich zweierlei Einheiten uns vor Augen stehen; »Berg« im einen Falle und »Berg« im anderen Falle erscheinen sofort als zwei so disparate Worteinheiten, daß ihre Wortlautgleichheit eventuell erst viel später bemerkt wird. Und ganz offenbar können wir nur an solchen Einheiten die auch von jenem Einwand zugegebenen nur eben als relativ erklärten Eigentümlichkeiten feststellen und unterscheiden; denn das bloße Lautwort berg weist ja keinerlei derartige Momente auf. Oder wollte man etwa behaupten, der in dem einen Falle vorhandene Namencharakter sei eine Lautworteigentümlichkeit und komme ihm als dem so lautenden Wort zu? Also unsere ganze Untersuchung betrifft gar nicht Worte im Sinne bloßer Lautworte, sondern eben jene komplexen Gebilde, aus denen das Lautwort gewissermaßen herausgeschnitten ist und die wir eben um ihrer Komplexität willen Worteinheiten genannt haben. Nur um Worte in diesem Sinne und nur um ihre Zugehörigkeit zu den verschiedenen Wortgruppen kann es sich also hier handeln. Mag man auch in einem gewissen Sinne von einer Zugehörigkeit der bloßen Lautwörter zu jenen Wortklassen sprechen können, so wäre das doch irrelevant für unsere Untersuchungen, da sie ja nicht diese bloßen Lautwörter, sondern jene vollen Worteinheiten betrafen. Aber selbst diese Zugehörigkeit besteht ja nicht, sie kann nicht bestehen, weil jene Wortklassen nach Worteinheitsqualitäten (nicht nach Lautwortqualitäten) orientiert sind und weil die bloßen Lautwörter ja offenbar keine dieser Qualitäten aufweisen, deren Besitz allein ihre Zugehörigkeit zu einer hiernach orientierten Wortklasse möglich machen würde. Und wie schon vorhin hervorgehoben, ist auch die Rede von der Zugehörigkeit der Lautwörter zu einer solchen Klasse nur eine uneigentliche; die Möglichkeit aber, in einem nur uneigentlichen Sinne von solcher Zugehörigkeit zu reden, ist natürlich da irrelevant, wo die Frage nach tatsächlicher und eigentlicher Zugehörigkeit zur Diskussion steht. Die Behauptung also, daß ein und dasselbe Wort Berg jenen beiden Wortklassen angehöre, ist unhaltbar, wenn man unter Wort bloßes

Lautwort versteht. Wir fragen jetzt, wie es damit stehe, wenn darin Wort dasjenige bedeutet, was es allein bedeuten kann, falls seine Zugehörigkeit zu einer jener Klassen möglich sein soll, nämlich soviel wie volle Worteinheit. Nun, da sahen wir schon: »Berg« und »Berg« ist in den beiden Fällen deutlich zweierlei; das eine Mal finden wir Namencharakter vor, das andere Mal nicht. Und analog verhält es sich bei dem anderen Beispiel, dem Namen Karl etwa in der Gegenüberstellung der Ausdrücke »Karl Maier« und »Frau Karl«; das erstemal finden wir eine Sonderbeziehung, das zweitemal eine Gemeinbeziehung. Und um der verschiedenen da und dort vorgefundenen Momente willen gehören diese Wörter eben auch in verschiedene Klassen, und zwar jeweils in diejenige Worteinheitsklasse, die nach dem betreffenden Moment orientiert ist: Also die Worteinheit Berg, an der Namencharakter konstatierbar ist, in die der Namen, die Worteinheit Berg, an der sich ein solcher Charakter nicht findet, wohl aber der eigentümliche, jenen nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen gemeinsame Charakter in die andere eben nach ihm orientierte Klasse; ebenso gehört die Worteinheit Karl, wie sie in »Karl Maier« vorliegt, und bei der Sonderbeziehung und Namencharakter konstatierbar ist, in die der Sondernamen, während die davon verschiedene Worteinheit Karl, wie sie in »Frau Karl« vorliegt, in die Klasse der Gemeinnamen gehört, weil sie deren Klassenmerkmale aufweist.

Es ist also gar nicht ein und dasselbe Wort, wie obiges Argument behauptet, das bald zu dieser, bald zu jener Klasse gehörte, sondern es sind zwei verschiedene Worteinheiten, die eben als diese Ganze, als diese vollen Worte verschieden sind, nur daß etwas an ihnen, nämlich ihr Wortlaut, gleich ist. Die Verschiedenheit der Ganzen als dieser Ganzen wird aber natürlich nicht durch die Gleichheit einer Seite von ihnen, der Lautseite, irgendwie gestört oder zu einer bloß relativen herabgemindert. Im übrigen ist ja auch die Hauptstütze für die Behauptung der bloßen Relativität der Verschiedenheit z. B. von »Berg« und »Berg« in jenen beiden Fällen, nämlich die Behauptung der Wortidentität hinfällig geworden und damit auch die Behauptung der Zugehörigkeit eines Identischen zu zwei verschiedenen Klassen, derzufolge die absolute und scharfe Scheidung der Wörter in verschiedene Klassen unmöglich wäre, weil es dann doch Identisches gäbe, das relativ zu diesem seinem Auftreten in diese Klasse und relativ zu jenem

Auftreten in jene Klasse gehörte. Damit verliert auch die Schlußfolgerung, daß die Klasseneinteilung selbst unhaltbar sei, ihre Stütze, und das ganze Argument ist hinfällig. In ihm ist eben »Wort« im Sinne einer vollen Worteinheit, um das es sich eigentlich allein hier handelt, vermengt mit »Wort« im Sinne des bloßen Lautwortes, das uns an und für sich genommen hier gar nichts angeht, wo es sich um eine Klassifikation jener Worteinheiten handelt und um eine Untersuchung eben dieser Worteinheiten rücksichtlich der an ihnen vorfindlichen verschiedenen Momente, wie Namencharakter, Gegenstandsbeziehungen verschiedener Art usw.; das dürfte ja außer allem Zweifel sein, daß diese Momente keine Lauteigentümlichkeiten sind, so daß ihre Erörterung also auch nicht die bloßen Lautwörter betreffen kann. Nur eines noch ist gegenüber jenem Argument zu betonen. Nachdem klar ist, daß unsere Einteilung eine Einteilung der Worteinheiten, nicht aber der bloßen Lautwörter ist, so versteht es sich von selbst, daß eine Verschiedenheit der bloßen Lautwörter nicht erforderlich ist für eine Verschiedenheit der Wörter in unserem Sinne, bzw. daß eine Gleichheit der Lautwörter noch keine Gleichartigkeit der Wörter in unserem Sinne mit sich führt. Es lag uns daher auch bei unserer Worteinteilung fern, anzunehmen, daß irgendein Wort eben als Wort von diesem bestimmten Wortlaut einer bestimmten Klasse und nur dieser Klasse angehöre, oder daß bestimmte Wortlaute auf Ausgestaltungen derselben zu Worteinheiten von bestimmter Art und Klasse beschränkt sein müßten. Nur um bei den ersten unterscheidenden Schritten das möglicherweise Verwirrung stiftende Moment der Gleichlautigkeit der in Klassen einzuteilenden Worteinheiten auszuschalten, waren unsere Beispiele, an denen die Verschiedenartigkeit der Worteinheiten herausgestellt werden sollte, nach Möglichkeit so gewählt, daß die Wortlaute dieser Wörter üblicherweise nicht oder nur selten zugleich auch als Wortlaute andersartiger Worteinheiten vorkommen. Diese Vorsicht involviert natürlich nicht die eben zurückgewiesene und uns in jenem Argument unterschobene Voraussetzung; dagegen war sie wohl am Platze, da jene beiden Wortbegriffe, deren Verschiedenheit wir hier herausgestellt haben, nicht auseinandergehalten zu werden pflegen; so daß gar leicht bloße Wortlautgleichheit für Worteinheitsgleichheit angesehen und infolge dieser Verwechslung leicht von vornherein unserer Einordnung etwa zweier gleichlautender,

aber verschiedenartiger Wörter, die für diesen unklaren Standpunkt als ein und dasselbe Wort gelten würden, in verschiedene Wortklassen ein ganz untriftiger Einwand entgegengehalten werden konnte.

2.

Bei der oben gegebenen Charakterisierung der Namen als einer von anderen Bezeichnungen verschiedenen Wortart war (S. 401) der Satz aufgestellt worden, daß zwar alle Namen Bezeichnungen, nicht aber alle Bezeichnungen Namen seien. Dieser Satz bedarf noch einer näheren Präzisierung in einer für alle Wortklassifikation bedeutsamen Richtung. Es ist nämlich in ihm das Namensein und das Bezeichnungsein prägnant zu fassen zu Zwecken der Abgrenzung gegenüber gewissen analogen Momenten, die unter Umständen ebenfalls an Worten dieser Klassen vorfindlich sind und leicht mit ihnen konfundiert werden. Wenn von Worten wie Maier, Serbien, Karl gesagt wird, sie seien Namen, so wird, wie schon betont, durch dieses charakterisierende Prädikat auf ein einziges an diesen Worten vorfindliches Moment, genauer auf einen bestimmten Charakter hingewiesen, um dessenwillen uns diese Worte gleichartig und zusammengehörig erscheinen und durch den sie sich von anderen Worten wie Feuer, Mensch, Tisch usw. durchweg unterscheiden; wenn ein Wort Name eines Gegenstandes ist, so ist die Namenhaftigkeit, wie wir sahen, als dasjenige Moment auf der Wortseite bestimmbar, dem auf der Gegenstandsseite das Soheißen im prägnanten Sinne dieses Wortes entspricht. Wenn andererseits von allen bisher besprochenen Wörtern (einschließlich denjenigen mit Namencharakter) gesagt wird, sie seien Bezeichnungen von Gegenständen, so wird damit auf ein bei allen diesen Wörtern gemeinsam vorhandenes Moment hingewiesen, das offenbar ebensowohl von dem spezifischen Charakter der Namen wie von dem spezifischen Charakter jener anderen Wortklasse verschieden ist und was oben vorläufig als Moment des »Bezeichnungseins« von Gegenständen fixiert war. Um dieses Moment zu besserer Abhebung zu bringen, sei hier noch einiges ergänzend hinzugefügt. Für alle Bezeichnungswörter ist zunächst jenes schon erwähnte Moment charakteristisch, das sich bei den Wörtern Maier, Serbien, Feuer, Mensch gemeinsam vorfindet und das im Gegensatz dazu bei Wörtern wie »und«, »ob«, »aber«, »zwar« usw. fehlt;

jenes Moment ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Gegenständen. So gehört das Wort Tisch zu Gegenständen dieser Art, das Wort Stuhl zu Gegenständen anderer Art; in diesem Moment der Zugehörigkeit zu Gegenständen stimmen diese Wörter, wie man sieht, mit den Namen überein. Es ist das jene Art Gegenstandszugehörigkeit, die man im Auge hat, wenn man in der Ausdrucksweise des täglichen Lebens etwa sagt: Diese Gegenstände heißen nun einmal Tische und nicht Stühle. Womit natürlich auch in jener Ausdrucksweise nicht gemeint ist, sie »hießen« in prägnantem Sinne so und nicht anders, wie jener Mensch z. B. Maier heißt; von wirklichem So-heißen und wirklichem Name-sein ist natürlich hier keine Rede, wie wir oben schon am Beispiel des Landes Serbien uns klar gemacht haben. Sondern hier ist durch diesen Ausdruck offenbar nur auf die feste, nun einmal vorhandene und nicht bloß momentane Zugehörigkeit des Wortes Tisch zu diesen oder solcherlei Gegenständen hingewiesen. Mit Rücksicht auf dieses Moment fester Gegenstandszugehörigkeit könnte man nun alle bisher behandelten Wörter im Gegensatz zu den zuletzt angeführten kurz Gegenstandswörter nennen; indes wäre damit ihre Eigenart noch nicht erschöpfend angegeben. Es ist nämlich noch das weitere Moment hervorzuheben, daß diese Wörter gewissermaßen unterscheidende Marken oder Abzeichen jener Gegenstände sind, denen sie in dieser festen Weise zugehören. Damit wollen wir die eigentümliche Art und Weise ihrer Gegenstandszugehörigkeit hervorheben. Natürlich ist diese Charakterisierung nicht ganz streng zu nehmen. Man vergegenwärtige sich einmal — um dieses Moment zu fassen —, wie z. B. das Wort Tisch zu diesen, das Wort Stuhl zu jenen Gegenständen gehört. Es ist eine Zugehörigkeit ähnlich derjenigen, wie sie z. B. zwischen verschiedenartigen Waren und den verschiedenen ihnen zugehörigen Marken oder Nummernzeichen besteht. Es gibt da für jede Warenart eine ihr eigene Marke oder Nummer. So liegt gewissermaßen auch für jede Art von Gegenständen als ein ihr zugehörendes Abzeichen ein bestimmtes Wort bereit. Und wie für den, der die verschiedenen Marken und ihre jeweilige Zugehörigkeit zu dieser oder jener Ware kennt, die Marke Abzeichen der zugehörigen Ware ist, so ungefähr tritt auch dem, der die betreffende Zusammengehörigkeit von Wort und Gegenstand kennt, das Wort gewissermaßen in seiner Eigenschaft als Abzeichen

desjenigen Gegenstandes bzw. derjenigen Gegenstände entgegen, denen es nun einmal zugehört. So erscheint uns etwa das Wort Tisch als feststehendes Abzeichen jener bekannten bestimmtgearteten Gegenstände; und desgleichen erscheinen uns die Namen bekannter Personen als feststehende Abzeichen dieser Personen; worin sich wiederum zeigt, daß alle Namen Gegenstandswörter sind, während die Umkehrung, alle Gegenstandswörter seien Namen, deshalb nicht gilt, weil gewisse Gegenstandswörter eben nur jene feste abzeichenmäßige Gegenstandszugehörigkeit, nicht aber den spezifischen Namencharakter besitzen.

Hat man sich so das Charakteristische der Gegenstandswörter einmal vor Augen geführt, so sieht man jetzt auch, daß es mindestens gefährlich ist, diese Gegenstandswörter als Bezeichnungen anzusprechen. Denn nur in dem Sinne unterschiedlicher Marken oder Abzeichen könnten sie als Bezeichnungen gelten. Aber wenn man gewöhnlich von diesen Wörtern als von Bezeichnungen spricht, so versteht man unter Bezeichnung, wie auch analog unter Benennung etwas ganz anderes, und da hat man nicht ihr festes und konstantes Abzeichensein im Auge, sondern dies, daß solche Wörter Gegenstände bezeichnen oder benennen, genauer, daß sie da oder dort in der Rede aktuell zur Bezeichnung oder Benennung der betreffenden Gegenstände dienen. Wollte man nun jenen Satz, daß die Gegenstandswörter »Bezeichnungen« sind, so verstehen, daß sie zur Bezeichnung der betreffenden Gegenstände dienten, so hätte dieser Satz seinen Inhalt gewechselt, und die ganze Sachlage wäre verschoben. Denn wenngleich die Gegenstandswörter auch in dem Sinne als Bezeichnungen angesprochen werden können, daß sie Wörter seien, die zur Bezeichnung dienen, so besteht doch hierin nicht jene ihre feste Eigenart des Abzeichenseins, die uns zuerst vorschwebte und beschäftigte und um derenwillen wir sie ursprünglich als Bezeichnungen ansprachen; nur in diesem Sinne waren uns alle Gegenstandswörter, auch die Namen, Bezeichnungen, die als solche vor anderen Wörtern durch ihre Gegenstandszugehörigkeit sich auszeichnen. Grundverschieden von dieser festen und konstanten Eigenart dieser Wörter ist nun das jetzt zu erörternde Moment des Bezeichnens, das bei diesen Wörtern unter Umständen also nur sporadisch anzutreffen ist, und mit Rücksicht auf welches man sie äquivokerweise auch Bezeichnungen nennen kann, d. i. Wörter, welche bezeichnen.

Wenn man jene feste Eigenart der Gegenstandswörter, zu deren Fixierung oben vorläufig das Wort Bezeichnung in dem später näher präzisierten Sinne gegenstandszugehöriger Abzeichenworte gebraucht war, interpretieren wollte als ein sporadisch in bestimmten Fällen stattfindendes Bezeichnungsein, so hätte man nicht nur jenes oben allein in Frage stehende Moment mit einem anderen verwechselt, man wäre damit auch unversehens aus der Sphäre der festen Worteigenheiten, in der unsere bisherigen Erörterungen sich bewegten, hinübergetreten in eine andere, nämlich in die Sphäre der wechselnden Wortverwendungen oder anders ausgedrückt aus der Sphäre des Wortinventars in die Sphäre der Rede; denn in dieser letzteren hat das Bezeichnungsein im zweiten Sinne, im Sinne des Bezeichnens, seine Stelle. Dieser Sphäre aber sind wir noch ganz fern, solange wir nur von festen Zuordnungen der Namen und der sonstigen Gegenstandswörter zu ihren Gegenständen oder von sonstigen konstanten Eigentümlichkeiten dieser Wörter reden; eine Eigenheit aber, wie jenes sporadische Bezeichnen, die ein Wort nur da und dort, nur unter Umständen zeigt, hat offenbar keinen Platz in der Sphäre der Wörter als bestimmtgearteter Sprachelemente von ganz bestimmtem festem und konstantem Charakter. In der Tat trifft man auch jenes Bezeichnen erst in der Sphäre der Rede, im Gegensatz zu der wir die Sphäre jener Worteigenheiten als vokabuläre Sphäre bezeichnen wollen, weil dem Wort als Vokabel eben noch nichts von den sporadischen und wechselnden Momenten anhaftet, die ihm erst in der Rede gewissermaßen neu zuwachsen durch mannigfaltige Verwendung eines solchen Vokabelwortes; freilich ist dabei der Ausdruck Vokabel in etwas weiterem Sinne als üblich gebraucht, nämlich derart, daß auch Namen darunter fallen. Eine äußere, aber wichtige Konsequenz dieser Sachlage ist es, daß eine Untersuchung der Wörter und Wortarten, die sich nur an die verschiedenen Worteinheiten hielte, wie sie ihrem festen und konstanten Charakter nach beschaffen sind und deren Eigenschaften herausstellte, nur den einen Teil der Problemmasse behandelte, welche die Wörter der lebendigen Sprache zum Gegenstande hat; sie bliebe eben auf die Probleme und Tatsachen der vokabulären Sphäre beschränkt und könnte so nie den komplexen Phänomenen gerecht werden, die vorliegen, wenn die Wörter im Fluß der Rede stehen. Freilich liegt eine solche Beschränkung

sehr nahe, wenn man sich etwa die Aufgabe so stellt, die »Wörter und ihre Eigenschaften« zu erforschen, wobei zunächst als Wort schlechthin nichts anderes gelten wird als jene festen Gebilde, die, um unsere Abgrenzung zu benützen, bloße Vokabeln sind. Daß es aber neben der vokabulären Sphäre und völlig von ihr getrennt noch eine andere, die Redesphäre, gibt oder vielleicht besser: daß die Redesphäre nicht mit der vokabulären Sphäre identisch ist, sondern daß sie gegenüber dieser völlig andersartige Erscheinungen und daher auch ihre eigenen Probleme bietet, das mag man wohl entweder ganz übersehen haben, oder man hat zwar einzelne der Redesphäre angehörige Tatsachen beobachtet, diese Beobachtungen aber dann mit den aus der vokabulären Sphäre gewonnenen vermengt und ins Vokabuläre umgedeutet. Das letztere geschieht beispielsweise dann, wenn die besprochenen Gegenstandswörter als Bezeichnungen im zweiten Sinne aufgefaßt werden mit dem Anspruch, daß damit eine feste Eigenschaft dieser Wörter konstatiert sei.

Sehen wir uns nun das Bezeichnungsein im zweiten Sinne näher an, um es alsdann dem im ersten Sinne gemeinten gegenüberzustellen und um daran den Unterschied jener beiden Sphären uns klar zu machen. Wir halten uns dabei etwa an den Satz: »Günther war hier« oder: »das tat kein anderer als Günther«. In diesen Sätzen handelt sich's offenbar um einen gewissen Menschen, der Günther heißt; dieser Mensch ist hier gerade Gesprächsgegenstand. — In den beiden Sätzen nun kommt das Wort Günther vor, das der Name jenes Menschen ist. Oder anders ausgedrückt: dieses Wort ist in den beiden Redewendungen enthalten; es gehört der Rede an, es tritt in ihr auf. Dabei verstehen wir unter dem Auftreten eines Wortes in der Rede dies, daß es eben ein Wort in einer Rede ist, derart, daß es eventuell mit anderen zusammen die Rede ausmacht oder konstituiert. Und wir unterscheiden davon wohl die andere Möglichkeit, daß das betreffende Wort Gegenstand der Rede oder des Gesprächs ist. Das ist ja klar, daß das Wort Günther hier zwar in der Rede auftritt, ohne doch Gegenstand der Rede zu sein; Gegenstand der Rede ist vielmehr jener bestimmte Mensch. Wenn nun ein Wort irgendwo in der Rede auftritt, wie hier das Wort Günther, so ist dieses Auftreten in der Rede schon an sich etwas ganz Neues gegenüber der Tatsache, daß das betreffende Wort Name oder sonstiges Abzeichenwort

eines Gegenstandes ist. Das Wort Günther ist Name dieses Individuums und hat als solcher jene bestimmte Zugehörigkeit zu ihm. In diesem Namesein liegt eine gewisse Unveränderbarkeit, eine gewisse Konstanz, ein »Ein für alle Mal-sein«. Das Wort ist nicht Name bloß unter gewissen Umständen oder in diesen und jenen Fällen seines Auftretens in der Rede, auch nicht bloß relativ zu einer bestimmten Wortverwendung, sondern es ist schlechthin und absolut Name des betreffenden Individuums, dem es in der Weise eines Abzeichens schlechthin und ein für allemal zugehört. Und das Namesein ist nicht nur nicht auf bestimmtgeartete Einzelfälle des Auftretens dieses Wortes in der Rede beschränkt; es ist überhaupt unabhängig von irgendeinem Auftreten des Wortes in der Rede; es besteht außerhalb aller Rede als eine selbständige Tatsache. Das sieht man ja leicht: das Wort Günther ist der Name jenes Individuums, gleichgültig, ob er hier oder dort oder ob er überhaupt je in der Rede auftritt; und wenn dieses Wort in der Rede auftritt, so ist es Name jenes Individuums nicht erst bei diesem Auftreten und vermöge desselben oder vermöge einer bestimmtgearteten Wortverwendung. Das Namesein ist also eine außerhalb der Redesphäre und unabhängig von ihr bestehende Tatsache; sie gehört, wie wir sagen können, der vokabulären Sphäre an, d. h. der Sphäre, wo die Wörter mit ihren konstanten Eigenheiten, so wie sie an und für sich als diese bestimmten Vokabeln beschaffen sind, ihre Stelle haben, ohne Rücksicht auf Existenz oder Nichtexistenz einer Redesphäre, ohne Rücksicht darauf, ob diese Wörter je in irgendwelcher Rede verwendet werden oder nicht.

Das Namesein und das Abzeichensein eines Wortes und seine Gegenstandszugehörigkeit besteht nicht nur, wie wir gesehen haben, konstant, absolut und unabhängig von allem wirklichen oder möglichen Auftreten des betreffenden Wortes in der Rede, es ist auch klar, daß diese oder jene Verwendung des Wortes in der Rede, ja überhaupt schon sein Auftreten, das Vorhandensein des Wortes als eines Wortes von bestimmter fester Eigenart schon zur Voraussetzung hat: Das Wort Günther muß schon als Name dieses Individuums vorgegeben sein, es muß ihm als sein Name bereits abzeichenmäßig zugehören, damit es in der Rede überhaupt in der bestimmten Weise verwendet werden kann, wie es etwa in dem Satze »Günther war hier« verwendet ist. Prägnanter und zugleich

allgemeiner gesprochen: Die Verwendung bestimmtgearteter Wörter da und dort in der Rede setzt die Existenz dieser Wörter in ihrer Eigenart bereits als vorgegeben voraus. Die vokabuläre Sphäre als die Sphäre des Wortinventars bildet die notwendige Grundlage für die Redesphäre.

Nach dieser Darlegung scheint es wohl fast selbstverständlich, daß das einzelfallweise Auftreten und die jeweilige Verwendung eines Namenwortes da oder dort in der Rede etwas durchaus Neues ist gegenüber dem konstanten, von aller Rede unabhängigen und jeder Rede vielmehr vorgegebenen Namesein und der darin beschlossenen abzeichenmäßigen Gegenstandszugehörigkeit. Und es ist jetzt zugleich ganz allgemein klar, daß keinerlei Art von Auftreten eines Wortes in der Rede und keinerlei durch solches Auftreten bedingte oder damit verknüpfte einzelfallweise Qualifikation eines Wortes in der Redesphäre identisch sein kann mit irgendwelcher absolut bestehender konstanter Eigenschaft eines Wortes, wie es an und für sich aussieht und wie es dem sprachlichen Wortinventar als dem Inventar der Vokabeln angehört.

Nach dieser Grenzabsteckung können wir nun wohl dazu übergehen, zunächst jene bestimmte Art und Weise des Auftretens von Namen innerhalb der Rede näher zu betrachten, wie sie in dem Beispiel »Günther war hier« vorliegt. Abgesehen davon, was das hier auftretende Wort Günther an und für sich ist, nämlich der Name jenes Mannes, läßt sich mit Bezug auf diesen Redezusammenhang, in dem es hier auftritt, konstatieren, daß es hier dazu verwendet ist, eben jenen Mann zu »bezeichnen« oder, wie wir auch sagen können, »anzugeben«; hier, in diesem Satze dient das Wort Günther zur Bezeichnung, Namhaftmachung oder Angabe des Gegenstandes, dem es im übrigen als sein Name schlechthin und absolut zugehört. Ein Wort nun, das dazu dienen kann, einen Gegenstand zu bezeichnen oder zu benennen, pflegt man selbst als eine »Bezeichnung« oder »Benennung« anzusprechen. Wir wollen diese bedenkliche Ausdrucksweise vermeiden, weil sie leicht zu der stillschweigenden Annahme verleitet, dieses Bezeichnungsein, d. h. dieses Bezeichnen, sei ebenso wie jenes Namesein oder jenes Abzeichensein eine konstante und von aller Rede unabhängige Eigenheit jener Wörter, die doch in Wahrheit nur eben einzelfallweise hier und dort den betreffenden Gegenstand bezeichnen oder angeben, so daß also nur von einem sporadisch

und unter Umständen auftretenden Bezeichnungsein oder Benennungsein geredet werden dürfte: Hier beim Auftreten des Wortes Günther in dieser Redewendung oder in anderen analogen Wendungen und speziell bei diesem Wortgebrauche, jedenfalls also einzelfallweise bezeichnet das Wort Günther jenes Individuum, und hier oder dort »ist« es »Bezeichnung«. Dieser Umstand eben, daß dieses Bezeichnung»sein« der Beschränkung auf einzelne Fälle fähig ist, daß man sagen kann, hier oder dort, bei diesem oder jenem Auftreten »ist« es Bezeichnung für jenes Individuum, unterscheidet dieses nur uneigentlich so zu nennende »Bezeichnungsein« von jenem außerhalb aller Rede und absolut und konstant bestehenden echten Bezeichnungsein, eben von dem Abzeichensein, dieser konstanten Eigenschaft des betreffenden Namenwortes; mit Bezug auf letzteres hätte es offenbar gar keinen Sinn, ein beschränkendes »hier« oder »dort« hinzuzufügen.

Dieses sporadische Bezeichnungsein ist also ein inkonstantes und relatives, d. h. an bestimmtes Auftreten des Wortes in der Rede geknüpftes, und ein Moment, das nur innerhalb der Redesphäre sein Dasein hat — oder hätte es etwa Sinn zu sagen, das Wort Günther, das hier in diesem Redezusammenhang so verwendet ist, daß es das betreffende Individuum angibt oder bezeichnet, bezeichne es auch außerhalb der Rede und abgesehen von irgendeiner Verwendung in der Rede? Es ist somit direkt gegensätzlich zu jenem absolut bestehenden, konstanten, außerhalb und unabhängig von aller Rede bestehenden echten Bezeichnungsein und kann eben mit Rücksicht auf seine Inkonstanz und Relativität und eben als diese nur quasi temporär dem betreffenden Worte zuwachsende Qualifikation passend als eine bloße Funktion bezeichnet werden, ein Ausdruck, durch den außerdem noch angedeutet sein soll, daß diese Bezeichnungsfunktion jeweils aktuell etwas leistet, nämlich eben dies, den Gegenstand zu bezeichnen. Das Wort Günther »ist« also hier »Bezeichnung« in dem Sinne, daß es hier in dieser Verwendung bezeichnend fungiert, daß es hier das leistet, den Gegenstand anzugeben. Andererseits zeigt unser Beispiel, inwiefern diese Funktion prägnant als Bezeichnungsfunktion in Anspruch zu nehmen ist. Nicht jede Angabe oder Bezeichnung eines Gegenstandes kann als Bezeichnung im prägnanten Sinne gelten, wie das bei unserem Beispiel der Fall ist: Hier liegt nämlich eine Angabe oder Bezeichnung jenes Individuums mittels desjenigen Wortes

vor, das als sein Name zugleich sein Abzeichen oder kürzer sein Zeichen ist. Wenn wir daher, im Hinblick hierauf, die hier vorliegende Angabe des Gegenstandes speziell ein Bezeichnen nennen und so von einer hier ausgeübten Bezeichnungsfunktion dieses Wortes sprechen, so besagt dieser Ausdruck prägnant genommen dies, daß hier eine Gegenstandsangabe mittels eines dem Gegenstand zugehörigen Abzeichens vorliegt.

Noch ein weiterer Punkt wird jetzt deutlich. Es besteht nämlich, wie wir ebenfalls an unserem Beispiel sehen können, zwischen jenem festen Abzeichensein und dieser Bezeichnungsfunktion ein gewisser Zusammenhang. Das Wort Günther leistet hier die Angabe des betreffenden Individuums, indem es jenes konstante Verhältnis des Abzeichens, in dem es zu diesem Individuum steht, gewissermaßen für den Zweck der Gegenstandsangabe benützt. Oder ohne Bild gesprochen. Die quasi temporäre Übernahme der Angabefunktion seitens jenes Wortes ist ermöglicht durch das Bestehen jenes festen Abzeichenverhältnisses zwischen dem Wort und dem betreffenden Gegenstand. Das Wort Günther kann gerade jenen Gegenstand angeben und speziell bezeichnen im prägnanten Sinne, weil es Abzeichen jenes Gegenstandes ist. Das feste Abzeichenverhältnis bildet also hier die Grundlage für jene Angabe- bzw. Bezeichnungsfunktion.

Die Konstatierung der Tatsache, daß die Bezeichnungsfunktion eines Wortes, wie wir vorhin sahen, gebunden ist an das Auftreten des Wortes in der Rede, legt nun die Frage nahe, ob ein Wort, hier ein Name, vielleicht eo ipso durch sein Auftreten in der Rede diese Funktion der Angabe des betreffenden Gegenstandes annehme, oder ob sein Auftreten noch verschiedenartig sein und je nachdem auch noch verschiedenerlei Funktionen mit sich bringen könne. Nun ist es leicht festzustellen, daß Worte nicht immer bei ihrem Auftreten in der Rede als Bezeichnungen jener Gegenstände fungieren, deren Abzeichenworte sie sind. Man sieht das, wenn man etwa dasselbe Wort Günther in dem Satze betrachtet: »Günther ist sein Name« und wenn man diesen Gebrauch des Wortes Günther mit dem bisherigen in dem Satze »Günther war hier« vergleicht. Im alten Beispiel ist da zu konstatieren: Auftreten des Wortes Günther im Zusammenhang der Rede. Und als Funktion oder Leistung dieses Wortes: Angabe (speziell Bezeichnung) jenes Gegenstandes, ermöglicht durch den Umstand,

daß es Abzeichenwort desselben ist. Dagegen im neuen Beispiel: Ebenfalls Auftreten des Wortes Günther im Zusammenhang der Rede; aber jene Leistung: die Gegenstandsangabe fehlt. Also das eine Mal gibt das in der Rede auftretende Wort den Gegenstand an, dessen Abzeichen es ist, das andere Mal nicht. Gegenstandswörter können also in der Rede auftreten, ohne daß mit diesem Auftreten schon eo ipso und notwendig die Bezeichnungsfunktion verknüpft wäre; wogegen, wie wir sahen, allerdings umgekehrt die Übernahme der Bezeichnungsfunktion seitens eines Wortes dessen Auftreten in der Rede zur Voraussetzung hat.

Eine neue Frage ist, ob in dem Beispiel »Günther ist sein Name« das Wort Günther nur einfach in der Rede auftritt, ohne überhaupt eine Funktion zu haben. Sie ist auch insofern von Interesse, als im Fall ihrer Bejahung ein Fall von Auftreten eines Wortes in der Rede beigebracht wäre, durch den die allgemeinere Frage nach der Möglichkeit funktionslosen Auftretens von Wörtern im Redezusammenhang bejahend entschieden wäre. Indes dieses Beispiel kann wohl nicht als Instanz für diese Möglichkeit in Anspruch genommen werden. Es läßt sich nämlich zeigen, daß hier mehr vorliegt als ein bloßes Auftreten dieses Wortes in der Rede. Denn abgesehen davon, daß es in dem Redezusammenhang enthalten ist, derart, daß es zusammen mit anderen Worten diese Wendung konstituiert, läßt sich *hier* noch weiter dies konstatieren, daß *das Wort* Günther auch Gegenstand der Rede ist, so wie vorhin im Beispiel »Günther war hier« *jenes Individuum* Redegegenstand war. Nun bringt aber das Auftreten eines Wortes in der Rede offenbar nicht dies mit sich, daß es eo ipso Redegegenstand wird; denn im alten Beispiel liegt ja auch ein Auftreten desselben Wortes vor, und doch ist nicht es selbst dort Redegegenstand, sondern eben das durch das Wort bezeichnete Individuum. Es drängt sich daher die Frage auf, wie es zugeht, daß das Wort, das in der Rede auftritt, selbst auch Redegegenstand ist. Wie es überhaupt zugehe, daß etwas Redegegenstand wird, das können wir an unserem alten Beispiel sehen. Gewiß nicht dadurch, daß das Betreffende in der Rede auftritt; denn jenes Individuum, das dort Redegegenstand ist, tritt doch nicht selbst in der Rede auf, sie mitkonstituierend. Vielmehr geschieht dies offenbar *dadurch, daß ein Wort in der Rede auftritt und die Funktion ausübt, das Betreffende anzugeben.* Dadurch, daß es in

dieser bestimmten Weise in ihr auftritt, nämlich behaftet mit jener Angabefunktion, dadurch erst wird jenes Individuum zum Gegenstand der Rede.

Und wie wird demzufolge im neuen Beispiel der Name Günther selbst Gegenstand der Rede? Natürlich ebensowenig durch sein bloßes Auftreten in der Rede. Die analoge Antwort muß lauten: ebenfalls dadurch, daß ein Wort in der Rede auftritt, sie mitkonstituierend, das die Funktion hat, den Namen Günther anzugeben. Aber welches könnte das Wort sein, das da in der Rede aufträte und die Funktion ausübte, den Namen Günther anzugeben und ihn so zum Redegegenstand zu machen? Offenbar nur das Wort Günther selbst. Aber das wäre ja der reinste Zirkel, wird man einwenden: Das Wort Günther soll angegeben werden durch das Wort Günther! — Doch da hätte man vorschnell geschlossen. Was steht denn wirklich fest? Jedenfalls liegen die beiden Tatsachen vor, daß das hier auftretende Wort Günther in der Rede enthalten ist, sie mitkonstituierend, daß es also zum Inhalt der Rede gehört und daß andererseits der Name Günther Gegenstand der Rede ist. Ferner ist klar, daß etwas Gegenstand einer Rede erst sekundär sein kann, wenn die Rede sich primär konstituiert hat und ebenso, daß das zweierlei ist: Konstituens einer Rede sein und Gegenstand einer Rede sein. Wenn es aber klar ist, daß eine Rede, damit etwas Gegenstand dieser Rede sein könne, zunächst konstituiert sein muß, und daß daher das betreffende Wort erst in der Rede, sie mit aufbauend, aufgetreten sein muß, so muß die Veranlassung dazu, daß etwas Redegegenstand ist, in dem Redeinhalt zu finden sein. Und bei der speziellen Sachlage in unserem Beispiel kann nur das die Wendung mitkonstituierende Wort Günther Veranlassung dafür sein, daß der Name Günther Redegegenstand ist. So weit müssen wir der Erwägung wohl zustimmen. Aber ist damit wirklich schon gesagt, daß identisch dasselbe, was Inhalt jener Rede ist, auch ihr Gegenstand sei? Sehen wir zu. Gegenstand der Rede ist ersichtlich das Wort Günther selbst, das Name jenes Individuums ist, und zwar als dieser außerhalb und unabhängig von aller Rede bestehende Name. Dieser Name gerade wird angegeben durch das hier auftretende Wort, und zwar ist diese Angabe des Namens ermöglicht dadurch, daß es hier auftritt und — da nicht jedes Auftreten desselben die Angabe des Namens mit sich bringt — dadurch, daß es in

einer ganz bestimmten Art und Weise auftritt. Gegenstand der Rede ist dagegen nicht das Wort Günther, so wie es in einer Rede sie mitkonstituierend auftritt. Nicht von dem Worte Günther, das und sofern es zum Inhalt einer bestimmten Rede gehört und das und sofern es überhaupt in der Rede gebraucht ist, ist ja die Rede, sondern von dem Worte Günther, das und sofern es dieses Namenwort ist, also von dem Wort Günther in seinem vokabulären Dasein. Das Wort in seinem bloß vokabulären Dasein ist aber etwas anderes als das redemäßig auftretende Wort in und mit seinem so oder so beschaffenen Auftreten. Dieses letztere aber, das Wort in seinem bestimmtgearteten Gebrauch, ist Inhalt bzw. Teilinhalt der Rede und konstituiert die Rede (eventuell zusammen mit anderen Worten in deren bestimmtgeartetem Auftreten).

Es ist also gar nicht identisch dasselbe, was den Inhalt und andererseits den Gegenstand jener Rede bildet. Und daß es zweierlei Verschiedenes ist, wird besonders deutlich, wenn man sich fragt, ob etwa das hier in dieser Rede auftretende Wort Günther in diesem seinem bestimmten Auftreten Gegenstand der Rede sei; denn es ist klar, daß darauf die Antwort lauten muß: Nein, sondern vielmehr der Name Günther an sich, abgesehen nicht nur von diesem bestimmten, sondern von allem und jedem redemäßigen Auftreten.

Wenn es aber feststeht, daß das, was hier die Rede mitkonstituiert, eben das Wort in seinem diesmaligen einzelfallweisen bestimmtgearteten Auftreten, etwas Anderes und Neues ist gegenüber dem Wort an und für sich, diesem Namen, so ist nun auch klar, daß zwischen beiden ein Beziehung obwalten kann. Und das können wir in der Tat bei dem Beispiel: »Günther ist sein Name« konstatieren. Zunächst sehen wir: Das hier in dieser Wendung auftretende Wort Günther weist in gewisser Weise hin auf jenen Namen, es gibt ihn an. Und zwar leistet es diese Namensangabe gerade in diesem seinem bestimmtgearteten Auftreten; wir erinnern uns, daß es in seinem andersartigen Auftreten in dem alten Beispiel: »Günther war hier« etwas anderes leistete, nämlich eine Gegenstandsangabe. Also hier wie dort liegt eine Angabefunktion vor; ein und dasselbe Wort leistet, indem es hier und so auftritt, eine Namensangabe, dagegen indem es dort und anders auftritt, eine Gegenstandsangabe. Die hier im neuen

Beispiel vorliegende Namensangabe ist nun nicht anzusprechen als eine Bezeichnung im prägnanten Sinne; nicht als eine Angabe mittels Abzeichen. Sie kann dies auch gar nicht sein. Denn ein in der Rede auftretendes Wort in seinem Auftreten steht ja zu dem Wort selbst, wie es an und für sich in seinem vokabulären Dasein ist, nicht im Verhältnis des Abzeichens zum Abzeichenträger; daher fehlt auch die feste Grundlage, eben das feste Abzeichensein, auf der sich eine Bezeichnung, d. h. eine Angabe mittels Abzeichens, aufbauen könnte. Aber es besteht hier ein anderes und viel engeres Verhältnis, das man wohl als Verhältnis der Repräsentation ansprechen kann: Das Wort in seinem jetzigen, bestimmtgearteten Auftreten repräsentiert das Wort selbst, und auf der Grundlage dieser Beziehung — die freilich nicht wie jenes Abzeichenverhältnis der vokabulären Sphäre angehört, sondern schon selbst eine Beziehung zwischen den zwei Sphären eines Wortes ist — kann sich auch hier eine Angabefunktion konstituieren. Das Wort in seinem diesmaligen und sobeschaffenen Auftreten gibt jenes für sich bestehende Wort, das es repräsentiert, an; und indem es dieses Wort, hier diesen Namen, angibt, macht es ihn zum Redegegenstand; wir sahen ja auch oben beim alten Beispiel, wo der dem Wort entsprechende Gegenstand durch das Wort angegeben wurde, daß das betreffende Angegebene, dort eben der Gegenstand, dadurch, daß es angegeben wird, zum Redegegenstand wird.

So liegt denn in der Tat nur scheinbar ein Zirkel vor: nur scheinbar gibt das in der Rede enthaltene Wort als das dort auftretende sich selbst an; in Wahrheit gibt es das Wort selbst an, das als solches außerhalb der Rede steht, das Wort als dieses bestimmte Vokabelwort, hier speziell dieses Namenwort. Und weit gefehlt, daß unsere Interpretation einen Zirkel involvierte, ist ein solcher gerade durch unsere Interpretation vermieden. Indem ein Unterschied besteht zwischen dem da oder dort auftretenden Wort in seinem redemäßigen Auftreten einerseits und dem Wort selbst, der bloßen Vokabel, ist zwischen beiden eine Beziehung möglich, eben das Verhältnis der Repräsentation. Und erst mit Rücksicht auf diese beiden Umstände wird, wie wir eben dargelegt, die Tatsache verständlich, die wir vorfinden: Daß auch in dem neuen Beispiel das Wort Günther, indem es »auftritt«, etwas angibt und also auch hier mit einer Angabefunktion behaftet ist

— womit zugleich die Frage verneint ist, ob das neue Beispiel einen Fall von funktionslosem Auftreten eines Wortes in der Rede darbiete —, daß ferner dasjenige, was es bei solchem Auftreten angibt, nicht der dem Wort entsprechende Gegenstand, sondern das Wort selbst ist — so daß wir als zweite mit dem Auftreten eines Wortes in der Rede verknüpfte mögliche Leistung neben der Gegenstandsangabe die Wortangabe zu registrieren haben — und daß endlich das betreffende Wort in seinem vokabulären Dasein in diesem Falle Gegenstand der Rede ist, eben vermöge der von dem hier auftretenden Wort übernommenen Funktion der Wortangabe.

Zugleich bietet uns die Analyse des neuen Beispiels auch eine Aufklärung und Ergänzung zu den bisherigen Darlegungen über den vorher besprochenen Fall der Gegenstandsangabe. Wir sagten oben bei Besprechung des alten Beispiels, daß das Wort Günther dort in der Rede auftretend denjenigen Gegenstand, nämlich jenes menschliche Individuum, angebe, zu dem dieses Wort im Verhältnis des Abzeichens steht, und daß es dies leisten könne, eben weil es Abzeichen dieses Individuums sei. Das ist, wie jetzt erst konstatierbar wird, nicht ganz richtig formuliert. Denn dasjenige, was in jenem Redezusammenhange die Gegenstandsangabe leistet, eben das Redewort in seinem dortigen redemäßigen Auftreten, ist nicht identisch mit dem Vokabelwort in seiner Einzigkeit und seiner absoluten Existenz außerhalb aller Rede, welches in jenem Abzeichenverhältnis steht, und es ist daher noch aufzuklären, wieso dem Redewort jene seine Leistung möglich sein soll auf Grund des festen Abzeichenverhältnisses, in dem es doch nicht selbst, sondern vielmehr das von ihm verschiedene Vokabelwort zu dem betreffenden Gegenstande steht. Dies wird erst verständlich, wenn man zu der früher schon festgestellten Tatsache des Unterschiedes von Redewort und Vokabelwort die eben herausgestellte Tatsache hinzunimmt, daß doch auch ein Zusammenhang zwischen beiden besteht, der als eine Art Repräsentation oder Darstellung des letzteren durch ersteres zu bezeichnen ist, derart, daß das hier in der Rede vorkommende »Günther« und das dort in der Rede vorkommende »Günther« zwei verschiedene Repräsentationen eines und desselben Vokabelwortes sind.

Auch jene Tatsache, der wir durch die Wendung Ausdruck gaben, ein bestimmtes Vokabelwort, z. B. der eine identische Name

Günther, trete da und zugleich auch dort auf, und zwar redemäßig, gewinnt, von hier aus gesehen, größere Bestimmtheit. Das war schon klar, daß dieses »Auftreten« des Vokabelwortes in der Rede nicht wörtlich genommen werden kann; es sollte damit nicht gesagt sein, jener Name gebe seine Einmaligkeit und seine eigentliche Existenz außerhalb der Rede auf und trete selbst in eine neue Sphäre ein, derart, daß es nunmehr dieser ebenso angehöre wie es vorher der vokabulären Sphäre angehört hätte; es müßte sich dazu ja auch in mehrere Exemplare spalten, da doch sowohl diese wie jene Redewendung je ein Wort Günther als Element in sich enthält. Vielmehr wie von einem und demselben Ton c gesagt werden kann, er komme da und dort vor und er sei in dieser und jener Melodie zugleich enthalten, so ungefähr ist es gemeint, wenn wir sagten, ein und dasselbe Vokabelwort trete da und dort redemäßig auf und es sei eventuell in diesen und jenen Redezusammenhang zugleich eingeordnet. Was dieses mehrfache Auftreten eines Identischen des näheren besage, bleibe dahingestellt; es genügt, hier zu betonen, daß es nicht wörtlich zu nehmen ist, so daß also das Vokabelwort nicht selbst, sozusagen nicht in eigener Person ein Mehrfaches und mehrfach Vorkommendes ist. Nicht es selbst, jenes bestimmtgeartete Vokabelwort, so wie es an sich aussieht und wie es unabhängig und außerhalb von aller Rede besteht, tritt redemäßig auf, nicht es selbst kann identisch sein mit jenen mehreren Redeelementen, in denen es auftritt, und diese Tatsache trifft übereinstimmend zusammen mit der anderen eben herausgestellten, daß diese vielen Redeelemente alle das eine Vokabelwort repräsentierend darstellen; so bleibt das repräsentierte Vokabelwort in seiner eigenen Sphäre, es bleibt z. B. der eine Name, dem eine gewisse Gegenstandszugehörigkeit eigen ist, in seiner Einzigkeit und Redefremdheit bestehen, er stellt sich nur eben dar in jenen vielen Redewortexemplaren, und nur insofern, nur in dieser uneigentlichen Weise läßt sich sagen, er trete da und dort in der Rede auf. Und so muß auch eine durch den früheren Stand der Erörterung bedingte Formulierung des Zusammenhanges zwischen den festen Worteigenheiten und den variablen, inkonstanten, nur einzelfallweise auftretenden Wortfunktionen von der jetzt gewonnenen Anschauung aus modifiziert werden. Es geht nicht an, zu sagen, daß dem einen Vokabelwort selbst, das in fester Gegenstandszugehörigkeit steht, gewisse Funktionen sozusagen neu zu-

wachsen, nämlich je nach seinem Auftreten in der Rede bald diese, bald jene; nicht das Vokabelwort selbst erfährt da und dort solche Bereicherung um quasi-momentan erworbene und ebenso momentan wieder verlierbare Qualifikationen; sondern die Träger solcher variablen Qualifikationen sind vielmehr jene Repräsentanten des einen Vokabelwortes, die entsprechenden Redewörter, die eventuell mit anderen Redewörtern zusammen eine Redeeinheit bilden, oder umgekehrt gesehen: jene letzten Elemente, die nach Zerstückung einer Redeeinheit und nach Abstreichung der an solchen Teilen haftenden momentanen Qualifikationen und Funktionen übrig bleiben. Daß diese nicht selbst schon ein gewissen Gegenständen abzeichenmäßig zugeordnetes, identisches Vokabelwort sein können, ergibt sich schon aus ihrer Vielheit und vor allem daraus, daß ein solches Element doch den Charakter des Redemäßigen noch an sich trägt, wenn es auch aus dem Zusammenhang mit anderen Redewörtern schon herausgelöst ist.

Was nun die Tatsache angeht, daß solche material gleiche Redeelemente, die also Repräsentanten desselben Vokabelwortes in der Rede sind, bald diese, bald jene Funktion annehmen, so etwa das eine Mal die Funktion der Gegenstandsangabe wie in unserem alten Beispiel und das andere Mal die Funktion der Vokabelwortangabe wie im neuen Beispiel, so könnte man die Frage aufwerfen, woran es liege, daß ein solches Redewort hier gerade diese und nicht jene Funktion annehme. Indes diese Frage ist von den hier erörterten Tatsachen aus nicht auflösbar. Denn in dem ganzen Tatbestand selbst ist kein weiteres Moment auffindbar, das sie verständlich machen könnte. Wir finden eben nur material gleiche Redewörter, das eine Mal mit dieser, das andere Mal mit jener Funktion ausgestattet vor. Auch der naheliegende Erklärungsversuch, diese Redewörter seien eben in den verschiedenen Fällen verschieden »gebraucht« oder »verwendet«, ist nur eine Umschreibung dieser Tatsache, ohne daß damit eine begründende Rückführung derselben auf ein neues Moment geleistet wäre. Denn die Verschiedenheit des »Gebrauchs« der dasselbe Vokabelwort darstellenden material gleichen Redewörter weist sich nur aus in der vorgefundenen Verschiedenheit der Ausstattung derselben mit verschiedenen Funktionen. Begnügen wir uns also hier mit dem Aufweis dieser Tatsache. Die beiden Funktionen, die wir vorhin kennen gelernt haben, finden sich

außer bei Namen auch bei den anderen Gegenstandswörtern, von denen wir sprachen. Zunächst die Funktion der Gegenstandsangabe: Wörter wie Wald, Fluß, Tisch usw. können, in der Rede auftretend, bestimmte Gegenstände angeben und im prägnanten Sinne bezeichnen; auch hier unterscheidet sich natürlich die bei solchem Auftreten da und dort in der Rede einzelfallweise ausgeübte Gegenstandsbezeichnung als diese Funktion von dem konstanten und außerhalb aller Rede bestehenden festen Abzeichenverhältnis dieser Wörter zu ihren Gegenständen. Auch hier zeigt sich, daß das betreffende Wort zu seiner bei bestimmtem Auftreten erfolgenden Leistung der Gegenstandsangabe befähigt ist, eben weil und sofern das ihm entsprechende Vokabelwort Abzeichen der betreffenden Gegenstände ist; auch hier erweist sich diese Bezeichnungsfunktion als ermöglicht durch jenes Gegenstandsabzeichenverhältnis. — Andererseits ist wie bei den Namen nicht mit jedem Auftreten dieser nichtnamenartigen Gegenstandswörter eine Gegenstandsangabe verknüpft. So treten etwa in der Wendung »die Wörter Wald, Fluß, Tisch sind Maskulina« jene Wörter redemäßig auf, ohne hier aktuell die ihnen entsprechenden Gegenstände anzugeben; vielmehr sind hier, analog wie oben, die Wörter selbst, so wie sie an sich als diese Vokabeln aussehen, angegeben; und diese wieder nicht als Bezeichnungsfunktion im engeren und prägnanten Sinne anzusprechende Funktion der Angabe des Vokabelwortes ist auch hier ermöglicht durch die Repräsentationsbeziehung, die zwischen dem Vokabelwort, dem Wort an und für sich, und dem da oder dort in der Rede enthaltenen Redewort besteht; genau wie wir dies oben bei den Namen gesehen hatten.

3.

Mit der Bezeichnungsfunktion findet sich häufig in der Rede verknüpft eine andere Funktion vor, die man auch wohl mitbefassen mag, wenn man davon redet, daß ein Wort in bestimmter Wortverwendung einen Gegenstand »bezeichne«. Weil beide häufig zusammen vorkommen, von dem selben Wort zugleich ausgeübt, mögen sie dem ersten Blick als eine einzige Funktion erscheinen, wenn man nicht beachtet, daß doch auch Fälle vorkommen, in denen nur ein Teil dieser scheinbar e i n e n Funktion vorliegt.

Es sei etwa die Rede von jenem Individuum namens Günther, und es mögen sich auf dasselbe die beiden Sätze beziehen: »dieser Mensch ist empfindlich« und »dieser Mann ist empfindlich«. Lassen wir ganz dahingestellt, welche Rolle in diesen Wendungen das Wort »dieser« spielt. Jedenfalls ist in dem einen Satze das Wort Mensch, in dem anderen Satze das Wort Mann dazu verwendet, jenes Individuum anzugeben und im prägnanten Sinne zu bezeichnen; die beiden Worte fungieren hier in gleicher Weise jeweils als Bezeichnung jenes einen Individuums. Daran ist noch nichts Merkwürdiges: Für die meisten Gegenstände existieren mehrere Worte, deren jedes zu den betreffenden Gegenständen in dem konstanten Verhältnis des Abzeichens steht, und damit ist dann eben die Basis gegeben für die Verwendung eines solchen Abzeichenwortes (genauer: des ihm entsprechenden Redewortes) zur Bezeichnung des betreffenden Gegenstandes. Daß also ein und derselbe Gegenstand mittels verschiedener Wörter bezeichnet oder angegeben werden kann, das ist nicht mehr und nicht minder merkwürdig, als daß mehrere verschiedene Vokabelwörter zu diesem Gegenstand bzw. zu solchen Gegenständen in dem Verhältnis des Abzeichens stehen. Zu solchen Individuen, wie Günther eines ist, steht nun sowohl das Wort »Mensch« wie das Wort »Mann« im Verhältnis des Gemeinabzeichens. Daher können die in jenen beiden Sätzen enthaltenen Wörter Mensch und Mann bei jenem ihrem redemäßigen Auftreten beide Male dies leisten, daß sie jenes Individuum angeben oder bezeichnen. Dabei ist offenbar die von dem Wort Mensch ausgeübte Funktion der Angabe jenes Individuums völlig gleichartig der von dem Worte Mann ausgeübten Funktion, die ebenfalls in der Angabe jenes Individuums besteht; und sofern diese Wörter nur dies leisten, sind sie also völlig gleichwertig und vertauschbar; die Gegenstandsangabe wird ja vom einen genau so gut geleistet wie vom anderen.

Nun leisten aber diese Wörter in jenen beiden Wendungen möglicherweise noch mehr; möglicherweise, sofern der jeweilige Gebrauch dieser Worte sie entweder auf diese Leistung beschränken oder aber sie noch zu einer anderen Leistung befähigen kann. Eine solche weitere Leistung liegt beispielsweise dann oft vor, wenn ein solches Wort pointiert gebraucht wird; und es kann solch pointierte Verwendung auch durch die äußere im Sprechen hervortretende Wortbetonung schon angedeutet werden. Bei solcher

Pointierung eines zur Gegenstandsangabe verwendeten Wortes liegt nun oft zweierlei vor. Erstens wird beispielsweise in der Wendung »dieser Mann ist empfindlich« eben das betreffende Individuum einfach bezeichnet, d. h. mittels eines Abzeichenwortes schlicht angegeben, und zweitens wird dieses schlicht angegebene Individuum als etwas Bestimmtes bezeichnet, hier etwa als Mann. Einen Gegenstand als etwas Bestimmtes bezeichnen, besagt so viel wie ihn nach einer bestimmten Richtung hin charakterisieren oder kennzeichnen. Und es ist klar, man kann ein Wort, z. B. das Wort Mensch oder das Wort Mann, pointieren und so gebrauchen, daß dadurch der Gegenstand, zu dessen schlichter Erwähnung oder Angabe es dient, zugleich auch in dieser oder jener Weise näher bestimmt und charakterisiert wird, hier etwa, daß er eben in seiner Eigenschaft als Mensch oder dort, daß er in seiner Eigenschaft als Mann gekennzeichnet wird. Und diese zweite Leistung nun, die Charakterisierung oder Kennzeichnung eines Gegenstandes durch ein Wort, gilt es jetzt in ihrer Besonderheit zu erfassen und auseinanderzuhalten von der ersten uns bereits bekannten Leistung, die das selbe Wort ausüben mag, der einfachen Angabe des betreffenden Gegenstandes. Angenommen das Wort Mensch in unserem Beispiel werde das eine Mal vertauscht mit dem Wort Mann, das andere Mal mit dem Wort Künstler, ein drittes Mal mit dem Wort Misanthrop, so liegt in allen vier Fällen jeweils eine schlichte Bezugnahme auf jenes Individuum vor, alle diese vier Worte leisten durchaus das Selbe, indem sie jenes Individuum einfach angeben und zum Redegegenstand machen. Hingegen liefert jedes dieser vier Worte eine andere und andere Charakterisierung desselben Gegenstandes, indem das eine ihn als Menschen, das andere als Mann, das dritte als Künstler und das vierte als Misanthrop kennzeichnet. Und sofern sie diese bestimmten Kennzeichnungsfunktionen ausüben, sind sie offenbar nicht gegenseitig ersetzbar oder vertauschbar; denn jedes kennzeichnet den angegebenen Gegenstand nach einer anderen Richtung. Wir konstatieren also Unersetzbarkeit eines Wortes durch ein anderes, sofern es die Funktion erfüllt, den Gegenstand in bestimmter Weise zu kennzeichnen (oder unscharf gesprochen ihn als etwas Bestimmtes zu bezeichnen) und Ersetzbarkeit des einen Wortes durch ein anderes — natürlich unter Beschränkung auf den Bereich der jeweils zu einem Gegenstande

im Abzeichenverhältnis stehenden Wörter — für den Fall, daß die Wörter z. B. in unpointiertem Gebrauche den betreffenden Gegenstand nur schlicht bezeichnen oder angeben.

Vielleicht meint man nun, jede Gegenstandsbezeichnung sei zugleich eine Gegenstandskennzeichnung. Soll das nur heißen, daß etwa in unserem Beispiel jedes der vier Gegenstandswörter, das zur bloßen Bezeichnung oder Angabe des Gegenstandes diene, zugleich auch zu seiner Kennzeichnung dienen könne, so ist das gewiß richtig; alle diese zuletzt hier erwähnten Gegenstandswörter sind an sich kennzeichnungsfähig. Und auch das ist vielleicht einzuräumen, daß einerseits die bloße Bezeichnung im Sinne der Gegenstandsangabe und andererseits jene Bezeichnung eines Gegenstandes als eines so und so Bestimmten, also die Kennzeichnung meist in der Rede Hand in Hand gehen. Aber diese Feststellungen dürfen nicht den Blick trüben für die grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Funktionen, die wir da vereint auftreten sehen. Ein Wort mag zugleich in beiden Funktionen auftreten; aber sofern es ihn nur angibt, kennzeichnet es ihn nicht schon, und sofern es ihn kennzeichnet, gibt es ihn nicht bloß an. Im übrigen läßt sich vielfach beobachten, daß jene Gegenstandswörter in nachlässiger, gewissermaßen nur auf den Gegenstand hindeutender Redeweise nur in der Funktion schlichter Gegenstandsangabe ohne gleichzeitige Kennzeichnung auftreten, wiewohl es kennzeichnungsfähige Wörter sind. So hat z. B. das Wort Ding etwa in der nachlässigen Wendung »das Ding da« oder »gib das Ding her« oft nur die Funktion, den betreffenden Gegenstand anzugeben, und es mag dabei die Absicht ganz fern liegen, ihn durch Verwendung gerade dieses Wortes nach einer bestimmten Richtung hin zu charakterisieren, ihn nämlich gerade als ein Ding zu kennzeichnen. Insbesondere stehen auch in Erzählungen, wo es z. B. nötig ist, auf einen bereits geschilderten Menschen sich zurückzubeziehen und ihn durch Verwendung eines zu ihm im Gemeinabzeichenverhältnis stehenden Wortes nur einfach anzugeben und so zum Redegegenstand zu machen, die Wörter, die diese Gegenstandsangabe leisten, nicht immer wieder aufs neue in Kennzeichnungsfunktion. Man wird doch nicht jede in der Erzählung vorkommende Wendung wie die: »der Künstler stand auf« oder »der Künstler bog in die nächste Straße ein« dahin interpretieren wollen, als sei das Wort »Künstler« jedesmal aufs

neue dazu verwendet, jenes Individuum, auf das es angewendet ist, ausdrücklich als einen Künstler zu kennzeichnen, auch wo solche ausdrückliche Kennzeichnung keinen Zweck und Sinn hätte; man wird die Tatsache solcher verschiedenen, bald kennzeichnenden, bald bloß schlicht bezeichnenden Verwendung eines und desselben Wortes in größeren Redezusammenhängen nicht leugnen können; man kann sich ja leicht davon überzeugen, daß in solchem größeren Zusammenhang leicht ein Gegenstandswort durch ein anderes von ganz anderer Bedeutung ersetzbar wäre; so könnte oben ebensogut gesagt sein »der Misanthrop stand auf« oder auch »der Mensch bog in eine Straße ein«, wenn nicht gerade an der betreffenden Stelle seine Eigenart als Künstler hervorgehoben sein sollte. Besteht aber irgendwo solche Ersetzbarkeit durch ein Wort, das an sich kennzeichnungsfähig ist und das im Falle aktueller Kennzeichnung den betreffenden Gegenstand nach einer ganz anderen Richtung charakterisierte, so kann es dort nicht in kennzeichnender Funktion verwendet gewesen sein, weil sonst eine inhaltliche Änderung eintreten müßte, sobald an Stelle einer den betreffenden Gegenstand nach einer gewissen Richtung charakterisierenden Kennzeichnung eine Kennzeichnung nach anderer Richtung träte; zweifellos aber sind vielfach solche Wortersetzungen möglich, ohne daß irgendeine Inhaltsänderung zu bemerken wäre.

Zur Verdeutlichung des Unterschiedes der Gegenstandsbezeichnung von der Kennzeichnung verlassen wir einmal kurz das Gebiet der Worte. Nicht bloß Worte, auch Buchstaben, Zahlen usw. lassen sich dazu verwenden, Gegenstände zu bezeichnen. Es sei etwa R als Abzeichen für den einen, Q als Abzeichen für den anderen von zwei Gegenständen festgesetzt; dann lassen sich diese Abzeichen zur Angabe dieser beiden Gegenstände benutzen; so etwa in der Wendung: »R befindet sich links von Q«. Aber kann hier überhaupt die Rede davon sein, daß diese Zeichen R und Q, indem sie dort in der Rede jene Gegenstände bezeichnen oder angeben, sie zugleich auch als etwas Bestimmtes kennzeichnen? Etwa gar als ein R bzw. als ein Q? Offenbar nicht; ersichtlich liegt in jener Verwendung nur eine Gegenstandsangabe, aber keine Kennzeichnung vor. Vielleicht aber setzt man die Tatsache, daß hier nur diese eine Funktion vorkommt, auf Rechnung des Umstandes, daß hier keine Wörter sondern Buchstaben verwendet waren, und meint so vielleicht auch die Ansicht retten zu können,

daß mit jeder Angabefunktion auch eine Kennzeichnung verbunden sei. Indes hierin besteht gar kein durchgängiger Unterschied zwischen Wörtern und Buchstaben; es ist leicht, zu zeigen, daß auch Buchstaben und Zahlen nicht nur bloß in Angabefunktion, sondern auch zugleich mit Kennzeichnungsfunktion behaftet auftreten können. So etwa, wenn irgendwo von x-Strahlen die Rede ist, wobei nicht bloß schlichte Gegenstandsangabe vorliegt, sondern die betreffenden Gegenstände zugleich auch als bestimmtgeartete charakterisiert werden, hier gerade als x-Strahlen etwa im Gegensatz zu Kathodenstrahlen. So ist offenbar auch, wenn ich sage »ein Z-Luftschiff fuhr von da bis da« nicht bloß der betreffende Gegenstand namhaft gemacht und angegeben, sondern er ist auch bei entsprechender Pointierung des Z als ein Ballon von der Z-Eigenart gekennzeichnet. Am Beispiel dieser zweifachen Buchstabenverwendung können wir also sehen, daß ein Gegenstandsabzeichen redemäßig auftretend sowohl in der Funktion bloßer Gegenstandsangabe, wie auch in der nun wohl davon genügend sich abhebenden Funktion der Gegenstandskennzeichnung auftreten kann.

Für den Gegensatz von Bezeichnung und Kennzeichnung ist ferner charakteristisch der Umstand, daß ein Wort oder Zeichen, wenn es bloß bezeichnend oder angebend auftritt, sozusagen blind ist, wie ein blind gewordenes Glas aussieht, das den Blick auf seiner Oberfläche aufhält und ihm wehrt, ins Innere einzudringen; es leitet den Blick bis zur Oberfläche des angegebenen Gegenstandes, nicht weiter. Anders wenn es kennzeichnend auftritt; da offenbart es dem Blick etwas vom inneren Wesen des vorher bloß schlicht angegebenen Gegenstandes, es läßt ihn eindringen in den Gegenstand, zeigt irgendeinen Wesenszug auf. Machen wir uns dies an einem Beispiel klar. Ich beziehe mich etwa mehrfach in der Rede auf meine Schwester, diese bestimmte Person. Ich sage etwa, einen Bekannten orientierend: Dort geht meine Schwester, indem ich das Wort pointiere und ich mag dann weiter von ihr sprechend mich wieder und wieder auf sie beziehen mittels des Ausdruckes »meine Schwester«, doch nun ganz ohne Pointierung und nur einfach diese Person angebend und sie wieder und wieder zum Redegegenstand machend; dann gebrauche ich diesen Ausdruck nicht jedesmal wieder so, daß er diese Person immer aufs neue als meine Schwester kennzeichnet, sondern nur

so, daß er sie einfach angibt oder nennt; ich sage dann etwa, in der Rede fortfahrend: darüber hat sich meine Schwester gefreut; hierin ist der Ausdruck meine Schwester ein in sich gleichgültiger Ausdruck, der eben nur jene Person nennt und den Blick nur bis zu ihr hinführt, ohne ihn eindringen zu lassen. Anders vorher, wo der pointierte Gebrauch des Wortes Schwester eben diese Person als meine Schwester kennzeichnete und dem Blick eine Bestimmtheit dieser Person offenbart, eben dies, daß sie im Verhältnis der Schwester zu mir steht. So liefert das Wort, in bloßer Angabefunktion stehend, gewissermaßen nur den vollen und ganzen Gegenstand selbst, den Blick bis zu ihm, bis zu seiner Oberfläche führend. Hingegen in Kennzeichnungsfunktion lehrt es ihn nach irgendeiner Seite hin kennen, gibt einen Einblick in ihn, und das Wort, das vorher, indem und sofern es bloß angab und nannte, blind, inhaltslos, nichtssagend war, ist, kennzeichnend gebraucht, durchsichtig und gehaltvoll, es hat etwas zu sagen und sagt etwas. Diese beiden nun wohl genügend geschiedenen Funktionen zusammengenommen mag man eigentlich meinen, wenn man davon spricht, daß ein Wort einen Gegenstand als etwas Bestimmtes bezeichne. Man sieht dabei nicht, daß diese unklare Ausdrucksweise eine sachliche Unmöglichkeit in sich schließt. Wenn von einem Wort gilt, daß es in bestimmter Verwendung in der Rede einen Gegenstand bezeichnet oder angibt, so verträgt dieses einfache Angeben doch keine nähere Bestimmung, wie eine solche in dem Zusatz, es gebe ihn als etwas Bestimmtes an, zu liegen scheint; es gibt ihn eben an, und dieses Angeben ist eine in sich abgeschlossene Sache für sich, keiner Ergänzung fähig oder bedürftig. Redet man also davon, ein Wort bezeichne einen Gegenstand als diesen Bestimmten, so bezeichne das Wort Künstler jene Person als etwas Bestimmtes, eben als einen Künstler, so kann dieser Ausdruck »bezeichnen als« gar nicht angewendet sein auf jenes einfache Angeben; sondern er paßt nur auf jene andere Funktion, auf die Kennzeichnung; das Wort Künstler, entsprechend verwendet, kann den Gegenstand als etwas Bestimmtes kennzeichnen, als etwas Bestimmtes darstellen, schildern, oder wie immer man diese Leistung beschreiben mag, für die der Zusatz »als etwas« eine notwendige Ergänzung bedeutet. Man kann es also nur als eine abgekürzte zusammengezogene, aber irreführende Redeweise ansehen, wenn mit Bezug auf die ja wirklich vielfach vorkommende

Einheit aus Gegenstandsbezeichnung und Kennzeichnung des Gegenstandes als eines Bestimmten gesagt wird, das betreffende Wort bezeichne den betreffenden Gegenstand als einen Bestimmten. In Wahrheit wird dieser Gegenstand erstens durch das Wort bezeichnet oder angegeben und eventuell außerdem noch als etwas Bestimmtes charakterisiert oder gekennzeichnet.

Wir haben gesehen, daß jene nichtnamenartigen Wörter, wie Tisch und Stuhl, deren jedes im Verhältnis des Gemeinabzeichens zu allen Gegenständen eines bestimmten Umkreises steht, einerseits die Funktion erfüllen können, jeden dieser Gegenstände einfach namhaft zu machen und anzugeben und daß sie daneben auch oft die davon verschiedene Funktion ausüben, den betreffenden Gegenstand zu kennzeichnen, zu charakterisieren; beide Funktionen, obwohl von dem selben Wort ausgeübt, ließen sich reinlich sondern.

Es bedarf nun noch der Herausstellung des Wesens der Kennzeichnung und, sofern wir es hier mit einer (bloß temporär übernommenen) Funktion von Worten zu tun haben, auch der Besinnung darüber, wieso und wodurch ein Wort befähigt ist, diese Funktion zu übernehmen. Nachdem eine oberflächliche Orientierung schon lehrt, daß nicht alle Wörter, die z. B. zur Gegenstandsangabe taugen, auch als Gegenstandskennzeichnungen fungieren können, so wird dadurch die Auffassung nahegelegt, daß es bestimmte, feste Worteigenheiten sein müssen, die die eine Kategorie von Wörtern vor anderen dazu befähigt, kennzeichnend zu fungieren. Wir beschränken uns daher nicht darauf, die Kennzeichnungsfunktion selbst aufzuklären, sondern wollen vor allem auch jene Wörter hinsichtlich ihrer festen Eigenart untersuchen, bei denen wir diese Funktion soeben angetroffen und als eine besondere kennen gelernt haben. Im Anschluß hieran wird dann die Frage zu entscheiden sein, ob diese Gruppe von Wörtern allein zur Ausübung der Kennzeichnungsfunktion befähigt ist, oder ob es deren mehr gibt, und in welchen Worteigentümlichkeiten die Möglichkeit der Gegenstandskennzeichnung durch ein Wort begründet ist.

Bleiben wir zunächst also im Bereich der nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen, deren Verwendung als kennzeichnender Worte wir in der Rede auf Schritt und Tritt begegnen, und sehen wir sie uns, abgesehen von solcher Verwendung in der Rede, etwas

näher an, so wie sie an und für sich sind. Da wissen wir schon, daß ein solches Wort, z. B. das Wort Tisch, Gemeinabzeichen vieler Gegenstände ist; wir erkennen leicht, daß es nicht jeweils Sonderabzeichen dieses Gegenstandes und daneben Sonderabzeichen eines zweiten und eines dritten usw. ist, daß vielmehr der Umkreis der Gegenstände, deren gemeinsames Abzeichen es ist, ein bestimmter und ein prinzipiell bestimmbarer ist: daß also die nötige Grundlage für eine echte Gemeinbeziehung und für eine beschränkte Geltung dieses Wortes als echten Gemeinabzeichens der betreffenden Gegenstände vorliegt. Und wie ist nun dieser Umkreis der Geltung des Wortes Tisch als echten Gemeinabzeichens aller betreffenden Gegenstände geregelt und bestimmt? Gibt es ein Prinzip, wonach sich die Geltung des Wortes Tisch, als Gemeinabzeichens für bestimmte vorgegebene Gegenstände richtet? Nun wir wissen, jedem Gegenstand, der jene bestimmte mehr oder minder genau umschreibbare Beschaffenheit hat, gehört das Wort Tisch als Abzeichenwort gemeinhin und unterschiedslos zu; desgleichen ist das Wort Stuhl Gemeinabzeichen aller Gegenstände von einer gewissen anderen Beschaffenheit. M. a. W.: der Umkreis von Gegenständen, innerhalb dessen ein solches Wort als echtes Gemeinabzeichenwort aller umkreisangehörigen Gegenstände gilt, ist prinzipiell bestimmt durch eine gewisse Beschaffenheit dieser Gegenstände. Wir sehen also: ein solches Wort ist Gemeinabzeichen der betreffenden Gegenstände nicht direkt und unmittelbar wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem bestimmten Umkreis, derart als ob es eben in der Welt gewisse Umkreise individueller Gegenstände gäbe, deren einem ein Gegenstand nur anzugehören brauche, um sich mit den anderen umkreisangehörigen Gegenständen in ein solches Wort als in das Gemeinabzeichen dieses Umkreises zu teilen; so wie dies bei den Familiennamen der Fall ist, wo das einfache und letztauffindbare Kriterium dafür, ob ein Name echter Familienname eines Individuums sei, eben seine Familienumkreisangehörigkeit ist. Nicht so hier; hier ist der entsprechende Umkreis ja nicht von vornherein gegeben und bestimmt; und daher ist auch die Zugehörigkeit zu solchem Umkreis nicht das letztangebbare Kriterium, sondern die Umkreisangehörigkeit der Gegenstände ist selbst erst wieder vermittelt und bedingt: nämlich durch die Beschaffenheit der Gegenstände; derart, daß eben nur Gegenstände von bestimmter gleicher Beschaffenheit und eben vermöge dieser

Gleichartigkeit ihrer Beschaffenheit jeweils einen solchen Umkreis bilden, auf den sich dann die Geltung eines Wortes als Gemeinabzeichens der umkreisangehörigen Gegenstände beschränkt. Das Primäre ist sonach jeweils eine gewisse gleiche Gegenstandsbeschaffenheit, und erst das Sekundäre — weil dadurch Bedingte — ist die Umkreisangehörigkeit der Gegenstände; sofern eben eine Zusammenordnung individueller Gegenstände zu einem solchen Umkreis erst beruht auf irgendeiner gewissen gleichen Gegenstandsbeschaffenheit (dies Wort im denkbar weitesten Sinne genommen). Die Gegenstandsbeschaffenheiten oder kürzer die Qualitäten sind es also, die die Gegenstände zu bestimmten Umkreisen einigen und nach denen letzten Endes die Gemeinabzeichen der umkreisangehörigen Gegenstände sich orientieren und differenzieren. Gerade dieser Umstand ist besonders bedeutsam.

Was dieses Differenziertsein und Orientiertsein der Gegenstandsbezeichnungen nach Qualitäten eigentlich bedeutet und was darin Besonderes liegt, läßt sich leicht erkennen, wenn wir diese nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen, bei denen wir es vorfanden, andersartigen Gemeinbezeichnungen, den Gemeinnamen gegenüberstellen. Jedes Mitglied eines bestimmten Familienumkreises heißt Maier und ebenso heißt jedes Mitglied einer gewissen anderen Familie Müller. Auf die Frage nun, warum die Mitglieder dieser Familie gerade Maier heißen und die jener Familie gerade Müller, warum nicht etwa umgekehrt, gibt es, wenn man nur diese Namenzuordnung im Auge behält, nur die eine Antwort: sie heißen nun einmal so; sie könnten ebensogut anders heißen; eine Richtschnur dafür, daß sie gerade so und nicht anders heißen, eine Richtschnur dafür, daß den Mitgliedern dieser Familie gerade der Name Maier zugehört und kein anderer, ist nicht vorhanden. Fragt man dagegen, warum gerade diese Gegenstände Tische, und gerade jene Stühle genannt werden, so lautet die Antwort, weil alle diese Gegenstände diese gewisse Qualität haben und weil jene jene andere Qualität haben und weil nun einmal Gegenstände, die und sofern sie diese Qualität besitzen, Tische genannt werden zum Unterschied von Gegenständen, die jene Qualität besitzen und die um jener Qualität willen anders, nämlich eben Stühle genannt werden.

In erster Linie den Unterschieden der Qualitäten entsprechen also Unterschiede der Wörter, und einer Gleichheit der Qualitäten entspricht — trotz Gegenstandsverschiedenheit — Gleichheit der

Abzeichenwörter; was aber nicht hindert, daß die nach Qualitätsverschiedenheit (bzw. Gleichheit) und nicht nach Gegenstandsverschiedenheit (bzw. Gleichheit) orientierten Wörter trotzdem nicht Abzeichen der Qualitäten, sondern Abzeichen der diese Qualitäten besitzenden Gegenstände sind.

Erst hier in der mit solcher Orientierung nach Gegenstandsqualitäten gegebenen Korrespondenz von Worten und Qualitäten besteht analoge Grundlosigkeit und Richtschnurlosigkeit, warum dieser Qualität gerade dieses und jener Qualität gerade jenes Wort entspricht, wie wir sie oben bei den Familiennamen vorgefunden hatten. Erst hier; nicht aber schon bei den Zuordnungen von Worten und Gegenständen. Warum den einem bestimmten Umkreis angehörigen Gegenständen gerade dieses Wort und kein anderes als Gemeinabzeichen zugehört, das ist hier bei diesen nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen — im Gegensatz zu den Gemeinnamen — noch angebbar; hier ist nicht die Tatsache der Umkreisangehörigkeit des betreffenden Gegenstandes und der Zugehörigkeit des betreffenden Wortes zu jedem umkreisangehörigen Gegenstand der letzte Grund, wie bei den Familiennamen; sondern die Umkreisangehörigkeit des betreffenden Gegenstandes ist selbst wieder bedingt durch den Besitz einer ganz bestimmten Qualität, und andererseits ist die Zugehörigkeit des betreffenden Wortes zu allen Gegenständen eines solchen qualitativ bestimmten Umkreises von Gegenständen selbst wieder bestimmt durch jene Orientierung und Differenzierung der Worte nach Qualitäten, durch jenes eben erwähnte Korrespondenzverhältnis zwischen Worten und Qualitäten; so daß also hier eine Richtschnur auffindbar ist, nämlich eine Qualität, um deren willen das betreffende Wort infolge seiner Korrespondenz zu jener Qualität gerade Abzeichen dieses Gegenstandes ist.

Allgemein gesprochen kann ein Abzeichen zweierlei Beziehungen aufweisen: erstens seine Beziehung zu dem Gegenstand, »von« dem es eben Abzeichen ist; zweitens seine Beziehung zu dem, »wonach« orientiert es gerade Abzeichen von diesem Gegenstand sein kann. Die erstere ist die eigentliche Abzeichenbeziehung, die jedem Abzeichen wesentlich ist; die letztere ist ein Korrespondenzverhältnis (hier zwischen Wort und Qualität), nach dem die verschiedenen Abzeichenworte der verschiedenen Gegenstände sich bestimmen, wonach sie orientiert sind. Je nachdem nun ein solches die Abzeichen be-

stimmendes Korrespondenzverhältnis vorhanden ist oder fehlt, haben wir es mit vermittelten oder mit unmittelbaren Gegenstandsabzeichen zu tun. Danach sind die Gemeinnamen unmittelbare Gegenstandsabzeichen, wogegen jene nichtnamenartigen Gemeinbezeichnungen als mittelbare Gemeinabzeichen anzusprechen sind: ein neuer Unterschied zwischen diesen beiden Wortklassen. Hier liegt nun der Einwand nahe, ein solcher Unterschied bestehe deshalb nicht, weil ursprünglich auch die Familiennamen nach Qualitäten, nämlich beispielsweise nach Berufsarten orientiert seien, wofür archaische Wendungen wie »Karl der Schlosser« oder »der Schlosser Karl« noch Zeugnisse böten. Darauf ist zu erwidern, daß das Wort Schlosser in jenen Wendungen allerdings ein durch die Beziehung auf die Qualität, hier den Beruf, erst vermitteltes Abzeichen jenes Menschen ist, der da Karl heißt; aber eben darum ist es in dieser Wendung ersichtlich noch ein Gemeinabzeichen von der Art wie die Wörter Tisch oder Mensch und eben noch kein Name. Aus der Wendung geht eben hervor, daß jener Mensch nicht einfach Schlosser »heißt«, wie er Karl heißt, sondern, daß er jenes Bestimmte *ist*, nämlich Schlosser ist, als was er eben hier gekennzeichnet wird. Etwas ganz anderes liegt vor, wenn jemand Schlosser *heißt* und eben nur so heißt; in diesem Falle ist das Wort Schlosser bloßer Name, es ist ein ihm direkt ohne Vermittelung einer Qualität zugeordnetes Abzeichenwort, gleichartig einem beliebigen, keiner Qualität korrespondierenden, etwa neuerfundenen Wort, das man einem Gegenstand als bloßen Namen zuerteilen mag. Ob aber ein und dasselbe Wort (d. h. hier Lautwort!), das jetzt zu einem bloßen Namen von Individuen ausgestaltet sein mag, ursprünglich, d. h. in seiner früheren Ausgestaltung und eventuell auch sonst noch jetzt ein nichtnamenartiges vermitteltes Gemeinabzeichen von Individuen bestimmter Art sein mag, das ist eine Sache für sich, die zwar historisches Interesse hat für die Frage der Entstehung der Familiennamen, die aber die Verschiedenheit der einen Ausgestaltungen von den anderen also die Verschiedenheit der Namen und nichtnamenartigen Wörter nicht aufheben kann, sondern vielmehr voraussetzt, sofern die Meinung doch eben die ist, daß das Eine aus dem Anderen — davon Verschiedenen entstanden sei. Es bleibt also dabei, daß jene nichtnamenartigen Bezeichnungen sich von den Namen dadurch unterscheiden, daß ihnen noch eine zweite Beziehung, nämlich

eine Korrespondenzbeziehung zu bestimmten Qualitäten eignet, welche erst die Vermittlerin für die Beziehung des Wortes zu den betreffenden Gegenständen bildet.

Indem nun den verschiedenen Qualitäten verschiedene Worte korrespondieren und indem doch diese Worte nicht einfach Abzeichen dieser Qualitäten sind[1]), sondern erst Abzeichen der mit diesen Qualitäten ausgestatteten Gegenstände, so ergibt sich, daß den selben Gegenständen um ihrer verschiedenen Qualitäten und um dieses Korrespondenzverhältnisses willen mehrere verschiedene Worte als Abzeichen zugehören (so etwa einem und demselben ganz besimmten Individuum um jeweils anderer und anderer Qualitäten willen die Wörter Mensch, Mann, Künstler, Misanthrop), während umgekehrt verschiedenen Gegenständen die selben Abzeichenwörter zugehören können, so etwa mehreren recht verschiedenen Gegenständen das selbe Wort Tisch, eben wegen ihres gemeinsamen Besitzes jener bestimmten Qualität, der nun einmal das Wort Tisch korrespondiert. Für diese Wörter ist demnach charakteristisch die Doppelregel, daß gleichen Qualitäten gleiche und verschiedenen Qualitäten verschiedene Wörter entsprechen, während eventuell verschiedenen Gegenständen ein und dasselbe Wort und einem und demselben Gegenstand eventuell verschiedene Wörter abzeichenmäßig zugehören.

Dies alles sind Feststellungen, die sich noch innerhalb der

1) An sich wären diese Wörter, da jeder besonderen Qualität auch ein besonderes Wort entspricht, zweifellos gut geeignet als Abzeichen für die Qualitäten selbst. Nachdem aber eben tatsächlich bei diesen Wörtern in der Sprache ein solches Abzeichenverhältnis zwischen den Wörtern und den ihnen korrespondierenden Qualitäten nicht besteht und nachdem andererseits zum Zwecke der Angabe oder Bezeichnung der Qualitäten selbst nicht noch eigene Wörter als deren Abzeichen zur Verfügung stehen, so hilft sich die Rede damit, jene Wörter, die Obigem zufolge tatsächlich Abzeichen der mit solchen Qualitäten versehenen Gegenstände sind, zur Angabe oder Bezeichnung dieser Qualitäten selbst zu verwenden. So wird z. B. das Wort »Mensch« oder das Wort »Tier« etwa in dem Satze, die Qualität Tier stehe weniger hoch wie die Qualität Mensch, nicht zur Angabe eines Gegenstandes von jener Qualität, sondern zur Angabe der betreffenden Qualität selbst verwendet; indessen hier liegt eben nur ein jenes feste Korrespondenzverhältnis zu unterscheidender Bezeichnung benützender »Gebrauch« dieser Wörter in der Rede vor, also etwas, was dem Gebrauch dieser Wörter zur Gegenstandsangabe analog entspricht, was aber bereits in der Redesphäre seinen Platz hat und daher von den hier besprochenen beiden festen Verhältnissen, dem der Korrespondenz von Wort und Qualität und dem Abzeichenverhältnis von Wort und Gegenstand scharf zu trennen ist.

vokabulären Sphäre halten, d. h. Feststellungen über die Wörter selbst, wie sie an und für sich sind, unabhängig und vor aller Verwendung derselben in der Rede; ohne Rücksicht also auch auf den möglicherweise noch verschiedenen Gebrauch dieser Wörter in der Rede.

Gehen wir nun dazu über, diese Wörter in ihrem Auftreten in der Rede zu betrachten. Wir treten damit in die Sphäre ein, in der, wie wir wissen, identisch dieselben Wörter sozusagen in wechselnden, verschiedenartigen Verwendungen »auftreten«, von einem Auftreten zum anderen gewissermaßen ihr Aussehen ändernd. Zu eben diesen wechselnden Verwendungen gehört, wie wir oben schon sahen, neben der Funktion der bloßen Gegenstandsangabe und eventuell mit ihr verbunden die uns jetzt interessierende Funktion der Kennzeichnung des angegebenen Gegenstandes. Auf ein bestimmtes Buch beziehe sich etwa der Satz: der Titel des Buches ist ungeschickt gewählt. Hier bei diesem Auftreten des Wortes Titel gibt der Ausdruck »der Titel« offenbar einen bestimmten Gegenstand einfach an, nämlich jenen Komplex der auf der ersten Seite zu oberst stehenden Worte; der Ausdruck steht hier in schlichter Angabefunktion. Aber daneben leistet er eventuell noch das, daß er jenen Wortkomplex auch kennzeichnet als einen bestimmtgearteten, eben als einen Titel. Diese zweite Leistung jenes Ausdrucks ist, wie wir schon wissen, wesentlich verschieden von der ersten. Denn sofern der Ausdruck den Gegenstand nur angibt, tut er eben nichts weiter als ihn in seiner Totalität hinzustellen, ihn lassend wie er ist; indem er aber kennzeichnend auftritt, faßt er ihn in bestimmter Weise an und beleuchtet ihn sozusagen von irgendeiner bestimmten Seite; er stellt ihn dar, eine Eigenart an ihm hervorhebend, und bietet ihn dem Blick unter dem Aspekt dieser pointierten, ihn gewissermaßen beherrschenden Eigenart; so zeigt er ihn als einen bestimmtbeschaffenen. Diese Leistung oder Funktion eines solchen Ausdruckes ist nun, wie immer sie auch des näheren noch zu beschreiben sein mag, eine ganz besondere und merkwürdige. Es liegt die Frage nahe, wie ein solcher Ausdruck überhaupt fähig sei, eine Kennzeichnung des Gegenstandes zu leisten. Wie kann ein solch kurzer Ausdruck überhaupt einen Gegenstand charakterisieren oder beschreiben und so eine Leistung vollbringen, zu der sonst ganze Sätze erforderlich sind. Wie ist z. B. das Wort Titel hier

fähig, jenen Gegenstand als das zu schildern, was er ist? Nun, das Wort Titel, das hier in der Rede auftritt, ist doch dasjenige, das jener bestimmten Qualität korrespondiert und das daher, wie gezeigt, Abzeichen aller derjenigen, aber auch nur derjenigen Gegenstände ist, die diese Qualität besitzen, und so auch Abzeichen dieses bestimmten Wortkomplexes. Als solches Abzeichen vermag es zunächst zur Bezeichnung dieser Gegenstände, d. h. zur bloßen Angabe derselben zu dienen; und andererseits vermag dies Wort infolge des Korrespondenzverhältnisses zwischen ihm und jener bestimmten Qualität und zugleich als Abzeichen nur so gearteter Gegenstände anzudeuten, daß der Gegenstand, auf den es angewendet ist, eben jene Qualität besitzt. Dabei ist diese von dem Worte hier und dort in der Rede geleistete aktuelle Andeutung der Qualität des betreffenden Gegenstandes von jenem festen Korrespondenzverhältnis zwischen Wort und Qualität ebenso offensichtlich verschieden, wie die da und dort geleistete bloße Gegenstandsangabe von dem festen Abzeichenverhältnis zwischen Wort und Gegenstand verschieden ist, auf dem eine solche aktuelle Gegenstandsangabe basiert ist. Ja die Analogie reicht weiter. Wie jenes feste Abzeichenverhältnis zwischen Wort und Gegenstand Grundlage ist für die aktuelle Gegenstandsbezeichnung, so bildet auch das feste, vor aller Rede bestehende Korrespondenzverhältnis zwischen Wort und Qualität eine grundlegende Voraussetzung für die aktuelle Verwendung eines solchen Wortes in der Rede zum Zweck der Gegenstandskennzeichnung. Denn wie sollte solche Kennzeichnung, und das heißt solche Andeutung einer bestimmten Gegenstandsqualität mittels eines Wortes möglich sein, das nichts weiter wäre als ein Abzeichen dieses Gegenstandes, und dem jede Beziehung zu dieser bestimmten Qualität fehlte, so wie dies bei bloßen Namen der Fall ist? Wie sollte ein bloßes Abzeichenwort dazu kommen, ohne weiteres, eine ganz bestimmte Qualität anzudeuten? Offenbar kommt hier eben jenes Korrespondenzverhältnis zu Hilfe, in dem dieses Abzeichenwort außerdem noch steht; solche Wörter sind ja eben orientiert nach verschiedenen Qualitäten, derart, daß dieser Qualität dieses Wort und jener jenes Wort entspricht. Und eben als diese gewissen Qualitäten korrespondierende Wörter sind sie zu der Leistung einer Bezugnahme auf eben diese Qualitäten befähigt; erst infolge jener Korrespondenz zu einer bestimmten Qualität kann ein solches Wort andeuten, daß der betreffende

Gegenstand, den es angibt, gerade diese Qualität besitzt. So erst, unter Heranziehung jenes der vokabulären Sphäre angehörigen festen Korrespondenzverhältnisses, verstehen wir, was diese Wörter bei ihrem Auftreten in der Rede neben der bloßen Gegenstandsangabe Besonderes leisten und wieso sie das jeweils leisten können. Und wir sehen dabei zugleich, wie vokabuläre und Redesphäre, so verschieden und so scharf getrennt sie auch sind, doch miteinander in Beziehungen stehen: wir sehen, daß die wechselnden quasi temporären und quasi lokalen Qualifikationen und Leistungen der Redewörter nicht ganz zufällige, in der Rede beliebig angenommene Weisen des Gebrauches dieser Wörter sind, sondern daß die verschiedenen Weisen des Auftretens und des Gebrauches derselben mitbedingt und ihrer Art nach gewissermaßen ihnen bereits vorgeschrieben sind durch jene der vokabulären Sphäre angehörigen festen Worteigenheiten, sozusagen durch die Charaktereigenschaften der von den Redewörtern repräsentierten Vokabelwörter, die wir in der vokabulären Sphäre antrafen.

In unserer Bestimmung, wonach unter Gegenstandskennzeichnung jene Funktion oder Leistung zu verstehen ist, welche die betreffenden Gegenstände als Gegenstände von bestimmter Qualität kennzeichnet, bedarf das Wort Qualität noch einiger erläuternden Bemerkungen. Wir verstehen darunter alles, was im weitesten Sinne eine Beschaffenheit oder Bestimmtheit genannt werden kann. Andererseits haben wir doch hier nur jene Art Kennzeichnung eines Gegenstandes im Auge, die ihn als Etwas Bestimmtes hinstellt, also die Andeutung irgendeines Etwasseins des Gegenstandes, noch nicht die davon zu unterscheidende Andeutung irgendeines Soseins. In solcher Qualitätsandeutung nun, in der Kennzeichnung eines Gegenstandes als Etwas Bestimmtes sind nun noch zwei verschiedenartige Komponenten vereinigt, die es jetzt herauszustellen gilt. So stecken etwa in dem kennzeichnenden oder qualitätandeutenden Ausdruck »ein Tisch«, wie er etwa in dem Satze vorkommt: »was du hier siehst, ist ein Tisch« eigentlich zwei Bestimmungen: erstens die Bestimmung des Gegenstandseins oder des Etwasseins schlechthin, d. h. die Bestimmung, die nur andeutet, daß das hier Gesehene Etwas ist, gleichgültig was oder daß es ein Gegenstand ist, gleichgültig was für einer und zweitens die Bestimmung, was es ist, was für ein Gegenstand es ist.

Um die Einheit dieser beiden Bestimmungskomponenten in ihrer

Eigenart zu erfassen, vergleichen wir sie mit derjenigen ebenfalls zusammengesetzten Gegenstandsbestimmung, die etwa vorliegt in dem Satze: »Jenes Haus ist groß«. Diese letztere Bestimmung ist die des Soseins; sie sagt zunächst aus, der betreffende Gegenstand sei irgendwie, sie bestimmt den Gegenstand nicht als Etwas, sondern als irgendwie beschaffen, und sie sagt zweitens des näheren wie er sei, nämlich eben groß. Analog dazu steht oben neben der Andeutung der Gegenständlichkeit schlechthin, neben der Kennzeichnung als Etwas, noch die nähere Angabe, was eigentlich er sei. Also neben der Festlegung in einer dieser beiden Bestimmungsrichtungen, der Andeutung des Soseins schlechthin oder des Etwasseins schlechthin ist in einer jeden dieser beiden Kennzeichnungen noch enthalten eine nähere, eben in der betreffenden Richtung gelegene Bestimmung, dort sozusagen eine Antwort auf die schon in der einen Richtung gehaltene Frage »wie eigentlich?«, hier eine Antwort auf die schon die andere Richtung innehaltende Frage »was eigentlich?« Beschränken wir uns wieder auf die uns hier allein interessierende Kennzeichnungsart, wie sie z. B. in dem Ausdruck »ein Tisch« im Satze: das ist ein Tisch, vorliegen mag, so kann man sich die Tatsache, daß in dieser Kennzeichnung zwei verschiedene Bestimmungen enthalten sind, etwa in folgender Weise näher bringen. Man spreche den Ausdruck pointierend noch einmal aus, halte aber vor dem letzten Wort inne: das ist ein —; oder man halte bei dem Satze »ein Tisch stand in der Ecke« nach dem ersten Wort inne: ein —; in beiden Fällen ist durch das Wörtchen »ein« schon die ersterwähnte Bestimmung des Redegegenstandes als Etwas bereits geleistet, während die zweite Bestimmung, die sagt, was er nun eigentlich sei, noch aussteht. Dabei merkt man nun leicht, daß die zweite Bestimmung von anderer Art ist als die erste; die erste ist eine formale, die zweite eine materiale, die sich nur eben in der durch die erste bestimmten Richtung hält. Nachdem durch das Wörtchen »ein« angedeutet ist: Etwas, folgt durch das kennzeichnend gebrauchte Wort »Tisch« eine Charakterisierung des Gegenstandes als dieses Bestimmten, eben als Tisch. Und diese material-qualitative Festlegung ist doch etwas Neues gegenüber der ersten formalen Bestimmung. Daß dabei das eine Wort Tisch, kennzeichnend gebraucht, außer dieser qualitativ-materialen Bestimmung noch mehr andeuten kann, daß es nämlich auch jene formale Bestimmung noch leisten kann, so daß

diese Bestimmung also doppelt vorhanden sein kann in Ausdrücken wie »ein Tisch«, das tut ja nichts zur Sache und ist auch nicht mehr erstaunlich wie etwa der andere Umstand, daß das Wörtchen »ein« außer dem Etwassein auch noch Anderes andeuten kann, z. B. die Abgeschlossenheit in einer Gegenstandseinheit und auch die Anzahl.

Wenn sonach in der hier in Rede stehenden Gegenstandskennzeichnung diese beiden Bestimmungen vereinigt sind, wie stimmt das dann, könnte man fragen, mit unserer anfangs gegebenen Interpretation der Kennzeichnung als Andeutung der Qualität des betreffenden Gegenstandes überein? Darauf ist zu sagen, daß allerdings jene erste Bestimmung des Gegenstandes als Etwas schlechthin nicht selbst schon eine Andeutung der »Qualität« im engeren Sinne dieses Wortes genannt werden kann und daß dies eigentlich nur für die zweite Komponente paßt. Aber da es sich uns hier um die ganze Leistung kennzeichnend gebrauchter Ausdrücke handelt und diese eben beide Bestimmungen in sich schließt, und da andererseits auch die erste Komponente die Charakterisierung eines Gegenstandes als »Etwas« in einem gewissen Sinne als qualitative, wenn auch bloß formale Bestimmung gelten kann, so dürfen wir — mit dieser Einschränkung der obigen Interpretation — doch den Terminus »Kennzeichnung« für die Einheit aus jenen beiden Bestimmungen gebrauchen: nämlich für die Charakterisierung des betreffenden Redegegenstandes als »Etwas Bestimmtes« oder als »Etwas von bestimmter Qualität«.

Innerhalb des Bereiches der hier in Rede stehenden Kennzeichnungen lassen sich nun noch zwei Hauptarten von Kennzeichnung unterscheiden. Zunächst derjenige Typus, dem die bisher angeführten Beispiele angehören und für den wir die Bezeichnung der direkten oder schlichten Kennzeichnung reservieren wollen zum Unterschied von einem zweiten Typus, dem der umwegsweisen Kennzeichnung, wie wir ihn nennen wollen. Um beide voneinander zur Abhebung zu bringen, wählen wir Beispiele, in denen beide Kennzeichnungen von einem und demselben Wort ausgeübt werden.

Es sei etwa von einer Obstplantage die Rede: »Zwischen den Hochstämmen stehen Pyramiden«. Hier gibt das Wort »Pyramiden« zunächst bestimmtgeartete Gegenstände an und kennzeichnet sie als Gegenstände von derjenigen bestimmten Beschaffenheit und Form,

nach der eben einmal in der Obstbausprache das Wort Pyramide zum Unterschied etwa von den Wörtern Palmette oder Kordon orientiert ist und zu der es nun einmal in Korrespondenz steht; das Wort »Pyramiden« deutet hier direkt und schlicht eben jene bestimmte komplexe Qualität an, die jedem Obstbaumkenner unter dem Titel der Pyramideneigenschaft geläufig ist.

Aber neben dieser direkten oder schlichten Kennzeichnung kann dieses selbe Wort noch eine andersartige Charakterisierung der betreffenden Gegenstände liefern; und dies ist zugleich diejenige, die der Laie im Obstbau zunächst auffassen wird. Er wird das hier auf gewisse Bäume bezügliche Wort so interpretieren, daß es andeutet, es seien Bäume von der Gestalt einer Pyramide, d. h. Bäume von solcher Gestalt, wie jene bestimmten in der Stereometrie Pyramiden genannten Raumgebilde. Prägnant gesprochen sagt diese zweite Kennzeichnung, es seien »Gegenstände von solcher Beschaffenheit wie Pyramiden« (darunter jene stereometrischen Raumgebilde verstanden).

Ganz analog hierzu kennzeichnet etwa das Wort Linse, wie es in physikalisch-optischen Erörterungen gebraucht ist, den betreffenden Glaskörper, auf den es angewendet ist, erstens schlicht als einen Gegenstand jener bekannten besonderen Art, die sich in gewissen Formeln (den sog. Linsenformeln) ausdrücken läßt. Daneben aber kann es sie auch kennzeichnen als »Gegenstände von solcher Art (hier Form) wie jene bekannten Hülsenfrüchte« oder kürzer als »Gegenstände von der Art der Linsen« (wobei »Linsen« hier zur Bezeichnung jener Hülsenfrüchte dient), und es kennzeichnet hier also jene Glaskörper nach Richtung ihrer Form unter Bezugnahme auf jene Hülsenfrüchte, die Linsen im anderen Sinne.

Zunächst sieht man wohl ohne weiteres, daß in jedem dieser Beispiele zweierlei Kennzeichnungen vorliegen: einmal die schlichte, so genannt, weil sie die betreffende Qualität schlicht und unmittelbar andeutet, sodann jene zweite Kennzeichnung, die wir als umwegsweise bezeichnen, weil die hierbei vorliegende Qualitätsandeutung erst auf dem Umweg der Bezugnahme auf bestimmte andere Gegenstände und deren Qualität geschieht, genauer gesagt auf dem Umweg über ein zweites Abzeichen- bzw. Korrespondenzverhältnis desselben Wortes zu anderen Gegenständen bzw. zu deren Qualität.

Bringen wir uns diesen Gegensatz noch näher zu Gesicht. In einem Falle kennzeichnet das Wort Linse innerhalb optischer Erörterungen den betreffenden Glaskörper als Gegenstand von ganz bestimmter optisch-physikalischer Beschaffenheit; und es kann dies in der Rede leisten, indem es eben im Wortschatz des Physikers ein nach dieser bestimmten Beschaffenheit orientiertes, ihr korrespondierendes Wort ist und als solches im Gemeinabzeichenverhältnis steht gerade zu Gegenständen von solcher Beschaffenheit. Wir haben also hier eine ebensolche auf der Grundlage eines Korrespondenz- bzw. Abzeichenverhältnisses beruhende direkte Qualitätsandeutung, wie bei den Beispielen, an denen wir oben erstmals die Kennzeichnungsfunktion kennen gelernt haben. Und daneben kann das auf Gegenstände von solcher Qualität bezugnehmende Wort »Linsen« etwa in dem Satze: »Diese Glaskörper sind ‚Linsen'« — zumal in der Auffassungsweise dessen, der diese optische Terminologie nicht kennt — auch in gewissem Sinne uneigentlich gebraucht sein und als abgekürzte Redewendung gelten, so daß es etwa dasselbe besagt, wie der längere Ausdruck: »linsenartige Gegenstände« oder »Gegenstände wie Linsen«; wobei dies Wort zuletzt als Abzeichen jener Hülsenfrüchte genommen ist. Und indem nun das Wort »Linsen« als Abkürzung gebraucht wird für diese längeren, auf jene anderen Gegenstände Bezug nehmenden Ausdrücke, leistet es auch eine Kennzeichnung eben jener Glaskörper nach bestimmter Richtung; es sagt ja eben, sie seien Gegenstände wie jene Hülsenfrüchte, und es sagt dies unter Verwendung des Wortes Linse als des Abzeichens dieser Hülsenfrüchte, speziell in der Weise der vergleichenden Bezugnahme auf diese.

Dabei ist zu beachten, daß die Benutzung dieses Wortes eine wirklich uneigentliche ist; »Linsen« in dem Satze: diese Glaskörper sind Linsen, sagt ja eben — als Abkürzung — mehr und etwas anderes als etwa analog das Wort »Stühle« im Satze: »dies sind Stühle«; es sagt offenbar nicht, jene Glaskörper seien wirklich solche Hülsenfrüchte und dies, obwohl hier das Wort Linse als Abzeichen jener Früchte verwendet ist; es sagt auch nicht, was damit gleichbedeutend wäre, sie seien Gegenstände von genau jener botanischen Beschaffenheit, sondern das Wort Linsen uneigentlich und abgekürzt gebraucht besagt hier nur: »Gegenstände von einer gewissen den Linsen (jenen Hülsenfrüchten) charak-

teristischen Beschaffenheit, wobei ausdrucksmäßig noch offen gelassen ist, wieviel von der vollen Eigenart jener botanischen Gegenstände durch diese vergleichende Bezugnahme auf sie herausgegriffen und als Qualität der so zu kennzeichnenden Glaskörper angedeutet wird; das Wort Linse sagt ja hier nur: so Etwas wie Linsen und läßt dabei offen, wie weit die qualitative Verwandtschaft zu den Linsen reicht. Wir haben hier also auch eine obzwar etwas vagere Qualitätsandeutung, die jedoch keine direkte ist, sondern zu deren Inhalt eine — hier speziell vergleichende — Bezugnahme auf andere und andersartige Gegenstände und deren Qualität gehört und die erst durch diese Bezugnahme und durch diesen Umweg möglich ist; denn auf diesem Umwege wird ja erst die Qualität gewissermaßen gewonnen, die das Wort in diesem uneigentlichen Gebrauche alsdann andeutet. Die umwegsweise Kennzeichnung, die ein Wort leistet, besteht also nicht in der Andeutung derjenigen Qualität, zu der dieses Wort in direktem Korrespondenzverhältnis steht, sondern in der Andeutung einer Qualität, die erst bestimmt wird, und zwar mehr oder minder genau bestimmt wird durch eine von dem Wort in diesem uneigentlichen Gebrauche ausgeübte Bezugnahme auf andere Gegenstände und deren Qualität.

Nachdem nun wohl der Unterschied der beiden je nach dem Gebrauch desselben Wortes ausgeübten Kennzeichnungsweisen klar sein dürfte, müssen wir noch einen naheliegenden Einwand besprechen, der gegen die Auffassung der erstbesprochenen Kennzeichnung als einer schlichten und direkten erhoben werden kann. Man möchte vielleicht die durch bestimmten Gebrauch des Wortes Linse in physikalisch-optischem Zusammenhange ausgeübte Kennzeichnung jener Glaskörper als Linsen, d. h. als Gegenstände von bestimmter optischer Qualität, nicht als direkte und schlichte Kennzeichnung anerkennen und diese Bezeichnung lieber für jenen Fall von Kennzeichnung aufsparen, in dem das Wort Linse, wirklich auf solche Hülsenfrüchte angewandt, etwa in dem Satze »Diese Samenkörner sind Linsen«, die betreffenden Gegenstände kennzeichnet als Gegenstände von jener botanischen Eigenart, der nun einmal das Wort Linse korrespondiert. Man möchte vielleicht die durch das Wort Linse geleistete Andeutung dieser botanischen Qualität und damit die in diesem neuen dritten Falle vorliegende Kennzeichnung eine schlichte und direkte nennen und demgegenüber die

Andeutung jener optischen Qualität im ersten Falle als eine erst vermittelte und insofern umwegsweise ansprechen; was natürlich nicht bloß ein Einwand gegen unsere Terminologie wäre. Indes man beachte, wir reden hier von Kennzeichnungen und fragen, ob hier direkte oder umwegsweise Kennzeichnungen vorliegen; und wir haben davon streng zu scheiden die andere Frage, ob dies im ersten und dritten Falle verwendete Wort als direkte oder als übertragene und vermittelte Bezeichnung zu gelten habe. Die Kennzeichnung eines Glaskörpers als Linse ist ebenso schlicht und enthält eine ebenso direkte Andeutung jener optischen Qualität, wie die Kennzeichnung eines Samenkorns als Linse schlicht zu nennen ist und wie sie eine direkte Andeutung jener botanischen Qualität enthält. Und daß das Wort Linse in diesen beiden Fällen zweierlei Qualität andeutet, dieser Unterschied betrifft ja nur den Inhalt der Kennzeichnung, nicht die formale Art dieser Funktion. Ihrer Art nach sind beide Kennzeichnungen gleich; und auch die Fundierung der beiden ist gleichartig. Jenen Gegenständen von bestimmter optischer Eigenart gehört das Wort Linse als Gemeinabzeichen zu, korrespondierend eben dieser optischen Eigenart, und daneben gehört den Gegenständen jener botanischen Eigenart, in Korrespondenz zu ihr, ebenfalls das Wort Linse als Gemeinabzeichen zu. Wir finden hier also zwei nebeneinander bestehende Gemeinabzeichenverhältnisse bzw. zwei Korrespondenzbeziehungen desselben Wortes zu zwei verschiedenen Qualitäten, und die darauf sich aufbauenden aktuellen Kennzeichnungen sind beide nach unserer obigen Begriffsbestimmung als schlichte und direkte zu bezeichnen, weil in beiden Fällen seitens jenes Wortes eine Andeutung jener Qualität geleistet ist, die zu ihm in festem Korrespondenzverhältnis steht. Wenn trotzdem in dem einen Falle, dem der Kennzeichnung eines Glaskörpers als Linse, eine gewisse Indirektheit oder Vermittlung oder eine Art Umweg vorzuliegen scheint im Gegensatz zu dem dritten Falle, so muß dies außerhalb der Kennzeichnungsfunktion liegen. Und wo es liegt, ist auch leicht zu sagen. Die beiden Abzeichenverhältnisse, in denen das Wort Linse einerseits zu Gegenständen von jener optischen andererseits zu Gegenständen von jener botanischen Beschaffenheit steht, bestehen zwar nebeneinander, sind aber doch in gewisser Weise ungleichwertig. Entschieden ist das Wort Linse primär Abzeichen der Gegenstände von jener botanischen Eigenart und erst sekundär Abzeichen der Gegenstände von jener optischen Eigenart. Diese

Ungleichwertigkeit, die man auszudrücken pflegt durch die Redeweise, die einen Gegenstände seien nach den anderen benannt, und nicht etwa umgekehrt, ist nun aber, wie man sieht, ein Unterschied, der die Abzeichenverhältnisse betrifft. Hier also, im Gebiet der festen Abzeichenverhältnisse der Wörter, hat jene Indirektheit oder jenes Vermitteltsein seine Stelle. Und zwar liegt die Sache so: In dem Falle, wo das Wort Linse verwendet ist zur schlichten Kennzeichnung etwa eines Glaskörpers als einer Linse, d. h. als Gegenstandes von bestimmter optischer Eigenart, ist diese Kennzeichnung fundiert auf dem sekundären Korrespondenzverhältnis, in dem dieses Wort zu dieser Eigenart steht und wonach es eben sekundär Abzeichen solcher Gegenstände ist. Dagegen ist die Kennzeichnung, zu der das Wort Linse verwendet ist, dort, wo es etwa ein Samenkorn als einen Gegenstand von bestimmter botanischer Beschaffenheit charakterisiert, fundiert auf dem primären Korrespondenzverhältnis, in dem dieses Wort zu dieser letzteren Beschaffenheit steht. Aber das Sekundärsein des einen als Kennzeichnungsfundament dienenden Korrespondenz- bzw. Abzeichenverhältnisses hindert natürlich ebensowenig wie das Primärsein des anderen die Schlichtheit der Gegenstandskennzeichnung selbst; es bleibt ja bestehen, daß auch in jenem Falle eine Andeutung einer nicht erst auf einem Umweg gewonnenen, sondern eben jener Qualität vorliegt, die dem betreffenden sie andeutenden Worte direkt korrespondiert.

Die schlichte und besonders auch die umwegsweise Kennzeichnung spielen in der Sprache eine außerordentliche Rolle. Nachdem wir diese beiden Funktionen als eigenartige herausgestellt und auch nach ihrer verschiedenartigen Fundierung kurz besprochen haben, wäre die nächste Aufgabe die, die noch sehr verschiedenartigen Typen, vor allem der umwegsweisen Kennzeichnung, anzuführen und aufzuklären, sodann aber auch die verschiedenen sprachlichen Erscheinungen, gewöhnlich Tropen genannt, an denen gerade die Kennzeichnungsfunktion in hohem Maße beteiligt ist, zu untersuchen. Eine solche Untersuchung, die sich auf eine ganze Reihe von auch den Grammatikern bekannten sprachlichen Erscheinungen beziehen soll, dürfte zugleich auch ein Maßstab sein für die Fruchtbarkeit der in den bisherigen Erörterungen gewonnenen Begriffe und Begriffsunterschiede.

(Eingegangen am 24. August 1910.)

Über die psychische Repräsentation der Begriffe.

Von

F. Schwiete (Lippstadt).

Inhaltsübersicht.

Aufgabe der vorliegenden Untersuchung.

Fast alle neueren experimentellen Untersuchungen über das Denken sind von der Analyse des Urteilsvorganges ausgegangen. So K. Marbe, »Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil« (Leipzig 1901); Henry J. Watt, »Experimentelle Beiträge zu einer Theorie des Denkens« (Archiv für die ges. Psychologie. IV, 3. 1905); Narciss Ach, »Über die Willenstätigkeit und das Denken« (Göttingen 1905); August Messer, »Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Denken« (Archiv für die ges. Psychologie. VIII, 1/2. 1906); Karl Bühler, »Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge« (Archiv für die ges. Psychologie. IX. 1907). Störring ging darüber hinaus, indem er die Schlußprozesse untersuchte und ein Verfahren zur schematischen Darstellung von Schlüssen ausbildete, welches es ermöglichte, den Versuchspersonen die Prämissen als übersichtliche Reize darzubieten: »Experimentelle und psychopathologische Untersuchungen über das Bewußtsein der Gültigkeit« (Archiv für die ges. Psychologie. XIV. 1909) und »Experimentelle Untersuchungen über Schlußprozesse« (Ebenda. XV. 1910). Es ist aber ebensogut möglich, die Psychologie des Denkens

dadurch zu fördern, daß man zunächst einmal die einfachere Frage experimentell untersucht, in welcher Form uns Begriffe (Wortbedeutungen) als solche psychisch gegenwärtig sind.

In der Geschichte dieses Problems spielt bekanntlich Locke, vor allem aber Berkeley und Hume, eine große Rolle. In seinem »Versuch über den menschlichen Verstand« wendet sich Locke in der Frage nach dem Ursprung der menschlichen Erkenntnis gegen die Annahme angeborener Ideen (B I K 2), worunter er Vorstellungen, die auch die Gebilde der sinnlichen Wahrnehmung umfassen, versteht (B III K 1). Alle unsere einfachen Vorstellungen stammen nach Locke ohne Ausnahme aus der Erfahrung. Da es bei der zahllosen Menge unserer Ideen nicht möglich sei, jeder einzelnen ihr bestimmtes Zeichen zu geben (B III K 1 u. 3), so sei die unerläßliche Bedingung für die Sprache die Gabe der Abstraktion. Die Fähigkeit, Vorstellungen zu verallgemeinern, viele Ideen in eine zusammenzufassen und diese Allgemeinbegriffe, welche die Summe der gemeinsamen Merkmale zusammengehöriger Wahrnehmungen enthielten, mit einem Wort zu bezeichnen. »Die Worte werden allgemein, wenn sie zu Zeichen allgemeiner Vorstellungen gemacht werden; die Vorstellungen werden allgemein, wenn man die Nebenumstände der Zeit und des Ortes und anderes abtrennt, was sie zu dem einzelnen bestimmten Dinge macht« (B III K 3. Ausgabe Kirchmann. Berlin 1872. Bd. 2. S. 10 f.).

»Um diese Vorstellungen noch allgemeiner zu machen, damit sie verschiedene Arten umfassen«, läßt die Seele auch »jene Vorstellungen weg, welche die Arten unterscheiden und nimmt in die neue Vorstellung nur das allen Gemeinsame auf«. »Dieses geschieht durch Weglassung der eigentümlichen Eigenschaften jeder Art und Bildung einer Vorstellung aus dem allen Arten Gemeinsamen.« Bei der Bildung dieser allgemeinen Vorstellungen sieht man »mehr auf die Bequemlichkeit und Schnelligkeit im Sprechen; man benutzt dazu kurze und umfassende Zeichen und achtet nicht auf die wahre und bestimmte Natur der Dinge wie sie besteht«. »Die vermeintliche Vollständigkeit dieser begrifflichen Vorstellungen bezieht sich also nur auf eine feste Beziehung ihrer zu gewissen Namen, die sie bezeichnen, und nicht zu bestehenden natürlichen Dingen« (a. a. O. B III K 6. S. 66 f.).

Lockes Ansicht bekämpft entschieden und mit Erfolg Berkeley in der Einleitung zu der »Abhandlung über die Prinzipien der

menschlichen Erkenntnis«. Er glaubt, daß gerade diese Meinung, der Geist habe das Vermögen, abstrakte Ideen oder Begriffe von Dingen zu bilden, einen Hauptanteil an der Verwicklung und Trübung der Forschung gehabt und unzählige Irrtümer und Anstöße in fast allen Teilen der Wissenschaft veranlaßt hätte (K 6) und sucht sie deshalb zu beseitigen. Er führt dann die damals herrschende Meinung ungefähr also an: Wenn auch in Wirklichkeit die Qualitäten und Modi nicht einzeln für sich, sondern mehrere derselben in demselben Objekte gleichsam miteinander vermischt und verbunden existierten, so sei der Geist doch fähig jede Eigenschaft einzeln zu betrachten oder sie von anderen Eigenschaften, mit welchen sie vereinigt wären, abzusondern und bilde sich dadurch eine abstrakte Idee (K 7). Ferner könne der Geist das Gemeinsame der Eigenschaften besonders betrachten oder es als ein Objekt für sich abscheiden und sich dadurch eine sehr abstrakte Idee bilden (K 8). Durch dasselbe Mittel der sondernden Unterscheidung oder Vorstellungszerlegung bilde der Geist auch abstrakte Ideen von den mehr zusammengesetzten Dingen, welche verschiedene zusammenexistierende Eigenschaften enthielten (K 9). Hiergegen bemerkt Berkeley: »Ich finde mich selbst befähigt zur Abstraktion in einem Sinne, nämlich, wenn ich gewisse Teile oder Eigenschaften gesondert von anderen betrachte, mit denen sie zwar in irgendwelchem Objekt vereinigt sind, ohne die sie in Wirklichkeit aber existieren können. Aber ich finde mich nicht befähigt, diejenigen Eigenschaften voneinander durch Abstraktion zu trennen oder gesondert zu betrachten, welche nicht möglicherweise ebenso gesondert existieren können, oder einen allgemeinen Begriff durch Abstraktion von dem besonderen in der vorhin bezeichneten Weise zu bilden. In diesen beiden letzteren Bedeutungen aber wird eigentlich der Terminus Abstraktion gebraucht« (Kap. X. Ausgabe von Überweg. S. 7). Berkeley leugnet also nicht absolut die Existenz von allgemeinen Ideen, sondern nur die von abstrakten allgemeinen Ideen. »Wir müssen anerkennen, daß eine Idee, die an und für sich eine Einzelvorstellung ist, allgemein dadurch wird, daß sie dazu verwendet wird, alle anderen Einzelvorstellungen derselben Art zu repräsentieren oder statt derselben aufzutreten« (Kap. XII. S. 9). »Ebenso wie die einzelne Linie dadurch, daß sie als Zeichen dient, allgemein wird, so ist der Name Linie, der an sich partikular ist,

dadurch, daß er als Zeichen dient, allgemein geworden« (Kap. XII. S. 10). Aber eine abstrakte Idee, wie die eines Dreiecks, das »weder schiefwinkelig noch rechtwinkelig, weder gleichseitig, noch gleichschenkelig, noch ungleichseitig, sondern dieses alles und zugleich auch nichts von diesem« (Kap. XIII. S. 11) sei, wäre ein unsinniger Begriff. Dann weist Berkeley auf die Schwierigkeit hin, »unser Denken von den Einzelobjekten loszumachen und sie zu den hohen Spekulationen zu erheben, welche sich auf abstrakte Ideen beziehen. Die natürliche Konsequenz hieraus scheint doch zu sein, daß etwas so Schwieriges, wie die Bildung abstrakter Ideen, nicht eine Bedingung für die Möglichkeit der Gedankenmitteilung sei, die etwas allen Klassen der Menschen so Leichtes und Gewöhnliches ist« (Kap. XIV. S. 11). Er stimmt der Behauptung zu, daß alle Erkenntnis und Beweisführung allgemeine Begriffe betreffe, doch scheint ihm, »daß diese Begriffe nicht durch Aastraktion in der vorhin bezeichneten Weise gebildet seien, denn Allgemeinheit besteht, so viel ich begreifen kann, nicht in dem absoluten, positiven Wesen oder Begriffe von irgend etwas, sondern in der Beziehung, in welcher etwas zu anderem Einzelnen steht, was dadurch bezeichnet oder vertreten wird, wodurch es geschieht, daß Dinge, Namen oder Begriffe, die ihrer eigenen Natur nach partikular sind, allgemein werden« (Kap. XV. S. 12). Er gibt zu, daß es möglich sei, »eine Figur bloß als Dreieck zu betrachten, ohne daß man auf die besonderen Eigenschaften der Winkel oder Verhältnisse der Seiten achtet« (Kap. XVI. S. 13). Die Quelle, woraus die Annahme der abstrakten allgemeinen Ideen fließt, findet Berkeley in der Sprache (Kap. XVIII), wie ja auch Locke zugibt, daß dieselben zum Zweck der Benennung gebildet sind« (a. a. O. B III K 1). So sind nach Berkeley die Allgemeinbegriffe nichts als Wörter, durch die man eine Anzahl ähnlicher Dinge zusammenfaßt und bezeichnet.

Den Spuren Berkeleys folgt Hume in seinem »Traktat über die menschliche Natur«[1]). Er hält die Einsicht Berkeleys, daß die Vorstellungen, so wie sie vom menschlichen Geiste vollzogen werden, individuell seien, für eine der größten und schätzenswertesten Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften. Eine abstrakte Vorstellung sei theoretisch auf zweifache Weise möglich.

1) Zitiert nach der Ausgabe von Lipps. I. Bd. 7. Abschn.

»Die abstrakte Vorstellung von Menschen repräsentiert Menschen von allen möglichen Größen und sonstigen Eigenschaften. Man schloß, daß dies nur möglich sei, wenn sie entweder alle möglichen Größen und Eigenschaften zugleich oder aber überhaupt keine bestimmte Eigenschaft repräsentiere. Da man es nun für ungereimt hielt, die erstere Annahme zu machen, weil dieselbe ein unbegrenztes geistiges Vermögen voraussetzen würde, so hat man sich gewöhnlich für das letztere entschieden.« Hume wendet sich hiergegen und zeigt, daß der Geist sich keine Vorstellungen von einer Quantität oder Qualität machen könne, ohne sich eine ganz bestimmte Vorstellung von ihrem Grade zu machen. Zweitens kein Eindruck (Impressionen sind in erster Linie sinnliche Wahrnehmungen) könne dem Geiste gegenwärtig werden ohne Bestimmtheit des Grades sowohl seiner Quantität, als auch seiner Qualität. »Da nun alle Vorstellungen aus Eindrücken abgeleitet und lediglich Nachbildungen und Repräsentanten derselben sind, so muß, was immer für die einen gilt, auch betreffs der anderen zugestanden werden. Eindrücke und Vorstellungen unterscheiden sich nur hinsichtlich ihrer Stärke und Lebhaftigkeit.« Durch die Auffassung, alle Vorstellungen seien Kopien von Eindrücken, ist auch sein dritter Einwand zu verstehen, daß alles in der Natur individuell sei, also auch in der Vorstellung. Hume kommt zu dem Schlusse: »Abstrakte Vorstellungen sind in sich individuell, so sehr sie auch hinsichtlich dessen, was sie repräsentieren, allgemein sein mögen. Das Bild in unserem Geiste ist lediglich das Bild eines einzelnen Gegenstandes, wenn auch seine Verwendung in unserem Urteil so sein mag, als ob das Bild allgemein wäre.« »Diese Verwendung von Vorstellungen über ihre eigene Natur hinaus beruht nun darauf, daß wir alle möglichen Grade der Quantität und Qualität in einer unvollkommenen Weise, die aber dem Zwecke des Lebens entspricht, in unserem Geiste zusammenfassen können.« Für mehrere Gegenstände, die einander ähnlich sind, brauchten wir denselben Namen, und so erwecke der Klang jenes Namens zunächst die Vorstellung eines jener Gegenstände; die anderen Einzeldinge seien nicht wirklich und tatsächlich dem Geiste gegenwärtig, sondern nur potentiell. »Wir heben sie nicht alle in unserer Einbildungskraft heraus, sondern halten uns nur bereit, beliebige von ihnen ins Auge zu fassen, wie es uns in einem gegebenen Augenblick Absicht oder Notwendigkeit

eingeben mögen. Das Wort ruft eine Einzelvorstellung hervor und mit ihr zugleich eine gewisse gewohnheitsmäßige Tendenz des Vorstellens. Diese Tendenz weckt dann eine andere Einzelvorstellung, wie wir sie gerade brauchen mögen. Da die Hervorrufung aller Vorstellungen, für die der Name gilt, in den meisten Fällen unmöglich ist, so kürzen wir jene Arbeit durch eine bloß teilweise Beachtung ab.«

Über die Auffassung dieser beiden Engländer ist die neue Psychologie und Logik nicht weit hinausgekommen. Die meisten gegenwärtigen Psychologen sind der Ansicht, daß uns Begriffe und Wortbedeutungen durch repräsentative Vorstellungen innerlich gegenwärtig sind. Wundt schreibt in seiner »Logik«: »Sobald wir einen Begriff denken, steht zunächst das ihn bezeichnende Wort im Vordergrunde unseres Bewußtseins, eine Vorstellung, die als Bild der unter dem Begriff enthaltenen Dinge gelten könnte, fehlt entweder ganz, oder sie ist so dunkel, daß wir etwas Bestimmtes über sie auszusagen nicht imstande sind. Aber ursprünglich muß dieses notwendig anders gewesen sein, da, wie innig man sich die Verbindung zwischen Wort und Begriff auch denken mag, ein Anfang der Begriffsentwicklung gegeben sein mußte, bevor der bezeichnende Laut sich feststellte[1].« Zur Erläuterung hierfür weist Wundt auf die vielen Synonyma hin, »die, wie die Geschichte der Sprache lehrt, in den Anfängen der Sprachentwicklung für jeden Begriff auftauchten und allmählich einem einzigen oder einigen wenigen Platz machten«. Ein analoger, oder wenigstens ähnlicher Zustand wie vor der Sprache tritt jetzt noch ein, »wenn wir uns an einen gegenständlichen Begriff erinnern, ohne uns auf das zugehörige Wort zu besinnen«. Man habe dann ein deutlicheres Bild des Gegenstandes vor sich, gleichwohl unterscheide sich dieses Bild nicht von irgendeiner anderen Erinnerungsvorstellung. »Weder bemerkt man eine besondere Unbestimmtheit der Umrisse, noch ein Zerfließen in eine Reihe ähnlicher Vorstellungen« (a. a. O.).

Störring setzt diesen Ausführungen Wundts in einer Abhandlung im 20. Bd. der »Philosophischen Studien« (herausgegeben von Wundt) S. 324 ff., »Zur Lehre von den Allgemeinbegriffen« betitelt, hinzu: »Wir haben es hier also mit einer Einzelvorstellung

1) Wundt, Logik. I. S. 45.

zu tun; sie kann nur dadurch im entwickelten Bewußtsein direkter oder unbestimmter als andere Einzelvorstellungen sein, weil sie von der Wortvorstellung beiseite gedrängt wird.« »Man kann eine bestimmte Vorstellung insofern allgemein nennen, als sie für eine Reihe gleicher Vorstellungsobjekte Geltung hat. Von dieser Art der Allgemeinheit unterscheidet sich, wie man leicht sieht, die Allgemeinheit der Begriffe so, daß sie für differente Vorstellungen oder Vorstellungsobjekte gelten.« »Einen Einzelbegriff nennen wir jeden Vorstellungsinhalt und jede von uns gesetzte konkrete Beziehung, wenn dieselben als konstante Größen in unseren Denkprozessen behandelt werden. So stellen die Einzelbegriffe die letzten Elemente unseres Denkens dar.« Beim Denken des Allgemeinbegriffes wird die Einzelvorstellung aufgefaßt als Stellvertreterin des Allgemeinbegriffs. Wie kommt diese Auffassung zustande? Lipps meint (Philosoph. Monatshefte. Bd. 17), wie Störring anführt (S. 326): »Dem Wahlakte, durch den die repräsentative Vorstellung ins Bewußtsein gehoben wird, ist das begleitende Bewußtsein wesentlich, ,daß eine andere Handlung statt der vollzogenen möglich gewesen wäre. Nun kann dieses begleitende Bewußtsein sicher auf keine andere Weise zustandekommen als dadurch, daß neben der repräsentativen Vorstellung A_1, wenn auch nur für einen Augenblick, eine beliebige andere Vorstellung A_2 oder A_3 wirklich von mir vollzogen wird, und ich mir zugleich bewußt bin, daß dieser Wechsel für das, worauf es mir ankommt, nichts verschlägt'.« Wundt erklärt das Bewußtsein, daß die Vorstellung nur repräsentativ ist, durch das »Begriffsgefühl« (Physiol. Psychologie. II.[4] S. 477), d. h. »das in der Regel nur in Form eines Gefühls zum Ausdruck kommende Bewußtsein der bloß stellvertretenden Bedeutung. Dieses Begriffsgefühl läßt sich wohl darauf zurückführen, daß dunklere Vorstellungen, die sämtlich die zur Vertretung des Begriffs geeigneten Eigenschaften besitzen, sich in der Form wechselnder Erinnerungsbilder zur Auffassung drängen«. Störring meint, nicht in dem Begriffsgefühl, sondern in der mit dem Begriffsgefühl verbundenen Deutung des Begriffsgefühls sei der Gedanke des stellvertretenden Wertes der Vorstellung gegeben. Für eine solche Deutung des Begriffsgefühls würde man die Erfahrung in Anspruch zu nehmen haben. Nur in einzelnen Fällen träten die im Hintergrunde des Bewußtseins stehenden Vorstellungen hervor und nähmen die

Stelle der ersteren Vorstellung ein. In den meisten Fällen genüge diese früher gemachte Erfahrung der Möglichkeit dieses Vorgangs, die voraussetzt, »daß die Vorstellung A_1 die Funktion einer repräsentativen Vorstellung eines Allgemeinbegriffs ausübt, bevor sie als repräsentative Vorstellung aufgefaßt wird.« Dieses kann sie durch ihre Beziehungen zu A_2, A_3, A_4 usw. »in der Heraushebung der gleichen oder ähnlichen Vorstellungsinhalte«. Dabei haben wir das urteilende Denken in Anspruch zu nehmen, und zwar kommen nach Ansicht Wundts nicht Gleichheitsurteile primär in Betracht, »sondern Urteile, verwandte komplexe Vorstellungsinhalte A_1, A_2, A_3 in ihre Bestandteile zu zerlegen« (Logik.[2] I. S. 106 und 107). »Hat das urteilende Denken verwandte Vorstellungskomplexe nun so bearbeitet«, schreibt Störring, »daß die gleichen oder ähnlichen Vorstellungsinhalte und die gleichen Beziehungen herausgehoben bzw. hineingedacht sind, so wird etwa ein Vorstellungskomplex A_1 zur Funktion eines Allgemeinbegriffs auf die Weise gelangen können, daß die im Hintergrunde des Bewußtseins stehenden Vorstellungen A_2, A_3, A_4 usw. die gleichen oder ähnlichen Vorstellungsinhalte in A_1 und die gleichen in sie hineingedachten Beziehungsgedanken in A_1 hervorheben, so daß infolge dieser assoziativen Beziehung zu den wie A_1 durchs Denken bearbeiteten Vorstellungskomplexen A_2, A_3, A_4 die Vorstellung A_1 als Allgemeinbegriff im Denken wirken kann.« Eine Vorstellung funktioniert als repräsentative Vorstellung für verschiedene Allgemeinbegriffe dadurch, »daß die Wortvorstellung bestimmend wirkt auf die Reproduktion der im Hintergrunde des Bewußtseins stehenden Vorstellungskomplexe«. Ferner setzt, wie Störring glaubt, die wissenschaftliche Bestimmung eines Allgemeinbegriffs und die Möglichkeit, einen Allgemeinbegriff bis zu Ende zu denken, noch Urteile negativer Art voraus, in der Weise, daß wir sagen können, »die und die Merkmale sind diesen Vorstellungsinhalten, diesen Vorstellungsobjekten nicht gemeinsam«. Dieses negative Urteil falle weg bei den Allgemeinbegriffen, welche einfache Vorstellungsinhalte beträfen, nämlich bei den Allgemeinbegriffen von einfachen Eigenschaften und Tätigkeiten.

Unsere Allgemeinbegriffe betreffen also Vorstellungsinhalte und Beziehungen. Störring geht dann über zu den abstrakten Allgemeinbegriffen und führt an, wie Wundt dieselben charakterisiert (Logik. I. S. 111 und 112). »Der Sprachgebrauch weist ...

zunächst auf ein äußeres Merkmal der abstrakten Begriffe hin, das seinen Ausdruck in dem Verhältnis des Begriffs zu seiner repräsentativen Vorstellung findet. So lange die letztere nicht bloß in dem Wort, sondern außerdem noch in einer sinnlichen Anschauung bestehen kann, nennen wir den Begriff konkret. Sobald dagegen das gesprochene Wort das einzige Zeichen für ihn bleibt, ist er abstrakt.« »Sobald wir nun aus gegebenen konkreten Begriffen abstrakte bilden wollen, lösen wir bestimmte unter jenen Beziehungen (jeder Begriff besteht aus Elementen, die selbst wieder Begriffe sind und zu ihm in den verschiedensten logischen Beziehungen stehen) aus den Verbindungen, in denen sie sich befinden. An dieses analytische Verfahren schließt sich dann als zweite Stufe ein synthetisches an, welches darin besteht, daß verschiedene auf solche Weise isolierte Beziehungen miteinander verbunden werden.« »So haben wir es«, schreibt Störring, »bei abstrakten Begriffen mit einer Synthese von allgemeinen Beziehungsbegriffen zu tun. Bei ihnen kommen Vorstellungsinhalte als Merkmale des Allgemeinbegriffs in Wegfall. Damit hängt aber die nähere Beziehung der in die Synthese eingehenden allgemeinen Beziehungsbegriffe zu der Wortvorstellung zusammen. Die Beziehungen werden, wie wir sahen, zunächst in die betreffenden Vorstellungsinhalte hineingedacht, so daß der Gedanke der Beziehungen von diesen aus reproduziert wird. Verlieren aber die Vorstellungsinhalte ihre Bedeutung für den Allgemeinbegriff, so kommt diejenige assoziative Beziehung zur Geltung, in der sie zu der Wortvorstellung, der akustischen, motorischen und visuellen stehen. Dann werden von dieser aus die Beziehungsgedanken reproduziert.«

Schon gelegentliche Selbstbeobachtungen lassen vermuten, daß die bisherige Psychologie sich diese Frage zu einfach denkt und den mannigfaltigen Fällen der inneren Vergegenwärtigung der Begriffe und den dabei vorkommenden individuellen Verschiedenheiten nicht gerecht wird. Schon die neueren Beobachtungen über Vorstellungstypen legen die Vermutung nahe, daß die Arten der anschaulichen Elemente, die bei den einzelnen Menschen auch beim begrifflichen Denken arbeiten, große Verschiedenheiten aufweisen, und daß ferner anschauliche Elemente bei manchen Individuen vielleicht für gewöhnlich gänzlich fehlen werden, insbesondere bei dem Operieren mit Begriffen von höherer Stufe der Abstraktion.

Die folgende Untersuchung stellt sich daher die Aufgabe, an verschiedenen Fällen und an verschiedenen Individuen die Art und Weise, wie sich die einzelnen Menschen isolierte Wortbedeutungen vergegenwärtigen, festzustellen. Die Untersuchung hatte von vornherein mit der Möglichkeit zu rechnen, daß in der Art, wie die einzelnen Versuchsteilnehmer sich Begriffe innerlich vergegenwärtigen, große individuelle Verschiedenheiten vorkommen, und daß diese mit der individuellen Form des Vorstellens überhaupt zusammenhängen. Deshalb war es geboten, die individuellen Eigentümlichkeiten des Vorstellens bei den einzelnen Teilnehmern genauer festzustellen, insbesondere den Vorstellungstypus zu bestimmen. Da wir ferner wieder den Vorstellungstypus, zum Teil mit Hilfe der Reaktionsmethode (Reproduktionsmethode), zum Teil nach der Methode des unmittelbaren Behaltens und der Verbindung von Störungen und Hilfen bestimmen wollten, so mußten vorerst die Reaktionszeiten aller Versuchspersonen (Vp.) gemessen werden, und es war die Grenze ihres unmittelbaren Behaltens zu bestimmen. Die Reproduktionsmethode bildet zugleich einen wesentlichen Teil der Hauptversuche. Soweit Wichtiges für den individuellen Vorstellungstypus daraus hervorging, wird in Anmerkungen darauf hingewiesen werden.

Vorversuche.

Zur Feststellung der Reaktionszeiten der einzelnen Vp. hatte zunächst jede von ihnen gegen 50 Gehörreaktionen zu machen. Wir hatten in der Mitte des Experimentiertisches ein Hippsches Chronoskop und seitwärts davon zwei Elemente aufgestellt. An beiden Ecken der vorderen Tischplatte waren zwei Taster angebracht, bestehend aus einer runden Holzplatte mit einer Metalleinlage, die mit einem in einem Scharnier befestigten Hebel in Verbindung gebracht werden konnte, dessen Griff mit einer isolierenden Kautschukplatte bedeckt war. Läßt man den auf die Metallplatte herabgedrückten Hebel los, so wird er durch eine Feder wieder emporgeschnellt. Der elektrische Strom wurde von den Elementen zunächst in einen Stromwechsler geleitet und von dort in die Metalleinlagen der beiden Taster. Von den beiden Hebeln liefen zwei Drähte zum Chronoskop. Wenn also beide Hebel herabgedrückt waren, war der Strom geschlossen und setzte

den Zeitmesser in Lauf. Der Experimentator stand vor dem einen Taster, die Vp. vor dem zweiten und hielt den Hebel mit dem Mittelfinger der rechten Hand herabgedrückt. Nach vorhergegangener Ankündigung durch »jetzt« stellte der Experimentator durch einen mittelkräftigen Schlag der flachen Hand den Kontakt seines Tasters und damit Stromschluß her, so daß die Uhr lief. Das plötzliche Aufschlagen des Hebels auf die darunterliegende Metallplatte erzeugte einen deutlich vernehmbaren Schall, auf den die Vp. durch sofortiges Loslassen des betreffenden Hebels (Stromunterbrechung, Stillstand des Zeitmessers) zu reagieren hatte. Der Zeitmesser zeigte dann die zu dieser Reaktion gebrauchte Zeit an. Damit die Vp. die herabschnellende Hand des Experimentators nicht sah und sich dadurch vielleicht in der Reaktion beeinflussen ließ, stand sie so vor dem betreffenden Taster, daß sie dem Experimentator den Rücken zukehrte. Die Reaktionen waren der Instruktion nach »sensorielle« im Sinne von Wundts Bestimmung dieses Begriffs. Die durchschnittliche Reaktionszeit betrug bei

Vp. I: 161,3 Tausendstel Sekunden.
» II: 165,8 » »
» III: 161,5 » »
» IV: 163,2 » »

Dann wurde die Grenze des unmittelbaren Behaltens von sinnlos aneinander gereihten Buchstaben festgestellt.

1) Indem der Experimentator den Vp. die Buchstaben vorsprach in gleichem Takte, der jeder Vp. angepaßt wurde. Die Pause zwischen den einzelnen Buchstaben betrug $^1/_2$—$^3/_4$ Sekunde. Bei den Vp. II und IV waren 7, bei Vp. III 8, bei Vp. I 10 Buchstaben die Grenze des fehlerlosen Behaltens. Darauf wurden diese Versuche in der Höhe der Grenze mit rein akustischen Störungen, die mit dem Aussprechen des einzelnen Buchstabens zusammenfielen, wiederholt. Wir ließen zu diesem Zwecke das Metronom schlagen. Es wurde übereinstimmend empfunden, daß dieses eher eine Hilfe als eine Störung für das Behalten ist. Dagegen wurde als sehr störend empfunden, wenn das Aussprechen der Buchstaben in den Zeitraum zwischen zwei Metronomschläge fiel. Darauf ließen wir die Vp. die Störungen selbst ausführen durch lautes Hersagen von 1, 1, 1 usw. oder des a, b, c. Dieses wurde von allen Vp. als mehr oder minder große Störung empfunden. Die Grenze des Behaltens ging um einen, bei Vp. IV sogar um

zwei Buchstaben zurück. [Wenn die Vp. erst nach einer Pause von $^1/_2$ Minute die Leistungen ihres Behaltens darzulegen hatten (während der Pause mußten die Vp. aus einer Zeitschrift laut vorlesen), so wurden wenige oder gar keine Buchstaben behalten.]

2) Es wurde die Grenze des unmittelbaren Behaltens bei visueller Darbietung von Buchstaben festgestellt. Die Zeitdauer des Lesens entsprach der bei den akustischen Darbietungen.

Bei Vp. I und III blieb die Grenze dieselbe oder ging um einen Buchstaben zurück, bei Vp. II ging sie um zwei Buchstaben zurück und es hatte Vp. das Gefühl großer Schwierigkeit, Vp. IV kam um einen Buchstaben weiter und fand diese Art bedeutend leichter.

Dieser Versuch wurde wiederholt mit der Aufgabestellung, das innere Sprechen beim Lesen zu unterdrücken (stumm zu lesen) durch 1, 1, 1-Sagen.

Die Wirkung war bei allen eine ungünstige. Vp. I ließ einen oder zwei, Vp. II drei bis vier, Vp. III zwei bis drei Buchstaben aus. Aber auch Vp. IV ging um einen oder zwei Buchstaben zurück. Dabei wurden die Fehler falscher Reihenfolge nicht einmal mitgerechnet. Das innere Sprechen wurde durch das 1, 1, 1-Sagen nicht vollständig unterdrückt.

[Ließen wir nach dem Lesen eine Pause folgen, wurde sozusagen nichts behalten.]

Durch Selbstbeobachtung hatte Vp. I bemerkt, daß sie fast nie stumm lese, und daß sie bei dem 1, 1, 1-Sagen doch die Buchstaben innerlich spreche oder doch wenigstens deutliche Sprechtendenzen habe. Versuche sie, diese zu unterdrücken, so habe sie das Gefühl, wenig behalten zu haben, und beim Hersagen der behaltenen Buchstaben das Gefühl absoluter Unsicherheit.

Vp. II hatte das innere Sprechen ebenfalls deutlich beobachtet. Wenn sie etwas gut behalten soll, glaubt sie, dieses Sprechen unbedingt notwendig zu haben. Das Bild der Buchstaben sei sofort verschwunden gewesen.

Vp. III hatte schon bei Versuch 1 beobachtet, daß sie viel schlechter behalte, wenn das Aussprechen der Buchstaben seitens des Experimentators zwischen das einzelne Aussprechen von 1, 1, 1 ihrerseits falle. Sie meint, das innere Sprechen sei ihr dann viel schwieriger, während es für sie nicht sehr schwer sei, daß zugleich mit dem 1, 1, 1-Sagen eine Sprechtendenz aufkäme.

Auch bei dem letzten Versuche bemerkt sie deutlich die inneren Sprechtendenzen, welche das Behalten unterstützten. Ein Bild habe sie nach der Aufgabe des stummen Lesens absolut nicht vor Augen.

Vp. IV verläßt sich, wie sie deutlich beobachtet, sehr viel auf das Bild der Buchstaben, sieht aber bei diesem Versuche, daß das Unterdrücken des inneren Sprechens das Behalten herabmindert.

Weiter wandten wir die sogenannte Methode der Hilfen an. 3×3 Buchstaben, die quadratisch angeordnet sind, werden gelernt durch sechsmaliges Lesen. Die Vp. hatten nachher eine beliebige andere Reihenfolge, z. B. die Diagonale von rechts nach links, nach den Fragen des Experimentators aufzusagen. Vp. I und II haben gar kein Bild vor Augen, sie rekonstruieren durch Aufsagen der Buchstaben. Vp. III hat im ersten Augenblick noch ein klares Bild, das sich aber bald verwischt; sie rekonstruiert mit Hilfe des Bildes und durch Aufsagen. Vp. IV rekonstruiert nur nach dem Bilde. Dann prüften wir das Behalten von neun farbigen Figuren, die nach der Methode der Hilfen quadratisch angeordnet waren und auch sechsmal durchgesehen wurden. Beim Durchsehen mit Unterdrückung des inneren Sprechens durch 1, 1, 1-Sagen behielten Vp. I, Vp. II und Vp. III nur drei oder vier Figuren und ihre Farben, Vp. IV konnte fast immer sechs oder sieben rekonstruieren. Beim Durchsehen der Figuren mit Benennen gelang es den Vp. I, II und III das Bild vollständig richtig zu rekonstruieren. Vp. IV empfand das Benennen als störend; die Grenze des Behaltens wurde um zwei oder drei Figuren vermindert. Das visuelle Bild hatte also durch das Hinzukommen der Klangbilder bedeutend an Klarheit verloren.

Das Resultat wäre demnach:

Vp. I ist akustisch-motorisch,
» II ist stark akustisch, aber auch motorisch,
» III ist mehr akustisch-motorisch als visuell,
» IV ist stark visuell veranlagt.

Diese Resultate stimmen mit den Selbstbeobachtungen der Vp. überein.

Vp. I kann leichter beim Vorsprechen als beim Lesen behalten, in beiden Fällen spricht sie innerlich, und bei der Aufgabe des stummen Lesens treten unwillkürlich Sprechtendenzen auf.

Vp. II weiß, daß sie beim Lesen sehr deutlich innerlich spricht, ja sogar Neigung hat halblaut zu sprechen, wenn sie ihrem Gedächtnis etwas einprägen will. Am besten behält sie, wie sie beobachtet hat, wenn jemand vorliest oder vorträgt.

Vp. III kann nach ihrer Aussage sowohl leise wie laut auswendig lernen. Sie habe keinen wesentlichen Unterschied einer größeren Schwierigkeit auf dieser oder jener Seite konstatieren können.

Vp. IV hat, durch die Verhältnisse gezwungen, von Jugend auf »leise« gelernt. Sie hat ein sehr schlechtes musikalisches Gehör.

Hauptversuche.

Was haben wir innerlich gegenwärtig, wenn wir einen Begriff sinnvoll denken?

Im Anschluß an die bisher vorliegenden Erfahrungen mit der Technik der Reproduktionsversuche wurden als Versuche in Aussicht genommen:

A. Reproduktionsversuche ohne besondere Aufgabestellung, sogenannte freie oder ungebundene Reproduktionen mit der Instruktion »so schnell als möglich« zu reagieren.

B. Die Vp. hatten ohne jede Reproduktionsaufgabe den Inhalt des Reizwortes möglichst schnell aufzufassen und mit »jetzt« zu reagieren, sobald ihnen dieser klar zum Bewußtsein gekommen war.

C. Tachistoskopische Versuche, kürzeste Exposition der Reizworte:
   a) mit der Aufgabe sofortiger freier Reproduktion,
   b) ohne Aufgabe der Reproduktion den Inhalt des Reizwortes zu erfassen und sofort mit »jetzt« zu reagieren,
   c) ohne Aufgabe der Reproduktion nach Auffassung des Reizwortes möglichst schnell mit »jetzt« zu reagieren.

D. Es wurde den Vp. ohne Aufgabe der Reproduktion die Zeit beliebig freigestellt, um den Inhalt des Reizwortes völlig zu erfassen:
   a) mit der Instruktion »auf Anschauungsinhalt möglichst zu verzichten«,
   b) »mit Hilfe von Anschauungsinhalt« den Inhalt des Reizwortes sich klar zu machen.

E. Reproduktionsversuche mit bestimmter Aufgabestellung (Gebundene Reproduktionen):

Erster Versuch. Aufgabe: nach einem übergeordneten Begriff zu suchen.

Zweiter Versuch. Aufgabe: nach einem untergeordneten Begriff zu suchen.

Dritter Versuch. Aufgabe: nach einem nebengeordneten Begriff zu suchen.

A. Ungebundene Reproduktionen.

Es wurden zunächst Reproduktionsversuche ohne Stellung einer besonderen Aufgabe gemacht. Den Vp. wurden Reizworte vorgesprochen, auf die sie mit einem beliebigen Wort zu reagieren hatten, um nachher auszusagen, wie sie zu dieser Reproduktion gekommen. Das Aussprechen des Reizwortes wurde durch »jetzt« angekündigt. Als Reizworte wurden dargeboten:

I. Bezeichnungen sinnlich wahrnehmbarer Eindrücke, visueller, akustischer und taktil-motorischer Art und Empfindungsqualitäten.

II. Bezeichnungen von physikalisch-chemischen Eigenschaften und Größeneigenschaften.

III. Psychische Eigenschaften und Wertbegriffe.

IV. Allgemeine Eigenschaftsbegriffe, Bezeichnungen des Zustandes, der Tätigkeit und des Geschehens, räumliche, zeitliche und Abhängigkeitsbeziehungen der Dinge.

Substantive und Adjektive wurden vermischt gebraucht.

Die Reaktionszeiten wurden durch das Hippsche Chronoskop nach der Methode der einfachen Gehörreaktionen festgestellt, indem der Experimentator gleichzeitig mit dem Rufen des Reizwortes den vor ihm am Tische angebrachten Taster und damit den Strom schloß, während die Vp. mit dem Aussprechen des Reproduktionswortes den vor ihr angebrachten, während des Versuchs geschlossen gehaltenen Taster öffnete. Man gewöhnte sich hieran schnell und machte diese kleine Handbewegung nach einiger Übung leicht und ganz mechanisch. Dem Experimentator war es ein leichtes, das Herabdrücken des Tasters genau mit dem Aussprechen des Reizwortes zusammenfallen zu lassen. Die Vp. ließen mitunter den Hebel schon los, wenn sie den Inhalt des Reproduktionswortes schon erfaßt, aber nicht so schnell das entsprechende

Reproduktionswort finden konnten. Die vom Chronoskop angezeigte Zeit entsprach dann also nicht der Reaktionszeit und wurde als unrichtig gestrichen. Häufig erfolgte das Aussprechen des Reproduktionswortes, wie der Experimentator beobachtete, unmittelbar vor oder nach dem Öffnen des Tasters. Die angezeigte Zeit unterschied sich dann von der wirklichen Reaktionszeit nur um $^1/_{10}$ oder $^2/_{10}$ Sekunden. Da eine Feststellung der Reaktionszeit bis zu solch feinen Graden nicht von wesentlichem Interesse für unsere Versuche war, so wurden diese Zeiten als gültig angenommen. Da wir den ersten Eindruck der Reizworte kennen lernen wollten, wurde den Vp. die Aufgabe gestellt, möglichst schnell zu reagieren.

I. Reproduktionen auf Bezeichnungen sinnlich-wahrnehmbarer Eindrücke.

a) *Visueller Art.*

1) Im allgemeinen erzeugt das Reizwort sofort eine visuelle Vorstellung, die leicht ein Reproduktionswort finden läßt.

z. B. Gras — grün,
Dach — schräg,
glänzend — Gold usw.

2) Die Vorstellungen sind nicht von vornherein im einzelnen deutlich, sondern sozusagen schattenhaft. Das, was zuerst sinnfällig deutlich wird, wird bezeichnet und als Reproduktionswort ausgesprochen.

z. B. Vp. I Moos — grün

(»ich hatte die Absicht, Moos mir visuell vorzustellen, sah erst unbestimmt die Tastqualität des Molligen, dann wurde die sattgrüne Farbe vorherrschend. Dabei wurde deutlich ein Waldabhang vorgestellt«).

Vp. II Stuhl — Lehne

(»hatte sofort die Vorstellung eines Stuhles; welche Form er hatte, könnte ich nicht sagen, dann wurde die dunkel polierte Lehne sehr deutlich«).

Vp. III Lanze — Spitze

(»hatte die deutliche Vorstellung des spitzen Teiles der Lanze, sah die scharfe Stahlspitze, sah den Lanzenschaft ganz unklar«).

Vp. IV Mond — rund

(»hatte verschwommen die gelbe Fläche des Mondes vor Augen, wollte erst gelb sagen, sagte dann rund, weil das Bild zu einem deutlich kreisrunden Vollmond geworden war«).

3) Die Vp. sind sich sicher bewußt, eine visuelle Vorstellung gehabt zu haben, aber sie blieb so schattenhaft, daß die Vp. nicht sagen können, was sie sich vorgestellt. Sie wissen nur, daß eine visuelle Vorstellung da war, der sie das Reizwort entnommen haben.

z. B. Vp. I Gold — gelb

(»hatte keine Vorstellung eines bestimmten Objektes, ich habe aber die feste Überzeugung, daß ich das Wort gelb visuell gefunden habe«).

Vp. II Tisch — Stuhl

(»das Wort Tisch rief bei mir ein unbestimmtes Objekt hervor, aus gelb-braun angestrichenem Holz, dann fiel mir Stuhl ein«).

Vp. III Wand — grau

(»ich hatte eine undeutliche Vorstellung, ohne daß ein konkretes Merkmal daran war; es war ein schattenhaft graues Objekt«).

4) Die Entwicklung der visuellen Vorstellungen wird von den Vp. beobachtet, so z. B., daß zuerst die Form und dann die Farbe da war.

z. B. Vp. I Holz — gelb

(»ich hatte das Bild eines Stückes Holz vor Augen von der Form und Größe, wie man es beim Heizen gebraucht, dann erst wurde die gelbe Farbe deutlich und ließ mich gelb als Reproduktionswort aussprechen«).

5) Wenn das Reizwort nicht sofort eine visuelle Vorstellung hervorruft, so suchen die Vp. nach einer solchen und haben bis dahin das Gefühl der Leere und der Unlust, das die Vorstellungstätigkeit sehr behindert.

z. B. Vp. III Gold — Gabel

(»es wollte zunächst keine Vorstellung aufkommen, ich hatte das Gefühl der Leere und stellte mir die Frage, wo finde ich Gold? Aber das Unlustgefühl über die Verzögerung hemmte meine Vorstellungstätigkeit. Dann hatte ich das deutliche Bild eines Juwelierladens; das erste, was mir auffiel, war eine goldene Gabel«).

6) Die Reproduktionsworte sind fast immer visueller Art. Eine andere Art (akustische oder taktil-motorische) wird nur gewählt, wenn auf diesem Gebiete das geläufigste und charakteristische Merkmal des Reizwortes liegt. Ein auftauchendes Reproduktionswort visueller Art wird dann oft sogar unterdrückt.

z. B. Vp. II Eis—kalt

(›ich hatte ein deutliches Bild eines großen weißen Eisklumpens. Trotzdem drängte sich förmlich gegen meinen Willen die Temperatureigenschaft kalt als Reproduktionswort auf‹). Auch die anderen Vp. hatten trotz deutlicher visueller Bilder von Eiszapfen und Eisflächen mit ›kalt‹ reagiert. An die Wortassoziation eiskalt hatte niemand gedacht.

7) Geläufige Wortassoziationen, z. B. Haus—hoch, erfolgen meistens bei zufällig abschweifender Aufmerksamkeit der Vp. und befriedigen nicht, weil der Inhalt des Reizwortes gar nicht klar geworden. Visuelle Vorstellungen fehlen dabei entweder ganz oder treten erst unmittelbar bei oder nach der Reproduktion auf.

z. B. Vp. II klar—Wetter

(›ich war mit meinen Gedanken nicht bei der Sache; ich ergänzte ganz mechanisch klar zu ‚klares Wetter'. Mit dem Gefühl der Unbefriedigung suchte ich dann etwas anderes, fand aber nichts, obwohl mir unklar das Bild von blauem Himmel und Sonnenschein vorschwebte‹).

8) Mitunter spielen Konstellationen mit. Vp. IV hat in ihrer Vorstellung meistens ganz bestimmte Objekte, z. B. ein bestimmtes Haus, einen bestimmten Tisch, Hut usw. aus ihrem Milieu und entnimmt diesen eine Eigenschaft als Reaktionswort.

z. B. Vp. I Draht—schwarz

(›zuerst hatte ich die räumliche Vorstellung der Farbe des Drahtes. Es fiel mir unwillkürlich der Zaun meines Gartens ein, der von der Witterung ganz schwarz geworden, und an dem ich kürzlich gearbeitet habe‹).

Es wurde von allen Vp. als leicht empfunden, auf Worte visueller Art zu reproduzieren.

Die Einstellung in den ganzen Gedankenkreis dieser bestimmten Gruppe von Worten ist sehr groß. Wurde unvorhergesehen ein Wort akustischer Art als Reizwort genannt, so wurden die Vp. durch das Bewußtsein, daß das ein ganz anderes Gebiet, derartig gestört, daß sie das Gefühl hatten, gar nicht reagieren zu können.

Die Reproduktionszeiten variieren bei:

Vp. I	zwischen	$1/2$	und	2″,
› II	›	1	›	$3^1/_2$″,
› III	›	$1/2$	›	2″,
› IV	›	1	›	4″.

b) *Reizworte akustischer Art.*

1) Es erfolgen urteilende Reproduktionen, und zwar meistens, wenn das Reizwort weder eine visuelle noch akustische Vorstellung hervorruft. Sie sind mehr mechanische Reaktionen, die den Inhalt des Reizwortes nicht klar werden lassen und daher die Vp. nicht befriedigen.

z. B. Vp. I Knall—laut

(»das war eine urteilende Reproduktion: der Knall ist laut«).

2) Meistens löst das Reizwort eine Vorstellung aus, die visuellen oder akustischen Charakter oder auch beides hat.

z. B. Vp. I wischen—Tuch

(»ich sah ein graues Tuch, wie es die Dienstmädchen zum Abwischen gebrauchen und sah die Bewegung des Wischens; ich sah keine Ursache der Bewegung und hörte kein Geräusch«).

Vp. II Klang—hell

(»ich hörte den hellen Klang einer Schelle, hatte aber kein Bild der Schelle vor Augen«).

Vp. III heulen—Wolf

(»ich hatte die Vorstellung eines heulenden Wolfes in einer Menagerie; ich sah den Wolf im Käfig und hörte das Heulen. Das visuelle Bild ging dem akustischen voraus«).

Vp. IV Trommeln—Soldaten

(»ich sah einen Trupp Soldaten mit Trommeln vorüberziehen; es war ein deutliches Bild; ich sah die bewegten Trommelschläger; ein Klangbild fehlte vollständig«).

Anmerkung. Bei Vp. I und III geht die visuelle Vorstellung der akustischen voraus, bei Vp. II ist das Umgekehrte der Fall, Vp. IV hat immer rein visuelle Vorstellungen und nur, wenn eine solche nicht auftauchen will, eine akustische Vorstellung.

3) Die visuellen Vorstellungen enthalten häufig nur das charakteristische Merkmal des Reizwortes. z. B. »trommeln« löst ein Gesichtsbild von einer Trommel und den sich darauf bewegenden Schlägern, »scharren« die Vorstellung einer Katzenpfote, die auf dem Boden scharrt, aus. Das Reproduktionswort wird leicht gefunden.

4) Auch bei einer deutlichen Vorstellung akustischer Art wird meistens ein Reproduktionswort visuellen Charakters genannt, oder

die Vp. versagen in der Reproduktion. Es macht sich der Mangel an dem nötigen Wortschatz, die akustische Qualität zu bezeichnen, geltend, z. B. bei Reizworten wie Hobel, Säge, Mühle usf.

5) Der Einfluß der Konstellation kann so stark sein, daß ein durch Vorstellung ausgelöstes Reproduktionswort unterdrückt und mit dem durch die Konstellation hervorgerufenen Worte reagiert wird.

z. B. Vp. I dumpf—Trommel

(»Trommel wurde ausgesprochen unter dem Einfluß der Konstellation. [Das vorausgehende Reizwort war Trommel.] Ich stellte mir bei dumpf ein Kellergewölbe vor, in dem ein Schall dumpf widerhallt. Deutliche Gesichtsvorstellung des großen Raumes«).

Von den Wortassoziationen wie Knall—Schall gilt das früher Gesagte.

Die Reaktionszeiten sind von denen des vorigen Versuches nicht verschieden.

c) *Reizworte taktil-motorischer Art.*

1) Das Reizwort ruft eine visuelle Vorstellung oder Empfindungsqualität oder beides hervor. Die visuelle Vorstellung geht der Empfindungsqualität stets voraus. In jedem dieser Fälle wird leicht ein Reproduktionswort gefunden.

z. B. Vp. II lecken—Hund

(»sah, wie ein Hund sich ums Maul leckte«).

Vp. I windig—kalt

(»reine Empfindungsreproduktion, die von den sensibeln Qualitäten der Haut herrührt; ich stand im Winde und fühlte den Schauer der Kälte«).

Vp. III streicheln—Fell

(»sah ein Fell und streichelte dieses; deutliche Tastqualität«).

Die visuellen Bestandteile der Vorstellungen sind meistens schattenhaft.

2) Abgesehen von Wortassoziationen, die unbefriedigt lassen, reproduzieren die Vp. bei Reizworten, die keine Objekt- oder Eigenschaftsvorstellung hervorrufen, definierend und urteilend.

Vp. I elastisch—Feder

(»das war ein abstrakter Gedankengang; ich fragte mich, was ist elastisch? Antwort: eine Stahlfeder, z. B. eine Uhrfeder; gar

nicht war die taktil-motorische Qualität vorgestellt, der ganze Empfindungsuntergrund fehlte«).

Vp. II schlagen—kräftig

(»sollte heißen: schlagen ist eine kräftige Muskelbetätigung«).

Vp. III rauh—Winter

(»ich fragte mich: was ist rauh? Antwort: z. B. der Winter«).

Vp. IV windig—Wetter

(»fragte mich: was ist windig?«).

Anmerkung. Vp. IV hat meistens reine Gesichtsbilder, nur selten kommt die Empfindungsqualität hinzu. Die Reaktionszeiten sind dieselben wie früher.

Wir machten hierauf Stichproben mit Reizworten von visueller Bedeutung und stellten die Aufgabe, mit Worten von akustischer Bedeutung zu reagieren. Die Vp. bildeten sich bei dieser Aufgabe visuelle Vorstellungen, denen, wenn nicht schon von vornherein eine Tonqualität zum einheitlichen Ganzen des Bildes gehörte, so lange nachgegangen wurde (die eventuell verändert wurden), bis sich eine Tonqualität fand.

Manchmal ist dieser Gedankengang auch ganz abstrakt, rein urteilend.

z. B. Vp. I rot—Trompete

(»besann mich auf die Aufgabe; dann fiel mir ein, daß die Ähnlichkeit von rot und Trompetenklang von Wundt als ‚Analogie der Empfindung' angegeben wird; es war ein ganz abstrakter Gedankengang«).

Die Reaktionszeiten wurden durchschnittlich um $^1/_4''$ länger.

Anmerkung. Vp. IV fand diese Aufgabe sehr schwer und versagte meistens in der Reproduktion.

d) *Bezeichnungen von Geschmacks- und Geruchsqualitäten als Reizworte.*

Die Reizworte erregen eine Geschmacks- bzw. Geruchsempfindung, oder eine Gesichtsvorstellung, meistens beides.

z. B. Vp. II Tabak—Zigarette

(»hatte die deutliche Geruchs- und Geschmacksempfindung einer Zigarette«).

Vp. III herbe—Geschmack

(»ich hatte einen herben Geschmack, empfand das Zusammenziehen der Zunge. Hatte dann sofort das Streben, mir etwas vorzustellen,

was diesen Geschmack verursacht, da ich nichts finden konnte, reagierte ich mit ‚Geschmack'«).

Vp. III Ozon—Wald

(»deutliche Geruchsempfindung, Gefühl der Lust; dabei die deutliche Vorstellung eines schönen Waldes«).

Die visuellen Bestandteile fehlen selten, sie sind sogar die Hauptträger der Vorstellungen.

Ausgenommen sind natürlich die urteilenden und exemplifizierenden Reproduktionen (häufig bei Vp. I).

z. B. Vp. I wohlriechend—Veilchen

(»fragte mich: was ist z. B. wohlriechend?«).

Die Reaktionszeiten sind dieselben wie bei den Versuchen a, b und c.

Konstellationen wirken auch hier mit.

II. Physikalisch-chemische Bezeichnungen und Größeneigenschaften.

1) Es taucht die visuelle Vorstellung eines Gegenstandes auf, die den Inhalt des Reizwortes als Eigenschaft hat. Der Gegenstand wird Reproduktionswort. Dieser Fall ist der häufigste.

z. B. Vp. II dehnbar—Gummi

(»hatte sofort die Vorstellung eines Stückes Gummi, das jemand mit den Händen auseinanderzog«). Ferner: giftig—Schlange, magnetisch—Eisen usw.

2) Das Reizwort ruft eine visuelle Vorstellung hervor. Das Dominierende oder Charakteristische wird Reproduktionswort.

z. B. Vp. I galvanisch—Draht

(»es tauchte der sogenannte galvanische Versuch mit den Froschschenkeln auf, speziell dominierend war in der Vorstellung der Draht, an dem der Froschschenkel hing«).

Vp. II Porosität—Poren

(»sah eine Eierschale vor sich mit grob geporter Oberfläche«).

Der Inhalt des Reizwortes wird durch das Bild klar.

3) Die Vp. suchen nach einem Anschauungsbilde, da die begriffliche Bedeutung des Reizwortes nicht sofort klar ist.

z. B. Vp. I schmal—Landzunge

(»wollte sagen ‚Nehrung', fand dieses Wort nicht und nahm das allgemeinere ‚Landzunge'. Bei ‚schmal' hatte ich zuerst ein Gefühl

der Leere, des Nichtwissens. Dann kam der Anblick einer Partie der Kurischen Nehrung; dadurch wurde der Begriff ‚schmal' erst zum Bewußtsein gebracht; ich habe nach diesem Bilde gesucht«).

Vp. II kristallinisch — Oktaeder

(»das Begriffliche tauchte nicht auf, dann das Bild eines wasserklaren Kristalls, der in einem Oktaeder endigte«).

Konstellation unterstützt das Suchen der Bilder.

Die visuellen Vorstellungen sind oft nicht näher von den Vp. zu bestimmen.

Die Vp. haben von vornherein das allgemeine Bewußtsein, daß das Wort ihnen bekannt ist, weil es zu diesem oder jenem Gebiete gehört. Dann suchen sie nach Anschauung.

z. B. Vp. III oxydierbar — Eisen

(»ich sagte mir, Oxyd finde ich an Metallen, hatte dann sofort unbestimmtes Bild mehrerer Metalle vor Augen, die oxydierbar sind. Dann Zweifel, welches ist wirklich oxydierbar; ich wählte Eisen mit dem Bewußtsein, das ist oxydierbar; dabei hatte ich sofort ein deutliches Bild eines Stückes oxydierten Eisens«).

4) Urteilende oder definierende Reaktionen. Diese lassen häufig noch eine oder mehrere visuelle Vorstellungen folgen, denen das Reproduktionswort entnommen wird.

z. B. Vp. I Energie — Kraft

(»hatte den Gedanken, daß der Energiebegriff den alten Kraftbegriff ersetzt hat. Es war eine definierende Reproduktion. Zugleich hatte ich dunkel die Erinnerung an Ostwald in Leipzig und an Bücher, die ich darüber gelesen habe, und zwar waren wohl diese näheren Umstände zuerst da«).

Vp. III Energie — Element

(»zuerst fiel mir der philosophische Begriff von Energie ein, dann Gefühl der Unbefriedigung, weil ich wußte, daß das Wort hier in physikalischem Sinne gemeint war. Dann der Gedanke, am meisten Energie steckt in der elektrischen Kraft. Dann tauchte sofort das Bild eines elektrischen Elementes mit den grünen Drähten auf«).

5) Wortassoziationen wie Adhäsion — Kohäsion, magnetisch — elektrisch werden häufiger. Die Vp. haben dabei das Gefühl der Unbefriedigung, weil die Reproduktionen ausgesprochen werden, ohne daß der Begriff des Reizwortes klar geworden ist. Mitunter werden sie auch unterdrückt.

z. B. Vp. I kurz—Stock

(»ich wollte erst ‚lang' reproduzieren, dachte aber, das wäre eine Wortreaktion und unterdrückte sie. Ich suchte dann nach der Bedeutung des Wortes mit Hilfe von Anschauungsmaterial; dann kam ein Erinnerungsbild eines abgebrochenen Stockes; vor kurzem ist mir mein Schirm abgebrochen«). (Konstellationseinfluß.)

Auch hier sind die Reaktionszeiten wesentlich dieselben geblieben.

III. Psychische Eigenschaften und Wertbegriffe.

1) Das Reizwort ruft eine visuelle Vorstellung hervor, die seinen Regriffsinhalt klar werden läßt. Diese Art ist die einfachste und läßt den Inhalt auch am besten deutlich werden.

z. B. Vp. I stolz—Gesicht

(»bei ‚stolz' hatte ich den Eindruck der stolzen Haltung einer unbestimmt vorgestellten Gestalt. Das Gesicht wurde dann deutlicher, ich sah die charakteristischen Gesichtszüge, die den Ausdruck des Stolzes ausmachen. Diese verdichteten sich zu einem Porträt, das ich kürzlich gesehen. Ich habe nicht nach dieser Anschauung gesucht, sie war sofort da«).

[Ein gutes Beispiel, wie sich eine visuelle Vorstellung Schritt für Schritt entwickelt.]

Vp. II Ernst—Charakter

(»ganz ungezwungen und unwillkürlich sah ich das deutliche Bild eines Mannes mit ernstem Gesichtsausdruck und entschiedenen Zügen. Ich schloß, das ist ein ernster Charakter«).

Vp. III Leichtsinn—Sanguiniker

(»hatte sofort die deutliche Vorstellung eines froh lachenden Burschen; sofort der Gedanke, der Mensch ist sehr leichtsinnig, ist ein Sanguiniker«).

Vp. IV Wille—eigensinnig

(»ich stellte mir sofort ein Kind vor, das eigensinnig veranlagt ist. Es war ein bestimmtes, mir bekanntes Kind. Ich sah deutlich die charakteristischen Gesichtszüge, wie es mit den Füßen stampfte usw. Ich sagte mir, das Kind ist so eigensinnig, weil man ihm zu oft seinen Willen gelassen hat«).

2) Man hat den logischen Inhalt des Reizwortes sofort in etwas klar, kann ihn aber so recht nicht bezeichnen. Man sucht nach

einem Anschauungsbilde, wobei Konstellation häufig zu Hilfe kommt. Das Bild macht den Inhalt deutlicher und läßt reproduzieren.

z. B. Vp. I träge—Nilpferd

(»hatte den logischen Inhalt sofort klar, konnte ihn aber nicht richtig bezeichnen. Dann durch Konstellation das Bild eines Nilpferdes. Der Inhalt des Reizwortes wurde noch deutlicher«).

Vp. III wütend—Ochs

(»der Inhalt war mir sofort klar, fand keine Reproduktion, daher Spannungsempfindungen, dann durch Konstellation das Bild eines wütenden Ochsen. Sofort hörten die Spannungsempfindungen auf, Gefühl der Befriedigung«).

Vp. IV klug—Fuchs

(»das Wort ‚klug' stand sofort gedruckt vor meinen Augen. Die Bedeutung glaube ich in etwa ‚klar' gehabt zu haben. Dann suchte ich nach einem klugen Wesen und hatte das verschwommene Bild eines Fuchses vor Augen«).

3) Definierende oder urteilende Reproduktionen nach der schon früher besprochenen Art und Weise, hervorgerufen durch Fragen, wie »was ist Ernst? — eine Stimmung; wer ist träge? — der Esel; wozu dient der Verstand? — zum Denken«.

4) Es tauchen frühere Zusammenhänge des Reizwortes auf.

z. B. Vp. III Wille—Intelligenz

(»dachte an Meumanns Werk »Intelligenz und Wille«, da dieses mein Lieblingsthema, hatte ich den Gedanken: auf Wille kann ich viele Reproduktionen machen. Gefühl der Befriedigung«).

Vp. I Ernst—Gefühl

(»das war eine definierende Reproduktion: der Ernst ist eine Stimmung; dunkel klangen an eine Anzahl Fälle, in denen Ernst angewendet wird, wie »ernste Gefühle« bei Goethe, ferner Kant, der das Gefühl der Achtung ein ernstes Gefühl nennt und noch andere, aber nur ganz dunkel«).

Bei verschiedenen auftretenden Zusammenhängen bedingt der Wunsch, den Inhalt des Reizwortes möglichst gut vorzustellen, die Auslese.

5) Ähnlich findet man leicht eine Reproduktion durch Umschreibung, Gegenteil, Ursache oder Wirkung, Subsumtion, näheres oder entfernteres Objekt des Reizwortes. Diese Art der

Reproduktion, die sehr häufig ist, hat viel Ähnlichkeit mit den Wortreproduktionen und läßt wie diese unbefriedigt.

6) Die Reizworte wecken eine Gefühlsqualität des Angenehmen bzw. Unangenehmen.

z. B. Vp. I sanft—weich

(»hatte sofort die angenehme Gefühlsqualität des Sanften, dann folgte eine Umschreibung des Empfindungscharakters des Sanften«).

Vp. II stolz—herrschsüchtig

(»hatte das Gefühl der Nähe eines stolzen Menschen, Gefühl der Unlust«).

Vp. III sanft—milde

(»hatte das Gefühl der Gegenwart eines sanften Menschen, der milde spricht«).

Der Wortsinn wird ganz bestimmt durch den Zwang zur Reproduktion; weil man genötigt ist, ein Wort zu bilden, läßt man eine bestimmte Teilvorstellung deutlicher werden, da sie leichter benannt werden kann.

z. B. Leichtsinn—Feder

(»das war eine Wortreaktion. Ich suchte nach etwas, wodurch definiert wurde, dabei schwebte mir die erste Silbe ‚Leicht' vor, die sofort als Reproduktion ‚Feder' hervorrief. Mit dem Aussprechen dieses Wortes merkte ich, daß ich von der ursprünglichen Tendenz abgeirrt war«).

Die Reaktionszeiten verlängerten sich um $^1/_2$—1″.

IV. Allgemeinere Wortbezeichnungen.

Bei diesen Versuchen wurde manches deutlicher, was bisher nicht recht klar geworden war.

Bei dem Verlauf der Versuche kann man zwei Stadien unterscheiden:

Erstes Stadium. Die Vp. hat entweder das Bewußtsein, unter dem Reizwort sich nichts denken zu können, oder es tritt das Gefühl auf, daß sie die Bedeutung erfaßt hat, daß aber der genauere Inhalt nicht gegenwärtig ist.

Zweites Stadium, in dem der Inhalt des Reizwortes vergegenwärtigt bzw. genauer vergegenwärtigt wird. Wie geschieht dieses?

1) Man vergegenwärtigt sich nicht genau den Begriff, sondern als Ersatz für die genaue Vergegenwärtigung klingt die Verwendung des Wortes in bekannten Zusammenhängen an. Viel-

fach suchen die Vp. nach Zusammenhängen. Diese werden entweder mehr als α) Wortzusammenhänge, oder β) Sinnzusammenhänge vorgestellt. Anschauungsinhalt fehlt meistens.

α) Wortzusammenhänge:

Vp. II Zustand—Seele

(»Seele war nahezu Wortreaktion, doch in etwas hatte ich klar, was Zustand bedeutet«).

Vp. IV Veränderung—Natur

(»dachte an die Veränderung der Natur in den vier Jahreszeiten«).

Vp. III Sein—Ontologie

(»es klang sofort ‚Ontologie' an, nicht eine leere Wortreaktion«).

β) Sinnzusammenhänge:

z. B. Vp. I Helligkeit—Farbe

(»nicht nur Wortreaktion, weil Helligkeit und Farbe häufig zusammen genannt werden. Das Wort Farbe diente zugleich dazu, den Zusammenhang mit dem Begriff Helligkeit zu bezeichnen«).

Vp. II Tonqualität—Tonleiter

(»die Tonqualität wird durch die Tonleiter ausgedrückt; ich stellte mir ein Notenblatt vor und sah die verschiedenen Noten, die Achtel, die Viertel usw.«).

Vp. III Lebhaftigkeit—Phantasie

(»sollte etwa heißen, Lebhaftigkeit ist eine besonders für die Phantasie wertvolle Eigenschaft; ich hatte mir den Begriff Lebhaftigkeit nicht vergegenwärtigt; als Ersatz dafür kam der Zusammenhang«).

Vp. II Beschleunigung—Atwood

(»dachte an die Atwoodsche Fallmaschine und die Gesetze der Beschleunigung, die damit nachgewiesen werden. Dieser Zusammenhang fiel mir ein, ehe ich mir die Bedeutung des Reizwortes klar gemacht«).

Vp. I Fortschritt—Kunst

(»es trat der Gedanke auf, daß man streitet, ob die moderne Kunst einen Fortschritt gegenüber der alten bedeutet«).

Zusatz 1. Von diesen Zusammenhängen tauchen häufig mehrere gleichzeitig auf, einer wird zum herrschenden und bestimmt die Reproduktion.

z. B. Vp. I Stärke—θυμός

(»zuerst der Gedanke, daß Stärke und Mut (θυμός) Eigenschaften der Wächter in Platons Staat sind. Daneben ein zweiter Gedanke, daß sie bei Plato als niedere Eigenschaft gilt«).

Vp. III akzidentell—Substanz

(»das Reizwort erweckte den Begriff Akzidenz, der viel dem Begriff Substanz gegenüber gestellt wird. Zugleich war auch der logische Gehalt des Wechselvollen und Zufälligen gegenwärtig«).

Zusatz 2. Ein auftauchender Zusammenhang löst einen zweiten aus, dem die Reproduktion entnommen wird.

z. B. Vp. I Bedingung—Ursache

(»hatte den Gedanken, Bedingung rechnet man gewöhnlich logisch zu den Abhängigkeitsbeziehungen. Dann fiel das Kausalverhältnis ein; dann Ursache als die reale Abhängigkeit«).

Vp. I Beschleunigung—Verlangsamung

(»das Reizwort rief den Begriff Mechanik hervor, dieser die abstrakte logische Überlegung: der Ausdruck Beschleunigung wird in der Mechanik auch für Verlangsamung verwendet«).

Vp. III Beschleunigung—Zeno

(»ich wollte mir zuerst den Begriff Beschleunigung klar machen, dabei fiel mir ein, daß Beschleunigung häufig in der griechischen Philosophie vorkommt. Dann tauchte der Name Zeno auf und sein Trugschluß«).

Die Wortzusammenhänge haben große Ähnlichkeit mit einfachen Wortassoziationen, befriedigen aber viel mehr, weil sie bewußt ausgesprochen werden, nachdem das Reizwort schon etwas klar geworden.

2) Eine große Anzahl halbbewußter und abstrakter Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen tauchen auf. Von diesen wird eine allmählich klarer bewußt und bestimmt die Reproduktion. Die auftauchenden, dunkel bewußten Vorstellungen geben dem Wort sofort einen gewissen Bekanntheitscharakter.

z. B. Vp. I Temperatur—Hering

(»es klang der ganze Komplex der Theorien über die Temperaturempfindung dunkel an, deutlicher wurde dann die Heringsche Theorie, die mir als sehr willkürlich erscheint«).

Vp. I ähnlich—Gesetz

(»bei ‚ähnlich' tauchte der Begriff ‚unähnlich' auf, dann der Gedanke, daß man gestritten hat, ob es ein Ähnlichkeitsgesetz für die Assoziation der Vorstellungen gibt. Der ganze Streit war mir deutlich. Ich formulierte das in ‚Gesetz'«).

Vp. II Intensität—Streit

(»dunkle Vorstellung von verschiedenen Arbeiten darüber, über den Streit, ob es in manchen Sinnesgebieten Intensität gibt«).

Vp. III Zustand—Lage

(»es fielen mir viele Gebiete aus der Philosophie ein, wo Zustand vorkommt, dann klang an, aber ganz dunkel, der Versuch, Zustand mit Tätigkeit zu kombinieren. Dann fiel mir die scholastische Erklärung und das Wort ‚habitus' ein, dann reproduzierte ich ‚Lage'«).

Vp. IV Eigenschaft—Akzidenz

(»es fiel mir zuerst das Wort ‚Adjektiv' ein, dann Substanz, dann das philosophische Problem der Qualität der Substanz, dabei hatte ich noch eine Menge dunkler Vorstellungen«).

Vp. I Geschehen—Sein

(»hatte zuerst dunkle Vorstellungen von Geschehen in der Philosophie. Dann tauchte der Gedanke auf, daß man Geschehen als das eigentliche Werden dem Sein gegenübergestellt hat. Zugleich klang der Gegensatz von Heraklit und den Eleaten mit an«).

Zusatz. Wie weit nach diesen Vorstellungen gesucht und wie weit sie unwillkürlich entstanden sind, wissen die Vp. meistens nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

3) Der Anschauungsinhalt kann das Mittel zur Vergegenwärtigung des Begriffsinhaltes sein und geht ihm zeitlich voraus oder umgekehrt, der Begriffsinhalt kommt zuerst zum Bewußtsein, und der Anschauungsinhalt kommt zufällig als Beispiel herbei. Der Anschauungsinhalt ist häufig zuerst ganz unbestimmt und dunkel, gibt aber dem Reizwort sofort einen gewissen Bekanntheitscharakter.

z. B. Vp. I Bewegung—Wolke

(»sah anschaulich leichte Wolken am Himmel, die am Mond vorbeiflogen, habe vor drei oder vier Tagen dieses beobachtet. An dem Bilde wurde der Inhalt des Reizwortes klar«).

Vp. I gleich—Gleichung

(»bei ‚gleich' trat das Gleichheitszeichen auf; dieses zu unterdrücken gelang nicht. Dann der Gedanke, das Gleichheitszeichen ist gewissermaßen der exakteste Ausdruck der Gleichheit«).

Vp. II Tätigkeit—Schreiner

(»zuerst unbestimmte visuelle Vorstellung, die allmählich klarer wurde als eine Schreinerwerkstätte, in der ein Schreiner hantierte; dann der Gedanke: da ist ein Beispiel von Tätigkeit«).

Vp. III Farbe—Ton

(»Farbe schwebte mir in verschiedenen Tonarten vor, helle, dunkle, besonders verschiedene Abstufungen von rot; dabei Befriedigung«).

Vp. III Verlangsamung—Hebel

(»der Begriff war mir deutlich, dann das Bild eines Zuges, der seine Fahrt verlangsamt, um zu halten; dann die dunkle Vorstellung des Bremsers, wie er den Hebel handhabt«).

Vp. II Fortschritt—Studien

(»zunächst der Gedanke, daß Fortschritt meistens in gutem Sinne gebraucht wird. Dann ein Anschauungsbild. Ich hatte einige Arbeiten von einem Schüler vor mir liegen und sah den Fortschritt, der gemacht war«).

Vp. IV Wechsel—Miete

(»,Wechsel' erinnerte an Leute, die ihre Wohnung wechselten. Dieses Bild war durch die Frage hervorgerufen, was ist Wechsel, was gibt es für Wechsel? Antwort: z. B. Wohnungswechsel«).

Zusatz. Häufig wissen die Vp. nicht, ob sie nach dem Bilde gesucht haben oder nicht.

4) Die Reproduktion ist rein definierend.

z. B. Vp. III Veränderung—motus

(»Veränderung ist der Übergang von Potenz in den Akt«).

Vp. I Ordnung—Zeit

(»es wurde der Inhalt klar dadurch, daß als Beispiele herbeieilten und das Reizwort in etwas definierten: Ordnung der Zeit, Ordnung der Töne oder Schalleindrücke in der Zeit«).

5) Der Begriff wird unter einen allgemeineren subsumiert oder es wird ein Unterbegriff des Reizwortes gesucht, stets mit dem Gefühl der Unbefriedigung, weil es ohne genauere Vergegenwärtigung des Reizwortes geschieht.

z. B. Ton—Gehörseindruck
Veränderung—Geschehen
Zustand—Kategorie
Geräusch—Scharrren
Temperatur—Wärme
Geräusch—Lärm usf.

6) Bei vieldeutigen Worten tritt oft die weniger abstrakte Bedeutung ein, die dann die Reproduktion bestimmt.

z. B. Vp. III Lebhaftigkeit—sanguinisch

(»Bild eines recht lebhaften sanguinischen Burschen; jetzt merkte ich, daß ich das Reizwort falsch aufgefaßt. Ich versuchte die Reproduktion zu unterdrücken; das gelang nicht«).

Vp. II Stärke—Mann

(»ich stellte mir die Muskeln eines Mannes vor, besonders die Arme. Das Bild zeigte den Köper eines Athleten«).

7) Bei abgelenkter Aufmerksamkeit wird der Wortsinn gar nicht vergegenwärtigt; dann tritt eine reine Wortreproduktion ein, immer mit dem Gefühl der Unbefriedigung.

z. B. Verhältnis—mäßig

Beständigkeit—Unbeständigkeit

Ereignis—Natur

Die Vp. spricht wie im Unterbewußtsein.

Die Reproduktionen auf Bezeichnungen ganz bestimmter Zustände und Tätigkeiten, wie laufen, stehen usw., wurden stets durch visuelle Vorstellungen ausgelöst, sei es, daß diese von selbst auftauchten oder von den Vp. gesucht wurden. Dem Bilde geht ein dunkles Verstehen voraus.

z. B. Vp. I stehen—Pult

(»ich sah mich selbst am Pult stehend arbeiten; die Reaktion wurde verzögert, weil ich keinen zusammenfassenden Ausdruck finden konnte. Dem Bilde voraus ging das bestimmte Bewußtsein, in etwas den Begriffsinhalt schon richtig aufgefaßt zu haben«).

Vp. II Laufen—Beine

(»das Reizwort war mir sofort klar, sah dann die hin- und herbewegten Beine eines laufenden Knaben«).

Vp. III stehen—Stativ

(»ich hatte sofort eine unbestimmte Auffassung von ‚stehen'. Dann suchte ich mir einen feststehenden Gegenstand vorzustellen. Dabei fiel mir sofort Stativ ein. Ich hatte die deutliche Vorstellung eines Stativs«).

Die Reaktionszeiten waren wesentlich dieselben wie bei Versuch 3; nur bei den Beispielen konkreter Tätigkeiten und Zustände entsprachen sie denen bei Versuch 1.

Aus den bisherigen Versuchen sehen wir die verschiedenen Wege der Reproduktionen, und inwiefern der Inhalt des Reizwortes dadurch deutlich bzw. deutlicher wurde. Die Reproduktion

beschränkt sich entweder mehr auf die bloße Vergegenwärtigung der Bedeutung des Reizwortes, oder sie geht mehrere Schritte darüber hinaus. Das Reizwort verbindet sich mehr oder weniger bestimmt mit dem Bewußtsein einer Aufgabe. Je bestimmter das Bewußtsein einer Aufgabe hervortritt, desto mehr schreitet die Reproduktion über den Inhalt des Reizwortes hinaus und umgekehrt.

B. Reaktionen ohne Reproduktionsaufgabe.

Wir boten dann aus jeder Art von Worten, die zu unseren Versuchen benutzt waren, den Vp. einige Proben dar, ohne daß eine Reproduktion verlangt wurde. Es wurde die Aufgabe gestellt, den begrifflichen Inhalt des Reizwortes selbst richtig aufzufassen und mit »jetzt« zu reagieren, wenn das erreicht war. Beim Aussprechen des »jetzt« mußte die Vp. den Taster öffnen. Im allgemeinen bleibt die Einwirkung des Reizwortes dieselbe. Die Reizworte werden definiert oder in einen bekannten logischen Zusammenhang gebracht. Zuweilen kommt eine anschauliche Vorstellung zu Hilfe, an der das Reizwort klar gemacht wird; dieses ist wiederum fast immer der Fall bei Bezeichnungen ganz bestimmter Zustände und Tätigkeiten. Die Vp. haben das Bewußtsein, daß damit das Verständnis der Reizworte gegeben ist. Wortassoziationen, Umschreibungen und Subsumtionen tauchen auch hier im Vorstellungsprozesse auf. Sie befriedigen nicht, sondern hemmen vielmehr die Vorstellungstätigkeit.

An manchen Fällen war deutlich zu sehen, daß die vorausgegangene Aufgabestellung der Reproduktion von großem Einfluß war. Wir haben schon früher erwähnt, daß die Vp., sobald sie das Reizwort gehört, seinen Inhalt auch in etwas klar zu haben glaubten. Unter dem Zwange, eine Reproduktion zu finden, ging dann die Vorstellungs- und Denktätigkeit weiter. Hier begnügen sich die Vp. häufig mit der ersten Auffassung des Reizwortinhaltes. Dieses geschieht besonders bei sehr geläufigen Worten, oder wenn die oben angeführten Mittel, sich den Inhalt zu vergegenwärtigen, nicht schnell genug gefunden wurden. Was diese erste Auffassung ist, und was sie ausmacht, wissen die Vp. nicht zu sagen. Sie sind dabei auch

nicht sehr befriedigt, weil, wie sie selbst sagen, der eigentliche Inhalt noch unklar geblieben ist.

Die Vp. warten deshalb stets eine Zeitlang, ob nicht eine visuelle Vorstellung oder ein bekannter Zusammenhang auftaucht. So bleiben die Reaktionszeiten durchschnittlich dieselben.

C. Tachistoskopische Versuche.

Um das erste Auffassen eines Reizwortes näher kennen zu lernen, und was dieses »in etwas klar sein« eigentlich ausmacht, machten wir folgenden Versuch.

Wir exponierten mit Hilfe eines Tachistoskops Reizworte der Gruppen 3 und 4. Benutzt wurde das Wundtsche Tachistoskop. Auf einer steinernen Grundplatte mit vier verstellbaren Schraubenfüßen sind zwei Säulen aufgebaut. In den nach innen gerichteten Fugen dieser Säulen läßt sich eine Metallscheibe nach Art einer Guillotine auf- und abbewegen. In dieser Scheibe ist ein Spalt, den man beliebig vergrößern und verkleinern kann. Über den beiden Säulen ist ein Elektromagnet gelagert, der die an einer Schnur emporgezogene Scheibe mit dem Spalt hält. Die Schnur läuft oben über ein Rädchen und ist an dem nach außen überhängenden Teile mit kleinen Bleigewichten beschwert. Diese Gewichte sind abnehmbar und lassen, wenn der zum Elektromagneten führende Strom unterbrochen wird, die Scheibe mehr oder weniger schnell heruntergleiten. Das Unterbrechen des Stromes geschah durch Umwenden des Stromwechslers seitens des Experimentators. Zwischen den unteren Teilen der Säulen ist ein dunkler Vorhang so angebracht, daß er von der heruntergleitenden Scheibe mit nach unten gezogen wird. Hinter diesem Vorhang ist ein Kärtchen von der Größe einer Visitenkarte mit Reizworten angebracht. Die Reizworte waren mit der Schreibmaschine möglichst gleichmäßig geschrieben. Der Spalt in der herabgleitenden Scheibe exponierte das Reizwort kurze Zeit den Augen der Vp. Diese saßen hinter einem Brettergestell so, daß sie durch einen Spalt gerade auf den Vorhang sahen. Die Richtung des Reizwortes zeigte ein am Vorhang angebrachter weißer Punkt an, von einer elektrischen Birne gut beleuchtet.

Zuerst machten wir nur Leseübungen. Der Spalt der Scheibe war 3 cm geöffnet. Die Schnelligkeit der heruntergleitenden

Scheibe, und damit die Dauer des Exponierens der Reizwörter wurde der Sehkraft der einzelnen Vp. angepaßt.

Versuch a.

Zuerst ließen wir die Vp. unmittelbar nach Sichtbarwerden des Reizwortes reproduzieren. Die Vp. sind der Ansicht, daß sie ganz automatisch reproduzieren.

Die Reproduktionen waren Wortassoziationen, wie

Frei—heit, traurig—Stimmung,
Wille—Gefühl, Fleißig—keit,

oder synonyme Umschreibungen, wie

brav—tapfer, tapfer—stark,
Gedächtnis—memoria, offen—ehrlich,

oder sinnlose Reproduktionen, wie

heuchlerisch—blind

[das flüchtig gelesene Wort ruft mehrere Reproduktionstendenzen hervor, und eine von diesen noch im Unterbewußtsein befindlichen bewirkt die Reproduktion]

oder die Vp. versagten in der Reproduktion.

Wir sahen ein, daß der Zwang der sofortigen Reproduktion einen zu großen Einfluß ausübte. Die Vp. waren so von der Aufgabe der Reproduktion, die ja sofort zu erfolgen hatte, erfüllt, daß das Reizwort nicht ruhig einwirken konnte. Sein Bedeutungsinhalt war gar nicht klar geworden.

Versuch b.

Wir ließen die Reizworte auf die Vp. einwirken, ohne Aufgabestellung der Reproduktion, mit der Aufforderung, nur den Inhalt des Reizwortes selbst zu vergegenwärtigen. Es wurde über dem Spalt des Fallschiebers ein weißes Stück Papier von der Größe eines Quadratzentimeters angebracht, das also unmittelbar nach Sichtbarwerden des Reizwortes erschien. Das Erscheinen dieses Quadrates galt als Signal, sofort mit »jetzt« zu reagieren, den eventuellen Vorstellungs- und Denkverlauf zu unterbrechen und die Selbstaussage zu machen.

Es zeigte sich, daß mitunter die Wortbedeutung doch schon in etwas gegenwärtig war, aber nur in der Form eines dunklen Anklingens, einer Vorahnung gewissermaßen, die schon durch das bloße optische Bild des Reizwortes hervorgerufen wird. Das innere Sprechen beim Lesen erfolgt zwar immer, aber es kommt relativ zu spät, und die Vp. haben das bestimmte Bewußt-

sein, daß das Anklingen der Bedeutung dem Sprechen vorausgeht.

z. B. Vp. I gleich

(»die Wortbedeutung klang flüchtig an. Man hat das Bewußtsein, daß dieses Anklingen sich mit einer ungeheuren Schnelligkeit vollzieht. Ich habe innerlich gesprochen, aber relativ zu spät«).

Vp. III fleißig

(»sofort das Gefühl der Bekanntheit, der Gedanke, fleißig ist mir bekannt als psychische Eigenschaft. Ich habe innerlich gesprochen, aber nicht von Anfang an«).

Vp. IV Dauer

(»ich fühlte gewissermaßen, das Wort ist mir bekannt. Auch der Sinn war insoweit gegenwärtig, als ich dachte, das ist eine Zeitbestimmung«).

Vp. I Wiederholung

(»als das weiße Quadrat erschien, hatte ich das Gesichtsbild erfaßt, auch die Bedeutung des Reizwortes, aber flüchtig. Ich habe bestimmt beobachtet, daß das innere Sprechen, als das weiße Quadrat erschien, gekommen war bis Wieder . . .«).

Die Vorstellung ist beim Erscheinen des Quadrates nach Aussage der Vp. noch in der ersten Bildung begriffen und wird unterbrochen. Die Vp. hatten sicherlich in dem Augenblick schon eine Art Apperzeption ausgeführt, auch wenn das Wort undeutlich gelesen war. Das was diese Vorstellung ausmacht, ist einerseits das Bewußtsein der Bekanntheit, andererseits eine Vorahnung der wirklichen Bedeutung, die von dem optischen Bilde ausgeht. Das darauffolgende innere Sprechen ist vom Bewußtsein des Verständnisses begleitet. Bei exponierten unbekannten oder sinnlosen Worten fällt dieses Sprechen nicht fort; es wird von dem Bewußtsein der Unbekanntheit des Wortes begleitet, das sofort nach Sichtbarwerden des Wortes mit einem Gefühl des Staunens und der Hemmung auftritt.

z. B. Vp. III Lebhaftigkeit—

(»las Luftigkeit mit dem Gefühl großer Unsicherheit, dabei hatte ich eine schattenhafte visuelle Vorstellung«).

Dauer—

(»bei dem Anblick des Quadrates hatte ich sofort das Bewußtsein der Bekanntheit des Wortes. Ferner hatte ich das Gefühl, wenn ich nur noch etwas warten könnte. Die Auffassung des Wortes war zweifellos im Entstehen und wurde unterbrochen«).

Vp. I hil—

(»ich las und sprach ,hil'. Es trat keine Gedankenverbindung ein; das Wort brachte vielmehr eine psychische Stauung hervor«).

Vp. I Beschleunigung—

(»ich habe das Bewußtsein, daß hier mehr vorlag als ein Gefühl der Bekanntheit. Beim Erscheinen des weißen Quadrates war der Anfang der Apperzeption schon eingetreten«).

Berührungsassoziationen sind auch hier ohne den Reproduktionszwang häufig.

z. B. Vp. III Ursache—

(»es fiel mir ganz schematisch Wirkung ein«).

Vp. I gleichzeitig—

(»ich habe unwillkürlich das Gegenteil ungleichzeitig gedacht«).

Werden—

(»ich zitierte sofort Vergehen, durch Einfluß von Konstellation. Habe vor kurzem ein Werk gelesen über Werden und Vergehen«).

Vp. IV edel—

(»sofort ergänzte ich Edel—mann; hatte die Empfindung, das Wort ist mir bekannt; der eigentliche Inhalt wurde mir nicht klar«).

Manchmal gaben die Vp. an, daß schon etwas von dem Vorstellungsinhalt des Reizwortes dagewesen, ehe das Bild des Wortes ganz gesehen oder gelesen werden konnte. Dieses kam jedoch nur bei langem Warten vor und nur dann, wenn die flüchtig aufgefaßten Elemente einem Worte entsprachen, das schon etwas von dem Inhalt des ganzen Wortes in sich hatte. z. B. Verlangsamung— die flüchtig aufgefaßten Elemente bildeten das Wort »langsam«, bei Tätigkeit—tätig, usw. Daß aber flüchtig aufgefaßte Elemente leicht irgendeine Vorstellung auslösen, die allerdings nichts mit dem Inhalt des Reizwortes zu tun hat, sahen wir fast bei jedem längeren Worte. z. B. Gewissenhaft—Wissen, Lebhaftigkeit— aufgefaßt war Leb, das sofort zu Leben ergänzt wurde, oder Beschleunigung—Bech—Becher, usw.

Häufig drängte sich das Lesen der Worte als solches vor. Das geschah besonders am Anfang dieser Versuche. Die Vp. wußten weiter nichts zu sagen, wie: ich habe das Wort deutlich gelesen, es hieß so und so; oder: ich habe das Wort gelesen, ich zweifle aber, ob richtig; hieß es so und so? Meistens hatten die Vp. nur das Bewußtsein der Bekanntheit bzw. Unbekanntheit, das sich in einem Gefühlston oder in Organempfindungen äußert.

Was dieses ausmacht, wissen sie nicht zu sagen. Deutlicher wurde es bei manchen Bezeichnungen psychischer Eigenschaften.

z. B. Vp. III lustig—

(»hatte die Empfindung, als ob ich selbst lustig würde«).

Vp. I ernst—

(»es war eine Art von Gefühl gegenwärtig, ein ernster Gefühlston, so etwas wie ernste Musik«).

Je geläufiger und bekannter ein Reizwort war, als desto größer wurde auch der Bekanntheitscharakter empfunden. Die Vp. hatten die Empfindung und das Bewußtsein, »darüber könnte ich vieles sagen«.

Versuch c.

Eine dritte Art von Versuchen machten wir ebenfalls ohne Aufgabestellung der Reproduktion, indem wir nicht sofort, aber möglichst schnell die Einwirkung des Reizwortes durch die Selbstaussage unterbrechen ließen. Dabei mußten die Vp. besonders auf die erste Einwirkung achten.

Die Vp. bemerken, daß sie zuerst nur das Gefühl der Bekanntheit des Reizwortes hatten, dessen Bedeutungsinhalt dann allmählich klarer wird. Sie haben das Bewußtsein von dem Entstehen der Vorstellungen und von ihrem wachsenden Bewußtseingrade. Sie reagieren schon, wenn sie das Entstehen dieser Klarheit bemerken.

Wenn sich die Vp. dieser Vorstellungen bewußt werden, so erkennen sie diese entweder:

1) Als allgemeine Zusammenhänge von dunklen Reproduktionstendenzen.

z. B. Vp. I Verstand—

(»es klang an Vernunft, die Beziehung des Verstandes zur Begabung im Sinne von Intelligenz, aber alles nur unklar, ehe diese Vorstellungen klar wurden, sagte ich ‚jetzt'«).

Vp. III inhärent—

(»es fiel mir ein forma inhaerens, fast im selben Moment als Beispiel: Tierseele. In dieser klaren Weise prägte es sich erst später aus. Zuerst hatte ich nur dunkle Tendenzen dieser Art. Die Bedeutung des Reizwortes wurde nicht klar«).

Vp. III Verstand—

(»ich verspürte verschiedene Reproduktionstendenzen, die sich dann klärten; es klang an Aristoteles und seine *νοῦς*-Lehre«).

2) Als **allgemeine** Vorstellungskreise, die dunkel als eine Art von **Gesamtvorstellung** auftauchen, in die das Reizwort eingereiht werden kann.

Vp. I Verhältnis—

(»hier war eine dunkle mathematische Vorstellung, ein ganzer Vorstellungskreis des Begriffs Relation, von Gleichheitsverhältnissen, von Verschiedenheit, Ähnlichkeit«).

Vp. III Fortschritt—

(»ich hatte den Gedanken, politischer Fortschritt; dann kam eine Masse Vorstellungen politischer Fragen. Alles wurde ganz unbestimmt vorgestellt«).

3) Als dunkle visuelle Vorstellungen.

z. B. Vp. I Bewegung—

(»hatte die dunkle, schattenhafte Vorstellung eines sich bewegenden Objektes, ohne jede nähere Bestimmung«).

Vp. II ungleich—

(»sah unbestimmt zwei ungleiche Objekte«).

[Nach dieser Selbstaussage bemerkte die Vp., daß es zwei Schlüssel gewesen wären, natürlich weil inzwischen die Entwicklung der anschaulichen Vorstellung weiter gegangen war.]

offen—

(»hatte sofort das unbestimmte Bild einer Öffnung«).

Vp. IV Bewegung—

(»zuerst hatte ich das Anschauungsbild eines sich langsam bewegenden Objektes, das allmählich deutlich wurde, als eine sich weiterbewegende Kuh«).

4) Als definierende und exemplifizierende Tendenzen.

Vp. I Situation—.

(»hatte sofort das Streben, mir durch Umschreibung das Wort klar zu machen; dabei ganz unbestimmte verschiedene Bilder, wie von gefährlichen Situationen; dann Umschreibung durch Lage«).

Vp. I Wechsel—

(»suchte von vornherein nach einem Beispiel, dachte an kaufmännische Wechsel. Es tauchte die Vorstellung auf: was hat der kaufmännische Wechsel im Geschäft zu bedeuten?«).

Vp. III hinter—

(»sofort tauchte dunkel der Gegensatz vorn auf; dann klang flüchtig an örtliches und zeitliches hinter. Dabei war ein ganz dunkler Anschauungsinhalt vorhanden«).

Vp. IV später—

(»hatte sofort das Bestreben, mir das Wort abstrakt klar zu machen; der Gedanke, später ist eine Zeitbestimmung«).

5) Als Berührungs- oder Erfahrungsassoziationen, deren sich die Vp. fast augenblicklich bewußt werden.

Zusatz. Die Vp. beobachten, daß sie nach dem Lesen kein rein optisches Bild, sondern auch zugleich das Bewußtsein von dem Klangbilde des Wortes haben.

Bei einigen Versuchen ließen wir beim Lesen halblaut 1, 1, 1 usf. hersagen, um ein stummes Lesen zu erzielen. Durch das Zählen wird ohne Zweifel die Auffassung des Reizwortes erschwert. Der Bekanntheitscharakter schloß sich aber schon an das optische Bild an. Das Sprechen erschwert auch das Lesen des Reizwortes, so daß die Vp. manchmal auch im Lesen versagen.

z. B. Vp. I wütend—

(»ich habe rein optisch wütend gelesen, unmittelbar darauf hatte ich das Bewußtsein der Bekanntheit des Wortes, zugleich das Bewußtsein, daß der Prozeß ein unvollständiger geblieben ist. Ich versuchte während des Weitersprechens von 1, 1, 1 doch das Reizwort auszusprechen. Dabei hatte ich das Gefühl der Befriedigung; der Reizwortinhalt wurde deutlicher«).

Vp. III heuchlerisch—

(»ich habe trotz des 1, 1, 1-Sagens innerlich gesprochen. Das Bekanntheitsbewußtsein war vor dem Sprechenlesen da. Es klang bald darauf etwas von der Bedeutung an«).

Anmerkung. Vp. III und IV haben das Bewußtsein, daß das Bild des gelesenen Wortes längere Zeit bei ihnen anhält und die Vorstellungstätigkeit stört.

D. Dauerreproduktionen.

Nun stellten wir uns die Frage, gibt es überhaupt eine Art und Weise, die Bedeutung eines Begriffes vorzustellen, die einigermaßen den Charakter einer simultanen, einheitlichen Vorstellung hat, ohne daß man in eine diskursive Entwicklung der Definition verfällt, und die doch befriedigt, weil sie den eigentlichen Begriffsinhalt enthält? Bei den bisherigen Versuchen könnte man einwenden, daß der Zwang zu reproduzieren, oder die

Kürze der Zeit eine solche Vorstellung nicht habe aufkommen lassen.

Um diese Frage zu untersuchen, wurden den Vp. Reizworte der Gruppe 3 und 4 zugerufen, ohne Aufgabestellung der Reproduktion und ohne den Zwang zum sofortigen Reagieren. Die Vp. sollten sich die Bedeutung dieser Worte vorstellen und erst bei dem Bewußtsein, den Begriffsinhalt erfaßt zu haben, mit »jetzt« reagieren. Unnütze Verzögerung sollte natürlich möglichst vermieden werden. Die Zeit vom Aussprechen des Reizwortes bis zum »jetzt« wurde vom Experimentator mit einer Viertelsekundenuhr gemessen. Diese Reaktionszeiten werden, weil sie sehr untereinander differieren, bei einem angeführten Versuch jedesmal mitgeteilt werden.

Versuch a.

Die Vp. sollten nach Möglichkeit auf Anschauungsinhalt verzichten, insofern, daß sie nicht danach suchen, von selbst auftauchenden, aber nicht unterdrücken sollten.

Sofort war bei allen Vp. ein Bekanntheitscharakter da, der aber gar nicht beachtet wird; weil man sich zur Aufgabe gemacht hat, einen bestimmten Vorstellungskreis zu suchen, so kann man sich bei dem Bekanntheitscharakter nicht begnügen. Die Erläuterung des Begriffsinhaltes geschieht:

1) Definierend.

z. B. Vp. I Ursache—$10^3/_4''$

(»das war ein rein definierendes Verfahren: Ursache rechnet man logisch zu den Abhängigkeitsbeziehungen. Dabei wird gewöhnlich unterschieden Ursache und Wirkung, Grund und Folge. Dann suchte ich vergeblich nach einer anderen Weise, mir den Begriff vorzustellen. Dann abgebrochen mit dem Bewußtsein der Unbefriedigung«).

Vp. III Bewegung—5″

(»ich definierte: Bewegung ist der Übergang von einem Zustand in den anderen«).

Vp. IV ungleich—22″

(»ich sagte mir, ungleich sind zwei oder mehrere Dinge, die verschiedene Eigenschaften haben, aber in der Art übereinstimmen«).

Vp. V gewissenhaft—8″

(»gewissenhaft ist der, der alle seine Pflichten genau erfüllt; ich versuchte, diese Definition zu unterdrücken, das gelang nicht«).

2) Als eine Art von definierenden **Erläuterungen** kommen Umschreibungen, Subsumtionen, Anwendungen und Beispiele des Reizwortes vor.

z. B. Vp. I Wechsel—18″

(»sehr kurze Zeit nach dem Aussprechen des Reizwortes eilte der Begriff Veränderung herbei. Dann ging der Gedanke weiter, Wechsel ist eine Art von Veränderung und bezeichnet in der Regel eine Veränderung des Zustandes oder des Ortes oder der Zeit«).

Vp. I edel—16$^1/_4$″

(»ich ersetzte den Begriff edel durch nobel, dann der Gedanke, nobel in bezug auf den Geldpunkt; parallel damit ein zweiter Gedanke. Das Wort edel hatte mit dem Worte nobel das Wort Adel ausgelöst. Diese Reproduktion blieb eine Zeitlang latent und kam zum Schlusse wieder hervor. Es fiel dann ein Geburtsadel, Gesinnungsadel; ich brach ab, da ich abschweifte«).

Vp. II Ordnung—15″

(»zuerst der Gedanke an räumliche Anordnung, zeitliche Anordnung. Dann fiel mir ein, Ordnung ist auch ein Wertbegriff, und es klang an die Bedeutung von ordentlich im Gegensatze zu unordentlich; dann fiel mir ein Rechts- und Staatsordnung und der Begriff der Unterordnung«).

Vp. IV träge—16$^1/_2$″

(»zunächst die Frage, was ist träge, dann der Gedanke, daß sich Trägheit der Knaben sowohl bei der Arbeit wie beim Spiele zeigt«).

Vp. V edel—5″

(»edel zeigt sich z. B. jemand, der die Schwachen schont«).

3) Durch bekannte Zusammenhänge und ganze Vorstellungskomplexe.

z. B. Vp. I Verhältnis—21$^3/_4$

(»zuerst reines Suchen von Anwendungen; es fiel ein Relation, dann dachte ich an korrelative Begriffe. Dann ganze Komplexe von Gedanken der Verwendung dieses Begriffes, Unter- und Überordnung; dann, wo er in der Logik vorkommt. Ich brach ab, da ich das Bewußtsein hatte, ich habe alles, was ich angeben kann, zur Erläuterung des Begriffes«).

Vp. I Bedingung—18″

(»sprach sofort innerlich Bedingung, Bedingtes; dann dachte ich, daß man über Ursache viele Erörterungen angestellt hat. Ursache ist die Summe der Bedingungen. Dann bei Spinoza, daß er nicht Ursache, sondern nur logische Bedingungen kennt«).

Vp. III Tätigkeit—14″

(»nur ein Durcheinander verschiedener Begriffe; es fiel mir zuerst das Wort Substanz ein; dann der Gedanke, wie hängt Natur und Tätigkeit zusammen, dann der Gegensatz Ruhe, dann Potentialität usw.«).

Vp. V Wechsel—8″

(»es fiel mir ein griechische Philosophie, Werden, Heraklit, *πάντα ῥεῖ* usw.«).

4) Durch Anschauungsinhalt.

z. B. Vp. I offen—21″

(»wegen der Vieldeutigkeit hatte ich sofort zwei Reproduktionstendenzen, Vorstellung eines breiten Topfes mit drei Füßen und weiter Öffnung; zugleich hatte ich die Auffassung von offen als Charaktereigenschaft; dafür als Anschauungsbild dunkel eine menschliche Gestalt, die ein offenes Wesen hat. Im Anfang war noch eine dritte Tendenz da; ich dachte an eine offene Wunde, vielleicht ganz dunkel anschaulich, und hatte dabei einen unangenehmen Gefühlston. Dieser scheint dazu beigetragen zu haben, daß diese Tendenz sofort fallen gelassen wurde«).

Diese Art, daß nur ein Anschauungsbild auftaucht, kommt durch unsere frühere Aufgabestellung, auf Anschauung möglichst zu verzichten, fast gar nicht vor.

Aber auch die anderen Arten der Erläuterung (1, 2 und 3) kommen allein höchst selten vor.

5) Es taucht ein Anschauungsinhalt auf, und darauf eine definierende Erläuterung und umgekehrt.

z. B. Vp. I nacheinander—13″

(»zuerst die anschauliche Vorstellung von zwei nebeneinander im Raume befindlichen Objekten, die den Charakter von Klötzen hatten; dann wurde diese zum Symbol eines zeitlichen nacheinander, indem ich das linke Objekt als das erste, das rechte als das spätere betrachtete. Dann Gefühl der Unbefriedigung, dann definierte ich: nacheinander ist Zeitbestimmung, die im Unterschied von gleichzeitig gebraucht wird«).

Vp. III wütend—19″

(»ich sah einen wütenden Stier [Konstellation], der sich von seinem Führer losgerissen hat und durch die Straßen läuft. Dann der Versuch zu definieren: wütend ist soviel wie zornig, rasend«).

Vp. III verschieden—$17^1/_4''$

(»bei ‚verschieden' tauchte sofort der allgemeinere Begriff vergleichen auf, dann: verschieden ist das Resultat eines Vergleichs; dann als Anschauungsbild das Vergleichen von Farben; sehr deutlich tauchten rot und orange auf«).

Vp. IV heuchlerisch—16″

(»undeutliche Vorstellung eines heuchlerischen Menschen; dann der Gedanke, heuchlerisch ist jemand, der sich besser stellt als er ist«).

Vp. V nacheinander—$6^1/_4''$

(»zuerst Anschauungsbild von zwei hintereinander stehenden, unbestimmten Objekten; dann der Gedanke, nacheinander heißt, in der Zeit aufeinander folgend«).

Vp. I gerecht—$12^1/_2''$

(»hatte ein bestimmtes Anschauungsbild. Ich sah die Haltung und das Gesicht eines typisch gerechten Menschen mit strengen Zügen. Dann das Gefühl der Unbefriedigung. Dann versuchte ich einen anderen Weg zu finden, der das Reizwort klar machen würde. Ich fing an zu definieren, daß Gerechtigkeit oft als Kardinaltugend bezeichnet wird; ferner, daß Gerechtigkeit aufgefaßt wird als die äußere Auffassung des Gesetzes, daß man von gerechter Gesinnung spricht, mit dunklem Anklang an die Unterscheidung von Legalität und Moralität«).

Die Definition wird entweder durch das Bild hervorgerufen, oder sie folgt getrennt nach, und umgekehrt.

6) Es taucht ein Anschauungsbild auf, dem ein oder verschiedene bekannte Zusammenhänge folgen, und umgekehrt.

z. B. Vp. I sanft—$24^1/_4''$

(»hatte das Bild eines sanft dahinfließenden Baches, nicht nur visuell, auch akustisch. Ferner der Gedanke, der auch von vornherein vorlag, sanft als spezifisch weibliche Eigenschaft; dann fiel mir ein der Briefwechsel Wagners mit Frau Wesendonk [Konstellation], dann, daß sanft auch spezifische Eigenschaft des Kindes, dann abgebrochen, weil die Vorstellungen sich verlieren in dem Suchen nach Zusammenhängen«).

Vp. III waghalsig—$17^3/_4''$

(»undeutliches Bild einer Gestalt, die sich von einer Brücke ins Wasser stürzen will; dann klang an das Unerlaubte dieses Tuns, das betreffende Gebiet aus der Moral«).

Vp. V Ordnung—$7^3/_4''$

(»hatte das Bild von der Ordnung in einem größeren Institut, durch das Bild tauchten die Begriffe Unterordnung, Überordnung, Nebenordnung auf«).

Der Zusammenhang wird entweder durch das Bild hervorgerufen, oder er taucht ganz getrennt von dem Bilde auf, und umgekehrt.

7) Es taucht eine definierende Erläuterung auf, dann folgen noch ein oder mehrere Zusammenhänge oder ein ganzer Vorstellungskomplex, und umgekehrt.

z. B. Vp. I Mut—$19^3/_4''$

(»hier waren mehrere Reproduktionstendenzen gleichzeitig da, die sich bei der langen Zeit alle abklären konnten. 1) Es fiel mir das griechische Wort *ϑυμός* und *ϑυμοειδές* ein. Dann der Gedanke, daß die alte Psychologie Wille und Erkenntnis bestimmt hat, das Gefühl dagegen nicht. Dieses wurde als Abschweifung mit Unlust empfunden. 2) Ich bestimmte Mut als die psychische Eigenschaft, die man den Kriegern zuschreibt und das Gegenteil von Feigheit ist. Die 3. Tendenz wurde nicht ganz klar. Mut brachte mich in den Gedankenkreis der Affekte«).

Vp. III geschehen—$20^1/_4''$

(»es tauchte sofort der Begriff Veränderung auf, dann der Gegensatz Sein. Dann lenkte ich ab, und es hielt meine Vorstellungstätigkeit auf ein ganzer Vorstellungskomplex der historischen Philosophie. Ich sagte ‚jetzt' mit dem Gefühl der Unbefriedigung, da sich keine eigentliche Vorstellung fand, sondern nur äquivalente Begriffe«).

8) Es werden alle Mittel: Anschauung, Definition und Zusammenhang gebraucht, den Inhalt des Reizwortes zu erfassen. Die Reihenfolge ist ganz verschieden; teilweise fällt das eine mit dem anderen zusammen.

Vp. I Verlangsamung—$16^1/_2''$

(»zuerst Anschauungsinhalt einer verlangsamten Bewegung, ziemlich deutlich die eines Eisenbahnzuges; dann die Definition: Verlangsamung und Beschleunigung werden beide in der Physik als Beschleunigung bezeichnet. Dann der Gedanke an die Experimente von Mach, daß wir, was die Bewegung eines Körpers angeht, nur Verlangsamung und Beschleunigung wahrnehmen«).

Vp. III lustig—$26^1/_4$"

(»hatte sofort ein ziemlich deutliches Bild eines froh dahinhüpfenden Burschen, dann tauchte der Begriff Lust auf, die Frage, ob dieser mit ‚lustig' in Zusammenhang steht, dann die ἡδονή-Lehre der griechischen Philosophie, dann die Definition: lustig ist ein Mensch, der alles vom freudigen Gesichtspunkte aus betrachtet«).

Vp. IV Bewegung—$13^1/_2$"

(»ich hatte zuerst ein Anschauungsbild eines sich von links nach rechts in unbestimmter Entfernung bewegenden Objektes, das unbestimmt vorgestellt wurde. Dann Gefühl der Unbefriedigung. Dann Übergang zu einem definierenden Verfahren. Bewegung ist Ortsveränderung. Dann der Gedanke an die griechische Philosophie und die Atomisten«).

Bei allen diesen Versuchen reagieren die Vp., wenn sie das Bewußtsein haben, das ist alles, was ich darüber zu sagen weiß. Sie haben stets das Gefühl, keine einheitliche Vorstellung des Begriffsinhaltes finden zu können.

Versuch b.

Hatten wir bei dem vorigen Versuch die Aufgabe gestellt, auf Anschauungsinhalt nach Möglichkeit zu verzichten, so wurde jetzt gefordert, durch Anschauungsinhalt den Begriffsinhalt des Reizwortes sich klar zu machen (also eventuell solchen zu suchen).

1) Der Anschauungsinhalt taucht meistens leicht und fast ungesucht auf. Es folgt eine definierende Erläuterung des im Anschauungsinhalt determinierten Teiles des Begriffsinhaltes. Dieses sprechende Definieren ist nicht unbedingt notwendig, um den Begriffsinhalt sich klar zu machen. Man hat schon bei der Anschauung den Inhalt in etwas klar. Aber das Sprechen macht ihn bestimmter. Der nur eine Teilvorstellung enthaltende Anschauungsinhalt lenkt die Definition in eine ganz bestimmte Bahn. Dabei haben die Vp. das Bewußtsein, nicht erschöpfend zu definieren.

a) Der Anschauungsinhalt bleibt sehr unbestimmt, aber man weiß, was gemeint ist. Damit begnügt man sich.

z. B. Vp. I stolz—$6^1/_2$"

(»ich suchte bei stolz unwillkürlich nach einer menschlichen Erscheinung, dachte an van Dyk, fand nichts Bestimmtes bei ihm und verzichtete deshalb auf diesen Weg. Dann tauchte der Gedanke auf, infolge der schematischen Vergegenwärtigung, daß

Stolz gewissermaßen Unnahbarkeit ausdrückt als das Gegenteil von ,sich gemein machen'. Der Anschauungsinhalt war sehr unbestimmt. Gleichwohl begnügte ich mich damit«).

b) Der Anschauungsinhalt ist ziemlich deutlich, oder wenigstens die charakteristischen Merkmale.

z. B. Vp. I brav—$3^3/_4''$

(»fast ungesucht stellte ich mir einen Knaben vor, wie er mutig in kaltes Wasser geht. Dabei tauchte der Gedanke auf, mutig ist jemand, der die Gefahr nicht scheut. Das Anschauungsbild unterstützt, aber nur einen Teilbegriff«).

wütend—$10^3/_4''$

(»hatte sofort ein Anschauungsbild, nämlich die Abbildung einer wütenden Katze in einem Buche Darwins: ,Ausdruck der Gemütsbewegung'. Dann dachte ich an die Ausdrucksbewegungen der Wut im allgemeinen und verglich sie mit denen des Zornes. Dabei hatte ich das Bewußtsein, Wut ist eine Steigerung des Zornes. Dann die Definition, daß man unter Wut einen gesteigerten Zornaffekt versteht, namentlich mit Rücksicht darauf, daß der Wütende blindlings und ohne jede Überlegung handelt. Ich empfand den Anschauungsinhalt als unterstützend«).

Geräusch—$14^1/_4''$

(»hatte viele wechselnde Bilder, wie das Geräusch einer gebremsten Lokomotive, ferner ein Kratzgeräusch, dann leitete die Vorstellung von der Art und Weise, wie das Geräusch verursacht wird, auf die Definition, Geräusch ist eine intermittierende, in der Qualität nicht homogene Gehörsempfindung. Erst mit der Definition begann das innere Sprechen«).

Vp. III träge—$16^1/_2''$

(»es tauchten sofort mehrere Bilder auf, aber undeutlich. Nur zwei Bilder wurden deutlich. Zunächst das Bild eines neben einem vollen Sack liegenden Mannes, und dann kam das Bild eines faulen Jungen, der die Beine in die Luft streckt. Dann der Gedanke, dieser Junge ist träge, weil er nicht arbeitet; also: Nichterfüllung seiner Pflicht. Dabei hatte ich das Gefühl der Unbefriedigung mit dem Gedanken, die Vernachlässigung einer Pflicht ist schon Trägheit«).

Vp. IV Veränderung—$7^1/_2''$

(»ich hatte verschiedene Bilder von Veränderung in der Natur, ich sah Wälder, Felder usw. in den verschiedenen Jahreszeiten. Ferner

stellte ich mir einen wankelmütigen Menschen vor und dachte an moralische Veränderung. Dabei wurde mir klar, daß das Wort also in physischem und moralischem Sinne gebraucht wird. Die Bilder unterstützten die Denktätigkeit«).

Vp. V stolz—7½″

(»ich stellte mir einen bestimmten stolzen Menschen vor, ganz deutliches Bild. Dann definierte ich, ‚stolz' heißt soviel wie andere verachten. Das Bild unterstützte«).

Zusatz. Manchmal läßt der Anschauungsinhalt einen mit diesem in Beziehung stehenden bekannten Zusammenhang auftauchen, der als Abschweifung und Hemmung empfunden wird.

z. B. Vp. I tapfer—13½″

(»ich stellte mir dunkel ein Bild von Reitern vor. Dabei hatte ich die Erinnerung, daß Nietzsche ‚die Idee des Willens zur Macht' beim Anblick eines Reiterkorps gefaßt hat. Dann das Gefühl, ich schweife ab. Dann der Gedanke, tapfer ist dasselbe wie mutig«). [Dieses Wort war als Reizwort kurz vorhergegangen.]

2) Mitunter behindert der Anschauungsinhalt eine nachfolgende erläuternde Definition. Es geschieht dieses besonders, wenn längere Zeit nach dem Bilde gesucht ist, oder wenn dasselbe sehr deutlich ist. Bei einem Versuch zu definieren wird das exemplifizierende Bild noch deutlicher, so daß die definierende Erläuterung sich dann lediglich auf dieses Bild beschränkt und daher auch exemplifizierenden Charakter hat.

z. B. Vp. III Wirkung—19″

(»dachte bei Wirkung sofort an Ursache. Dann suchte ich nach Anschauungsinhalt mit dem Gedanken, Wirkungen kannst du genug finden. Trotzdem wollte sich kein deutliches Bild aus der Summe herausarbeiten; schließlich ein Bild von Rauch. Dann der Gedanke, Rauch ist die Wirkung von Feuer. Versuchte dann logisch zu definieren. Dabei störte mich das Bild, und ich brach mit dem Gefühl, es geht nicht, ab«).

Vp. V Tätigkeit—7″

(»suchte das Bild eines tätigen Menschen, dachte dann an mich selbst, wie ich schreibe usw. Definierte dann, Tätigkeit ist ein Wirken, Gefühl der Unbefriedigung, suchte weiter nach logischer Definition, fand sie nicht; das Bild störte«).

E. Gebundene Reaktionen.

Schon früher bei den freien Reaktionen bemerkten wir, daß sich das Reizwort mehr oder weniger bestimmt mit dem Bewußtsein einer Aufgabe verbindet. Bei den folgenden Versuchen sollte die Wirkung einer bestimmten Aufgabe beobachtet werden.

Den Vp. wurden Reizworte vorgesprochen, auf welche sie nach einer bestimmten Aufgabe zu reagieren hatten. Wie weit muß man zur Lösung einer bestimmten Aufgabe das Reizwort klar haben? Wird durch die Lösung der Aufgabe der Inhalt des Reizwortes klarer?

Erster Versuch.

Aufgabe: nach einem übergeordneten Begriff zu suchen.

Die Reizworte waren allgemeine Bezeichnungen von Eigenschaften, Zuständen und Tätigkeiten.

a) Aufgabe: einen beliebigen übergeordneten Begriff zu suchen.

1) Die Reproduktion wird meistens leicht und schnell gefunden; sie hat urteilenden Charakter. Man hat das Bewußtsein, das Reizwort verstanden zu haben, aber nur unvollständig.

z. B. gut—Wert $1^1/_2''$

(»gut ist ein Wert«).

gewissenhaft—Tugend $2^1/_2''$

(»gewissenhaft ist eine Tugend«).

später—Zeitbestimmung $2''$

usw.

2) Häufig wirken rein sprachliche Assoziationen mit; das Reaktionswort wird automatisch ausgesprochen.

z. B. Vp. I Dauer—Zeit $1''$

(»diese Subsumtion vollzog sich ganz automatisch. Der Sinn klang nur ganz flüchtig an. Dabei hatte ich das Bewußtsein, der Inhalt des Reizwortes ist in der Subsumtion angegeben, aber sehr unvollkommen«).

Die Vp. haben bei sprachlichen Assoziationen das Bewußtsein, daß die Reproduktion dem Urteil vorausging. Sie urteilen erst dann, wenn sie die entstandene Reaktion als richtig oder unrichtig erkennen. Dann erst haben sie auch das Bewußtsein, das Reizwort verstanden zu haben, aber sehr unvollständig.

3) Die Vp. haben sofort das Reizwort insoweit klar, daß sie wissen, wo sie etwa nach einem allgemeineren Begriff suchen können.

Vp. I Leichtsinn—Laster $2^1/_4''$

(»ich hatte sofort das Bewußtsein, ich muß eine ethische Kategorie aufsuchen; dann die Reproduktion Laster«).

Vp. V Temperatur—Körperbeschaffenheit $4^3/_4''$

(»hatte sofort das Bewußtsein, Temperatur suche ich an Körpern, dann das Urteil, Temperatur ist eine Körperbeschaffenheit«).

Dieses Suchen ist immer unterstützend für die Auffassung des Reizwortinhaltes. Anschauungsinhalt taucht nur selten auf; er kann zur Lösung der Aufgabe nicht beitragen und wird deshalb als störend empfunden. Infolge der Einstellung auf das Aufsuchen eines allgemeineren Begriffs geht dieser Prozeß schon vor sich, ehe man sich das Reizwort genau vergegenwärtigt hat. In etwas aber muß der Begriffsinhalt klar sein (ausgenommen bei sprachlichen Assoziationen), damit man reproduzieren kann. Klar wurde dieses besonders bei vieldeutigen Worten. Die Vp. hatte sofort das Bewußtsein der Vieldeutigkeit, das die Reproduktion hemmt, weil erst eine bestimmte Bedeutung herausgelöst werden muß.

z. B. Vp. I Wechsel—Relation $7^1/_2''$

(»es störte die Vieldeutigkeit des Wortes mit dem Bewußtsein, um reproduzieren zu können, muß ich erst die einzelnen Bedeutungen ausscheiden. Kaufmännischer Wechsel, Wechsel der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse, das sind die speziellen Begriffe. Dann der Gedanke, daß Wechsel in der letzteren Bedeutung unter die Kategorie der Relation gehört«).

Die Vp. haben stets das Bewußtsein, daß durch die subsumierende Reaktion die Bedeutung des Reizwortes in etwas klar gemacht, aber abgeschwächt wird. Dieses letztere ist weniger der Fall bei Reizworten von ganz allgemeiner Bedeutung, weil hier die Möglichkeit der verschiedenen übergeordneten Begriffe viel geringer ist als bei einem Reizwort von ganz besonderer Bedeutung, ein solch gefundener übergeordneter Begriff deshalb viel mehr von dem Inhalt des Reizwortes enthält.

z. B. Vp. I Ursache—Relation $3''$

(»sollte heißen Relation der Abhängigkeit. Bei Ursache tauchte sofort das Wort Kausalität auf. Dann der Gedanke, daß dieses nicht unbedingt als etwas Allgemeineres aufgefaßt werden muß. Dann Relation der Abhängigkeit; Gefühl größerer Befriedigung«).

Vp. V Ereignis—Geschehen 4″

(»hatte den Gedanken, vielleicht noch etwas allgemeiner ist der Ausdruck Geschehen, das so etwas die Kategorie ausdrücken sollte«).

Also klarer wird der Inhalt des Reizwortes durch Aufsuchen des übergeordneten Begriffs ohne Zweifel. Woher nun das Bewußtsein der Abschwächung und das Gefühl der Unbefriedigung?

Der adäquate Sinn des Reizwortes besteht nicht in der Auffassung der allgemeineren Beziehung, sondern in der Angabe des spezifischen, bestimmten Inhaltes.

Konstellationseinfluß war bei diesen Versuchen höchst selten.

Die Reaktionszeit war, wie die Angaben zeigen, ganz verschieden.

b) Versuch.

Aufgabe: einen möglichst nahen übergeordneten Begriff zu suchen, der nur durch wenige Abstraktionsstufen vom Reizwort verschieden ist.

1) Der Inhalt des Reizwortes selbst muß viel bestimmter vorgestellt werden, wenn man imstande sein soll, die nächste übergeordnete, begriffliche Region zu finden, während man bei den beliebigen übergeordneten Begriffen sich das Klarmachen sparen konnte.

2) Man hat das Bewußtsein, daß in der Reproduktion des nächst übergeordneten Begriffes der Inhalt des Reizwortes viel genauer und vollständiger bezeichnet wird.

z. B. Vp. I Verlangsamung—Veränderung $8^1/_4$″

(»sollte heißen zeitliche Veränderung einer Bewegung; das Wort Geschwindigkeit schwebte zuerst vor; habe dieses unterdrückt. Der Inhalt des Reizwortes wurde außerordentlich viel deutlicher, als bei der Aufgabe, einen beliebigen übergeordneten Begriff zu suchen«).

3) Man hat das Bewußtsein, daß diese oder jene Reproduktion zu allgemein war.

z. B. Vp. I Bedingung—Abhängigkeitsbeziehung $6^3/_4$″

(»wollte sagen, Bedingung gehört zu den Abhängigkeitsbeziehungen. Dabei hatte ich das Bewußtsein, daß diese Reproduktion doch noch zu allgemein war, und der Inhalt des Reizwortes abgeschwächt wird«).

4) Die sprachlichen Assoziationen lassen ganz im Stich, während sie bei den früheren Versuchen sehr unterstützten.

5) Überhaupt kommen den Vp. diese Assoziationsaufgaben als gar nicht geläufig vor. Die Aufgabe wird als sehr schwierig empfunden. Das Suchen nach einem bestimmten Worte und einem einzelnen Begriff, durch den man diese nächst übergeordnete Kategorie bezeichnen könnte, ist nicht leicht, z. B. bei Wörtern wie unähnlich, inhärent, Intensität usw. So kommt es, daß die Vp., obwohl sie das Reizwort klar haben, in der Reproduktion mitunter versagen. Die Reaktionszeit betrug durchschnittlich 6 bis 25″.

Zusätze. Häufig zeigte sich das Streben, das Reizwort zu exemplifizieren; ein untergeordneter Begriff tauchte unwillkürlich auf.

z. B. Vp. I Sein—Psychologie $4^1/_4$″

(»Sein ist Gegenstand der Psychologie; es klang zuerst unwillkürlich exemplifizierend an Tastsinn, Gesichtssinn usw. Gefühl, daß durch die Reproduktion der Begriffsinhalt sehr abgeschwächt ist«).

Dieses Exemplifizieren ist in der Regel der Fall bei visuellem Anschauungsinhalt, weil dieser schon das Reizwort exemplifiziert.

z. B. Vp. I Verhältnis—Raum 3″

(»es traten sinnfällig vor Augen zwei schematisch vorgestellte Objekte, eines links, das andere rechts. Dann das Urteil, das ist räumliches Verhältnis«).

So wird visueller Anschauungsinhalt als störend für die Reproduktion empfunden.

Neben dem exemplifizierenden Verfahren zeigen die Vp. große Neigung zum Definieren.

z. B. Vp. I unähnlich—$12^1/_4$″

(»sagte mir, unähnlich ist eine Vergleichungsbestimmung, dachte, das ist zu allgemein; dann: eine Vergleichungsbestimmung, die eine Verschiedenheit konstatiert, während zugleich gemeinsame Elemente da sind. Ich brach ab, mit dem Bewußtsein, ich definiere«).

Zweiter Versuch.

Aufgabe: einen untergeordneten Begriff zu suchen.

a) Versuch. Es werden als Reizworte Bezeichnungen allgemeiner Eigenschaften, Zustände und Tätigkeiten gebraucht.

1) Das Bewußtsein der Aufgabe schwebt den Vp. sehr bestimmt vor, und sie kommt ihnen viel leichter vor, als die, einen über-

geordneten Begriff zu suchen, offenbar, weil die Zahl der Wege, zu reproduzieren, hier viel größer ist als bei dem vorigen Versuch.

2) Die Vp. reproduziert urteilend mit einem bestimmten Beispiele.

z. B. Wirkung—elektrische Spannung

(»suchte nach irgendeinem Vorgang, den man als Wirkung einer bestimmten Ursache auffassen kann. Da kam der Begriff elektrische Spannung als Wirkung der Leitungsfähigkeit der Flüssigkeit im galvanischen Element«).

Es ist, wie wenn eine begriffliche Bezeichnung (z. B. »Veränderung« — Veränderung ist Wechsel des Zustandes) bei dem Suchen nach einem konkreten Falle mehr oder weniger bestimmt vorschwebte. Dabei zeigt sich häufig das Streben, den Inhalt des Reizwortes enger aufzufassen (z. B. Veränderung—örtliche Veränderung). Die Vp. fühlen sich bei dem ganzen Vorgang sehr sicher.

3) Es machen sich in dem Suchen nach einem Beispiele mehrere Reproduktionstendenzen geltend, welche die Vp. als motorische (Sprechtendenzen), akustische oder visuelle erkennen. Es kämpfen eine Anzahl von Beispielen, die dunkel im Bewußtsein sind, miteinander. Eines wird zum herrschenden und bestimmt die Reproduktion.

z. B. Wille—Entschluß

(»es drängten sich eine Menge Vorstellungen von einzelnen Willenshandlungen auf, die sich in der Reproduktion hemmten. Ich beobachtete, daß diese zugleich Sprechtendenzen waren. Infolge dieser Hemmung irrte die Vorstellung in die allgemeine Willenspsychologie ab. Es kam mir der Gedanke, welche Rolle beim Willen der Entschluß spielt. Hatte sofort das Gefühl einer unbefriedigenden Lösung der Aufgabe, weil die Reproduktion nicht ganz stimmt«).

Bewußtsein—Vorstellung

(»hatte zunächst eine Fülle von Beispielen von Bewußtseinsvorgängen gegenwärtig; hörte von einigen die Klangbilder, und unter diesen drängte sich das Klangbild ‚Vorstellung' nachher stark vor. Dabei tauchten auch inhaltliche Bestandteile von Vorstellung auf«).

Tätigkeit—Sprechen

(»es machten sich sofort mehrere Reproduktionstendenzen geltend in dem Suchen nach Beispielen für bestimmte Tätigkeiten. Ins-

besondere dominierten als visuelle Wortbilder: Lesen, Schreiben, Sprechen. Warum gerade ‚Sprechen' ausgesprochen wurde, weiß ich nicht«).

Beim Auftreten dieser Tendenzen haben die Vp. Spannungsempfindungen, die sich lösen, wenn das Reproduktionswort auftaucht. Es befriedigt das Bewußtsein der Leichtigkeit und Sicherheit, mit der man aus dem richtig gewählten Beispiele auch den begrifflichen Inhalt des Reizwortes jederzeit bestimmen kann. Das Beispiel hat eine repräsentative Allgemeinheit.

4) Das Reizwort ruft eine unbestimmte, schattenhafte, anschauliche Vorstellung hervor, sozusagen eine Teilvorstellung.

Daraus entwickelt sich unter dem Einfluß der Aufgabe eine ganz bestimmte anschauliche Vorstellung, die benannt wird.

z. B. Lebhaftigkeit—Hund

(»zuerst unbestimmte Vorstellung von lebhafter Bewegung, welche ich anschaulich, aber ganz schattenhaft vor Augen hatte. Daraus entwickelte sich die Vorstellung eines lebhaft springenden Hundes«).

Je allgemeiner das Reizwort, als desto schwerer wird die Aufgabe empfunden (z. B. auf Bewußtsein zu reproduzieren ist schwerer als auf Geräusch oder Wirkung). Die deutlich spürbare Ursache dafür liegt darin, daß auf der einen Seite die Anzahl der Reproduktionstendenzen relativ viel größer ist.

Berührungsassoziationen sind sehr selten (z. B. Gefühl—Lust). Die Vp. sind dabei unbefriedigt. Sie haben das Gefühl, die Aufgabe nur äußerlich gelöst zu haben.

Konstellationseinfluß ist bei diesen Versuchen ziemlich groß.

Die Reaktionszeit beträgt 2 bis 4″.

Ganz unzweifelhaft spielt bei diesem Versuche die Anschaulichkeit eine weit größere Rolle als früher. Das Anschauliche erleichtert die Aufgabe, es leitet auf den richtigen und berechtigteren Weg, während es bei dem früheren Versuche teilweise als hemmend erschien.

b) Versuch. Als Reizworte werden Gattungsnamen dargeboten, wie Säugetier, Singvogel, Insekt, Metall usw.

1) Das Reizwort ruft eine schematische visuelle Vorstellung von seinem charakteristischen Merkmale hervor. Ein bestimmtes Beispiel als Reproduktion wird urteilend gefunden.

Säugetier — Walfisch

(»sofort die dunkle Vorstellung von irgendeinem saugenden Individuum, sah das Junge und die Saugzitze. Dann das Urteil, der Wal gehört zu den Säugetieren; wohl deshalb gerade so reproduziert, weil dieser Fisch darin eine Ausnahme macht«).

Kommen mehrere Beispiele herbei, so wird dasjenige herrschend und zur Reproduktion, das dem Anschauungsinhalt am meisten entspricht.

z. B. Nadelholz — Kiefer

(»das Reizwort weckte zwei Reproduktionen: Fichte und Kiefer; sagte Kiefer, weil ihr mehr das gleichzeitig auftretende Anschauungsbild entsprach«).

Getreide — Gerste

(»sofort Auftreten der Worte: Roggen, Weizen, Gerste; dabei dunkle Vorstellung eines Ährenfeldes, eines Gerstenfeldes«).

2) Die hervorgerufene schematische Vorstellung wird allmählich individualisiert und mit dem Reproduktionswort bezeichnet.

z. B. Blume — Chrysanthemum

(»hatte das Schema einer Blüte vor Augen, die allmählich deutlicher und als Chysanthemum erkannt wurde«).

Dieser Vorgang bleibt häufig sehr dunkel.

z. B. Kalkstein — Petrefakt

(»zuerst anschauliche Vorstellungen von Kalksteinen an einer Chaussee [Konstellation], zurückgehend auf das Reizwort der Gedanke, daß sich in Kalksteinen häufig Versteinerungen finden, nachdem dunkel etwas wie Petrefakten vorgestellt wurde«).

3) Die visuelle Vorstellung hat von vornherein individuellen Charakter; das Reproduktionswort ist ihre Bezeichnung.

z. B. Gemüse — Braunkohl

(»hatte ein Kohlblatt vor Augen«).

4) Das Reizwort wird in einen logischen Zusammenhang gebracht und dadurch klar. Um reproduzieren zu können, wird nach Anschauungsinhalt gesucht.

z. B. Frucht — Aprikose

(»zuerst hatte ich den abstrakten Gedanken, die Bedeutung und der Zweck der Pflanze liegt in der Frucht; ohne die Aufgabe der Reproduktion würde ich mich hiermit begnügt haben. Dann deutliches Bild einer Aprikose« [Konstellation]).

5) Die Reproduktion erfolgt rein urteilend; vorher tritt manchmal ein logischer Zusammenhang auf.

z. B. Metall—Gold

(»verschiedene Tendenzen über die Bedeutung der Metalle; Metalle sind Elemente, verschiedene Eigenschaften, z. B. die der Schmiedbarkeit fielen ein, dann der Gedanke, das edelste Metall ist das Gold«).

Daß bei dem Suchen nach Beispielen ganz begriffliche Merkmale vorschweben, merkt man besonders, wenn der Vp. bei einer Wortgattung die nötige Fachkenntnis fehlt.

z. B. Quarze—Hornblende

(»hatte deutlich anschauliche Vorstellung eines wasserhellen Kristalls, der in einen dunklen überging; als Beispiel dafür wurde Hornblende ausgesprochen mit dem Gefühl, ich weiß nicht, ob das richtig ist«).

6) Gleichzeitig mit der visuellen Vorstellung tritt ein bekannter logischer Zusammenhang auf, oder es wird ein Urteil gefällt und umgekehrt.

z. B. Salz—Chlornatrium

(»anschauliche Vorstellung von grob kristallisiertem Kochsalz; zugleich eine Vorstellung von der Bedeutung des Salzes. Dann fiel mir ein, daß die chemische Bezeichnung für Kochsalz Chlornatrium ist«).

Beide Reproduktionstendenzen führen mitunter zum selben Resultat.

z. B. Planet—Erde (Mars)

(»es tauchte die schattenhafte Vorstellung einer Kugel auf, dann die Zeichnung einer Kugel, die einen Planeten repräsentiert, in einem astronomischen Werke, das ich vor kurzem gesehen; dann Erde [Mars]. Gleichzeitig eine zweite Tendenz, den Begriff Planet zu erläutern: Wandelstern, Fixstern, Erde«).

Der Einfluß von Konstellation zeigt sich sehr häufig und wirkt unterstützend.

Reaktionszeit $1\frac{1}{2}$ bis 4″.

Nebenversuch: In welcher Weise wirkt die Vorschrift, den Begriffsinhalt anschaulich vorzustellen?

1) Die Vp. haben das Bewußtsein, den Inhalt des Reizwortes mit dem Veranschaulichen sich sehr gut vergegenwärtigt zu haben, weil bei dem Veranschaulichen mit Bewußtsein gewisse Hauptmerkmale dieser Gattung gesucht werden. Für die Reproduktion wirkt die visuelle Vorstellung erleichternd.

2) Die Aufgabe, Anschauungsinhalt und eine speziellere Vorstellung zu suchen, unterstützen sich zwar, decken sich aber nicht, weil man zum Zweck der Veranschaulichung gar nicht soweit zu gehen braucht, daß man eine festbegrenzte, konkrete Vorstellung sucht, sondern man würde sich mit einer unbestimmteren, schattenhafteren und namentlich lückenhafteren begnügen.

z. B. Laubholz—Buche

(»zuerst nur Laub vorgestellt, dann bestimmtes Laub, das durch das Reizwort bezeichnet wird«).

Die bestimmte Vorstellung ist also ein großer Schritt weiter.

Dritter Versuch.

Aufgabe: nach einem nebengeordneten Begriff zu suchen.

Die Reizworte waren Bezeichnungen von Gattungen, deren Arten und Unterarten, und zwar konkreter wie abstrakter Natur.

z. B. Gebrauchsgegenstand—Möbel, Sofa;
Organisches Wesen, Tier, Pferd;
Eigenschaft, ästhetisch, schön.

Die Vp. sollten nach Möglichkeit auf ein schematisches und absichtliches Aufsuchen eines Oberbegriffs, von dem auf den koordinierten Begriff zurückgegangen wird, verzichten. Der koordinierte Begriff, bzw. der zu Hilfe kommende Oberbegriff sollte sich durch den Reproduktionsprozeß selbst einstellen, damit nicht einfach an Stelle des Reproduzierens eine logische Reflexion nach bestimmtem Schema eintrat.

a) Welchen Weg nimmt die Reproduktion?

1) Die Reproduktion kommt zustande rein assoziativ mit dem sicheren Bewußtsein der Richtigkeit, ohne daß irgend etwas von dem Oberbegriff im Bewußtsein auftauchte.

Beim Aussprechen des Reproduktionswortes oder unmittelbar nachher tritt mitunter ein Oberbegriff gleichsam aus dem Unterbewußtsein ins Bewußtsein. Er wird natürlich nicht immer sprachlich formuliert.

z. B. Vp. I Neger—Indianer $1^1/_2''$

(»ich fand den koordinierten Begriff unmittelbar, nachher, während des Sprechens fiel der Oberbegriff ‚farbige Menschenrassen' ein. Dabei hatte ich das Bewußtsein der Befriedigung über die richtige Lösung der Aufgabe«).

Apparat — Instrument $1\frac{1}{2}''$

(»habe den koordinierten Begriff ganz instinktiv gefunden, ohne zu wissen wie, und doch mit dem Bewußtsein, die Lösung ist vollständig der Aufgabe entsprechend. Nachher kam als Oberbegriff zum Bewußtsein ‚Mittel zum Experimentieren'. Die Reproduktion hatte den Charakter einer Berührungsassoziation. Die Aufgabe hatte ich mir während der Reproduktion nicht mehr vorgestellt«).

Stuhl — Bank $2''$

(»der Weg der Reproduktion war mehr anschaulich als begrifflich. Der Sitz des Stuhles wurde anschaulich vorgestellt. Unmittelbar daran schloß sich die Sitzplatte einer Bank. Alles andere blieb in der Vorstellung ganz dunkel. Bewußtsein der Richtigkeit«).

Element — Batterie $3\frac{1}{2}''$

(»sollte heißen Akkumulator; dachte nicht an chemisches Element, sondern an ein galvanisches Element. Sinnfällig dann ein Akkumulator, für den ich nicht gleich die sprachliche Bezeichnung fand. Erst nachher in einer Art Kontrolle kam als Oberbegriff ‚Apparat zur Erzeugung des elektrischen Stromes' herbei«).

bitter — süß $\frac{1}{2}''$

(»reine Assoziation mit dem Bewußtsein der Richtigkeit. Erst nachträglich der Oberbegriff ‚Geschmacksempfindung'«).

Vp. VI Apfel — Kartoffel $1''$

(»hatte ein akustisches Klangbild von Apfel und unmittelbar darauf ein solches von Erdapfel, Kartoffel. Das Wort wurde ausgesprochen mit dem Bewußtsein, die Aufgabe richtig gelöst zu haben. Der Oberbegriff ‚Pflanze' fiel erst ein, als das Reproduktionswort schon ausgesprochen war«).

Vp. VII Stolz — Neid $2\frac{3}{4}''$

(»das Wort Neid als Berührungsassoziation gefunden. Dann der Gedanke, beide sind psychische Eigenschaften; dann das Wort ausgesprochen mit dem Bewußtsein, die Aufgabe richtig gelöst zu haben. Schon bei der Assoziation unbestimmtes Gefühl der Richtigkeit. Der spätere Oberbegriff kam nur flüchtig zum Bewußtsein«).

Vp. VIII Pflanze — Tier $1\frac{1}{2}''$

(»hatte ein optisches Bild von dem Worte ‚Pflanze' und bald darauf von ‚Tier'. Beim Aussprechen des Reproduktionswortes fielen mir ein die verschiedenen Stufen: Pflanze, Tier, Mineral; ganz flüchtig und dunkel. Das Bewußtsein der Aufgabe, das inzwischen verschwunden war, kam mit diesem Gedanken wieder zum Vorschein. Gefühl der Befriedigung über die gelöste Aufgabe«).

Eigenschaft—Tätigkeit 1″

(»nur die beiden Wortbilder in der Vorstellung; trotzdem sicheres Bewußtsein, die Aufgabe richtig gelöst zu haben«).

Zusatz. Als Assoziation ist auch ein Reproduktionsweg aufzufassen in Form der Substitution des zweiten Begriffs für den ersten mittels eines gemeinsamen Merkmales.

z. B. Vp. I Rose—Veilchen $2^1/_2$″

(»der Oberbegriff, der dunkel vorschwebte, war ‚Duft'. Aber dieses Wort hatte nicht eigentlich den Charakter eines Oberbegriffs, sondern mehr eines Merkmals an der Rose, auf das sich die Aufmerksamkeit richtete und dann auf rein assoziativem Wege auf Veilchen überging, wobei dunkel das Bewußtsein vorschwebte, daß auch auf diesem Wege der Aufgabe genügt wird. Der Gefühlston wirkte ohne Zweifel mit, indem bei ‚Rose' ein angenehmes Gefühl auftrat und gerade an dem Geruch haftete. Das Wort Veilchen wurde ferner durch Konstellation bestimmt« [es standen Veilchen im Zimmer]).

Schere—Messer $1^1/_2$″

(»die Reproduktion war eine rein mechanische Berührungsassoziation mit dem sicheren Bewußtsein der Richtigkeit der Koordination. Bei Schere wurde die Schneide einer geöffneten Schere ganz anschaulich vorgestellt. Unmittelbar darauf ging die Reproduktion auf die Klinge eines Messers über mit dem dunkel anklingenden Bewußtsein, daß diese Gemeinsamkeit der zum Schneiden eingerichteten Klinge genügte, um der Aufgabe der Koordination zu entsprechen«).

2) Es tritt ein dunkles Bewußtsein des Oberbegriffs auf, meist in der Form, daß das Gebiet vergegenwärtigt wird, in welches die beiden koordinierten Begriffe hineingehören. Nach der Reproduktion wird mitunter der Oberbegriff klarer und sprachlich formuliert. Die Vergegenwärtigung eines solchen gemeinsamen Gebietes kann begrifflich und anschaulich vor sich gehen.

α) Begrifflich.

z. B. Vp. I Sein—Nichtsein $2^1/_2$

(»Nichtsein sollte ein koordinierter Begriff sein in dem Sinne, daß Sein und Nichtsein beide mit zu den abstraktesten Begriffen über das Wirkliche gehören. Dachte speziell dabei an Hegel, der Sein und Nichtsein tatsächlich koordiniert hat. Das Mittel der Reproduktion war die Einreihung in den Hegelschen Gedankengang«).

Atom — Monade $2^1/_2''$

(»Atom und Monade sind zwei Begriffe, durch die man die Vielheit der letzten Elemente alles Wirklichen bestimmt hat, nämlich mit Atomen meist in mechanistischem, mit Monaden mehr in spiritualistischem Sinne, wie bei Leibniz. Ein ganzer Gedankenkomplex klang dabei an. Die genauere Formulierung des Oberbegriffs geschah erst nach der Reproduktion«).

Mensch — Tier $2^1/_5''$

(»hatte einen doppelten Oberbegriff oder vielmehr zwei Tendenzen; einmal klang dunkel das Gebiet der organischen Wesen an, dann das der Belebung fähigen organischen Wesen mit dunkel vorschwebender Negation, dazu gehört nicht die Pflanze. Die klare Formulierung der Oberbegriffe kam erst zum Bewußtsein, als die Reproduktion fertig war. Die Reproduktion stockte anfangs eine Zeitlang; hierbei drängte sich das Bewußtsein der Aufgabe sehr stark auf«).

Vp. VI Materie — Geist $3''$

(»zuerst fiel mir ein Substanz, dann verschiedene Philosophiegebiete, wo von Materie die Rede ist. Dann fiel mir naturgemäß ‚Geist' ein«).

Vp. VII Mineral — Pflanze $3^1/_2''$

(»dachte an die verschiedenen Reiche, Mineralreich, Pflanzenreich, Tierreich und wählte dann Pflanze. Hatte das Bewußtsein der Befriedigung, da die Aufgabe richtig gelöst war. Indem mir die drei Reiche einfielen, dachte ich, das sind Teile eines Ganzen«).

β) Anschaulich.

z. B. Vp. I Sollen — Haben $1^4/_5''$

(»die kaufmännischen Begriffe ‚Soll' und ‚Haben' spielten eine Rolle. Dunkel daneben die philosophische Bedeutung, es drängte sich die kaufmännische Bedeutung durch Anschauungsinhalt vor. Ich sah ein Blatt Papier mit einer kaufmännischen Abrechnung, wo links Soll, rechts Haben stand. Der anschauliche Zusammenhang, der die beiden Begriffe auf demselben Blatte erscheinen ließ, trat als ein Äquivalent für das Aufsuchen des Oberbegriffs ein. Das Bewußtsein der Richtigkeit war sehr bestimmt. Die Vorstellung der Aufgabe war nur vorher vorhanden«).

Salze — Mineral $2^1/_2''$

(»dachte nicht an den chemischen Begriff Salz, sondern an Kalisalz, Steinsalz, wobei zugleich eine anschauliche fragmentarische Vorstellung von einem Bergwerksbetriebe und tiefen Schacht auftauchte unter dem offenbaren Einfluß von Konstellationselementen,

da ich vor kurzem einen interessanten Durchschnitt eines Kalibergwerks gesehen habe. Dieses anschauliche Element lenkte die Vorstellung auf Mineral als etwas, das ebenfalls aus dem Bergwerke hervorgeht«).

Vp. VI Aufmerksamkeit—Nachlässigkeit $3^4/_5''$

(»ich sah die Aufmerksamkeit behandelt in einem Buche Meumanns, sah deutlich das gedruckte Wort und daneben Nachlässigkeit. Dabei fiel mir ein, welche Mittel Meumann an die Hand gibt, um die Aufmerksamkeit aufrecht zu halten und die Nachlässigkeit zu vermeiden. Ich sprach das Reproduktionswort aus mit dem Bewußtsein der Richtigkeit«).

Vp. VIII Ofen—Schirm $1^1/_4''$

(»keine Wortassoziation. Ich hatte sofort ein deutliches Bild eines Ofens, das sich zu einem ganzen Zimmer erweiterte. Außer dem Ofen sah ich besonders deutlich den Ofenschirm. Das Reproduktionswort wurde mit dem Gefühl der Befriedigung über die richtig gelöste Aufgabe ausgesprochen«).

Laubholz—Nadelholz 1″

(»hatte sofort ein anschauliches Bild von dem Laubdach eines Waldes, der Laubholz und Nadelholz enthielt. Sofort Nadelholz ausgesprochen mit dem sicheren Bewußtsein der Richtigkeit«).

3) Es tritt ein Suchen nach dem Oberbegriff auf, der aber nicht klar zum Bewußtsein kommt und nicht sprachlich genannt wird. Nach beendigter Reproduktion tritt ein deutliches Suchen nach der sprachlichen Benennung des Oberbegriffs ein, als ein Beweis, daß die Subsumtion ohne klares Vorstellen des Oberbegriffs zustande gekommen ist.

z. B. Vp. I Vorstellung—Begriff $2^1/_4''$

(»sollte heißen Vorstellung und Begriff sind Arten der intellektuellen Tätigkeit. Es fand ein starkes Suchen nach einem Oberbegriff statt. Dieses Suchen förderte den Oberbegriff nicht ganz klar zutage, trotzdem trat die Reproduktion mit dem Bewußtsein der Richtigkeit und Sicherheit ein, und nachher erst trat die klare Vergegenwärtigung der übergeordneten Kategorie ein«).

ästhetisch—außerästhetisch 4″

(»sollte heißen die beiden Worte sind Prädikate, die bei der ästhetischen Bewertung eines Eindrucks eine entscheidende Rolle spielen. Ich habe längere Zeit nach diesem Oberbegriff ‚ästhetische Bewertung‘ gesucht, er kam aber nur unbestimmt zum Bewußtsein,

wurde aber sprachlich gar nicht gebildet, sondern fand erst nachher den sprachlichen Ausdruck«).

Vp. VI Tugend—Schönheit $3^4/_5''$

(»habe nach einem Oberbegriff gesucht, dabei fielen mir Worte ein, wie Etik, Ästhetik, dann Schönheit. Nach dem Aussprechen dieses Wortes formulierte ich den Oberbegriff, der mir vorgeschwebt, als ‚abstrakter Begriff'«).

Vp. VIII Materie—Geist $2''$

(»bei Materie fiel mir sofort Stoff ein, dann undeutliches Bild einer Weltkugel, ich suchte nach einem Oberbegriff, dabei fiel mir ein Geist, da ich an die Entstehung der Welt aus Materie und Geist dachte. Befriedigung über die Richtigkeit der Reproduktion«).

4) Der Oberbegriff wird bestimmt vorgestellt und sprachlich genannt. Dieser Weg hat die Bedeutung einer bequemen und sicheren Methode, um den koordinierten Begriff zu finden.

z. B. Vp. I Pilz—Farn $7^1/_2''$

(»die Reproduktion verzögerte sich dadurch, daß bei dem Worte Pilz sehr bestimmte botanische Begriffe auftraten; zwei Tendenzen: einerseits wollte ich eine andere Schmarotzerpflanze suchen, andererseits tauchte der Begriff Kryptogamen auf, zweifelte, ob der für Pilze paßte, dann drängte sich der Begriff Farn auf. In beiden Reproduktionstendenzen kam das Arbeiten mit allgemeineren Begriffen deutlich zum Bewußtsein«).

nützlich—schön $3^3/_5''$

(»sollte heißen nützlich und schön gehören beide zu den Wortprädikaten. Dabei klang ziemlich bestimmt an, daß die Antike, z. B. Plato, Ethik und Ästhetik und die ganze Gruppe der ‚Wortprädikate' nicht klar geschieden hat. Der Umweg über den Oberbegriff war ziemlich bestimmt, und der sprachliche Ausdruck ‚Wortprädikate' trat auch zeitlich vor der Reproduktion auf. Große Befriedigung«).

Freundschaft—Liebe $4^4/_5''$

(»hier drängte sich ziemlich deutlich ein Oberbegriff auf, und zwar ‚positive und verbindende Beziehungen der Menschen zueinander'. Auch sprachlich war er bald ziemlich bestimmt. Die Wahl des Wortes Liebe war stark bedingt durch ein angenehmes Gefühl, das mit anklang. Das Bewußtsein der Aufgabe wurde auch während des Suchens geltend gemacht. Das Gefühl der Befriedigung über die Richtigkeit war ein sehr bestimmtes«).

Vp. VI Amphibie—Schlange $2^{3}/_{5}''$

(»dachte an frühere Naturkundenstunde. Dabei stellte ich mir eine Amphibie vor. Es fiel mir dann sofort ein, verwandt sind die Schlangen, weil beide kaltblütig sind. Der Oberbegriff kam ganz zwanglos und ungesucht. Sicheres Gefühl der Richtigkeit. Amphibie und Schlange wurden beide anschaulich vorgestellt«).

Vp. VII Stuhl—Tisch 2″

(»hatte sofort das Bild eines Stuhles, dann der Gedanke: der Stuhl gehört zu den Haushaltsgeräten wie Sofa, Tisch usw. Warum ich gerade Tisch genannt, weiß ich nicht. Bewußtsein, die Aufgabe gelöst zu haben«).

Vp. VIII Neger—Weißer 1″

(»sofort das Bild eines Negers. Dann tauchte ungesucht der Oberbegriff Menschenrasse auf, und ich reagierte ‚Weißer' mit dem Gefühl der Befriedigung. Das Bewußtsein der Aufgabe war fortwährend klar vorhanden«).

Um zu reproduzieren, ist, wie wir sahen, der Umweg über den Oberbegriff nicht notwendig. Von dem Reizwort aus wird sofort, abgesehen von einfachen Berührungsassoziationen, ein größerer Gedankenzusammenhang flüchtig geweckt, der sowohl übergeordnete wie nebengeordnete begriffliche Elemente enthält. Diese beiden Arten von Elementen schweben mit einer relativen Unklarheit dem Bewußtsein vor, und eben dadurch erklärt sich das Vermögen der Einstellung auf die Aufgabe, daß direkt zu übergeordneten oder auch zu nebengeordneten Begriffen übergegangen werden kann. Wenn man dann auf rein assoziativem Wege den Seitenweg zu den nebengeordneten Elementen einschlägt, so sind von Anfang an genügend übergeordnete Elemente dunkel bewußt vorhanden, um das Bewußtsein der Zuhörigkeit der beiden nebengeordneten Begriffe zu einem übergeordneten Begriff und das Bewußtsein der Richtigkeit zu erzeugen. Während man sich bei dem Einschlagen dieses assoziativen Weges mit der Einwirkung der Aufgabe auf diese unklaren nebengeordneten Elemente begnügt, besteht der mehr reflektierende Prozeß darin, daß man zuerst die übergeordneten Elemente zu einer gewissen Klarheit erhebt, auf einen sprachlichen Ausdruck bringt und dann erst zu einem nebengeordneten Element zurückgeht.

Die Aufgabe ist sicher um so leichter, je mehr man sich den spezielleren Begriffen nähert. Daher wird dort auch meistens die

Aufgabe auf assoziativem Wege gelöst, während bei den allgemeineren Begriffen mehr reflektierend vorgegangen wird. Im übrigen hängt die Leichtigkeit der Reproduktion nicht von dem eingeschlagenen Wege ab, sondern es kommt darauf an, in welchem Maße das innere Suchen stattfand. Meistens ist dieses nicht vorhanden (Fall 1), kann aber auch in dem Falle 4 ausbleiben, indem ein sprachlich bestimmt bezeichneter Oberbegriff sich sofort und leicht einstellt.

b) In welcher Weise ist das Bewußtsein der Aufgabe vorhanden?

1) Das Bewußtsein der Aufgabe liegt bei dem assoziativen Wege fast nur vor dem ganzen Prozeß und kommt während der Ausführung der Reproduktion zwar zur Wirkung, aber nicht zur Auffassung. Nach dem Aussprechen des Reproduktionswortes tritt es als ein Akt der Kontrolle wieder deutlicher hervor.

Zur Erläuterung verweise ich auf die angeführten Beispiele für die assoziative Reproduktion, wie a 1 Vp. I zweites und drittes Beispiel, Vp. VIII erstes Beispiel, Zusatz Vp. I erstes Beispiel, a 2 β Vp. I erstes Beispiel; ferner:

Vp. I Hammer—Zange $^{1}/_{2}''$

(»reine Assoziation. Vorher hatte ich das Bewußtsein der Aufgabe, das beim Aussprechen des Wortes Zange mit dem Gefühl einer befriedigenden Lösung wieder auftrat. Während der Reproduktion selbst war die Aufmerksamkeit ganz dem Inhalt des Reproduktionsprozesses selbst hingegeben«).

2) Bei dem reflexiven Wege schwebt das Bewußtsein der Aufgabe auch während des Reproduktionsprozesses selbst mehr oder weniger deutlich vor; besonders stark tritt es auf, wenn die Reproduktion stockt.

Ich verweise auf die Beispiele zu 3 und zu 2 α Vp. I drittes Beispiel; ferner:

Vp. I Insekt— $7^{1}/_{2}''$

(»es drängte sich eine ganze Anzahl Reproduktionen auf, die zurückgewiesen wurden, z. B. Würmer, Schnecken. Dann störte der Gedanke, die sind zu entfernt koordiniert, ich suchte nach näheren Koordinationen, fand sie aber nicht. Bei dem Suchen drängte sich das Bewußtsein der Aufgabe sehr stark auf«).

Zusatz. Eine bestimmte Vergegenwärtigung der Aufgabe vor dem Aussprechen des Reizwortes seitens des Experimentators erleichtert den Reproduktionsprozeß, während das Nichtbewußtsein der Aufgabe in diesem Moment die Lösung verzögert oder eine unrichtige Reproduktion herbeiführt.

z. B. Vp. VI Werkzeug—Zange $4^3/_5''$

(»beim Aussprechen des Reizwortes war meine Aufmerksamkeit nicht vorhanden; es fiel mir sehr bald ein Zange. Sofort der Gedanke, das stimmt nicht. Ein weiteres Suchen nach einem koordinierten Begriff war vergeblich«).

Vp. VII Vogel—Schwalbe

(»hatte nicht mehr das Bewußtsein der Aufgabe. Als ich Schwalbe ausgesprochen, Gefühl der Unbefriedigung in dem Bewußtsein, das ist Unterordnung«).

c) Wie wurde das Reizwort vorgestellt?

1) Man begnügt sich mit der flüchtigen Bekanntheitsqualität des Reizwortes.

Beispiele: a 1 Vp. I erstes und fünftes Beispiel, Vp. VI, VII, VIII erstes und zweites Beispiel, Zusatz Vp. I erstes Beispiel.

2) Das Reizwort ruft einen bekannten begrifflichen Zusammenhang oder sogar einen umfangreichen Gedankenkomplex hervor, in den es eingereiht wird.

Beispiele zu a 2 α und 3.

3) Das Reizwort wird durch Anschauungsinhalt erläutert. Häufig tritt dazu noch eine der unter 1 und 2 angegebenen Vorstellungsarten.

Beispiele: siehe a 1 Vp. I drittes Beispiel, Zusatz Vp. I zweites Beispiel, a 2 β Vp. I erstes und zweites Beispiel, Vp. VI erstes Beispiel, Vp. VIII erstes und zweites Beispiel, a 4 Vp. VI erstes Beispiel, Vp. VII erstes Beispiel, Vp. VIII erstes Beispiel.

d) Sekundäre Vorgänge.

1) Sprechmotorische Tendenzen, Klangbilder und optische Bilder des Reizwortes (geschrieben oder gedruckt) spielen bei der Vergegenwärtigung des Reizwortes oder bei der Reproduktion häufig je nach dem individuellen Vorstellungstypus der Vp. eine gewisse Rolle.

Beispiele: a 1 Vp. VI erstes Beispiel, Vp. VIII erstes Beispiel; ferner:

Vp. I Erinnerung—Phantasie 2″

(»es war das ein rein assoziativer Weg, zustande gekommen mit dem dunklen Bewußtsein, Erinnerung und Phantasie sind zwei koordinierte Formen der Vorstellung. Es klang mit an ein sprachliches Element, mit dem fast sofort von Erinnerung aus das Wort Vorstellung auftrat, von dem wieder zurückgegangen wurde auf Phantasievorstellung. Aber dieser sprachliche Prozeß blieb im halben Bewußtsein stecken und ging mehr nebenher«).

Vp. VIII Veränderung—Wechsel $2^3/_4$″

(»hatte sofort ein dunkles Bild von dem gedruckten Worte Veränderung und dabei die Tendenz, das Wort auszusprechen; dann der Gedanke, ein ähnlicher Begriff ist Wechsel, ganz dunkel dabei an den Wechsel der Jahreszeiten gedacht. Bewußtsein, das sind beinahe zwei Synonyma, aber doch in etwas Gefühl der Befriedigung«).

Vp. VI Ehre—Neid 7″

(»ich sah das geschriebene Wort Ehre und sprach es aus mit dem Gefühl der Befriedigung, in dem Gedanken, der Aufgabe entsprechend zu reagieren ist leicht. Es schwebte dann das Wort Mut in dem Sinne von Wertbegriff als deutliches visuelles Bild vor, so daß es störte. Dann nahm ich irgendeinen anderen ethischen Begriff als Reproduktion«).

2) Häufig erzeugt das Reizwort einen Gefühlston (angenehmer oder unangenehmer), der für die Vergegenwärtigung des Reizwortes mitunter auch für die Reproduktion sehr wichtig ist.

Beispiele: a 4 Vp. I drittes Beispiel, a 1 (Zusatz) Vp. I erstes Beispiel; ferner:

Obst—Blumen 5″

(»es kam ein sehr vager Oberbegriff, nämlich Pflanzenprodukt herbei, dieses Wort wurde ausgesprochen [sprechmotorische Tendenz] mit dem Bewußtsein der Unbefriedigung. Das Reizwort wurde inhaltlich auch anschanlich sehr genau vorgestellt, Bruchstücke von Äpfeln, Orangen usw. Dabei ein angenehmes Gefühl, das bei der Reproduktion mitwirkte und sich bei Blumen verstärkt äußerte.

e) Bewußtsein der richtigen Lösung der Aufgabe.

Fast stets ist nach der Reproduktion das Gefühl der Befriedigung oder Nichtbefriedigung vorhanden, das sehr verschiedene Intensitätsgrade hat. Das Bewußtsein der Befriedigung ist groß bei dem

reflexiven Prozeß, wo der Oberbegriff auch sprachlich genau vorgestellt wird und bei den extrem assoziativen Fällen, bei allen Zwischenstufen ist die Befriedigung geringer.

f) Über den Gefühlston.

Wir untersuchten die Bedeutung des Gefühlstons für die Vergegenwärtigung des Reizwortes in folgender Weise:

Wir boten den Vp. eine Reihe von Reizworten dar, deren Inhalt sich die Vp. vergegenwärtigen sollten. Die Reizworte waren derartige, daß mit ihnen leicht ein unangenehmer oder angenehmer Gefühlston verbunden ist, z. B. komisch, tragisch, anmutig, häßlich.

Die nähere Vergegenwärtigung geschah wie bisher durch Einreihung in einen logischen Zusammenhang, durch definierendes Verfahren, durch Anschauungsinhalt oder durch mehrere dieser Mittel.

Bei der ersten flüchtigen Auffassung des Wortes, der Bekanntheitsqualität, spielt der Gefühlston eine große Rolle.

1) Er ist primär oder sekundär mit den Fragmenten von interpretierenden Vorstellungen verbunden, die schwer näher zu bestimmen sind, und macht mit diesen die Bekanntheitsqualität aus. Mit ihm treten häufig Organempfindungen auf.

z. B. Vp. I Künstler— 5″

(»entschieden angenehmer Gefühlston, der sich sofort geltend machte. Dann die Vorstellung: Porträtmaler, und daran anknüpfend Gedanken an den Streit, ob die Forderung der Ähnlichkeit eine ästhetische Forderung ist. Das erste Auftreten des intellektuellen Inhaltes hatte den Charakter einer dunklen Gesamtvorstellung mit Elementen, wie ‚Maler‘, ästhetisches Problem. Diese Vorstellung ging dem Gefühlston voraus«).

orthodox— $5^2/_5$″

(»starkes Unlustgefühl. Unter diesem Einfluß trat ganz starker Anschauungsinhalt hervor. Der Anblick einer Anzahl rasierter Gesichter mit dem Ausdruck orthodoxer Biederkeit. Darauf drängte sich das Wort Bekenntnis hervor. Dann die wesentliche Bedeutung, daß man sich im religiösen Leben zu einem bestimmten Dogma bekennt. Der Gefühlston, der primär war, brachte Organempfindungen mit sich«).

Vp. VI tragisch— $2^1/_2$″

(»sofort ein unangenehmer Gefühlston, faßte das Wort auf im Sinne von traurig. Dann fielen mir verschiedene bekannte Familientragödien ein. Dann fiel mir ein Bocksgesang, Tragödie, Drama«).

Zusatz. Für den Charakter der Bekanntheit ist entscheidend, daß überhaupt eine große Menge von Assoziationen und Vorstellungskreisen im Bewußtsein über die Schwelle drängen, welche das sind, braucht gar nicht abgeklärt zu werden, um den Charakter der Bekanntheit hervorzurufen. Die Vergegenwärtigung der vollständigen Wortbedeutung hat meistens den Charakter einer Abschweifung. Die Beziehung zu dem Reizwort ist am engsten bei den unmittelbar auftauchenden Gefühlen und fragmentarischen Vorstellungen.

Vp. I Tugend — $10^2/_5''$

(»zuerst schwaches Lustgefühl, das dann bald einen ironischen Beigeschmack bekam. Gedanke, daß das Wort Tugend so viel in Schulsätzen verwendet wird. Dann Gedanke an Schleiermacher, an die Kardinaltugenden der Stoiker, an Sokrates usw., der als Abschweifung empfunden wurde«).

2) Der Gefühlston hat den Charakter, gewohnheitsmäßig mit dem Reizwort verbunden zu sein. Durch Häufigkeitsassoziationen auf Grund der vielen Erfahrungen ist eo ipso der betreffende Gefühlston vorhanden. Infolgedessen scheint der bloße Gefühlston des Wortes ein Zurückgehen auf die Wortbedeutung vollständig ersetzen zu können.

z. B. Vp. I Choleriker — $7^3/_5''$

(»sofort ein angenehmes Gefühl, das den Charakter eines erhebenden Gefühles hat, das auch den Charakter hatte, gewohnheitsmäßig mit dem Worte verbunden zu sein. Dann fiel mir ein Willenseigenschaft, dann der Streit, ob die Temperamente mehr Gefühls- oder Willenseigenschaften besitzen. Alles dieses wurde als Abschweifung und Abschwächung empfunden«).

komisch — $5^3/_5''$

(»es trat sofort ein Gefühlston der Heiterkeit auf, förmlich etwas wie heitere Stimmung. Dann als Anschauungsinhalt Witzblätter [Konstellation]. Dann fiel mir ein die Definition von Lipps. Es kam mir so vor, wie wenn der Gefühlston an dem Worte als solchem hängt und zur flüchtigen Vergegenwärtigung genügt«).

Vp. VI Witz — $2^1/_2''$

(»hatte einen mit Organempfindungen verbundenen Gefühlston, als wenn ich lachen müßte. Dann fiel mir ein, darin liegt die Bedeutung des Witzes, daß er zum Lachen reizt. Das genügte mir zur Vergegenwärtigung. Das auftauchende Anschauungsbild eines Clown wurde unterdrückt«).

Zusammenstellung der verschiedenen Formen und Fälle für die psychische Vergegenwärtigung der Begriffe und allgemeine Folgerungen.

1) Es gibt keine einheitliche, simultane Vorstellung für die Bedeutung eines Begriffes.

2) Die erste Auffassung eines Begriffes besteht in dem Bekanntheitscharakter des Begriffes und dem Bewußtsein, den genaueren Inhalt jederzeit aus dem Unterbewußtsein hervorholen zu können. Träger des Bekanntheitscharakters ist einerseits das visuelle oder akustische Bild oder inneres Aussprechen des Wortes selbst, andererseits eine im Unterbewußtsein befindliche, erst im Entstehen begriffene visuelle Vorstellung, oder ein dunkler logischer Zusammenhang, oder ein allgemeiner Vorstellungskreis, die mit dem Begriffe in Beziehung stehen, oder ein gewohnheitsmäßig mit dem Wort verbundener Gefühlston. Wenn der Bekanntheitscharakter sehr intensiv wird, tritt er stellvertretend ein für jede nähere Vergegenwärtigung des Wortes. Dies geschieht besonders bei sehr geläufigen Begriffen.

3) Die genauere Vergegenwärtigung eines Begriffes ist ganz individuell. Sie geschieht:

a) durch Anschauungsinhalt,
b) durch Einreihen in einen bekannten logischen Zusammenhang oder allgemeinen Vorstellungskreis, der mit dem Begriff in Beziehung steht,
c) durch definierendes Verfahren,
d) es werden mehrere dieser Mittel oder alle zugleich angewendet.

Die Frage, ob ein bestimmtes Mittel des Vorstellens oder Denkens zweckmäßig oder unzweckmäßig ist, darf u. E. nicht im allgemeinen, sondern immer nur für eine bestimmte Aufgabe des Denkens oder Vorstellens entschieden werden. So kann das Mittel des anschaulichen Vorstellungsinhaltes ebensowohl als zweckmäßig wie als unzweckmäßig empfunden werden. Es erscheint unzweckmäßig und bisweilen sogar als Hemmung der Denktätigkeit:

1) Wenn man die Absicht hat, von einem Begriff aus ungefähr auf derselben Abstraktionsstufe zu bleiben.

2) Wenn man zu höheren Abstraktionsstufen übergehen will. Dagegen erscheint es als zweckmäßig, wenn man vom Allgemeinen zum Besonderen geht.

a) Über den Anschauungsinhalt.

1) Es ist sicher, daß manchmal Anschauungsinhalt vorhanden ist, ohne daß die Vp. sich dessen bewußt werden. Einerseits ist die Aufmerksamkeit, welche die Vp. ja wegen der Selbstaussage auf die Entwicklung des ganzen Prozesses richten müssen, dazu nicht groß genug, andererseits kann der Anschauungsinhalt sehr dunkel und verschwommen sein. Es wird ja häufig erst relativ spät bemerkt, daß Anschauungsinhalt dagewesen ist. z. B. die Vp. definiert und merkt erst nach der Definition, daß eine dunkle, unbestimmte Anschauung der Definition vorausgegangen ist, die etwas von dem Charakter des Reizwortes enthielt.

Vp. I inhärent— 14″

(»inhärent nennt man, was keine selbständige Existenz hat, sondern an einem Dinge oder einer Substanz haftet. Jetzt merkte ich, daß dieser Definition eine dunkle Vorstellung mit anschaulichem Charakter vorausgegangen, die Vorstellung von einem Haften an einem Träger, näheres weiß ich darüber nicht zu sagen«).

2) Die Anschauung ist meistens sehr dunkel und unvollständig. Man hat gewissermaßen einige wenige Teilvorstellungen eines anschaulichen Objektes, die sich nicht vervollständigen, zu einem deutlich angeschauten Objekt. Mit ihnen begnügt man sich als dem veranschaulichten Beispiel.

z. B. Vp. I Situation— 14¼″

(» . . . dann unbestimmte anschauliche Vorstellung von einer Gruppe von Menschen, die sich in einer gefährlichen Lage befinden, vielleicht auf einem Floß oder Boot, das untergehen will«).

früher— 14½″

(»zuerst ein unbestimmter anschaulicher Inhalt räumlicher Natur; ich sah schattenhaft irgendein Objekt in der Ferne und verglich mit diesem eines in der Nähe«).

3) Die Anschauung ist deutlich, aber wird nicht lückenlos mit allen Gliedern vorgestellt, mit einigen charakteristischen Bestandteilen ist der Zusammenhang genügend angedeutet.

z. B. Vp. I Tätigkeit— 18½″

(»zwei Anschauungsinhalte, nämlich des Dreschens und des Webens [Konstellation], anschauliche dunkle Vorstellung von den Dreschflegeln und anderen Bestandteilen, ferner ein auf einem Webstuhle ausgespanntes Tuch und die Hand des Webers . . .«).

4) Der Anschauungsinhalt bietet ein vollständiges deutliches Bild.

b) Über logische Zusammenhänge und allgemeine Vorstellungskreise.

1) Beim Operieren mit Begriffen höherer Abstraktion ist die Einreihung des Reizwortes in einen bekannten logischen Zusammenhang am häufigsten. Die Vp. sind sehr befriedigt, als wenn darin das ganze Begreifen bestände.

2) Die logischen Zusammenhänge und allgemeinen Vorstellungskreise klingen meistens sehr flüchtig an. Es tauchen, wie aus früher angeführten Beispielen zu ersehen ist, nur ein paar Stichworte auf, die Träger des Ganzen sind. Diese sind sicher auch manchmal so dunkel, daß die Vp. sich ihrer nicht bewußt werden.

c) Über das definierende Verfahren.

1) Das definierende Verfahren ist nicht absolut von dem unter b angegebenen Verfahren zu trennen, sondern es deckt sich teilweise mit ihm.

2) Als definierendes Verfahren betrachten wir auch Umschreibungen, exemplifizierende Erläuterungen und Subsumtionen.

3) Unterordnung klärt einen Begriff besser als Überordnung, wenn die übergeordneten Begriffe sehr abstrakt gesucht werden. Das liegt daran, daß man bei den untergeordneten Begriffen jeden Augenblick die Möglichkeit sieht, eine scharfe Bezeichnung des Reizwortes an dem Beispiele herauslösen zu können. Dagegen liegt in dem übergeordneten Beispiele implicite der Inhalt des Reizwortes (z. B. Lebhaftigkeit—Eigenschaft).

(Eingegangen am 5. September 1910.)

Einige Bemerkungen zu dem Aufsatz von Georg Moskiewicz ›Zur Psychologie des Denkens‹.

Von

Jos. Geyser (Münster i. W.).

Die Arbeit, zu der wir uns im folgenden mit einigen kritischen Bemerkungen äußern wollen, unterscheidet sich von den experimentellen Untersuchungen der Denkvorgänge in der Würzburger Schule vor allem dadurch, daß sie in keinem Sinne eine experimentelle Untersuchung heißen kann. Sie analysiert nicht einmal konkrete Denkerlebnisse der Selbstbeobachtung, sondern illustriert ihre theoretischen Behauptungen an Beispielen, wie sie im Alltagsleben vorkommen können. Daß die Arbeit der hiermit gegebenen Gefahr, sich die psychischen Zusammenhänge und Prozesse zu konstruieren, ganz entgangen sei, kann nicht behauptet werden. Vor allen Dingen ist es bei dieser Methode unmöglich, der Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der wirklichen Denkvorgänge überall gerecht zu werden. Von den Würzburger Arbeiten unterscheidet sich die vorliegende aber auch nach dem Gegenstande der Untersuchung. Jene analysieren das ›Denken an etwas‹[1]), diese sucht das ›Denken über etwas‹ oder die Denkverläufe zu beschreiben. Insofern könnten sich beide Arbeiten ergänzen. Doch will M.[2]) seine Untersuchung nicht als eine Erweiterung, sondern als eine Korrektur der Würzburger Forschungen und Resultate aufgefaßt sehen (S. 309 ff.). Ist dies berechtigt?

Eine psychologische Beschreibung der Denkvorgänge hat in erster Linie in einer möglichst genauen und erschöpfenden phänomenologischen Analyse derselben zu bestehen. Nur eine solche führt zur Erkenntnis des Wesens und der Arten der Denkvorgänge

---

1) Vgl. E. Dürr, Über die experimentellen Untersuchungen der Denkvorgänge. Zeitschrift für Psychologie. 49, 5 (1908). S. 317.

2) Es sei mir gestattet, den Namen des Verfassers der zur Besprechung stehenden Arbeit in dieser Abkürzung zu zitieren.

und ermöglicht allein es, das Denken mit den übrigen seelischen Vorgängen und Zuständen methodisch zu vergleichen. Den natürlichen Ausgangspunkt für die Untersuchung des Denkens kann infolgedessen nur das Denken in seiner konkreten Wirklichkeit bilden und nicht irgendein einzelner, lediglich durch logische Abstraktion gewonnener Teil des Denkprozesses. Vielmehr dürfen solche Teile nur als Ergebnis der Untersuchung in die Psychologie des Denkens eingehen. Diese an sich richtige Erwägung ist es nun offenbar gewesen, durch welche M. zu der Ansicht veranlaßt worden ist, es sei methodisch falsch, der Natur des Denkens durch psychologische Analyse der Begriffe oder des Urteils statt der ganzen Denkverläufe auf die Spur kommen zu wollen. Allein das heißt die Anwendung eines an sich richtigen Prinzips übertreiben. Wenn es freilich unmöglich wäre, mittels geeigneter Anordnung einzelne Begriffe oder Urteile in relativer Abgeschlossenheit innerlich zu erleben, so hätte M. unzweifelhaft recht. Ist dies aber nicht unmöglich — und daß dem so sei, haben die Würzburger Experimente sichergestellt —, dann ist es entschieden methodisch richtiger, zunächst diese Bestandteile der Denkverläufe zu analysieren. Nicht nur darum, weil diese Arbeit wegen der größeren Einfachheit und Übersichtlichkeit des Untersuchungsgegenstandes in relativ einfacherer, sichererer und exakterer Weise ausgeführt werden kann, sondern vor allem auch darum, weil die Denkverläufe nichts anderes als eigenartige Verbände und Entwicklungen dieser Elementarformen des Denkens sind[1]. Daher besteht das für die psychologische Untersuchung der Denkverläufe als solcher eigentümliche Problem in der Frage nach den psychischen Faktoren, durch welche die Begriffe und Urteile so zueinander in Beziehung treten, daß daraus zusammenhängende Denkbewegungen entstehen. Bei der Untersuchung dieses Problems ergibt sich dann von selbst, ob

1) Zum Teil sind sie allerdings auch, was M. einmal betont, Ergebnis der Denkverläufe. Dennoch folgt daraus nicht, daß diese vor ihnen zu untersuchen seien; denn das, woraus sie in den Denkverläufen hervorgehen, sind in der Regel auch wieder Begriffe und Urteile. Eben darum müssen in der Seele einmal auch Begriffe und Urteile entstehen, deren Genesis nicht wieder in anderen Begriffen und Urteilen liegt. Diese Genesis zu erforschen, ist ein absolutes Bedürfnis der Psychologie und fällt mit der Untersuchung von Begriff und Urteil zusammen, ist aber etwas ganz anderes als die Analyse der von M. beschriebenen Denkverläufe.

und welche anderen elementaren Vorgänge noch etwa in die Denkverläufe eingehen. Nun dürfte aber einleuchten, daß dieses Problem unmöglich in befriedigender Weise lösbar ist, wenn nicht zuvor die psychische Natur und Struktur der relativ einfachen Denkvorgänge der Begriffe und Urteile so genau als möglich erforscht ist. Statt dessen lehnt M. es ausdrücklich ab, eine bestimmte Ansicht über diese Dinge zugrunde zu legen. Damit könnte man einverstanden sein, wenn wenigstens die Ergebnisse der Untersuchung über die Natur der Begriffe und Urteile Aufklärung brächten. In Wirklichkeit schaut aber aus der Arbeit für die Erkenntnis der psychologischen Natur und Mannigfaltigkeit der Urteile überhaupt gar nichts und für die der Begriffe — die wir in etwa dem Titel der »Obervorstellungen« unterordnen dürfen — nur ganz Ungenügendes heraus [1]). Und da sollen wir dem Resultat der Untersuchung des »willkürlichen Denkens« vertrauen, daß an ihm letzten Endes keine anderen Faktoren als »assoziative Beziehungen« beteiligt seien! Wie denn, wenn im Urteil und Begriff selbst, die doch sicherlich Bestandteile der Denkverläufe sind, psychische Faktoren von wesentlich anderer Form, als es assoziative Beziehungen sind, zur Geltung kommen? Doch gehen wir etwas näher auf die Ausführungen ein.

Der Kern der von M. entwickelten »Psychologie des Denkens« liegt in seiner Auffassung der Natur des Denkvorganges und seiner Erklärung vom Zustandekommen eines solchen psychischen Geschehens. Seine Ansicht ist in Kürze diese: Wir denken, wenn wir Vorstellungen so aneinanderreihen, daß ihre Folge und Verbindung einem einheitlichen, sie zusammenfassenden Gesichtspunkt untergeordnet ist. Das wird ermöglicht einmal durch das während des Vorstellungsablaufs dauernd mit der Aufmerksamkeit festgehaltene Ziel und zum andern durch ein möglichst reiches, zur Erlangung jenes Zieles geeignetes Vorstellungsmaterial. Letzteres geht dem Denken voraus, und zwar in Gestalt von »Obervorstellungen«, die unter der Wirksamkeit der Zielvorstellung von einer oder mehreren gegebenen »Ausgangsvorstellungen« aus assoziativ reproduziert werden. Diese »Obervorstellungen« sind einheitliche

1) Was um so verwunderlicher ist, als M. selbst einmal — übrigens in geradem Gegensatz zu den Ergebnissen Marbes — schreibt: »Wenn auch jedem Urteil sicher immer ein spezifisches psychisches Korrelat entspricht, so . . .« (S. 314).

Synthesen vieler Einzelvorstellungen und ihrer Beziehungen. Sie beginnen den Denkverlauf, wobei der größte Teil ihrer Glieder unbewußt gegenwärtig und wirksam ist. Das Denken selbst vollzieht sich in der allmählichen Analyse (»Zerlegung und Entfaltung«) dieser Obervorstellung. Die hierbei stattfindende Reproduktionsbewegung wird geleitet 1) von dem determinierenden Einfluß des angestrebten und aufmerksam festgehaltenen Zieles und 2) von dem konstellierenden Einfluß der Ausgangsvorstellung und etwaiger sonstiger zum Kreise der Aufgabe gehöriger einzelner oder allgemeiner Vorstellungen. Dadurch entstehen assoziativ neue Synthesen von Vorstellungen oder neue »Obervorstellungen«, womit das Denken zum Abschluß gekommen ist (S. 356, 382 ff.). Gehen wir in Kürze auf diese Auffassung des Denkens so weit ein, als nötig ist, um zu erkennen, ob die von M. befolgte Methode zu einer ausreichenden Analyse des Denkens geführt hat und die Behauptung rechtfertigt, der Weg, auf dem das Denken zu seinen Erkenntnissen gelange, führe nicht über assoziative Beziehungen hinaus.

Als »Definition des Denkens« erhalten wir von M. die Bestimmung: »Sinnvolle Aufeinanderfolge von Vorstellungen« (S. 311). Doch ist diese Definition, da sie ersichtlich auch bei einer rein gedächtnismäßigen Reproduktion von Gedanken zutreffen würde, offenbar um ein Merkmal zu arm. Wir begegnen demselben an einer früheren Stelle, wo es heißt: »Das Denken über etwas ist ein psychischer Prozeß, in welchem die einzelnen Bestandteile — sie seien hier Vorstellungen genannt — so aneinander gereiht werden, daß sie in ihrer Gesamtheit einen Sinn ergeben, ohne daß sie in ihrer Reihenfolge und Anordnung schon vorher erlebt worden waren« (S. 305 f.). Demnach sind nach M. zwei Merkmale für einen Denkverlauf entscheidend. Das erste ist die Neuheit der Aufeinanderfolge und Anordnung einer zusammengehörigen Vorstellungsreihe, das zweite die sinnvolle Natur dieser Gesamtheit von Vorstellungen. Doch unterliegt das erste dieser Merkmale dem Bedenken, daß es doch auch jedermann möglich ist, einen früheren Denkverlauf nicht nur »rein gedächtnismäßig«, sondern mit vollem logischen Bewußtsein zu repetieren. So liegt die differentia specifica, durch welche eine Vorstellungsfolge als Denkvorgang charakterisiert ist, darin, daß sie einen einheitlichen Sinn ergibt. Folglich müssen wir fragen, was unter diesem Begriff des »Sinnes« zu verstehen sei.

Auf unsere Frage erhalten wir von M. die angesichts eines so grundlegenden Punktes wenig tröstliche Antwort: »Was Sinn ist, läßt sich psychologisch nicht näher definieren« (S. 306), hören dann aber doch: »Es ist eben jener eigentümliche Zusammenhang von Vorstellungen der Art, daß diese Vorstellungen nicht nur einzeln miteinander verknüpft sind, sondern daß alle Vorstellungen außerdem noch eine Beziehung zu etwas ihnen allen Gemeinsamem haben, das wir eben als Sinn erleben und das uns ermöglicht, diesen Vorstellungszusammenhang als Ganzes zu betrachten und von ihm aus im Denken weiterzuschreiten« (S. 306). Dieses »Gemeinsame« wird dann im weiteren Verlauf als »Aufgabe«, »Ziel des Nachdenkens« oder auch als »gemeinsamer Gesichtspunkt« bestimmt. Ferner wird die »sinnvolle Einheit« als Erkenntnis bezeichnet (S. 383, 395). Ein andermal heißt es: »Wir verbinden ja immer sinnvolle Vorstellungen miteinander. Und der Sinn einer Vorstellung zeigt sich ja in deren assoziativer Verknüpfung zu den verschiedensten anderen Vorstellungen« (S. 329). Vielleicht ist es möglich, das, was gegeben ist, wenn vom Sinn einer Vorstellungsfolge gesprochen wird, doch noch etwas genauer zu bezeichnen. M. unterscheidet mit Recht zwischen zwei Arten von Vorstellungsfolgen. In der ersten sind die Vorstellungen »nur einzeln miteinander verknüpft«. Mit dieser wenig klaren Bestimmung ist wohl gemeint, daß die Vorstellungen sich rein assoziativ folgen, d. h. daß einfach die eine Vorstellung nach oder mit der andern erlebt wird, ohne daß sie durch das Bewußtsein einer bestimmten Beziehung verbunden werden. Die zweite Art dagegen, eine Mehrheit von Vorstellungen zu erleben, ist dadurch charakterisiert, daß die Aufmerksamkeit auf die Erkenntnis bestimmter Beziehungen zwischen ihnen gerichtet ist. Diese Beziehungen können im einzelnen sehr verschieden sein. Immer aber sind sie es, welche die logischen Einheiten stiften. Darum heißt, einen »Sinn« von Vorstellungen erleben, soviel als, zwischen bestimmten Vorstellungen bestimmte Beziehungen erkennen, die sich nach dem Zwecke des Nachdenkens richten. Hieraus ergibt sich nun aber, wie mir scheint, mit Evidenz, daß eine »Psychologie des Denkens«, ob sie nun das »Denken an etwas« oder das »Denken über etwas« an den Anfang zu stellen für nötig findet, in erster Linie die Natur, die Arten, das Entstehen usw. des Beziehungsbewußtseins zu analysieren hat. Wie könnte

man ohne diese Kenntnis einen Einblick in das Wesen »sinnvoller Vorstellungszusammenhänge«, d. h. des Denkens haben? Wer uns letztere begreiflich machen will, kann sich der Pflicht, uns auch die erstere Kenntnis zu verleihen, nicht dadurch entziehen, daß er sagt, diese Untersuchung falle nicht unter seinen Gegenstand (S. 348); denn sie fällt so sehr darunter, daß er ohne sie die Faktoren der sinnvollen Vorstellungszusammenhänge gar nicht befriedigend zu analysieren vermag.

Es wäre unrecht, zu sagen, daß M. die Bedeutung der Beziehungen für das Denken entgangen wäre. Ich betrachte es im Gegenteil als eines der dankenswertesten Resultate seiner Arbeit, daß er auf die außerordentliche Bedeutung früher erkannter Beziehungen für den Reproduktionsprozeß aufmerksam gemacht hat (S. 334 ff.). Nur genügt das nicht; denn es handelt sich doch beim Denken nicht nur um ein Wiederaufleben bereits erkannter und assoziativ festgelegter Beziehungen, sondern vornehmlich um die Erkenntnis neuer Beziehungen, ohne die ja die reproduzierende Wirksamkeit von Beziehungen ein Unding ist. An einer genauen Analyse der Art, wie Beziehungen zum Bewußtsein kommen, durfte M. deshalb nicht vorübergehen. Dieses Bewußtwerden ist ja doch gerade der springende Punkt im Denkprozeß. Zugleich kann dieses Bewußtwerden auf keine Weise dem Begriff der Assoziation untergeordnet werden, wie es mit dem Begriff der determinierenden und konstellierenden Tendenzen möglich ist. Der assoziative Mechanismus schafft, wie M. in lichtvoller und überzeugender Weise dargelegt hat, das mannigfache Material für die Beziehungserkenntnisse herbei, und zwar unter der Wirksamkeit der determinierenden und konstellierenden Tendenzen in zweckmäßiger Auswahl und Ordnung [1]). Die Beziehungserkenntnis selbst ist aber etwas ganz anderes. Dieses Andere hinwiederum, dessen Eigenart psychologisch analysiert werden muß, übt einen bedeutsamen Einfluß auf die weitere Vorstellungsbewegung aus. Wird doch je nach dem Inhalt dieser Erkenntnis der Vorstellungs-

1) Doch fehlt es in den Ausführungen M. nicht an Übertreibungen. Die »determinierenden Tendenzen« sollen es bewirken, daß immer »nur« diejenigen Vorstellungen reproduziert und aufgefaßt werden, welche zum Ziel des Nachdenkens gehören (z. B. S. 325, 341, 353). Nach meinen Selbstbeobachtungen kann ich dies durchaus nicht bestätigen. Übrigens bedarf M. selbst später (S. 359) gerade des Gegenteils.

lauf beendet oder weitergeführt oder in andere Richtung gelenkt usw. Was nun aber M. zur Aufhellung dieses Momentes im Denkverlauf gelegentlich erwähnt, kann wirklich nicht befriedigen; z. B. wenn es S. 322 heißt: »Es ist eine Eigentümlichkeit der Seele, daß sie isolierte Vorstellungen nicht duldet, sondern sie zu sinnvollen Zusammenhängen zu vereinigen strebt.« Etwas ausführlicher ist S. 354 Anm. 1, wo wir den charakteristischen Satz finden: »Sind zwei Vorstellungen gegeben, so sind es auch damit die zwischen ihnen waltenden Beziehungen«; und: Befinden sich in zwei Vorstellungsreihen »je eine Vorstellung, die untereinander in einer bestimmten Beziehung stehen, so heben sich beide gegenseitig hervor, treten aus der Summe der übrigen Vorstellungen heraus und bringen dadurch die zwischen ihnen bestehende Beziehung zum Bewußtsein«. Dieser Behauptung widerspricht der experimentelle Befund, wie ihn A. A. Grünbaum konstatierte[1]). Übrigens fügt M. selbst hinzu: »Natürlich muß schon vorher diese Beziehung bekannt sein; durch dieses sich gegenseitige Hervorheben wird sie nicht erst geschaffen, sondern nur wachgerufen.« Allein, wie werden Beziehungen denn im Denken geschaffen? Es gibt doch im Denken nicht nur ein Wiedererkennen, sondern auch ein erstes Erkennen von Beziehungen. Noch ungenauer und unbefriedigender aber äußert sich M.: »Wir beobachten hier wieder die allgemeine psychologische Tatsache, daß zwei Vorstellungen sich dann gegenseitig ins Bewußtsein rufen, wenn zwischen ihnen irgendeine Beziehung besteht oder wenn sie sich zu einer Gesamtvorstellung ergänzen können. Darin aber besteht das Vergleichen und Beziehen von Vorstellungen aufeinander, was als das Charakteristische des Denkens angesehen wird« (S. 369)[2]). Nun bedenke man, daß es überhaupt keine zwei Vorstellungen gibt, zwischen denen nicht »irgendeine« Beziehung besteht, z. B. Verschiedenheit, Zeitlichkeit, und frage sich, wo dann noch Grenzen für die Reproduktion bleiben. Soll aber gemeint sein, daß irgendeine Beziehung zwischen zwei Vorstellungen nur dann »bestehe«, wenn sie bereits einmal zwischen denselben erkannt worden sei, so bleibt uns M. wieder die Auskunft über die erstmalige Erkenntnis dieser Beziehung schuldig, und darf ferner nicht behaupten, in

---

1) Archiv für die ges. Psychologie. Bd. XII (1908). S. 449.

2) Ähnlich S. 373 unten, S. 390, 396 und anderswo.

der reproduktiven Wirksamkeit solcher schon einmal erkannten Beziehungen bestehe das für das Denken charakteristische Vergleichen und Beziehen von Vorstellungen; denn wir üben im Denken doch auch erstmaliges Beziehen und Vergleichen.

Wie durch assoziativ wirksame Faktoren das zur Lösung einer bestimmten logischen Aufgabe erforderliche Material von Vorstellungen in geordneter und zweckdienlicher Weise herbeigeschafft wird, hat M. trefflich gezeigt. Für diese Frage läßt sich aus seinen Ausführungen sehr viel lernen. Nur hätte M. darauf hinweisen können, daß dieser Erfolg den reproduktiven Kräften doch nur deshalb möglich ist, weil dem von ihnen unterstützten Denken schon eine ganze Summe früheren, in Begriffen, Urteilen und Regeln kondensierten Denkens vorausgegangen ist. Was also reproduziert wird, das ist zum großen Teile bereits selbst Denkgut. Wir werden daher immer wieder dahin geführt, daß die eigentliche psychologische Untersuchung des Denkens dasselbe in seinen ersten Akten aufsuchen muß. Wie entstehen — so könnten wir diese Frage formulieren — die ersten sinnvollen Zusammenhänge von Vorstellungen? Was M. auf diese Frage antwortet, läßt sich einigen Stellen seiner Arbeit entnehmen. Er führt die ersten sinnvollen Synthesen von Vorstellungen auf die assoziative Wirksamkeit der Erfahrung zurück [1]). Durch die Erfahrung werden ›Gesamt- und Obervorstellungen‹ geschaffen, d. h. werden Einzelvorstellungen durch bestimmte Beziehungen so zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, daß diese Reihe samt ihren Beziehungen jederzeit reproduziert zu werden vermag. Allein eben damit stehen wir wieder vor dem psychologischen Problem des Beziehungsbewußtseins. Und zwar klopft dieses Problem an diesem Punkte um so stärker an der Tür der psychologischen Forschungswerkstatt an, als die wesentlichsten Beziehungen, durch welche aus dem Erleben der Einzelvorstellungen logische Erkenntnis der Welt wird, überhaupt nicht empirischer Natur sind. Ich brauche ja nur Identität, Kausalität und Substantialität zu nennen. Außerdem erinnere ich an die apodiktische Evidenz der logischen Grundsätze und mathematischen Lehrsätze, um einleuchtend zu machen, daß das Zurückgreifen auf die Wirksamkeit der Erfahrung die Tatsachen des Denkens nicht erschöpfend zu erklären imstande ist.

---

1) z. B. S. 309 f., S. 332 ff., S. 352 ff., S. 358 u. öfter.

Sollte erwidert werden, die Untersuchung dieser Beziehungen gehöre nur in die Logik, so müßte ich das entschieden bestreiten, weil sowohl die Erkenntnis und Evidenz dieser nichtempirischen Beziehungen als auch ihre Verwertung im Denkprozeß Tatsachen des Bewußtseins sind.

Die Psychologie der Denkvorgänge erfordert unbedingt in erster Linie eine genaue Analyse der Beziehungserkenntnis. Diese aber ist ohne exakte, womöglich experimentell geleitete und kontrollierte Selbstbeobachtung undurchführbar [1]).

1) Gute Förderung bietet die soeben erschienene Arbeit von Alfred Brunswig, Das Vergleichen und die Relationserkenntnis. Leipzig 1910. Ich freue mich, daß diese Arbeit in einer Reihe grundlegender Punkte zu gleichen Anschauungen gelangt, wie ich sie in meinen psychologischen und logischen Schriften seit 1907 vertrete.

(Eingegangen am 27. Oktober 1910.)

Eine Sinnestäuschung.

Von

Prof. **A. Thierfelder** (Schneeberg).

Auf den Zylindern von Gaslampen sieht man zuweilen Flügelrädchen aus Aluminium. Acht schräg gestellte Flügel von 2—3 cm Länge sitzen an der senkrechten, drehbaren Achse; dazu noch zwei Kügelchen an Stäbchen, die sich wie Zentrifugalregulatoren verhalten und die Drehgeschwindigkeit erkennen lassen. Bei brennender Lampe versetzen die aufströmenden Gase das Rädchen in lebhafte Bewegung. — Während man, schräg aufschauend, diesem Spiele zuschaut, kann es vorkommen, daß sich das Rädchen plötzlich in entgegengesetzter Richtung zu drehen scheint. Bei genauerem Hinsehen scheint das Rädchen schräg gegen uns geneigt, und man glaubt die Oberseite desselben zu sehen, nicht mehr die Unterseite. — Durch Probieren findet man schließlich, wie man willkürlich die Drehrichtung umkehren kann. Man sieht die wirkliche Drehrichtung, wenn man den uns zugewandten Rand des Rädchens ins Auge faßt. Wenn man dagegen den abgewandten, scheinbar niedrigeren Rand mit den Blicken festhält, so verfällt das Rädchen in die umgekehrte Richtung. Zugleich erscheint dieser als der nähere, der vordere als der entferntere und höherliegende, die untere Fläche als schräg gestellte obere. Damit erscheint aber auch die Drehrichtung des ganzen Rädchens umgekehrt. — Die Sache liegt hier offenbar ähnlich wie bei dem Treppenbild. (Vgl. Wundt, Phys. Psychol. 2. Aufl. II. S. 147.) Man meint die Oberseite oder die Unterseite der Stufen vor sich zu haben, je nach den fixierten Ecken und Kanten.

(Eingegangen am 27. Oktober 1910.)

IV. internat. Kongreß für Philosophie in Bologna März-April 1911.

— Unter dem hohen Patronate Sr. Maj. des Königs von Italien. —

Nach dem Heidelberger Beschluß vom September 1908 wird sich der IV., unter dem hohen Patronate Sr. Maj. des Königs von Italien stehende Internationale Kongreß für Philosophie während der Osterfeiertage 1911 versammeln.

Der Unterzeichnete, welcher mit der Vorbereitung dieses Kongresses beauftragt wurde, richtet die Einladung zur Teilnahme an alle, die sich für die philosophischen Probleme interessieren, so daß die verschiedensten Gedankenrichtungen dort vertreten sein werden und einer freien und fruchtbaren Diskussion nichts im Wege steht.

Die Tätigkeit des Kongresses wird sich in allgemeinen Sitzungen entwickeln, denen man durch Einladung einiger hervorragender Vertreter der Wissenschaft mehr Ausdehnung wie vorher geben will, und in Sektionssitzungen.

Die allgemeinen Sitzungen werden zu Vorträgen und Diskussionen verwendet, deren vorläufiges Programm hier angedeutet ist: Vorträge von **S. Arrhenius, G. Barzellotti, E. Boutroux, R. Eucken, P. Langevin, W. Ostwald, H. Poincaré, A. Riehl, F. C. S. Schiller, H. v. Seeliger, G. F. Stout, F. Tocco, W. Windelband.** Diskussion über »*La tâche actuelle de la Philosophie générale*« von **H. Bergson.** Erwiderung von **A. Chiappelli.** Diskussion über »*Les jugements de valeur et les jugements de realité*« von **H. Durkheim.**

Die Sektionen werden die folgenden sein: 1) *Allgemeine Philosophie und Metaphysik*, 2) *Geschichte der Philosophie*, 3) *Logik und Wissenschaftstheorie.* 4) *Moral*, 5) *Religionsphilosophie*, 6) *Rechtsphilosophie*, 7) *Ästhetik und Kritikmethodik*, 8) *Psychologie.*

Die Mitteilungen für den Kongreß müssen vor dem 1. Januar 1911 an das Sekretariat (Bologna, Piazza Calderini 2) gesandt werden, damit die Einführenden der Sektionen deren Zulassung beurteilen und für den Druck und die vorläufige Verteilung an die Mitglieder des Kongresses sorgen, so daß die Diskussionen rascher und vorteilhafter vonstatten gehen können.

Mitteilungen sowie Diskussionen erfolgen in den vier Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch. — Die Einschreibegebühr beträgt 25 Franken.

Der Präsident des Kongresses: **Frederigo Enriques.** Der Generalsekretär: **Giulio Cesare Ferrari.**

Geschäftsführender Ausschuß: **F. Enriques,** *Präsident.* **G. C. Ferrari,** *Generalsekretär.* **A. Levi, E. Troilo, L. Valli,** *Sekretäre.* **F. Catazza,** *Schatzmeister.* **E. de Michelis, C. Gini, G. Marabelli, G. Tarozzi, F. Wölfer.**

Permanente internationale Kommission: **Aars** (Christiania), **Alexander** (Budapest), **Baldwin** (Princeton), **Barth** (Leipzig), **Bergson** (Paris), **Boutroux** (Paris), **Calderoni** (Firenze), **Cantor** (Heidelberg), **Carus** (Chicago), **Couturat** (Paris), **Croce** (Napoli), **Darlu** (Paris), **De Boer** (Amsterdam), **Dilthey** (Berlin), **Drtina** (Prag),

Dwelshauvers (Bruxelles), **Enriques** (Bologna), **Geijer** (Upsala), **Gheorgow** (Sophia), **Gourd** (Genève), **Heymans** (Groningen), **Hillebrand** (Innsbruck), **Höffding** (Kopenhagen), **Iwanowski** (Moskau), **Jodl** (Wien), **v. Karman** (Budapest), **Kozlowski** (Warschau), **Ladd** (New-Haven), **Lasson** (Berlin), **Léon Xavier** (Paris), **Leuckfeld** (Charkow), **Mac Farlane** (Pennsylvania), **Mansion** (Gand), **Mittag Leffler** (Stockholm), **Münsterberg** (Boston), **Peano** (Torino), **Remacle** (Hasselt), **Riehl** (Berlin), **Royce** (Cambridge-Boston), **Russell** (London), **F. C. S. Schiller** (Oxford), **Schurman** (Ithaca), **Serebrenikoff** (St. Pétersbourg), **Stein** (Bern), **Straszewski** (Cracovie), **Stout** (St. Andrews), **Strong** (Columbia), **Tschelpanov** (Kiew), **Vaihinger** (Halle), **Vassilief** (Kasan), **Vidari** (Pavia), **Windelband** (Heidelberg).

Italienisches Organisationskomitee: **P. Blaserna**, Präsident der K. »Accademia dei Lincei«, **V. Puntoni**, Rektor der K. Universität zu Bologna, **A. Righi**, Präsident der K. »Accademia delle Scienze« dell' Istituto zu Bologna. **F. Acri, D. Anzilotti, R. Ardigò, G. Barzellotti, R. Benzoni, M. Calderoni, G. Calò, A. Chiappelli, G. Ciamician, B. Croce, F. de Sarlo, P. D'Ercole, F. Enriques, A. Faggi, A. Farinelli, G. M. Ferrari, C. Formichi, G. Gentile, C. Guastella, D. Jaja, E. Juvalta, L. Luzzatti, F. Masci, P. Martinetti, E. Morselli, G. Peano, I. Petrone, E. Rignano, I. Supino, G. Tarozzi, F. Tocco, A. Torre, A. Valdarnini, B. Varisco, G. Venezian, G. Vidari, G. Villa, V. Volterra, G. Zuccante.**

Kommissionen der Sektionen: 1) Allgemeine Philosophie und Metaphysik: **D'Ercole, Valdarnini, Varisco.** 2) Geschichte der Philosophie: **Tocco, Zuccante, Gentile.** 3) Logik und Wissenschaftstheorie: **Masci, Volterra, Peano.** 4) Moral: **Tarozzi, Vidari, Calderoni.** 5) Religionsphilosophie: **Chiappelli, Formichi, Calò.** 6) Rechtsphilosophie: **Petrone, Anzilotti, Venezian.** 7) Ästhetik und Kritikmethodik: **Croce, Farinelli, Supino.** 8) Psychologie: **de Sarlo, Morselli, G. M. Ferrari.**

Literaturbericht.

Sammelreferat über psychiatrische Neuerscheinungen.

Von Dr. Dannenberger (Goddelau).

1) Prof. Dr. W. Weygandt, Forensische Psychiatrie. I. Teil. Straf- und zivilrechtlicher Abschnitt. Sammlung Göschen. 142 S. 1908. M. 0.80.
2) W. Pollitz, Die Psychologie des Verbrechers. Aus Natur und Geisteswelt. 248. Bändchen. 148 S. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1909. M. 1.—.
3) Dr. Philipp Stein, Tatbestandsdiagnostische Versuche bei Untersuchungsgefangenen. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 52. Heft 3 und 4. Leipzig, Verlag von J. A. Barth, 1909.
4) Dr. R. Götze, Über Nervenkranke und Nervenheilstätten. 52 S. Halle a. S., Verlag von C. Marhold, 1907. M. 1.20.
5) Dr. Gaston Vorberg, Guy de Maupassants Krankheit. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Heft LX. 27 S. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, 1907. M. 0.80.
6) Dr. Th. Becker, Über Simulation von Schwachsinn. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. Herausgegeben von Prof. Dr. med. et phil. Sommer in Gießen. IV. Band. 2. Heft. Halle a. S., Verlag von C. Marhold.
7) Dr. A. Knauer, Zur Pathologie des linken Schläfenlappens. Ebenda.

1) Mit Recht wendet sich Weygandts Büchlein, das in einer populärwissenschaftlichen Bibliothek erschienen ist, in der Darstellung der wichtigsten hier zu erörternden Fragen an den gebildeten Laien. Es ist von sozialer Bedeutung, daß der Staatsbürger einen genügenden Überblick über eine Disziplin besitze, die wie die forensische Psychiatrie wachsend Einfluß auf das rechtliche Leben gewinnt, um so mehr, als diese Bedeutung von mancher Seite bestritten oder bekämpft wird. Seiner Aufgabe wird das Büchlein zweifellos in einwandfreier Weise gerecht, da es bei großer Gründlichkeit einerseits kompendiös genug ist, um wohlfeil zu sein und von jedem Gebildeten verstanden werden zu können, andererseits aber die vollkommenste wissenschaftliche Objektivität festhält.

Die Darstellung erstreckt sich auf strafprozeßliche und zivilprozeßliche Dinge. Alle Paragraphen beider Gesetzbücher, bei denen der Psychiater als Sachverständiger in Betracht kommt, sind zusammengestellt, so daß das Büchlein hinsichtlich aller forensischen Fragen, die mit der geistigen Gesundheit zusammenhängen, ein angenehmes Nachschlagbüchlein bedeutet. Besonders hingewiesen sei auf die zahlreichen und instruktiven Gutachten, die bei wichtigen Punkten in excerpto beigefügt sind.

2) Gleich der Sammlung Göschen hat sich der Verlag von: »Aus Natur

und Geisteswelt« die Aufgabe gestellt, wichtige und zum Liebhaberstudium zu ausgedehnte Gebiete moderner Spezialwissenschaften dem Verständnis der gebildeten Kreise näher zu bringen. Daher gewinnen die einzelnen Abhandlungen den Charakter von Exzerpten aus dem Gesamtmaterial der zum Gegenstand der Darstellung gemachten Wissenschaft. Eine dem Laien verständliche, gedrängte und erschöpfende Schilderung eines noch so wenig abgegrenzten, geschweige denn ganz erschlossenen Wissensgebietes zu geben, wie es die Kriminalpsychologie darstellt, muß als eine Aufgabe gelten, die große Anforderungen an die Belesenheit, Kritik und den Überblick des Autors über die große Masse der Literatur stellt. Es liegt hier vor allem die Gefahr vor, daß das Gehirn des Laien mit Streitfragen ermüdet werde, die nur den Fachmann interessieren. Diese Gefahr ist in dem vorliegenden Werkchen von Pollitz vermieden. Bei aller Reichhaltigkeit, bei aller Erschöpfung der wesentlichen Punkte ist doch die Weitschweifigkeit in dem Büchlein von Pollitz aufs sorgfältigste vermieden, so daß die Möglichkeit, sich über die wichtigsten Fragen genügend zu orientieren, für den Laien vorliegt. Immerhin bin ich nicht ganz sicher, ob der Zweck des Buches tatsächlich in seinem ganzen Umfange erfüllt werde. Ich würde es für einen wesentlichen Vorzug des Buches halten, wenn dem Laien, für den es doch geschrieben ist, einige bestimmte Hinweise geboten würden auf die Brücken, auf denen er von dem Gebiete der Spezialwissenschaft zum Gesamtgebiete seiner Anschauungen über die Menschheit und die Gesellschaft und die Stellung, die das Verbrechen unter ihnen einnimmt, gelangen kann. Einen solchen Hinweis vermisse ich. In seinem Schlußwort zwar berührt der Verfasser den Zusammenhang, den die Kriminalpsychologie mit der Gesetzgebung und deren Reform sowie mit einer zielbewußten Sozialpolitik besitzt, aber viel zu flüchtig, als daß der Laie den praktischen Wert der modernen Kriminalpsychologie mit genügender Klarheit erkennen könnte. So vorzüglich die Darstellung des Gesamtinhaltes der »Kriminalpsychologie« als solcher gelungen ist, so sehr erhebt sich die Frage, ob die Beschränkung auf ein bestimmtes Wissensgebiet einer solchen Arbeit im Auge des Laien nicht den Wert eines Mosaiksteines verleiht, der einen organischen Zusammenhang mit seinen Nachbarsteinen an sich zunächst nicht besitzt, diesen vielmehr erst dadurch gewinnt, daß ein Auge und eine Hand vorhanden ist, die ihn an den ihm zukommenden Platz im ganzen Mosaikgemälde zu setzen vermögen. Es kann schwerlich vom Laienauge verlangt werden, daß es die ganze Eigenart des Mosaiksteines »Kriminalpsychologie« genügend scharf erkenne, um ihn an die richtige Stelle seiner Gesamtwelt- und Gesamtlebensanschauung zu setzen. Selbst in Werken, die in der Behandlung der hier in Rede stehenden Materie sich an den Fachmann wenden, wie z. B. die von Aschaffenburg und Sommer, sind bestimmte Kapitel oder gar Abschnitte der Schilderung der Beziehungen gewidmet, die die Lehre vom Verbrechen mit der Lehre von den praktischen Schlußfolgerungen, die aus jener ersteren zu ziehen sind, verbinden. Wieviel mehr muß das von einem Werke verlangt werden, das sich an den Laien wendet.

Das Büchlein beginnt mit einer Darstellung der modernen Lehre vom Verbrecher, von den ersten Theorien Lombrosos bis zu den späteren Autoren, die eine mehr oder weniger weitgehende Rektifikation des italienischen Forschers vorgenommen haben. In dem Abschnitt über die »Allgemeine Kriminalpsychologie« folgt sodann eine übersichtliche Zusammenstellung

der Forschungen, die sich mit den im sozialen Zusammensein begründeten Ursachen des Verbrechens beschäftigen. Die spezielle Kriminalpsychologie behandelt die Zusammenhänge, die zwischen einzelnen Formen der Kriminalität und bestimmten gesellschaftlichen Phänomenen (Geisteskrankheit, Alkohol, Pubertät usw.) bestehen. Ich wiederhole, daß die Schilderung des ganzen hier in Rede stehenden Gebietes an sich in vorzüglicher Weise erfolgt ist, und es kann daher, unbeschadet meiner obigen kritischen Bemerkung, das Buch dem Laien nur angelegentlich empfohlen werden.

3) Über besondere Wege, die man zum Zweck einer Erforschung des intrapsychischen Tatbestandes bei einem Kriminellen, Angeschuldigten oder Verdächtigten beschreiten kann, handelt die Arbeit von Ph. Stein. Es ist bekannt, daß bei der seit einigen Jahren immer weitere psychiatrische Kreise interessierenden psychanalytischen Methode Freuds das Bestreben des Untersuchenden dahin geht, bei einem Patienten den sogenannten »gefühlsbetonten Komplex« ausfindig und durch »Abreagieren« unschädlich zu machen. Man geht dabei von der — in vielen Fällen begründeten — Annahme aus, daß unangenehme Erlebnisse aus früherer Zeit aus dem Bewußtsein durch irgendwelche hier nicht näher zu erörternde Umstände ins Unterbewußtsein gesunken seien, sich hier zum »Komplexe« verdichtet haben und nun von diesem Orte ihrer intrapsychischen Existenz aus Beeinträchtigungen des Oberbewußtseins bewirken, die sich dem Beobachter dann als psychopathologische Symptome mancherlei Art darbieten. Die Art und Weise, diese »Komplexe« aufzufinden, ist je nach dem Falle verschieden. Unter anderem kann dies durch den Assoziationsversuch geschehen. Das Wesentliche dabei ist, daß auf Reizworte, welche in irgendeiner Hinsicht den Komplex treffen, Reaktionen erfolgen, die sich durch die Eigenart ihres Inhaltes oder die Dauer der Reaktionszeit auffallend von den Reaktionen auf psychisch indifferente Reizworte unterscheiden. Diese Erfahrungen, die auf psychopathologischem Gebiete gemacht wurden, hat Stein auf das kriminalpsychologische Gebiet übertragen. Hier bildet bei einem Delinquenten die inkriminierte Tat mit allen ihren Begleitumständen den Komplex; es ist dann zu erwarten, daß bei Reizworten, die den Komplex treffen, Auffälligkeiten bei der Reaktion auftreten. Der Prüfung dieser Frage gelten die Versuche des Verfassers. Sie erstrecken sich auf 9 Fälle, denen durch Kontrollversuche besondere Beweiskraft gegeben wurde. Untersucht wurden Reaktionszeit, Inhalt der Reaktion und Reproduktion. Alle drei Versuchskomponenten bestätigten im allgemeinen die Richtigkeit der Vermutungen, wenn auch keineswegs in dem Umfange, den man erwartet hatte. Die Reaktionszeit war fast regelmäßig über den Durchschnitt verlängert; der Inhalt der Reaktion stand in ideellen Beziehungen zum Komplex; bei der Reproduktion trat häufig das Bestreben der Versuchsperson zutage, die wirklich vorhandenen Gedankengänge zu verschleiern. Gleichwohl bleibt der Wert nur ein statistischer, wie auch nach des Verfassers Worten die Aufgabe der Untersuchungen nur in dieser Richtung gesucht wurde. Denn vor einer praktischen Verwendung der Methode auf forensischem Gebiete warnt der Umstand, daß es eine »strenge Scheidung von solchen Personen, in deren psychischem Inhalt der Tatbestand vorhanden ist, und solchen, in deren Psyche er völlig fehlt, vor Gericht gar nicht gibt. Denn fast jeder, der, sei er Angeklagter oder Zeuge, mit dem Gericht in Berührung kommt, weiß, wessen er beschuldigt bzw. weswegen

er vernommen wird, ganz gleich, ob er den zur Rede stehenden Tatbestand wirklich erlebt oder nicht. Auch die Psyche des unschuldig Angeklagten wird vom ersten Verhör beim Untersuchungsrichter an fortwährend mit den auf das Ereignis bezüglichen Vorstellungen belastet.« Immerhin, meint der Verfasser, sei mit Hinblick auf die Tatsache, daß bei den vorliegenden Versuchen der unschuldig Angeklagte in anderer Weise auf die den Tatbestand treffenden Reizworte reagierte als der Schuldige, die Methode doch entwicklungsfähig.

4) Die vor allem von Möbius inaugurierte, heute der ärztlichen Allgemeinheit immer bewußter und wichtiger werdende Nervenheilstättenbewegung findet einen überzeugten Apostel in Götze. Es war schon längst die Meinung der Sachverständigen und wird durch Götzes Erfahrungen eindringlich bestätigt, daß unter der ganzen Summe aller mit Störungen am Zentralnervensystem Behafteten sich eine sehr große Anzahl solcher Kranker befindet, für welche die verschiedenen heute vorhandenen Krankenanstalten noch nicht den rechten Platz hinsichtlich Unterkunft und zweckmäßiger Behandlung bedeuten. Es gilt dies sowohl für körperlich Kranke, bei denen das Befallensein des Nervensystems eine bestimmte, oft sehr bedeutsame Komponente des ganzen Krankheitskomplexes darstellt, wie auf der anderen Seite für zweifellos Geisteskranke, für deren besonders gestaltete Form der Geistesstörung selbst eine moderne Irrenanstalt nicht das am besten geeignete Milieu ist. Es hat daher der Verfasser, der längere Zeit Leiter der Nervenheilstätte Naunhof bei Leipzig war, seine verschiedengestaltigen Erfahrungen veröffentlicht, die er bei seinen im Laufe der Zeit auf die Zahl 300 gekommenen Patienten sammeln konnte. Der Wert der vorliegenden Arbeit erweist sich sonach als ein vorwiegend praktischer, in dieser Beziehung aber als ein bedeutender. Die Frage, für welche Arten von Kranken die Nervenheilstätte denn am meisten geeignet sei, ist seither noch nicht in genügender Weise geklärt gewesen, zu einer solchen Klärung aber trägt die Broschüre sehr wesentlich bei. Es kann daher, wenn sich die Ärzte die Erfahrungen des Verfassers zu eigen gemacht haben, erwartet werden, daß sich das Verständnis für das Wesen einer Nervenheilstätte in einer stärker werdenden Nachfrage um Aufnahme geeigneter Patienten äußern werde.

Für den Rahmen, in dem sich unser Referat zu halten hat, kann es nicht darauf ankommen, auf alle Einzelheiten der Broschüre einzugehen, die durchaus mehr von rein medizinischem Interesse sind, als von psychologischem. Immerhin sei wenigstens einiger Punkte gedacht, von denen das letztere behauptet werden kann. Dies ist der Fall bei der Frage, wie sich einzelne Gruppen psychisch Abnormer vom Gesichtspunkte ihrer Einreihung in eine bestimmte soziale Gemeinschaft verhalten, wie sie eine Nervenheilstätte zum Teil doch darstellt.

Da erweist es sich denn, daß nicht alle sogenannten »leichteren« Fälle psychischer Abnormität geeignet sind zur freien Behandlung in der offenen Heilstätte, nicht alle ausgesprochen Geisteskranke ungeeignet. Nur wenig zweckmäßig erscheint es, die sogenannten »konstitutionell Verstimmten« aufzunehmen, d. h. Psychopathen, die bei vollkommenem Erhaltensein der Intelligenz und der Besonnenheit durch »ein unbeständiges Gefühlselement in ihrem Denken und Tun« charakterisiert sind, »das schon bei geringem Widerstand von außen zu reizbarer Verstimmung führt, die stets intellektuell motiviert auftritt«. Ihre Behandlung in der Heilstätte begegnet großen

Schwierigkeiten, da sie »undankbare Menschen sind, die Anstaltseinrichtungen rücksichtslos ausnutzen und hinterher verleumden«. Die meisten der hierher gehörigen Fälle mußten bald wieder entlassen werden.

Dagegen können reine Paranoiafälle und halluzinatorische Verwirrtheiten, die doch klinisch im Vergleich zu den erstgenannten Psychopathen ausgesprochene Krankheitsprozesse darstellen, zum Teil sehr wohl geeignet sein zur freien Behandlung in der offenen Heilstätte. Auch Versuche mit Imbezillen, primär Schwachsinnigen, sogar Manisch-Depressiven leichteren Grades haben günstige Ergebnisse gezeitigt, natürlich nur, weil ein psychiatrisch vorgebildeter Arzt vorhanden war, der ihren spezifischen Eigentümlichkeiten Rechnung zu tragen vermochte.

Ganz besonders wertvoll aber werden die Nervenheilstätten für die Psychisch-Nervösen sein, für jene Kranken, bei denen eine allgemeine erhöhte Reizbarkeit des gesamten, des peripheren wie des zentralen Nervensystems das Wesen ihrer krankhaften Eigenart bildet, bei denen körperliche Mißempfindungen oder wirkliche Leiden und eine für alle Eindrücke subjektiver und objektiver Art besonders empfindliche Psyche in beständiger gegenseitiger Beeinflussung sind. Für die Erkenntnis ihrer ganzen Eigenart ist früher ebensowenig die richtige Formel vorhanden gewesen wie für die Grundidee, nach der ihre Behandlung zu erfolgen hat. Die moderne Psychopathologie erst hat ihre oben festgelegte Eigenart erkannt. Eine Schulung in moderner Psychopathologie ist erforderlich, um beim einzelnen Kranken objektiv vorhandene Komponenten des Krankseins von den subjektiven, nur durch die psychophysische Abnormität zum Dasein gebrachten zu sondern und damit zur Möglichkeit therapeutischer Beeinflussung des Gesamtkrankheitszustandes zu gelangen. Gerade hier aber wird der Nervenheilstätte die dankbare Aufgabe zufallen, durch planmäßige und zweckmäßige Behandlung die Surrogate zu ersetzen, die sich früher diese Kranken selbst durch klösterliche Zurückgezogenheit, durch Anschluß an eine bestimmte, auf mehr oder weniger klar erkannter hygienischer Grundlage basierte Volksbewegung (Vegetarismus, Naturheilverfahren und dergleichen) geschaffen haben, meist ohne den vollkommenen Erfolg, den sie sich versprachen.

5) Eine bemerkenswerte Pathographie, die sich vor allem auf eine pathographische Studie über denselben Dichter von L. Thomas stützt, außerdem aber auf Briefe des Schriftstellers mit den ihm Nahestehenden, liegt in der Arbeit Vorbergs vor. Es bestätigt sich auf diese Weise die längst mehr als vermutete Tatsache, daß Maupassant an progressiver Paralyse gestorben ist. Daß diese Tatsache nunmehr als einwandfrei angesehen werden kann, ist das Verdienst der vorliegenden, knapp und übersichtlich darstellenden Broschüre. Die spezifische Vorbedingung der Paralyse ist zweifellos erfüllt, da Maupassant zweien seiner Ärzte zugegeben hat, daß er syphilitisch gewesen sei. Der Verlauf der Krankheit erstreckt sich auf rund 12 Jahre. Maupassant erkrankte — er war 1850 geboren — bereits in seinem 30. Lebensjahre an der tödlichen Gehirnkrankheit. Damals stellte sich eine Akkommodationsschwäche ein (erweiterte, beim Fixieren sich schlecht verengernde Pupille). Diesem sehr frühzeitigen ersten Symptom folgt in den folgenden Jahren eine langsame Änderung im Wesen Maupassants: »aus dem vergnügten Ruderer von früher, aus dem ironischen Erzähler wird ein mutloser, trauriger Mensch, den alles anekelt, der schmerzlich spürt, wie seine Leistungsfähigkeit immer mehr versagt. — Wer das gesamte Werk

(des Dichters) durcharbeitet, lernt die schwere seelische Verstimmung, die pessimistische Weltanschauung des Schriftstellers kennen. Er sieht, wie sich in gewissen Erzählungen die Angst, die innere Unruhe widerspiegelt. Das Grauen vor dem, was das Schicksal für ihn noch im Schoße birgt, lastet wie ein Alp auf ihm usw. usw.« Besonders deutlich werden seine seelischen Verstimmungen in den Novellen »Lui« und »Sur l'eau«. Mehr und mehr nimmt seine Arbeitskraft ab, wie sehr er sich auch anstrengt. Migräne stellt sich in heftigster Art ein. Wie Nietzsche greift Maupassant zu narkotischen Mitteln, vor allem zum Äther. Später treten Sinnestäuschungen hinzu, zunächst solche des Tastsinnes, dann Phantasmen und Akusmen. Trotz alledem entwickeln sich schwerere Symptome, wie Kritiklosigkeiten, Größenideen, motorische Störungen erst in den letzten 3 Jahren der Krankheit, und erst im 13. Jahre der Krankheit wird Maupassant durch einen Selbstmordversuch anstaltsbedürftig, und dies erst, nachdem die somatischen Folgen der progressiven Paralyse, Abmagerung, Schwund der Muskelkraft, der Potenz, schon längst manifest waren. Die letzten Jahre sind dann nicht besonders bemerkenswert, da der klinische Endverlauf der Krankheit der gewöhnliche war. Maupassant starb im Juli 1893, wie es scheint, an paralytischer Entkräftung.

Die vorliegende Pathographie hat einen klinischen und einen psychologischen Wert. In ersterer Beziehung ist es bemerkenswert, wie lange ein Mensch deutlich paralytisch sein kann, ehe der ausgesprochene Zerfall der geistigen Kräfte auftritt, in dem vorliegenden Falle dauert es mindestens 10 Jahre. Auch die Veränderung der psychischen Persönlichkeit tritt bei Maupassant besonders deutlich zutage. Es wird bei ihm besser als bei anderen Menschen durch den Vergleich seiner überreichen Produktion aus gesunder und kranker Zeit klar, wie die Paralyse einen Menschen im ganzen verändert und dabei doch lange Zeit den Wert der Persönlichkeit nur wenig antastet. In psychologischer Hinsicht aber bemerken wir mit einigem Erstaunen, daß auch ein ausgesprochen kranker Geist, ein unbedingt der schwersten Verblödung und dem Tode entgegengehendes Gehirn noch imstande ist, durch seine Leistungen die Menschen zu fesseln und hinzureißen. Die Ursachen der Krankheit lagen außer in der Syphilis in der Abstammung von einer hysterischen Mutter und in einer außerordentlich ausschweifenden Lebensweise.

6) Der Aufsatz Beckers ist die zweite Hälfte eines Aufsatzes, dessen erste Hälfte mir zur Besprechung nicht vorliegt. Mit Rücksicht auf den psychologischen Charakter der Zeitschrift, für die dieses Referat erfolgt, begnüge ich mich, wie auch bei der folgenden, mit der Darstellung der psychologischen Seite des Falles, um den es sich hier handelt. Der wegen Meineides angeklagte O. simulierte Schwachsinn und wurde in der psychiatrischen Klinik, wohin er zur Beobachtung gebracht worden war, mit Hilfe der psychophysischen Methode untersucht. Die speziell hier in Anwendung gebrachten Mittel waren die folgenden. Zunächst wurden dem Manne an drei verschiedenen Tagen dieselben sich auf seine persönliche, zeitliche, örtliche Orientiertheit bezüglichen Fragen vorgelegt; hierbei kamen so auffallende und merkwürdige Differenzen unter den einzelnen Reaktionen zutage, daß die Bewußtheit der falschen Reaktionen wahrscheinlich wurde. Ähnliches ergab sich an der Hand der Prüfung der Schulkenntnisse und des Rechenvermögens. Noch auffallender wurde die Beteiligung der be-

wußten Psyche bei der Prüfung der motorischen Reaktionszeit auf akustische und optische Reize. Es wurde sicher, daß O. sich dabei absichtlich ungeschickt stellte, so daß eine abnorm lange oder unregelmäßige Reaktionszeit resultierte. Auch gelegentlich anderer Untersuchungen ergab es sich, daß O. sich bewußt schwachsinnig stellte. Eine Exkulpierung trat daher nicht ein, und das Verhalten des Angeklagten vor Gericht war ebenso sehr besonnen und zweckmäßig, als es während der Beobachtungsfrist das Gegenteil gewesen war, eine Bestätigung der hauptsächlich durch die psychophysische Untersuchung gewonnenen Überzeugung des Gutachters, daß Simulation vorliege.

7) Von großem psychologischen Interesse ist wegen der Feinheit und der Konsequenz seiner Analyse und Diskussion ein in dem gleichen Hefte von Knauer veröffentlichter Fall einer auf den ersten linken Temporallappen und das in ihm liegende sensorische Sprachzentrum drückenden Geschwulst der Hirnhüllen dieser Gegend. Schon von der diagnostischen Seite des Falles gilt dieses Urteil in hervorragendem Maße. Denn die Symptomatologie war, worüber sich übrigens kein klinisch Erfahrener wundern darf, keine so einfache, daß etwa außer linguistischen Symptomen kein anderes, oder von jenen nichts als eine einfache Unfähigkeit zum Sprachverständnis oder zur selbständigen Reproduktion sprachlicher Erinnerungsbestände vorhanden gewesen wäre. Solche Fälle gibt es erfahrungsgemäß nicht. Vielmehr sind die Symptome wohl immer komplizierte, so daß es einer planmäßigen Analyse und Kritik der methodisch zu erhebenden Beobachtungen bedarf, um die Sprachstörung als eine zweifellos sensorische zu erkennen. Auch in dem vorliegenden Falle trübten Verwirrtheits-, agnostische, amnestische, apraktische, motorische Symptome die Klarheit des Bildes, so daß es eine um so schönere, fast möchte man sagen, ästhetischere Leistung bedeutet, wenn die Diagnose viel später bestätigt wurde. Allerdings nicht durch eine Operation, der die Angehörigen der Patientin nicht beistimmten sondern durch die Autopsie.

Im Anschlusse an die klinisch-diagnostische Erledigung des Falles wendet sich der Verfasser dann zur psychologischen Analyse und Erklärung einzelner wichtiger Symptome, die das Krankheitsbild teils beherrschten, teils trübten, sowie an die Erörterung ihrer lokalisatorisch-psychologischen Eigenschaften. Allerdings leidet die Arbeit etwas an Unübersichtlichkeit, und es ist nicht ganz leicht, ihren Gedankengang aus dem reichen Material der Zitate und eigenen Anschauungen in knapper Form zu reproduzieren. Ich werde mich daher genötigt sehen, nur einige wichtige Punkte, in denen die ganze Abhandlung gipfelt, hervorzuheben. Hier sind vor allem die eigenartigen Paraphasien zu nennen, die bei der Untersuchung der Kranken, vor allem mit dem Sommerschen Assoziationsbogen, auftreten. Die Reaktionen trugen häufig gar nicht den Charakter von assoziativer Weiterentwicklung eines primär durch das Reizwort erregten Gedankens, sondern waren meist nur Wiederholungen des Reizwortes, eine Erscheinung, der wir bei Personen, deren allgemeine Bildung keine sehr umfangreiche ist, häufig begegnen. Das hier psychologisch Interessante war aber die Beobachtung, daß das Reizwort meist nicht einmal richtig wiederholt wurde, daß die Kranke den Fehler erkannte und ihn auch zu korrigieren versuchte, daß aber diese Korrekturversuche mißlangen und am Schlusse zu eigenartigen Wortverbildungen führten (z. B. Reizwort: Erkenntnis; Reaktion: Erkennsniz —

Er kennts nit — Herr kennts nicht). Es »verflogen ihr sozusagen die Worte auf der Zunge. ... Was in diesem Beispiel so flüchtig ist, das ist ohne Zweifel das Klangbild der Worte. ... In der geringen Lebensfähigkeit der erweckten Wortklangbilder, die wir auf das Konto einer zu geringen Erregbarkeit derselben zu setzen haben, und dem dadurch begünstigten Einbruch konkurrierender, aus den verschiedenartigsten Ursachen flottgewordener Sprachbilder ist unschwer die Fundamentalursache sämtlicher Paraphasien zu erkennen«. Die Wege nun, auf denen es zu Paraphasien kommt, sind die folgenden. Zunächst entstehen solche Paraphasien auf rein motorischem Wege, durch Kontaktwirkung der Laute. Indem die Kranke bei besonders schwierigen Worten ihre Aufmerksamkeit auf die Findung des betreffenden Wortes mit großer Willensanstrengung fixieren mußte, blieben einzelne Laute in ihrem Gedächtnis haften, um dann bei der folgenden Reaktion wieder aufzutauchen und durch Hineindrängen in das Reaktionswort dieses zu verstümmeln. Weiterhin entstehen paraphasische Produkte, wenn die Kranke ein gesuchtes Wort nicht findet und dafür aus ihrem Erinnerungsbestande ein sinnverwandtes Wort substituiert Federhalter — Bleistift).

Nunmehr tritt der Autor an die Aufgabe heran, die verschiedenen Formen der Paraphasien, von denen ich einige oben skizziert habe, aus der in dem uns beschäftigenden Falle vorliegenden anatomischen Läsion zu erklären. Er schließt sich dabei zunächst an Kleist an, der im allgemeinen über die betreffende Frage die folgende Ansicht hat. Durch Eintritt in ein anatomisch lädiertes und dadurch nicht mehr voll funktionstüchtiges Sprachfeld verliert die einem Reizworte entsprechende Erregung einen Teil ihrer sie von ähnlichen Erregungen unterscheidenden Eigenschaften. Nach Maßgabe der Erregbarkeitsverhältnisse des Sprachapparates, die durch vorhergegangene Erregungen und Einflüsse von anderen Bezirken der inneren Sprache bedingt sind, werden jene primären Erregungen dann weiterhin modifiziert und umgebogen. Seine Aufgabe sieht der Verfasser nun darin, »einen Plan der gegenseitigen Lage und Verbindungen der elementaren anatomischen Erinnerungsstätten und ihrer zugehörigen Assoziationsfasern in der akustischen Sprachrinde zu entwerfen, der sich unter dem Einflusse der pathologischen Störung so abändern würde, daß seine Funktion zu klinischen Erscheinungen führen würde, wie sie in unserem Falle vorliegen, wie er in intaktem Zustande genügen würde, um den Ansprüchen zu genügen, die die Erfahrung der Sprachphysiologie an ein solches Zentrum stellen muß.« Dabei werden »die geistigen Elementarbestandteile, welche man bei der Analyse der psychischen Erscheinungen erhält, in den Zellen lokalisiert werden, und die assoziative und synthetische Verbindung derselben geht durch ‚Assoziationsfasern' vor sich« (Sommer). Ein Wortklangbild kommt also dadurch zustande, daß Partialzentren, in denen die Erinnerungsbilder der Elementarbestandteile des Wortes (die einzelnen Laute nach Art, gegenseitiger Verbindung, zeitlicher Aufeinanderfolge usw.) niedergelegt sind, gleichzeitig erregt werden. Diese Partialzentren eines Wortes sind sehr zahlreich und über die ganze Sprachhörrinde verteilt. »Da nun alle Worte einen mehr oder weniger großen Teil ihrer sie komponierenden Laute gemeinsam haben, so müssen auch ihre zentralen Klangassoziationssysteme (Klangfelder) einen ebenso großen Teil von Lautzentren gemeinsam haben, d. h. alle Klangfelder müssen sich mehr oder weniger

decken, und wenn ich ein Wort höre, so muß ich auch immer mehr oder weniger große Bruchstücke von anderen Worten vernehmen, und zwar selbstverständlich am stärksten die Worte, die dem gesprochenen am ähnlichsten klingen, die also den größten Teil der akustischen Partialempfindungen mit dem gesprochenen Worte gemeinsam haben.‹ Aus dieser Auffassung erklärt sich die Beobachtung, warum bei sensorischen Aphasien nur selten vollkommene Aphasien, auch nicht für einzelne Worte, sondern Paraphasien entstehen. ›Wir werden aber auch die ideenflüchtigen Produkte, die vielen Klangassoziationen und die sprachlichen Iterativerscheinungen unserer Kranken verstehen. Sie beruhen darauf, daß das Mehr an Erregung, welches das Klangbild des wirklich gesprochenen Wortes vor den miterregten, deckenden Klangbildern erhält, durch den zerstörenden Krankheitsprozeß so vermindert war, daß die ähnlich klingenden Klangbilder fast ebenso stark miterregt wurden und die Aufmerksamkeit der Hörerin fast ebenso stark anzogen wie das richtige Klangbild. Ein solcher Kranker muß, wenn ihm ein Wort zugerufen wird oder er ein Klangbild in sich erwecken will, auf einmal mehrere ähnlich klingende Worte in sich vernehmen und nun nicht wissen, welches das richtige ist. . . . Wir müssen schließen, daß die aus unserem Bauplane der anatomischen Substrate der Wortklangbilder zu folgernde pathologisch starke Miterregung ähnlicher Klangbilder bei Herderkrankungen im sensorischen Sprachfelde zu einer weiteren krankhaften Steigerung der Macht aller sensugen oder assoziativ geweckten Nebenvorstellungen, d. h. zur ideenflüchtigen Reaktion führt.‹ Wenn in der Sprachhörrinde die einzelnen Worte nicht als solche, sondern nur in den Erinnerungsbildern ihrer Elemente niedergelegt sind, so bedarf es selbstverständlicherweise weiterer Organe, die die zeitliche Sukzession und die Reihenfolge der einzelnen Lautelemente überweisen. Diese Organe sind besondere Partialzentren für die Worte und werden vom Verfasser ›dynamische Zentren‹ genannt. Ihre Lokalisation hat auf dem Verlaufe der transkortikalen Verbindung der einzelnen Lautzentren zu geschehen. Indem bei einem Reizworte die Partialzentren erregt werden und die Reizstrahlen durch das ganze Gehirn schießen, müssen sich diese Strahlen auch schneiden. Die Schnittpunkte — ›Kollisionsorte‹ — sind Orte doppelter Erregung, sie enthalten Erregungsbilder von mindestens zwei Lautzentren und werden bei häufiger Wiederholung desselben Reizes auf diese abgetönt und zu ›dynamischen Partialzentren‹, in denen eben bestimmte gegenseitige Beziehungen zweier Laute als Erinnerungsbilder niedergelegt werden. Diese Punkte, auch ›Interferenzpunkte‹ genannt, vereinigen sich zu ›sekundären Klangfeldern‹, in denen alle feineren Eigenschaften eines Wortes ruhen. Das Gesamtklangfeld setzt sich also aus einem akustischen und einem dynamischen zusammen. Ganz in gleicher Weise aber deponieren sich alle übrigen feineren Nuancierungen und Eigenschaften in ›Nebenklangfeldern‹. Aus der skizzierten vielfachen Gliederung erhellt, daß eine vollkommene Aphasie kaum denkbar, daß an ihre Stelle tretende Paraphasien das Natürliche sind. Dies im wesentlichen der Gedankengang des Verfassers. Auf das Referat vieler Abschweifungen und spekulativer Ausdehnung der ganzen Betrachtung auf die Eigenart der Sprache überhaupt muß ich, so interessant sie sind und so sehr sie mir gefallen haben, aus Raumgründen verzichten. Ich kann daher nur das Studium der Arbeit selbst angelegentlich empfehlen.

Einzelbesprechung.

1) Otto Meyerhof, Beiträge zur psychologischen Theorie der Geistesstörungen. Sonderdruck der »Abhandlungen der Friesschen Schule«. Bd. III. Heft 2. 244 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1910. M. 6.40.

An der Psychiatrie, wie sie historisch geworden vorliegt, lassen sich zwei Gebiete psychologischer Arbeit sondern. Das eine Gebiet ist das der Klinik. Hier werden Einzelfälle in bezug auf ihre wechselnden Zustandsbilder und die Verlaufsart ihrer geistigen Störung beobachtet, mit ähnlichen bereits bekannten Fällen zusammengestellt, unter ein typisches Artschema gebracht und somit den für dieses Schema bekannten prognostischen und therapeutischen Erwägungen unterstellt. Prognose und Therapie, also praktische Zwecke, sind es, nach denen die Arbeit der Klinik orientiert ist; ihre psychologische Leistung, die Stellung der Diagnose, dient nur der Erreichung dieser Zwecke. Die Diagnose der Psychiatrie ist also nichts anderes als ein Schema des Praktikers; und die Diagnostik besteht aus zwei Akten, der Auffindung der Symptome und ihrer Verbindung im konjunktiven Urteil. Hier liegt jedoch eine Schwierigkeit, die durch die Art der psychiatrischen Symptome bestimmt ist. Gegeben sind dem Psychiater die Äußerungen und Handlungen seiner Patienten. Allein jene Äußerungen sind nicht objektive Wiedergaben innerer Vorgänge, denn sie entstammen einer kranken Psyche; und ebenso darf man die Handlungen der Patienten nicht nach Analogie unseres eigenen Handelns motivieren: denn es sind die Handlungen geistig Kranker. Andererseits haben wir kein Mittel zum psychologischen Verständnis anderer als unsere eigene innere Erfahrung. Läßt sich nun diese Schwierigkeit beheben? Betrachtet man das, was ich als »Auffindung der Symptome« bezeichnet habe, genauer, so ist es wiederum in zumindest zwei Akte trennbar: erstens in die tatsächliche Feststellung des psychischen Vorgangs, der ganz individuell ist — und zweitens in die Aufklärung seines Mechanismus, seiner inneren Gesetzmäßigkeit, oder doch zumindestens dessen, was an ihm typisch ist, seiner äußeren Bedeutung, also die Heraushebung des Symptomatischen an ihm. Der erste dieser beiden Akte, das »Verstehen« dessen, was eigentlich in dem Kranken vorgeht, ist Sache der psychologischen Kunst, einer Art einfühlender Intuition, die nur bis zu einem gewissen Grade erlernbar ist; ihr Kriterium ist in der Praxis oft nur gefühlte Überzeugung. Allerdings muß angemerkt werden, daß schon dieser erste Akt verstehender Kunst zu seiner Ermöglichung bereits psychologisch-theoretisches Besitztum voraussetzt, genau ebenso wie etwa der bildende Künstler im Besitze der Technik sein muß, um zu schaffen. Das ändert an dem Erlebnishaften und Schöpferischen dieses »Verstehens«, dieses »Einfühlens« nichts; die Analyse dieses Prozesses ist aber hier nicht unsere Absicht. Der zweite Akt ist Sache der Reflexion. Wenn diese nach praktisch-klinischen Zwecken orientiert ist, so wird die reflektierende Überlegung in der Subsumtion des psychisch Erfühlten unter die konventionellen

Allgemeinvorstellungen der klinischen Praxis bestehen; und die Bewertung der so gewonnenen einzelnen Symptome für das Zustandsbild, für den Fall, ihre Verbindung gemäß dem diagnostischen Schema ist die Sache ärztlicher Erfahrung und Übung.

Es ist jedoch auch wohl möglich, daß eine symptomatologische Arbeit auf die rein psychologisch-theoretische Bestimmung der einzelnen psychischen Phänomene ausgeht, unabhängig zunächst von der Frage nach Krankheitseinheit und Prognose. Und die Lage der gegenwärtigen Psychiatrie zeigt deutlich, daß eine solche theoretische Grundlegung für sie höchst wertvoll sein könnte. Die Unsicherheit im heutigen Betriebe unserer Wissenschaft entspricht zum nicht geringen Teil der Unsicherheit der logischen und theoretischen Grundlagen der symptomatologischen Psychologie. Mag der einzelne Psychiater der Kenntnis dieser Grundlagen entraten können: er benützt doch die auf ihr beruhenden, durch sie erst sichergestellten Begriffe fortwährend, wenn sie ihm gleich nicht deutlich und in ihrem theoretischen Zusammenhange gegenwärtig zu sein brauchen. Es ist daher sehr schwierig, aber verdienstlich, diese theoretische Fundamentierung einmal vorzunehmen.

Otto Meyerhof hat in seinem Werke »Beiträge zur psychologischen Theorie der Geistesstörungen« diese Aufgabe in Angriff genommen. Seine Ergebnisse waren zwar, wie er selber schreibt, bislang mehr vorbereitende und kritische als positive. Sie gewinnen aber trotzdem eine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß in ihnen zum ersten Male der Versuch konsequent durchgeführt wird, Kantische Psychologie — in der von Fries modifizierten Form — der Psychiatrie nutzbar zu machen. Folgen wir seinen Darlegungen im einzelnen.

Eine Psychologie der psychiatrischen Symptome kann als Wissenschaft nur bestehen, wofern es Psychologie als Wissenschaft überhaupt gibt. Psychologie als Wissenschaft ist nur unter einer Voraussetzung möglich. Diese Voraussetzung ist die einer Metaphysik der inneren Natur, analog der Metaphysik der äußeren Natur. Es müssen sich aus dem Schematismus der Kategorien an der Zeit und dem reinen Selbstbewußtsein synthetische Sätze a priori aufstellen lassen; das setzt eine wissenschaftliche Psychologie zu ihrer Möglichkeit voraus. — Hier liegt nun eine Schwierigkeit. Die Wahrnehmung zeigt nur zufällige, anschauliche Gegenstände. Für ihre Bestimmung durch die Metaphysik zur Erfahrung, in der sie notwendig und gesetzmäßig erscheinen, bedarf es eines Mittelgliedes, das mit der Wahrnehmung die anschauliche Komponente, mit der Metaphysik die Notwendigkeit gemeinsam hat: der Mathematik. Soweit auf das psychische Geschehen Mathematik angewendet werden kann, soweit wird es unter eine exakte Theorie sich bringen lassen. Aber gerade diese bestimmte Anwendung der Mathematik auf Psychisches, die Messung, ist nicht möglich. Das Psychische ermangelt des anschaulichen Nebeneinanders der Teile, der Extensität. An was sollte der Maßstab gelegt werden; und was für einer? Die inneren Qualitäten sind alle unanschaulich mit dem reinen Selbstbewußtsein zu einer intensiven Einheit verbunden; der Grad dieser Intensität ist als gleich, größer oder kleiner — bezogen auf Qualitäten anderer Intensitätsstufen — abschätzbar; mehr ermöglicht sich nicht. Zudem kommt in der Psychologie alles auf Qualitäten und wohl wenig auf Quantitäten an. Das einzige mathematische Naturgesetz nun, das auf die Veränderung von Qualitäten anwendbar ist, ist das Gesetz der Stetigkeit. Es besagt die

stetige gradweise Abstufbarkeit aller psychischen Qualitäten hinsichtlich ihrer Intensität. Es ist also der Grundsatz der »Antizipationen der Wahrnehmung«, mithin die Kategorie der Realität in ihrem Schematismus, was hier in Anwendung kommt. Der Grundsatz der Stetigkeit ermöglicht die Ausbildung der Theorie der Reflexion; der einzigen annähernd systematischen Theorie in der Psychologie. — Diejenige extensive Größe, die in der Psychologie allein meßbar ist, ist die Zeit. Deren Messung ist aber an körperliche Verhältnisse gebunden. Zur zeitlichen Messung innerer Prozesse wird also ein bestimmtes Verhältnis zwischen innerem und äußerem Geschehen präsumiert. Ein solches psychophysisches Verhältnis ist nun in seiner Wesenheit für uns nicht erkennbar; und somit keine Möglichkeit vorhanden, diese Messung zur Bildung einer Theorie des psychischen Geschehens zu verwerten. Praktisch und empirisch bleibt natürlich die Messung der Reaktionszeit ein höchst wertvolles, wenngleich oft vieldeutiges Erkenntnismittel. Das Kausalgesetz gilt auch im Psychischen; denn das Vorher und Nachher in der Zeit läßt sich auch rein psychisch bestimmen. Jedoch zur Bildung einer bestimmten Theorie vermittels des Kausalgesetzes ermangelt es für die innere Natur des Reaktionsprinzips der Physik, der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, wobei das Gesetz der Erhaltung der Energie vorausgesetzt wird. Weder für die eine noch für die andere gibt es im Psychischen ja einen Maßstab. Die gleiche Einschränkung besteht auch für eine andere von den Analogien der Erfahrung: den Satz der Wechselwirkung. Gewiß sind viele Geschehnisse zugleich im reinen Selbstbewußtsein verbunden; allein dies zugleich ist kein anschauliches Nebeneinander; und gerade diese Tatsache schließt wieder die Bildung einer Theorie aus. Endlich die Kategorie der Substanz: hier ist Meyerhof mit Kant und Fries der Ansicht, daß diese Kategorie für die innere Erfahrung gar nicht anwendbar wird. Denn geistig treffen wir nichts Anschauliches an, sondern nur wechselnde Zustände; diese aber denke ich nicht als Eigenschaften eines Wesens, sondern als Auswirkungen einer Ursache, als Kausalprädikate; nur in der Idee weiß ich um die Seele als Wesen.

Nach einer kurzen Bewertung der experimentellen Methoden in der Psychologie geht Meyerhof zu dem sehr interessanten Beginnen über, die Vermögenstheorie, die von der gesamten modernen Psychologie verlassen und vergessen ist, als richtig zu beweisen und wieder aufleben zu lassen. Sein Gedankengang ist folgender: Aus den metaphysischen Voraussetzungen der Psychologie folgt notwendig die Annahme von Vermögen als Ursache der Geistestätigkeiten. In der Natur haben alle Veränderungen Ursachen, durch die sie erst hervorgebracht werden können; und diese Ursachen sind Kräfte. Ohne diese wäre eine Veränderung, ein Werden, ein Geschehen überhaupt nicht möglich. Soweit also der Geist auch Natur ist, müssen seinen Veränderungen Kräfte unterliegen, die dieselben bewirken. Kräfte aber, die nicht dauernd, sondern nur auf eine äußere Anregung hin wirksam sind, bezeichnen wir mit Kant als Vermögen. Die Vermögen des Geistes stehen aber nicht getrennt nebeneinander, sondern wirken in einer Einheit zusammen. Ein derartiges Ganzes der Wechselwirkung heißt System. Es liegt also den psychischen Abläufen ein System von Vermögen zugrunde. Aber es handelt sich hierbei um ein System von Kräften, nicht, wie Wundt es von der klassischen Psychologie behauptet, um eine »Systematik von Begriffen«.

Diese Annahme von Vermögen ist notwendig. Wir beobachten zwar nur Veränderungen des Seelenlebens, aber lediglich als Wirkungen von Vermögen werden sie uns begreiflich; nur so wird die Beobachtung zur wissenschaftlichen Erfahrung. Die Annahme der Vermögen ist also die notwendige Voraussetzung der Möglichkeit wissenschaftlicher Psychologie, objektiver innerer Erkenntnis. Eine Ursache — etwa ein Grundvermögen Ich — reicht nicht aus, die Verschiedenheit psychischer Auswirkungen begreiflich zu machen. Die Vielzahl der Wirkungen setzt mehrere Ursachen voraus. So viel hierüber.

Wundt, der die Realität der Vermögen leugnet, behauptet, die alte Psychologie hätte in ihnen durch nichts substantiierte Klassenbegriffe geschaffen. Allein Meyerhof zeigt: es müssen Grundvermögen bestehen, d. h. das Ich kann sich nur in Grundkräften, die zur Hervorbringung der psychischen Akte zusammenwirken, äußern. Meyerhof hat nun, im Anschluß an Brentano, einen neuen Weg zur Auffindung dieser Grundvermögen eingeschlagen. Was bei jedem psychischen Akte als notwendige Ursache vorausgesetzt werden muß, charakterisiert sich dadurch als Grundvermögen. Warum das so sein soll, davon später. Die so aufgefundenen Grundvermögen kombinieren sich nun in ihren verschiedenen Ausbildungsstufen zu allen jeweiligen psychischen Funktionen. Geht man von der Funktion aus und faßt sie als immanenten Zweck der Spontaneität, so wird man nach derselben die einzelnen Kombinationen der Grundvermögen sondern und wiederum als Vermögen bezeichnen können. Diese Bezeichnungen: Schreibvermögen, Merkfähigkeit usw. usw. — gehen tatsächlich auf Klassenbegriffe; diese sind aber sehr wohl substantiiert; denn ihnen entspricht eine psychische Realität. Die Aufstellung dieser Sondervermögen macht überdies die weitere Analyse, die sie auf die Grundvermögen reduziert, keineswegs überflüssig.

Es bleibt noch ein Wort über die Heranziehung physischer Verhältnisse zur Erklärung geistiger Phänomene zu sagen. Eine jede solche Erklärung ist nach Meyerhof abzulehnen. Denn die Art psychophysischer Verknüpftheit ist für uns unerkennbar. Aus einer »verminderten Reibung der Hirnzellenmoleküle« folgt für die Erklärung des Wesens der Hysterie gar nichts. Daß — und warum — das so ist, braucht nach den bisherigen Erörterungen kaum noch besprochen zu werden. Anders steht es um die Erkenntnis geistiger Phänomene vermittels körperlicher. Gegen diese Möglichkeit spricht theoretisch nichts. Der Plethysmograph und der galvanische Leitungswiderstand der Haut werden heute auch mit einem gewissen Grade von Sicherheit als Indices von Emotionen verwandt. Aber freilich wird heute z. B. die Hirnphysiologie und -Pathologie weit häufiger ihre Erkenntnisgründe in der Psychologie suchen müssen, als etwa umgekehrt; das entspricht dem Erkenntnisstande beider Wissenschaften.

Aber auch diese Erkenntnismöglichkeit des Psychischen durch Physisches setzt schon ein psychophysisches Verhältnis als Tatsache voraus. Und das auch mit Recht. Denn wir finden uns doch in der Welt als Geist und Körper zugleich; wir beobachten das Nacheinander äußerer Gegenstände und innerer Abläufe, innerer Impulse und äußerer Entladungen. »Zugleich« und »nacheinander« gehen auf das Zeitverhältnis; und tatsächlich ist die einzige beiden Erfahrungsgebieten gemeinsame Grundform die Zeit. In der Zeit schematisiert sich die Kausalität für das Nacheinander, die Wechselwirkung für das Zugleich. Wir können also feststellen, daß das

psycho-physische Nacheinander kausal bestimmt ist. In welcher Weise bestimmt: darauf könnte nur eine Theorie die Antwort geben — und die ist, wie wir sahen, unmöglich; die Tatsache solcher Bestimmtheiten aber wird auf Grund empirischer Induktionen festgestellt.

Für die Theorie psycho-physischer Wechselwirkung nun scheint eine Schwierigkeit zu existieren, die in der aus dieser Theorie folgenden Überbestimmung des psycho-physischen Geschehens liegt. Ein psychisches Phänomen hat immer dann zwei Ursachen, eine psychische und eine physische, deren jede es bereits einzeln eindeutig bestimmen würde. Ebenso haben manche, nämlich die mit psychischen Ursachen verbundenen physischen Veränderungen, zwei Ursachen.

Was zunächst das psychische Geschehen anlangt, so hat Meyerhof hier die Schwierigkeit durch den Hinweis zu beseitigen versucht, daß dieses psychische Geschehen selber kausal nur ganz unvollständig psychologisch bestimmbar ist. Er sagt: Eine Veränderung läßt sich niemals direkt unter das Kausalgesetz subsumieren, sondern es erfordert stets besondere Gesetze, die die bestimmte Form der Verknüpfung ausdrücken, in denen die Veränderungen der Erscheinungen stehen. Diese Bestimmbarkeit ist im Psychischen prinzipiell ausgeschlossen. Die psychischen Kausalreihen sind auch tatsächlich unvollständig; für den Eintritt einer Empfindung kann wohl die allgemeine Form der Sinnlichkeit, nie aber eine besondere psychische Veränderung, die der Empfindung vorhergeht, als Ursache angegeben werden. Da tritt vielmehr die körperliche Ursache in ihr Recht. Nichts spricht wider die Annahme, daß die konstruierbare Verknüpfung psychischer Erscheinungen nur in den besonderen physiologischen Gehirnprozessen liegt, und daß uns die psychologische Beobachtung nur so weit eine Kausalität seelischer Erscheinungen aufeinander entdecken läßt, als die materiellen Vorgänge in bestimmter kausaler Verknüpfung miteinander stehen. Dazu möchte ich nun eines bemerken. Die Unvollständigkeit der Bestimmung psychischer Abläufe ist allerdings für unsere Erkenntnis unbehebbar. Aber das schließt nicht aus, daß tatsächlich und in Wirklichkeit jedes psychische Geschehen psychisch wiederum völlig determiniert ist. Das liegt in der Kontinuität des Psychischen und seiner Unterordnung unter die metaphysischen Notwendigkeiten begründet. Wenn wir zum Zwecke wissenschaftlichen Begreifens gezwungen sind, physische Zwischenglieder einzuschalten, so ist das ein Verlegenheitsprozeß, der durch den Mangel konstruktiver Theorie im Psychischen erklärt wird. Wir benutzen dabei die Tatsache der Überbestimmung jeder Veränderung durch eine psychische und eine physische Ursache, deren jede allein zur eindeutigen Bestimmung ausreicht; die in der tatsächlichen Voraussetzung dieser Überbestimmung liegende vernunftkritische Schwierigkeit aber räumen wir keineswegs dadurch fort. — Im psychischen Geschehen nun wird die gleiche Schwierigkeit noch drängender. Denn die materiellen Prozesse sind für sich allein absolut konstruierbar. Freilich ist es auf Grund der Zufälligkeit der mathematischen Zusammensetzung eine prinzipiell unerfüllbare Forderung, bestimmte physiologische Prozesse eines individuellen Gehirns aus der Theorie vollständig zu erklären; die Erkenntnis der psychologischen Ursache ist hier wertvolle Ergänzung, ja vorläufig noch vollständiger Ersatz der physiologischen Erklärung. Aber daß ich diese Stellvertretung eintreten lassen kann und darf, setzt eben diese Schwierigkeit wiederum als Tatsache voraus, ohne sie zu erklären.

Genau das gleiche gilt übrigens vom psycho-physischen Parallelismus. Die physische Veränderungsreihe ist in sich vollständig kausalisiert; ebenso die psychische; außerdem aber ist jedem psychischen Geschehen ein physisches zeitlich mit Notwendigkeit zugeordnet. Natürlich liegt hierin die gleiche Überdetermination in nur etwas anderer Formulierung.

Im Anschluß an diese Auseinandersetzung gibt Meyerhof noch eine sehr wertvolle Zergliederung des Wundtschen Standpunkts zum psychophysischen Problem.

Wundt hebt überhaupt die Unterscheidung von Gegenständen innerer und äußerer Natur, innerer und äußerer Beobachtung völlig auf. Beides sind nur verschiedene Gesichtspunkte, unter denen ich ein und dieselbe Natur auffasse. Und zwar so, daß in der psychologischen Beobachtung der Gesamtinhalt der Erfahrung vorgestellt wird, in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis dagegen nur die durch Abstraktion gewonnene mittelbare Erfahrung. Die psychologische Beobachtung ist danach eine unmittelbare, anschauliche Erkenntnis, die äußere Erfahrung eine mittelbare. »Sofern Naturerscheinungen Vorstellungen in uns sind, bilden sie Objekte der Psychologie.« Hier wird unvorsichtig mit dem Worte Vorstellung gearbeitet. Das Vorstellen eines Gegenstandes ist als psychisches Geschehen meiner inneren Beobachtung zugänglich; der Gegenstand der Vorstellung aber, wofern er Naturerscheinung ist, kann auf keine Weise Objekt meiner inneren Beobachtung werden. Wir kommen also um die Besonderheit der psychologischen Erkenntnis nicht herum.

Es erhebt sich eine zweite methodologische Hauptfrage von größter Bedeutung. Sie würde so zu formulieren sein: Unter welchen Kautelen und bis zu welchem Grade ist die normale Psychologie auf das kranke und krankhafte Leben des Geistes übertragbar? Und weiterhin: Wie weit ist eine pathologische Psychologie ausbildbar?

In der Hauptsache sagen ja die Kranken selber, so gut oder so schlecht sie es eben können, was sie wahrnehmen, wähnen, erleiden. So erhalten wir das Material psycho-pathologischer Forschung. Einige rein äußerliche Gesichtspunkte hierfür liefert sodann die Betrachtung einiger Technizismen, die bisher üblich und zuweilen erfolgreich sind. Nämlich einmal kann man versuchen, experimentell pathologische Symptome bei Gesunden zu erzeugen, und glaubt dann aus der Gleichheit des psychischen Effektes auf die Gleichheit der psychischen verursachenden Vorgänge schließen zu dürfen, ein Schluß, der keineswegs sicher ist (Stransky, künstliche Spaltung der Aufmerksamkeit führt zum Vorbeireden). Ferner stellt man Übergangsstufen fest, besonders bei mehr oder minder psychopathischen Persönlichkeiten, die nur intensiver das innerlich erleben, was wir an psychischen Konstellationen auch in uns zu finden vermögen. Allerdings entschwindet hier der Selbstbeobachtung mehr und mehr die Möglichkeit zu folgen, je abgeänderter, komplexer, heterogener das kranke Innenleben sich dem Arzte darstellt. Endlich haben wir bei den degenerativen Psychosen, welche Charcot und die ältere Psychiatrie großenteils als Hysterie zusammenfaßte, oftmals die Möglichkeit, die Symptomenkomplexe experimentell zu reproduzieren — durch die Suggestion; und bei diesen Reproduktionen einmal die einzelnen Vorgänge schärfer zu sondern, und zweitens das Bewußtseinsfeld des Kranken gewissermaßen zu verschieben, auf bisher seiner eigenen Selbstkenntnis Verborgenes einzustellen; wir erhalten so eine Klärung der Genese

des Zustandsbildes im Einzelfalle. — Ich möchte nochmals betonen, daß wir zu alledem schon psychologische Theorie nötig haben, wenn auch oft unerkannte, fehlerhafte; andererseits kommt sie in der Praxis doch nicht in dem Maße in Frage, wie es vielleicht scheint.

Der zweite Akt, der — nach der Fixierung der tatsächlichen inneren Vorgänge in dem Kranken — deren Unterordnung unter ein Gesetz zur Aufgabe hat, ist methodischen Erwägungen wohl zugänglich. Er setzt eine Theorie der Psyche voraus, nach der auch die krankhaften Vorgänge als notwendige Folgeerscheinungen begriffen werden. Notwendige Folgeerscheinungen wessen?

Die Psyche ist, wie wir schon sagten, ein System in- und miteinander wirkender, verbundener Grundvermögen. Diese Vermögen sind erregbare Spontaneitäten: erregbar durch den Sinn, spontan in ihren Auswirkungen. Dabei beeinflussen und kombinieren sich diese Vermögen jeweils zu der in Frage kommenden psychischen Leistung. Ist die psychische Leistung abgeändert, so setzt das eine Abänderung in dem oder den ihr zugrunde liegenden Vermögen oder in der Art ihrer Verbindung voraus; diese Abänderung kann intensiv oder qualitativ sein. Falls es nun gelingt, die Erscheinungsformen eines psychotischen Zustandes eindeutig und mit Notwendigkeit auf eine oder mehrere dieser Veränderungen zurückzuführen, so ist ihr psychischer Mechanismus damit psychologisch erklärt. Meyerhof nennt die jeweils einer Reihe psychischer Veränderungen zugrunde liegende Veränderung in dem betreffenden Vermögen die psychotische Wurzel dieser Phänomene. Bis zur Auffindung der psychotischen Wurzel kann und muß die wissenschaftliche Psychologie der psychotischen Phänomene durchgeführt werden.

Hier ist noch kurz zu bemerken: Qualitative Veränderungen eines Vermögens werden nicht oder nur höchst schwierig psychologisch bestimmbar sein. Denn andere Qualitäten, als wir durch Selbstbeobachtung finden, sind uns psychologisch unverständlich. Verständlich sind unserer Psychologie nur Intensitäts- und Richtungsdifferenzen in den auch ihr gegebenen Qualitäten. Und diese Veränderung des Intensitätsgrades ist die einzige mathematische Bestimmung, durch welche die Anwendung der Metaphysik in der Psychologie garantiert wird, ist also der einzige wissenschaftliche Erklärungsgrund für alle ihre Geschehnisse. In der Reduktion auf diese Bestimmung erschöpft sich also die wissenschaftliche Psychologie der Psychiatrie.

Bisher konnten wir das Kriterium des Psychotischen überhaupt noch entbehren. Um aber den systematischen Ausbau seiner psychologischen Arbeit gleich hier andeuten zu können, wird es von Meyerhof doch antizipiert. Es kommt bereits in der psychischen Anthropologie Fries', in seiner Lehre vom Verstande, in dieser Form vor: Das Kriterium des Psychotischen ist die Unterdrückung oder Gebrochenheit der Reflexion, des Verstandes als der willkürlichen inneren Tatkraft. In jedem psychotischen Zustande besteht mindestens eine psychotische Wurzel in diesem Gebrochensein des Verstandes. Ist dieses Kriterium richtig, so würde die Aufgabe der Psychopathologie so zu formulieren sein: Die psychischen Zusammenhänge sind auf Grund der Obersätze psychologischer Theorie gesetzmäßig zu bestimmen, soweit die Möglichkeit psychologischer Theorie das zuläßt. Die psychotischen Phänomene werden dabei systematisch aus ihren psychotischen

Wurzeln begriffen, deren eine — welche das Kriterium der Psychose überhaupt liefert — die Unterdrückung des Verstandes (im Friesschen Sprachsinne) ist — die Aufhebung des Autologismus, wie Meyerhof es genannt hat; kurz der Dissensus zur Möglichkeit objektiver Erfahrung, zur transzendentalen Apperzeption.

Wir kommen zu einer weiteren Frage. Was ist der Grund der psychischen Primärstörung, der psychotischen Wurzel, unter der die psychotischen Phänomene allein begriffen werden? Eines ist klar: psychologisch wird diese Frage nicht beantwortet werden können. Denn wir sahen ja, daß mit der Feststellung der psychotischen Wurzel als oberstem Erklärungsgrunde des psychotischen Symptoms die Möglichkeit psychologischer Erklärung sich erschöpft. Die Ursache der psychischen Primärstörung kann nun prinzipiell eine physische oder psychische sein. Über das Verhältnis der physischen Verursachung zu psychischen Folgen sprachen wir schon; sie ist ihrem Wesen nach rätselhaft, aber sie ist da; die Forschung fand in einer Vielzahl von Fällen ihren anatomischen Ausdruck; die Klinik rekurriert oftmals auf ihre körperlichen Auswirkungen serologischer oder neurologischer Artung. Und je tiefgreifender die körperliche Gehirnerkrankung ist, um so destruktiver und psychologisch unentwirrbarer ist der psychische Affekt; »wie Flintenschüsse auf das Räderwerk einer Uhr wirken« (Meynert), so überfällt die Paralyse den Hirnmechanismus sinnlos, nicht selektiv nach den einzelnen psychischen Entitäten; darum ist bei diesen schwersten Schädigungen nur das einzelne Symptom noch, nicht der ganze Zustand, noch weniger die kranke Persönlichkeit mehr psychologisch erfaßbar. Anders bei anderen Erkrankungen, wo auch Zustandsbilder einheitlich psychologisch begreiflich sind. — Was endlich die Möglichkeit einer intrapsychischen Verursachung für die Primärerkrankung angeht, so wurde sie für einen Teil der degenerativen Psychosen schon vor Jahrzehnten gefordert, von Freud für die Hysterie, von Meyer für gewisse, aus dem »normalen« erwachsende Depressionen; von Jung wird sie neuerdings für die Dementia praecox behauptet. Darüber wissen wir aber psychologisch gar nichts und können aus der Selbstbeobachtung nichts wissen; denn über die Wurzeln des Psychischen hinaus kommen wir psychologisch nicht. Diese Theorien, speziell die Freudsche, haben einen gewissen heuristischen Wert, sofern sie der inneren Erfahrung nicht widersprechen; auch machen sie uns den sonderbaren Gehalt mancher degenerativer Psychosen aus der von ihnen hypostasierten Genese klar. Aber über Form und Mechanismus des Psychotischen daran gewähren sie — hier muß man Meyerhof widersprechen — keinerlei Einsicht. Die einzige praktische Bewährung der Freudschen Hypothese bleibt die Therapie der affektiven Abreaktion durch die Psychoanalyse. Die versagt oft; oft beseitigt sie das Symptomenbild; nie ändert sie den psychischen Habitus der seiner Form nach sozusagen zur Psychose tendierenden psychopathisch-degenerativen Persönlichkeit irgendwie ab. Und alles übrige ist hier nur Konjektur.

Aber ich will nicht ins Gebiet der Klinik abschweifen. Das Verhältnis dieser theoretischen Bestimmungen zur psychiatrischen Klinik wird von Meyerhof in den Grundlinien, wenn auch vielleicht nicht erschöpfend, geklärt. Aber so viel gerade über diesen Punkt zu sagen wäre, so ist es über unsere Absichten an diesem Orte hinausgehend, darauf einzugehen. Vielmehr liegt uns nunmehr, nach Erledigung der vernunftkritischen

Vorbereitung, ob, an die psychologisch-theoretischen Voraussetzungen der psychiatrischen Psychologie heranzutreten.

Meyerhof entwickelt im engen Anschluß an Fries zu diesem Zwecke zunächst ganz kurz die Theorie der Reflexion und begründet dann aus ihr die Kriterien des Kranken, Krankhaften und der Zurechnungsfähigkeit.

Alles psychische Leben findet seinen Beginn mit der Sinneswahrnehmung. Die Sinneswahrnehmung — und ihr Erinnerungsbild, wie wir sehen werden — hat einen Gefühlston. Dieser ist, unbeschadet seines jeweiligen qualitativen Timbre, als Lust oder Unlust zu bezeichnen. Dieser Gefühlston ist der Ausdruck unseres Interesses an dem Gegenstande der Wahrnehmung oder Vorstellung. Dies Interesse kann nun Ursache zur Realisierung des Vorstellungsgegenstandes werden; ein psychologischer Tatbestand, der dem Begehrungsvermögen angehört und von Kant und Fries mit dem Worte Begierde bezeichnet wird. Die Begierde nun bestimmt unsere Willkür, zu handeln; diese Bestimmung nennen wir Entschluß. Erkenntnis, Gefühl und Tatkraft sind also die condiciones sine quibus non eines jeden vollständigen psychischen Aktes. Sie genügen mithin dem von Meyerhof angegebenen Kriterium der Grundvermögen der Psyche. Zur Rechtfertigung seiner Aufstellung der drei Grundvermögen mußte Meyerhof gegen Wundt polemisieren; er hat besonders darauf hingewiesen, daß der Apperzeptionsbegriff Wundts nichts anderes ist als der einer mit Aufmerksamkeit verbundenen Willkür, daß also Kant und Fries hier exakter sind. Allein Kant hatte eine andere Methode der Herleitung dieser transzendentalen Geistesvermögen als Meyerhof. Er bezeichnete als transzendentale Geistesvermögen diejenigen, die imstande sind, Vorstellungen a priori aus sich zu entwickeln; also ursprüngliche und notwendige Eigenschaften der Vernunft. Kenne ich die apriorischen Gesetzgebungen, so muß jeder ein Grundvermögen entsprechen. Man sieht leicht ein, daß diese transzendentale Deduktion eine Diallele ist; denn ich stelle jene drei apriorischen Gesetzgebungen: der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft, der Urteilskraft doch für ein jeweils ihnen entsprechendes Grundvermögen auf, setze dies also seiner Artung nach bereits implizite voraus. Ferner gibt es innerhalb der transzendentalen Deduktion noch eine Schwierigkeit. Denn das Begehrungsvermögen ist eigentlich ein Vermögen des Gemütes, mit dem besonderen Merkmale, daß es Kausalität auf die Hervorbringung seines Gegenstandes hat. An seine Stelle setzt Fries als eigentliches, irreduzibles Grundvermögen die Tatkraft. Vergleicht man aber jetzt die drei Grundvermögen mit den drei apriorischen Gesetzgebungen, aus denen sie deduziert werden, so zeigt sich, daß »Tatkraft« und »praktische Vernunft« ganz inkongruent sind. Denn in der Gesetzgebung der praktischen Vernunft beurteilen wir nicht die Tatkraft, sondern deren Antrieb; nicht die Handlung, sondern die Gesinnung, aus der sie erwuchs. Diese aber gehört dem Begehrungsvermögen an; und dies wiederum ist, wie wir sahen, auf das Gemüt als sein Grundvermögen reduzibel; also selber kein Grundvermögen. — Diese Unstimmigkeiten ließen Meyerhof eine neue Deduktionsmöglichkeit suchen, und, wie ich glaube, die richtige finden.

Der Psyche kommt ferner das Vermögen der Aufbewahrung einmal angeregter Fähigkeiten zu, der Vorstellungs- und Gefühlsinhalte — oder doch der Disposition zu ihrer Reproduktion — und der Willkürimpulse.

Diese erneute Erzeugbarkeit gehört der als Gewohnheit bezeichneten Ausbildungsstufe unseres Geistes und macht sich durch Assoziation. Die Verbundenheiten der Assoziation sind aber nur ein unwillkürlich-zufälliges Produkt konstellierender Umstände. Die Tatkraft aber ermöglicht uns vermittels des Mechanismus der Aufmerksamkeit ein willkürliches Eingreifen in die inneren assoziativen Abläufe nach Zwecken; und diese Willkür heißt bei Fries Verstand. Durch leitenden Eingriff in die Vorstellungsverknüpfung führt sie — unter dem Zwecke der Wahrheit — zum Denken. Durch leitenden Eingriff in die Assoziation von Begierde und Impuls führt die Reflexion zum verständigen Entschluß. Auf die Dynamik der gefühlsmäßigen Abläufe ist der Einfluß der Willkür allerdings, wie ich glaube, ein sehr beschränkter. Er kann ein Gefühl nicht modifizieren und kann Gefühle nicht willkürlich binden; er kann lediglich die Denkvorgänge und die Aktionsmotive von den Gefühlsabläufen emanzipieren (Fries und mit ihm Meyerhof freilich lehren es anders). Es ist also dieselbe Willkür, die ihre Impulse in gewollten körperlichen Auswirkungen entläd und die in die inneren Abläufe bestimmend eingreift, nach ihren Zwecken; das ist das Neue und Bezeichnende für die Theorie der Reflexion, die wir Fries verdanken.

Meyerhof weist sodann auf einige psychiatrische bekannte Phänomene hin, die nun ihrer psychologischen Erklärung zugänglich sind. Wir wissen: jedes Urteil ist die Vorstellung einer Verbindung, und richtiges Urteil enthält die Wiederholung unmittelbarer Erkenntnis. Es gibt jetzt eine bestimmte Form der Gedankenverwirrung bei katatonischer Dementia praecox und bei manchen Erschöpfungspsychosen, in welcher die formalen grammatischen Urteilsbestandteile völlig gewahrt sind, die aber nicht auf Grund von logischen und reflexionellen Anforderungen und Zwecken gefällt sind, sondern nur auf unwillkürlichen Assoziationen von Erinnerungsvorstellungen, Anregungen und vorstellungsleeren Wortbezeichnungen beruhen. Der klinische Sprachgebrauch nennt das Sprachverwirrtheit; eigentlich sollte man darunter nur eine Verwirrung der sprachlichen Bezeichnung von Vorstellungen verstehen; in praxi kommt meist beides zugleich als Forelscher »Wortsalat« vor, bei dem auch die grammatische Urteilsform zertrümmert wird. Alles das kann man übrigens in ganz geringem Grade bei künstlicher Spaltung der Aufmerksamkeit experimentell erzeugen.

Wohl zu unterscheiden von der Gedankenverwirrtheit ist die Ideenflucht. Ist bei ersterer die Intensität der Aufmerksamkeit gleich Null (nach Stransky) — sei es infolge einer primären Störung des Interesses, sei es infolge einer solchen der Willkür, so ist bei der Ideenflucht der manischen Phase des zirkulären Irreseins — nach Liepmann — die Richtbarkeit der Aufmerksamkeit verloren gegangen. Die Willkür hat Gewalt über sie verloren; und der Grund dafür ist ein rascher, unaufhörlicher Wechsel affektbegleiteter Vorstellungen, die die Aufmerksamkeit nacheinander fesseln infolge des Interesses, das ihre Affektbetonung hat. Auch hierbei wird logische und grammatische Urteilsform oft total zertrümmert; es kann aber die grammatische oft auch erhalten sein. —

Es kann nun nicht nur die grammatische, sondern auch die logische Form des Urteils fortbestehen, die Beziehung auf objektive Erkenntnis aber fehlen. Ein solches Urteil genügt den Bedingungen der Möglichkeit objektiver Erfahrung zwar nicht inhaltlich, aber formal. Der psychische Zustand, den es erfordert, heißt Besonnenheit — im Gegensatz zur

Verwirrtheit, die wir eben schilderten. Hierzu gehört jedes wahnhafte Denken.

Die innere Tatkraft gewinnt als Verstand Einfluß auf das Erkenntnisvermögen; im Handeln wirkt sie auf sich selbst zurück. Tat sie das nach Zwecken, so entsteht der »verständige Entschluß«.

Wir handeln zur Befriedigung unserer Begierde; wir begehren, was wir werten; wir werten nach unserem Interesse, das heißt nach dem Gefühlston, der die Vorstellung vom Dasein des bewerteten Gegenstandes begleitet. Diese vom Interesse getragene Wertvorstellung, die als Impuls Kausalität auf die Realisierung ihres Gegenstandes gewinnt, heißt Antrieb. Der stärkste aller Antriebe bestimmt jeweils die Willkür zur Aktion; er heißt der Bestimmungsgrund der Tatkraft; seine Verbindung mit derselben heißt Entschluß. Dieser Entschluß ist also triebhaft; er setzt kein Denken voraus. Vom triebhaften unterscheidet sich der verständige Entschluß dadurch, daß seine Antriebe reflexionell als Zwecke vorgestellt werden. Zwecke können — als Begriffe — nur im Urteil gedacht werden. Der Gegenstand, der als Zweck gedacht wird, kann nun das Pflichtgebot selber sein; wenn dieses in der Konkurrenz mit den übrigen Zwecken den Ausschlag gibt, ist der Entschluß rein vernünftig. Oder es kann irgendein empirischer Wert als Zweck gedacht werden; auch dieser Entschluß ist verständig, aber sinnlich-vernünftig.

Meyerhof kennt noch einen besonnenen Entschluß. Auch bei ihm wird etwas als Zweck gedacht; wohl gar als Vernunftzweck. Aber das, was da als Zweck gedacht wird, ist kein durch die — reine oder sinnliche — Vernunft gegebener Trieb, sondern ist das Produkt eines falschen Denkens oder falscher Voraussetzungen, von denen ein richtiges Denken ausging. Es ist das eine glückliche Konzeption, um in den besonnenen Entschließungen der Paranoiker das Unverständige besonders bezeichnen zu können; und es weist das ferner darauf hin, wie richtig es ist, zur Beurteilung einer einzigen Handlung als verständig nicht nur ihren jeweiligen Zweck, sondern auch dessen in der Gesamtpersönlichkeit liegende Voraussetzungen und psychische Gründe heranzuziehen.

Hiermit geht Meyerhof zur Erörterung des Begriffes der empirischen Willensfreiheit über, für den die Lehre vom Entschluß so überaus wichtig ist. Fries hebt scharf hervor, daß »Zurechnung« (besser wäre Zurechnungsfähigkeit) oder »empirische Willensfreiheit« (wie wir sagen) mit dem philosophischen Begriff der transzendentalen Willensfreiheit nichts zu tun habe. Diese letztere eignet dem Menschen als Vernunftwesen, das sich seinen Antrieb, den der Pflicht, selbst setzt. Mit dieser Lehre setzen wir uns hier nicht auseinander. Empirisch liegt die Sache so: daß die Tatkraft mit Naturnotwendigkeit durch den stärksten Antrieb zur Handlung bestimmt wird. Von irgendwelcher »Freiheit« ist da gar keine Rede und die Bezeichnung empirische Willensfreiheit eine recht unglückliche. Nun stellen wir aber die Antriebe gesondert im Urteil als Zwecke vor; und indem der stärkste den Ausschlag gibt, haben wir das reflexionelle Bewußtsein ihn gewählt zu haben. Empirische Willensfreiheit ist also nichts anderes als die Fähigkeit nach verstandesmäßig vorgestellten Zwecken zu handeln. Empirische Willensfreiheit oder Zurechnungsfähigkeit ist also psychologisch identisch mit der Fähigkeit zu verständigem Entschluß. Unzurechnungsfähigkeit, Ausschluß der freien Willensbestimmung ist die Unfähigkeit zum verständigen

Entschluß, d. h. die Ausschaltung, Unterdrückung, Zerstörung des Verstandes als innerer Tatkraft. Und dies ist nun auch das Kriterium der Psychose überhaupt. Der psychologische Grund der Psychose aber liegt in der psychischen Elementarstörung oder psychotischen Wurzel und ihren Relationen zur inneren Tatkraft.

Hierüber noch einiges. Erstens nämlich: es handelt sich bei der Feststellung der Zurechnungsfähigkeit nicht um eine ethische, juridische oder metaphysische Frage, sondern um eine psychologische. Zurechnungsfähigkeit ist eine psychische Fähigkeit; ein Vermögen in bestimmter Weise zu handeln. Alles Vermögen, verständig zu schließen, kann also gradweise vermindert sein. — Zweitens müssen wir sehen, wie die Anwendung dieses Begriffes der Zurechnungsfähigkeit auf die Praxis sich gestaltet. Im Einzelfalle fragt sich: ist die zu beurteilende Handlung die Folge eines verständigen Entschlusses? D. h. wäre es möglich gewesen, den Täter im Augenblick des Entschlusses durch Vernunftgründe von seinem Entschluß abzubringen? Falls ja, ist der Täter zurechnungsfähig. Aber natürlich ist das sehr schwer zu bestimmen!

Schon bei der Anwendung unseres Kriteriums auf triebhafte, »besinnungslose« Handlungen geraten wir in Schwierigkeiten. In ihrem Wesen liegt ja, daß ein verständiger Entschluß bei ihnen nicht vorlag; sei es, daß die triebhaften Begehrungsvorstellungen zu stark, sei es, daß die innere Tatkraft zu schwach ist — oder daß beides zutrifft. Die Frage lautet nun so: hätte es anders sein können? Hätte die innere Tatkraft stark genug sein können, einen verständigen Entschluß zu ermöglichen? — Klar ist eines: bei Affekthandlungen ist tatsächlich die »freie Willensbestimmung« zu dieser Handlung nicht da, sondern man handelt getrieben, unfrei. Aber Meyerhof z. B. will trotzdem so Handelnde im Falle eines Deliktes gestraft wissen: es liege eine fahrlässige Handlung vor, darin, daß der Täter seinen Affekt zu solcher Stärke anwachsen ließ (während er noch frei war), daß er ihm seine möglichen Konsequenzen deutlich machen mußte. Ich möchte mich diesem Gedankengange nicht anschließen. Man kann nicht einen Affekt anwachsen sehen und ihn dann verringern; sondern der Affekt — das liegt in seinem Wesen — überfällt einen; er ist da. Auch kann man sich, eben weil man im Affekt ist, nicht reflexionell seine möglichen Konsequenzen deutlich machen. Das ist unpsychologische Konstruktion. Der Verstand kann die äußere Tatkraft beherrschen; wenn aber ein Affekt so mächtig auswirkt, daß er trotz allem Verstande unwillkürlich, besinnungslos seine motorische Entladung erzwingt, so wüßte ich einfach kein schöneres Beispiel für eine unfreie, »unzurechnungsfähige« Handlung als diesen Vorgang. Psychologisch kann also dann meines Erachtens von Zurechnung gar keine Rede sein. Ob der Staat nicht trotzdem aus staatspolitischen Erwägungen heraus strafen soll, etwa um ein Spezialpräventiv zu schaffen, damit der Betroffene seine innere Tatkraft so ausbildet, daß sie unter allen Umständen in Zukunft seine Handlungen zu leiten in der Lage ist — darüber will ich nicht urteilen. Das gilt ebenso natürlich von Menschen von konstitutioneller affektiver Erregbarkeit; denn wir beurteilen in diesem Falle eben nicht die persönliche Konstitution, sondern eine bestimmte Handlung nach ihrer psychischen Genese. Ist eine geringe Stärke des Verstandes oder eine Bewußtseinsveränderung — wie sie übrigens jeder Affekt mehr oder weniger mit sich bringt — vorhanden, so gilt dann natürlich ganz dasselbe. Beide Faktoren, Affekt und innere Tatkraft, werden nach dem Verhältnis ihrer Intensität

bestimmt und danach der Grad der Verminderung der Zurechnungsfähigkeit abgeschätzt werden müssen. Sind die Antriebe nur qualitativ perverse, so wird für die Beurteilung der durch sie veranlaßten Handlung lediglich die Stärke der inneren Tatkraft maßgebend sein. Bei krankhafter Willensschwäche ist die Zurechnungsfähigkeit je nach dem Grade der Schwäche vermindert, nicht weil der Antrieb pervers ist, sondern weil — infolge der krankhaften Willensschwäche — kein besonnener Entschluß vorliegt.

Ganz ähnlich liegt der Fall auch für die Rauschdelikte. Der unter Alkoholintoxikation Stehende handelt mehr oder minder impulsiv; ein verständiger Entschluß kann nicht gefaßt werden. Damit ist nicht gesagt, daß er nicht bestraft werden müßte, sei es zur Sühne für seine freiwillige Annullierung seiner freien Entschlußfähigkeit, sei es zur allgemeinen und besonderen Abschreckung vor einer solchen Annullierung. Das geht aber die Juristen an, zumal hier der schwierige Entscheid zwischen Strafwürdigkeit und Strafbarkeit einer Handlung zu fällen ist. Der Psycholog kann die Handlung eines Berauschten nur als unfrei bezeichnen.

Wir kommen jetzt zur Subsumtion der schwierigsten Fälle unter unser Kriterium des Unzurechnungsfähigen: zu denen, wo ein besonnener Entschluß vorliegt.

Wenn wir mit Fries die Form des verständigen Entschlusses auf ein logisches — keineswegs etwa psychologisches — Schema bringen, so würde sie sich als eine Schlußform darstellen. Im Obersatze würden die Antriebe als Zwecke vorgestellt (was will ich), im Untersatze die Umstände für den gegenwärtigen Fall der Handlung (was kann ich?). Im Schlußsatze findet dann die Bestimmung des Wollens durch das Können statt. Die Störung des verständigen Entschlusses, durch die er zum besonnenen sich wandelt, kann nun überall da statthaben, wo das Urteil in diesen Prozeß eingreift. Erstens kann der Obersatz ein falsches Urteil sein: es wird etwas als Zweck vorgestellt, was keiner ist — davon sprachen wir schon —, und dieser Fehler ist inkorrigibel, denn seine Ursache ist inkorrigibel. Das unterscheidet ihn von dem Fehler des Irrtums. Diese Ursache kann in allen möglichen psychotischen Elementarphänomenen wurzeln; das interessiert hier nicht. Als Beispiel sei nur der besonnene Entschluß auf Grund eines Obersatzes angegeben, der auf paranoiden Voraussetzungen beruht: der querulantische Psychopath begeht Beleidigungen des Gerichts, von dem er zu Unrecht bestraft zu sein wähnt. Sein Zweck, erlittenes Unrecht zu rächen, ist, da ihm kein Unrecht widerfahren ist, eingebildet und falsch. Er ist aber dem Einfluß verstandesmäßiger Gegengründe absolut entzogen; und diese Inkorrigibilität zeigt die Beeinträchtigung des Verstandes an. — Ferner kann das im Untersatz ausgedrückte Urteil falsch sein, oder es wird ein Untersatz subsumiert, der unter den Obersatz gar nicht subsumierbar ist. Meyerhof bringt als Beleg den Fall eines Dienstmädchens, die intensives Heimweh hatte, und weil sie glaubte, nur so nach der Heimat zu kommen, brachte sie mit aller Überlegung ihr Pflegekind um[1]). Dies Mädchen glaubte, daß der Zweck (nämlich heim zu kommen) nur durch diese Handlung realisierbar sei. Die Prüfung ergab, daß diese falsche Subsumtion unter den Obersatz ihres besonnenen Entschlusses einem getrübten Verstande entstammte. Meyer-

1) Vgl. Wilmanns, Heimweh oder impulsives Irresein. Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Bd. 3. 1906.

hof hat in seiner Arbeit eine Anzahl solcher Fälle aus Gutachten der Heidelberger psychiatrischen Klinik gesammelt. Auch hier ist der Fehler in der Subsumtion, wenn der Verstand imstande ist ihn zu korrigieren, nur ein Irrtum; ist er aber inkorrigibel, durch eine Aufhebung des Verstandes selbst bedingt, so liegt Unzurechnungsfähigkeit vor. Meyerhof sagt sehr treffend: »Während der verständige Entschluß (mag er richtig oder irrtümlich sein) stets für den Verstand beweglich bleibt, ist der psychotische diesem Einfluß an irgendeiner Stelle entzogen; das Wahlvermögen ist doch gebunden, die Kette des Entschlusses verläuft in einer Bahn, die durch die innere Tatkraft nicht modifiziert werden kann.« Dieser Umstand aber muß auf einer Lähmung der inneren Tatkraft, des Verstandes, beruhen.

Das Kriterium des Psychotischen ist also die Unterdrückung des Verstandes. Diese drückt sich ab in dem psychotischen Urteil selber; sie kann aber auch die Tatkraft im Entschluß lahmlegen, z. B. durch mangelnde Gefühlsbetonung der Antriebe. Was die Beeinträchtigungen des Urteilens selber anlangt, so kann sie sich erstrecken auf den Krankheitszustand — dann liegt »mangelnde Krankheitseinsicht« vor; auf die äußeren Gegenstände und Vorgänge —, dann entstehen paranoide Vorstellungen, bis zu einem gewissen Grade auch Wahrnehmungsfälschungen; endlich auf die inneren Gemütszustände als Antriebe zum Entschluß.

Dieses Kriterium der Psychose beurteilt also nur die Stellung des Verstandes zu dem übrigen psychischen Leben; es sagt nichts aus über die innere Wesenheit dieses psychischen Lebens selbst. Diese kann von der Ausbildung oder Beeinträchtigung der Reflexion ganz unabhängig sein, ja kann und wird sie in vielen Fällen erst sekundär hervorrufen. Was die psychologische Erklärung des Wesens psychischer Veränderungen angeht, so wurde schon ausgeführt, daß alle seelischen Veränderungen sich aus primären Veränderungen der ihnen zugrunde liegenden Vermögen mußten herleiten lassen; und wir nannten diesen psychologischen Erklärungsgrund »psychotische Wurzel«. Psychose ist dann da, wenn die aus dieser psychotischen Wurzel aufsprießenden psychischen Zustandsveränderungen den Verstand tangieren. Aber das brauchen sie gar nicht zu tun — und können doch, der Anlage, dem Keime nach, oder in geringem Grade, vorhanden sein. Denn — und das ist sehr wichtig: Meyerhofs Kriterium der Psychose überhaupt geht nur auf Zustandsbilder und erklärt diese nicht. Sein psychologischer Erklärungsgrund aber, die psychotische Wurzel, geht auf das Wesen der seelischen Veränderung. Und diese Veränderung vermag, welcher Artung nun sie sei, kontinuierlich und gradweise vom »Normalen« über das »Krankhafte« in den Bereich des »Kranken«, also unter jenes Kriterium zu rücken. In diesen Worten aber, »Veränderung«, »normal«, »krankhaft«, steckt noch ein Problem. Was haben wir da, wo keine Geisteskrankheit vorliegt, für ein Kriterium der »krankhaften« Veränderung? — Die Mehrzahl der Psychiater spricht unbesehen von der »Abweichung von der Norm«. Das geht aber nicht an. Prädiziert man von einer psychischen Qualität, sie weiche vom Normalen ab, so heißt das nur, daß viele sie nicht haben. Dies bleibt also eine — übrigens ganz vage — statistische Bestimmung, die ebensowohl einen Vorzug als einen Nachteil bezeichnen kann. Kant bestimmte als Kriterium des »Krankhaften« den Verlust der Einstimmung zum sensus communis, den Widerstreit zum sensus communis infolge Überwertigkeit des sensus privatus, des Eigensinnes.

Auch dieses können wir nicht verwenden. Einmal geht dies Kriterium Kants wieder nur auf das Urteil. Sodann aber ist der Begriff des sensus communis sehr zweideutig. Und selbst wenn es gelänge, den sensus communis über jeden einzelnen Fall des Lebens eindeutig festzustellen, was unmöglich ist, so wäre deshalb doch z. B. noch jeder große Denker des Mittelalters nach diesem Kriterium, am damaligen sensus communis gemessen, irrsinnig oder doch krankhaft veranlagt gewesen, gerade auf Grund der vom damaligen Zeitgeist verschrienen Wahrheiten, die er fand.

Richtig an diesem Kriterium ist nur das eine, daß es ein Zeichen von »Beschränkung« (ganz wörtlich) des Verstandes ist, wenn ein Mensch die Gegengründe aller anderen nicht beachtet; aber das gilt eben nur relativ, je nach der Einschätzung der eigenen Verstandeshöhe und der der Gegner. Meyerhof hat nun aus einer allgemeinen Erwägung heraus das Kriterium des Krankhaften abgeleitet. »Die menschliche Ausbildung«, so schließt er, »geht auf fortschreitende Beherrschung der sinnlich angeregten Geistestätigkeiten durch den Verstand nach vernünftigen Zwecken.« Psychose ist die Aufhebung des Verstandes, die dadurch die »Ausbildung« absolut unterbindet. Krankhaft aber ist jede Veränderung psychischer Geschehnisse, welche die Ausbildung des Verstandes, ohne diesen direkt zu tangieren, irgendwie behindert oder die Möglichkeit solcher Behinderung bei sich führt. Mit dieser Definition Meyerhofs kommt ein logisch geschlossener Gehalt, wenngleich keine psychologische Erklärung, zu den psychiatrischen Termini der »psychopathischen Konstitution« oder der »degenerativen Basis«. Für den Erkenntnisanteil des psychischen Lebens und dessen Störungen können wir das Kriterium noch spezieller fassen: das Kennzeichen des Krankhaften ist hier die Uneinstimmigkeit des Erlebens zur subjektiven Erfahrung. Man denke z. B. einen Kranken, der halluziniert, aber weiß, daß er halluziniert — wie das von alkoholistischen Psychopathen und in der Haft halluzinierenden psychopathischen Verbrechern bekannt ist.

Das wäre also das Kriterium des Krankhaften; und diese Krankhaftigkeit wird zur Krankheit, zur Psychose, dann, wenn die Uneinstimmigkeiten zur subjektiven Erfahrung (oder deren Möglichkeit) nicht als solche erkannt werden. Denn dann ist der Verstand eben aufgehoben; die Behinderung seiner vernünftigen Ausbildung ist dann vollendet.

Es ist hoffentlich aus diesem Referat, das natürlich nur kurz und dogmatisch bringen kann, was der Autor wohlbegründet und breit angelegt entwickelt, wenigstens die Tendenz klar geworden, in welcher hier ein Versuch zur logischen und theoretischen Bestimmung der psychologischen und psychopathologischen Phänomene unternommen wird. Meyerhof hat den Wagemut, noch über diese wiedergegebenen allgemeinsten Begriffsbestimmungen hinaus ein umschriebenes Gebiet psychotischer Symptome in Angriff zu nehmen: den Wahn; er zergliedert das Formale an allem Wahn mit außerordentlicher Detailliertheit nach der analytischen und genetischen Seite. Leider würde eine Wiedergabe dieser sehr interessanten, aber für den Psychiater mehr als den Psychologen wichtigen Detailuntersuchungen aus dem Rahmen dieses Referates fallen. Ihr Wert liegt in der gleichen Strenge und Klarheit des methodischen Denkens, die dieses ganze Werk durchdringt: er liegt in dem Geiste des Kant-Friesschen Kritizismus, der auch der seine ist.

Arthur Kronfeld (Heidelberg).

Referate.

2) **Antonin Prandtl**, Die Einfühlung. 121 S. Leipzig, Johann Ambr. Barth, 1909. M. 2.40.

Verf. gibt in sehr klarer Form eine Einführung in die wesentlichsten Probleme der Einfühlung. Die erste Hälfte des Buches besteht hauptsächlich in einer Polemik gegen die Theorie von Lipps. Lipps führt die Einfühlung auf instinktive Nachahmung zurück. Der Mensch — schon das Kind — ahmt die zornige Gebärde eines anderen nach, und indem es dabei selbst solche Bewegungen macht, die es früher einmal machte, als es zornig war, erlebt es wieder den Zorn. Dagegen wendet Verf. nun ein, daß gar nicht einzusehen ist, warum ein Kind immer nur Gebärden nachahmen soll, warum nicht auch andere gewohnte Bewegungen, wie etwa die seines Bettvorhanges von ihm nachgeahmt werden sollten. Daß die Gebärde die des Zornes ist, weiß ja das Kind vor der Einfühlung noch nicht, wieso hat also dieser Gesichtseindruck einen Vorzug vor beliebig anderen? Und dann ein Einwand gegen das instinktive Nachahmen überhaupt! Das Kind ahmt, soweit wir beobachten können, nur nach, wenn es weiß, daß sein Nachahmungsakt etwas ähnliches schafft wie das ist, was es nachahmt. Es spricht unverstandene Worte nach, weil es durch vorausgegangenes Lallen weiß, daß seine gelallten Worte auch wirklich ähnlich klingen wie die gehörten. Im Falle der Einfühlung müßte also das Kind wissen, daß seine nachgeahmten Gesichtsbewegungen auch tatsächlich Ähnlichkeit haben mit den Bewegungen des Zornigen. Da es nun seine eigenen Gesichtsbewegungen nicht sieht, also nicht direkt mit denen des anderen vergleichen kann, kann es von dieser Ähnlichkeit nur wissen vermittels des beiden gemeinsamen Gefühls des Zornes, d. h. es muß schon wissen, daß diese gesehenen Bewegungen zornige Bewegungen sind. Die Einfühlung, die erst erklärt werden soll, wird schon vorausgesetzt. Ein weiterer Einwand ist der, daß wir uns auch in etwas hineinfühlen können, was wir nachzuahmen gar nicht imstande sind. Den charakteristischen Bau einer Stirn, eines Kopfes, ein fein geschnittenes Profil, eine zarte Hand können wir nicht nachahmen, und doch sagen sie uns sehr viel.

Diese und noch einige andere Bedenken veranlassen den Verf., die Nachahmungstheorie von Lipps aufzugeben und die ursprüngliche Assoziationstheorie anzunehmen. Diese besagt im wesentlichen folgendes: Der Anblick einer fremden Gebärde ruft in mir die Erinnerung an eine eigene ähnliche Gebärde wach, diese wieder reproduzieren die dabei erlebten kinästhetischen Empfindungen, welche ihrerseits mit dem dabei unmittelbar erlebten Gefühl des Zornes, der Freude verknüpft sind. So verbindet sich schließlich dieses Gefühl mit dem Anblick der fremden Gebärde. Aber gleich stellt sich ein Einwand ein. Meine eigene Gebärde sehe ich nicht; wie kann da beim Kinde — und bei ihm beginnt ja die Einfühlung schon — eine Verknüpfung

zwischen erlebten kinästhetischen Bewegungen und den ihnen entsprechenden optischen Eindrücken, die das Kind, wie gesagt, gar nicht wahrnimmt, festgestellt werden?

Durch folgende Überlegung sucht der Verf. diese assoziative Verknüpfung plausibel zu machen. Die Erfahrungen, die das Kind in der Verknüpfung kinästhetischer, optischer und taktiler Eindrücke an Armen und Beinen macht, werden schließlich auch auf das Gesicht übertragen. Bei den dem Auge zugänglichen Körperteilen verbinden sich ja immerfort kinästhetische mit Gesichtseindrücken. Damit ist die Basis gegeben, mit kinästhetischen Eindrücken überhaupt optische zu verknüpfen. Dazu kommen die taktilen Eindrücke. Durch diese gewinnt das Kind eine räumliche Auffassung seines Gesichtes, die es dann — eben durch Analogie der Erfahrungen an sichtbaren Körperstellen — nur mit Farbe auszufüllen braucht. So bekommt schließlich das Kind einen optischen Eindruck seines Gesichts und damit auch einen solchen seines zornigen Gesichts. Damit ist aber die Möglichkeit der oben erwähnten Reproduktion gegeben, die im Prinzip die Einfühlung auf Assoziation zurückführt.

Nachdem Verf. also den Weg festgestellt hat, auf dem die Einfühlung zustande kommt, analysiert er dieses Gefühl selbst näher, dabei in steter, oft recht geschickter Polemik gegen andere Autoren, besonders gegen Lipps.

Das eingefühlte Gefühl, so sagt Verf. mit Recht, ist ein erlebtes Gefühl, d. h. der Zorn, den ich in die Gebärde eines anderen einfühle, muß in mir selbst irgendwie erlebt werden, so wahr ich immer nur etwas Bestimmtes fühlen und vorstellen kann. Wenn ich die Gebärde eines anderen als zornige vorstelle, so ist eben der Zorn Gegenstand meiner Vorstellung, dieser Zorn muß vorhanden sein, während ich ihn vorstelle, muß in mir wirklich sein, sonst könnte er gar nicht Gegenstand meiner Vorstellung werden, und da Zorn ein Gefühl ist, so muß, während ich den Zorn eines anderen vorstelle, in mir tatsächlich ein Gefühl des Zornes vorhanden sein. Andererseits ist natürlich dieses Gefühl des Zornes nicht identisch mit dem Zorn, den ich erlebe, wenn ich etwa selbst gekränkt werde. Das Gefühl ist also doch wieder ein vorgestelltes, es ist nur das Gefühl eines anderen, das ich vorstelle. So ist denn das eingefühlte Gefühl einmal von mir unmittelbar erlebt, und dann doch wieder von mir nur vorgestellt.

Diese Schwierigkeit wird noch vergrößert, wenn man bedenkt, daß das erlebte Gefühl in der Gegenwart ist, das vorgestellte in der Vergangenheit. Denn wenn ich ein Gefühl als fertiges vorstelle oder denke, so muß dieses Gefühl sich erst völlig realisiert haben, was wie bei jedem psychischen Geschehen nur im Verlaufe einer gewissen Zeit geschehen kann. Also wird etwas vorgestellt, was gar nicht mehr ist, sondern der Vergangenheit angehört; andererseits wird doch das Gefühl, welches ich vorstelle, immer nur in der Gegenwart erlebt.

Diese Schwierigkeiten lösen sich nun, wenn man bedenkt, daß die psychologische Gegenwart, im Gegensatz zur rein punktuell logischen, eine ausgedehnte Strecke ist, in welcher gleichzeitig das innere Erleben vorangehen und das Vorstellen dieses Erlebens folgen kann. Ein Abstand zwischen Erleben und Vorstellen dieses Erlebens bleibt dabei bestehen, und das ist auch notwendig, denn als Tatsache vorstellen kann ich nur das, was als Tatsache wirklich vorliegt, d. h. schon vergangen ist.

Das eingefühlte Gefühl ist also ein reproduziertes. Und es unterscheidet sich von dem unmittelbar Erlebten ebenso, wie sich die Vorstellung von der Wahrnehmung unterscheidet, wesentlich in zwei Punkten: in der Intensität und der Konstanz, d. h., reproduzierte Gefühle sind weniger intensiv als unmittelbar erlebte, und haben etwas Flüchtiges, Schwankendes, was vor allem den Charakter des Scheinbaren, Nichtwirklichen bedingt.

Dieser empirischen, assoziativ bedingten Einfühlung steht die Stimmungseinfühlung gegenüber. Wenn ich in der porpurrot untergehenden Sonne ein mild versöhnliches Wesen erblicke, so kann ein assoziativer Zusammenhang, wie er bisher angenommen wurde, nicht vorliegen, da ich nie zugleich purpurrot und mildversöhnlich gewesen bin, wiewohl ich doch zugleich die Gebärde des Zorns mache und zugleich zornig bin. Die Stimmungseinfühlung hat also eine andere Entstehung. Die Grundlage dieser Einfühlung ist das Stimmungsgefühl. Es unterscheidet sich vom gewöhnlichen Gefühl dadurch, daß es sich nicht wie dieses auf etwas Bestimmtes bezieht, das seine Ursache bildet, daß es also nicht auf einen Gegenstand gerichtet ist, sondern daß es ein Gefühl ist, das als Reaktion auf eine Wahrnehmung das seelische Geschehen eine gewisse Zeit hindurch begleitet, auch wenn diese Wahrnehmung schon verschwunden ist, und ohne daß eben dieses Gefühl noch irgendwie auf diese Wahrnehmung bezogen wird. Da nun aber dieses Bezogensein auf einen Gegenstand hier wegfällt, so fällt auch die scharfe Gegenüberstellung von Ich und Nichtich fort, ein Gefühl bleibt daher nicht mehr auf mich beschränkt, sondern das Gefühl, die Stimmung wird über mich hinaus auch anderen Dingen beigelegt.

So entsteht die Stimmungseinfühlung. Diese unterscheidet sich dadurch von der empirischen, daß bei letzterer das Gefühl, das letzten Endes freilich aus mir stammt, völlig in einen mir fremden Gegenstand oder Menschen hineingelegt wird, so daß also nur noch dieser Gegenstand, dieser Mensch das Gefühl hat und nicht ich. Bei der Stimmungseinfühlung hingegen ist das Gefühl nicht nur in ein anderes Ding hineingefühlt, sondern es bleibt gleichzeitig auch in mir, so daß die Einfühlung also keine vollständige ist.

Beiden Formen der Einfühlung gemeinsam ist dies, daß ein in mir erlebtes Gefühl übertragen wird auf ein Ding außer mir. Möglich ist dies darum, weil dieses Gefühl gegenständlich erlebt, weil der Leib, der dieses Gefühl zum Ausdruck bringt, als der Leib eines anderen erlebt wird, weil das eingefühlte Gefühl nicht herauswächst aus dem Strome meines seelischen Erlebens, wie sonst Gefühle — ich kann selbst heiter sein und in einen anderen Trauer einfühlen —, und weil schließlich die eingefühlten Gefühle auch keinerlei Wirkungen ausüben auf den weiteren Ablauf meines psychischen Geschehens.

Damit ist die Analyse der Einfühlung beendigt. Man wird aus dem hier Dargestellten bereits ersehen, daß eine Fülle scharfsinnigster Beobachtungen und begrifflicher Bestimmungen in diesem Buche niedergelegt ist und daß jeder hier viel lernen kann. Und selbst wer nicht mit allem einverstanden ist — an der Auflösung der Unterscheidung von Empfindung und Vorstellung in bloße Intensitäts- und Deutlichkeitsunterschiede wird man wohl am ehesten Anstoß nehmen —, wird immer eine reiche und fruchtbare Anregung finden. Dr. Moskiewicz (Breslau).

---

3) Wilhelm Weygandt (Direktor der Irrenanstalt Friedrichsberg), Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur. 172 S. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1910. M. 2.50.

Ein hochinteressantes und wissenschaftlich bedeutsames Werk, das als unumgängliches Nachschlagebuch dem Literaturunterricht beigegeben werden sollte, ist im Verlag von Voß soeben erschienen.

Die berühmte dichterische Freiheit hat schon viel Unheil angestellt. Besonders schlimm wird die Sache, wenn historisch fest umrissene Persönlichkeiten und Ereignisse vom Dichter willkürlich verändert und sozusagen verschoben werden. Die Hauptzahl der Leser und Hörer weiß sicher Wahrheit und Dichtung nicht mehr zu trennen. Den meisten fehlt die Gelegenheit, die Geschichte vergleichend heranzuziehen, ja sie denken gar nicht daran und gewinnen ganz falsche Bilder von der Vergangenheit. Sie erfahren vielleicht nie, wie die exakte historische Forschung all dies darstellt.

Noch weit schlimmer ist es, wenn medizinische Unmöglichkeiten dem unkundigen Publikum als vollkommen richtig dargestellt werden (außer es zeigt sich die Unmöglichkeit so drastisch wie in dem »armen Heinrich«). Wäre das Publikum nicht so denkfaul und gleichgültig, so würden die aus dem Dargestellten dann zu Hause gezogenen Schlüsse zu Folgen führen, deren Schrecken gar nicht abzusehen wären. In dieser Hinsicht erwirbt sich der Verf. unermeßliche Verdienste.

Eine solch gräßliche Figur z. B. wie Dr. Rank in Nora lehrt direkt Verzweiflung. Sinnlos, dumm und brutal erscheint das Leben und legt sich wie schwere Lähmung auf alle Schaffensfreudigkeit. Und dabei ist der Sachverhalt medizinisch gar nicht richtig. Es stimmt vielmehr nur teilweise. Die Figur als Typus ist volkommen unwahr.

Ebenso ist es mit »Oswald« in den Gespenstern.

Es ist gar nicht genug zu verwundern, wie ein Dichter, der so wunderbar fein und treffend im übrigen charakterisiert — daß so ein herrlicher Dichter solch grobe medizinische Unmöglichkeiten ohne weiteres und ohne spätere Reue auf die Bühne bringen kann.

Welch furchtbare Wirkung kann dergleichen falsche Betrachtungsweise auf trübsinnige und etwas schwerfällige Menschen ausüben, die sich ganz vom Eindruck fangen lassen? Es wäre beinah das Wort »unverantwortlich« meiner Feder entschlüpft. Vielleicht aber gilt hier der Satz: »Herr, verzeih ihnen: sie wissen nicht, was sie tun!« Das wollen wir zu ihrer Ehre annehmen.

Dem geistvollen Verf. des uns vorliegenden Buches möchte ich auf das auf Seite 135 Gesagte entgegnen, daß die Annahme, die Willensäußerungen seien an die Vorgänge und Beschaffenheit der Gehirnrinde gebunden, eigentlich nicht einer psychologischen, sondern vorwiegend einer anatomischen und medizinischen Betrachtungsweise entspringt.

Die reine Psychologie, die sich nur mit dem Bewußtseinsleben und den Schlüssen aus diesem beschäftigt, weiß von dergleichen nichts.

Man kann zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die Wundts und die von Theodor Lipps. Auf Basis der ersteren scheint der Verf. zu stehen.

Es wäre interessant, beide Richtungen so in Einklang zu bringen, daß die erstere die Außenseite und letztere die Innenseite des menschlichen

Seelenlebens ergeben sollte, aber es will nicht recht gelingen. Wer z. B. sich als Urheber seines Willens und seiner Taten fühlt, und zwar mit unheimlicher Klarheit, dem ist schwer begreiflich zu machen, daß etwas ihm an sich Unbekanntes in ihm dies bewirken solle.

An dieser Unvereinbarkeit krankt die Reform des Strafrechts. Man kommt zu keinem Resultat[1]).

Es ist hochinteressant, zu beobachten, wie gründlich man die gewaltigen Schicksalstragödien der Alten abgetan wähnte, indem man den Charakter des »Helden« an Stelle des Schicksals setzte, ja indem man auch manche Bibelsprüche, wie von der Vererbung, als längst überwunden glaubte, und wie gefährlich nahe man alledem kommt, und zwar auf wissenschaftlichem Wege.

Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen: Weder das Schicksal allein, noch der Held allein machen die Geschehnisse — sondern alles hilft zusammen — im Wechsel- und Durcheinanderwirken!

Auch von Schuld ist richtigerweise die Rede, aber nur im begrenzten Sinne, und die Folgen nicht unbedingt, auch nicht als Fatum und als nie und in gar keinem Falle veränderlich.

Wir taumeln immer zwischen dem Wahn absoluter Willensfreiheit und absolutem Fatalismus hin und her. · Beide Extreme gibts gar nicht[2])!

Wir müssen da und dort Korrekturen anbringen, z. B.: Die Erzählung von der Erbsünde hat als Kern die Naturvererbung, aber ist nicht allgemein gültige Norm, und hat mit der Schuldfrage an sich gar nichts zu tun, sonst hätten nicht oft gerade die größten Sünder das meiste Glück.

Es ist nicht uninteressant, einige der vom Verf. angeführten Charaktere auch vom Standpunkt reiner Psychologie zu betrachten!

Lady Macbeth leidet an fixen Ideen. Das ganze Seelenleben schläft bis auf einige sogenannte wache Inseln. Sobald aber der Schlaf die Fesseln lockert, steigt aus dem Unbewußten herauf das Grauen, das bei Tag mit gewaltigem Willen und Selbsthypnose niedergehalten und betäubt wird. Dieses Grauen ist ein Zeichen, daß sie nicht so entartet *ist* wie sie *scheint*. Von einem Charakter wie einer Kleopatra haben wir nie von Grauen und nur leisester Reue über ihre Mordtaten und Ränke gehört. Lady Macbeth *scheint* entartet, Kleopatra *ist* es.

Es wäre hochinteressant, vom Verf. Näheres über letztere zu hören!

Hamlets Zustand würden wir als den der Willenslähmung und Dezentralisation bezeichnen.

Fuhrmann Henschel erscheint eher als vorwiegend hypnotisierter und somit größtenteils gelähmter Charakter. Ich möchte nicht so ohne weiteres als Grund seiner Krankheit vorzeitiges Altern annehmen. Dies dürfte zu wenig motiviert sein. Die Schuld trägt der raffinierte Überfall der Hanne in dem Moment, wo sich Henschel vom Tod seiner Frau noch nicht psychisch erholt hatte. Es kam zuviel zusammen. Die Folge ist entweder Raserei oder Stumpfsinn. Es fragt sich dann nur, in was sich das eine bzw. das andere auflöst — in Gesundung, Tobsucht oder

---

1) Zur Reform des Strafrechts von Dr. L. v. *Renauld*. Fortschritt. 1906.

2) Freiheit und Arbeit von Dr. L. v. *Renauld*. Archiv für Philosophie. 1906.

Verblödung. Letzteres wäre Henschels Los gewesen, wenn er sich nicht umgebracht hätte.

Sehr verdienstvoll wäre es, wenn uns der Autor noch viele solcher Forschungen schenken würde. Dr. L. v. Renauld (München).

---

4) Henry H. Goddard (Vineland, New Jersey), »Die Untersuchung des Intellekts schwachsinniger Kinder.« (»Eos«, Vierteljahrsschrift für die Erkrankung und Behandlung jugendlicher Abnormer. Heft 3. 1909.) M. 2.50.

Goddard ist einer der tatkräftigsten Lehrer an der »Training School« für schwachsinnige Kinder in Vineland (Direktor Johnstone. Goddard ist der Psychologe der Schule). Er berichtet in der vorliegenden Abhandlung zunächst in fesselnder Weise über die Begründung der Training School. Sie entstand nach wiederholten Zusammenkünften mehrerer für das Wohl der Jugend begeisterter Männer, unter denen bei einer dieser Zusammenkünfte der durch seine Untersuchungen über die Ideale der Kinder bekannte Earl Barnes die denkwürdigen Worte sagte: »In meinen Augen ist Vineland ein menschliches Laboratorium und ein Garten, in welchem unglückliche Kinder gepflegt, geschützt und geliebt werden sollen, während sie uns unbewußt Silbe für Silbe die Geheimnisse des Wachstums ihrer Seelen zuflüstern. Es mag wohl sein, daß die unwissendsten uns am meisten lehren können.« In diesen Worten ist das Programm der Schule in idealer Weise bezeichnet.

Es ist sehr bezeichnend für die Höhe der Entwicklung, auf welcher solche Anstalten in den Vereinigten Staaten stehen, daß man sofort das Bedürfnis empfand, einen Psychologen anzustellen — wie viele derartige Anstalten in Deutschland erkennen, daß dies nötig ist? Im Jahre 1906 wurde dann das psychologische Laboratorium der Anstalt eröffnet unter Goddards Leitung. Auch das ist bezeichnend für die amerikanischen Verhältnisse, daß dem Laboratorium bald ein Legat von 15000 Dollar zufiel. Bei uns in Deutschland können wir weder von privater noch von staatlicher Seite auf eine namhafte Unterstützung der Arbeit in der angewandten Psychologie hoffen.

Die psychologischen Arbeiten nehmen mit vollem Recht zwei ganz verschiedene Arten von Untersuchungen in Angriff:

1) solche, die auf Jahre hinaus berechnet waren und die meist lange Zeit an den gleichen Kindern ausgeführt werden müssen. Sie sind zum größten Teil statistischer Art und dienen der Sammlung wichtiger, für das Verständnis der Gesamtentwicklung des Kindes unentbehrlicher Erkenntnisse.

2) solche Untersuchungen, die augenblicklichen Bedürfnissen der Anstalt dienen.

Jeder Anstaltszögling wird zunächst vollständig nach seinem gegenwärtigen physischen und geistigen Zustand untersucht. Er kann dann jahrelang weiter beobachtet werden, eventuell bis zu seinem Tode. Und da unter den Zöglingen — wie es scheint — viele körperlich sehr zurückgebliebene Individuen sind, die voraussichtlich ihr Leben in der Anstalt beschließen werden, so kann eventuell auch die Obduktion die letzten

Aufschlüsse über die Beziehungen körperlicher und geistiger Entwicklungshemmungen geben.

Die Untersuchung beginnt mit der Aufnahme des physischen Zustandes an sämtlichen Äußerungen des kindlichen Lebens, und zwar teils durch beobachtende und teils durch die experimentelle Methode. Auf diese Weise konstruieren die Leiter der Anstalt nach und nach ein Bild von der ganzen Persönlichkeit des Kindes und können so Punkt für Punkt mit dem normalen Durchschnittskind vergleichen. Diese Untersuchungen sollen allmählich dazu führen, daß man das untersuchte Kind wirklich kennt, daß man weiß, was man von ihm erwarten darf, was es nicht leisten kann, und wie es behandelt werden soll. Ja, Goddard stellt als Ziel auf: »Wir werden auf Grund der Tatsachen in Zukunft sagen können: diese und jene Fähigkeiten oder Mängel treten in Begleitung dieser oder jener Eigentümlichkeit der physischen Konstitution auf.«

Neben diesen fortlaufenden Arbeiten werden zahlreiche Einzeluntersuchungen an den Kindern ausgeführt. Sie dienen der Beantwortung gewisser allgemeiner Fragen, z. B.: »Wie benimmt sich ein Wesen mit unentwickeltem Verstand?« »In welcher Weise vollzieht sich das Wachstum der verschiedenen geistigen Fähigkeiten, wie sie bei solchen beobachtet werden, in deren geistigen Fähigkeiten in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung ein Stillstand eingetreten ist?« Daneben werden natürlich zahlreiche spezielle Fragen beantwortet, z. B. die: Warum einzelne Unterrichtsfächer, wie Mathematik oder sprachliche Fächer, manchen Kindern schwer werden, anderen leicht, und was für die geschehen kann, denen diese Fächer Schwierigkeiten bereiten. Mit Recht betont der Verf., daß für alle diese Fragen das Studium des normalen Kindes lange nicht so lehrreich ist, wie das des schwachen, weil das erstere zu rasch arbeitet und seine geistigen Operationen zu kompliziert sind, während das schwachsinnige Kind uns viel langsamere Vorgänge und eine einfachere Art der Erreichung des Zieles darbietet.

Es wird nun die Art der psychologischen Arbeit an den Kindern beschrieben, und eine Liste von Tests oder Proben für die Begabung mitgeteilt, die im Anschluß an Dr. Norsworthy angewendet wurden. Eine Liste von eigenen Begabungsproben will Goddard später veröffentlichen Einzelne dieser Proben werden von dem Verf. genau erläutert.

Sodann teilt Goddard eine Anzahl Schwierigkeiten und Resultate der Untersuchungen mit. Diese werfen ein Licht auf die außerordentlich starke Herabsetzung und die abnorme Veränderung des ganzen geistigen und körperlichen Lebens mancher schwachsinniger Kinder. So gibt es z. B. Kinder, die nie erlernen, das Spirometer (Apparat zur Messung der Atmungstätigkeit der Lunge) überhaupt richtig zu blasen. Andere können das Dynamometer nicht recht niederdrücken, obwohl sie körperlich recht kräftig sind. Manche schwachsinnige Kinder ermüden sozusagen gar nicht (was Goddard aber nur mit gewissen Einschränkungen zuläßt). Die Ursache dafür liegt darin, daß ihre Aufmerksamkeit sich nicht oder nur sehr ungleichmäßig auf eine vorgeschriebene Arbeit konzentrieren kann. Andere Kinder haben kein Verständnis für die Form und Zusammengehörigkeit der Dinge. Manche lernen nicht einmal, auf einen Taster zu klopfen. Alle sind in ihren Bewegungen viel langsamer als die normalen, und fordert man sie z. B. auf, daß sie rascher gehen sollen, so treten sie nur fester

auf. Auch das Algometer (Apparat zur Messung der Schmerzempfindlichkeit) zeigt zwei einigermaßen abnorme Typen an, solche, die abnorm empfindlich, und solche, die abnorm unempfindlich gegen Schmerz sind. Diese letzteren scheinen durch die Einwirkung von Schmerz einen Augenblick zunächst verwirrt zu werden, nämlich in dem Moment, in welchem sie Schmerz zu empfinden beginnen. Läßt man den Reiz aber über diesen Moment hinaus einwirken, so erklären die Kinder oft, daß sie keinen Schmerz empfinden. »Wenn wir vor Beginn der Probe sagen, die Kinder mögen es uns im Augenblick, in welchem sie Schmerz zu empfinden beginnen, angeben, so lassen uns viele Kinder bis an die äußerste Funktionsgrenze des Apparates gehen, ohne zu zucken, und zwar mit der entschiedenen Erklärung, daß es nicht weh tue. Bei normalen Kindern läßt sich das durch Trotz erklären — den Entschluß, auszuhalten, was immer auch kommen mag —, aber von Kindern, deren allgemeinstes und charakteristisches Merkmal Mangel an Willenskraft ist, läßt sich schwer annehmen, daß sie einen solchen Vorsatz ungeachtet des Schmerzes durchzuführen fähig seien.« Bei vielen Kindern zeigen sich Symptome des Veitstanzes.

Gegen die Proben von Dr. Norsworthy bemerkt Goddard, sie hätten alle den Nachteil, daß sie zuviel Aufmerksamkeit voraussetzten, die den meisten schwachen Kindern gänzlich fehlt. Daher ist Goddard mit Recht der Ansicht, daß diese Proben eigentlich nur für verschiedene Arten der Prüfung der Aufmerksamkeit dienen. Das muß dann auch zur Korrektur der Resultate mancher Proben dienen. So darf man z. B. nicht annehmen, daß ein schwachsinniges Kind halb soviel Gedächtnis besitzt als ein normales, weil es nur halb soviel von zehn Worten merken kann als dieses, wenn nämlich sinnverwandte, ein anderes Mal nicht sinnverwandte Wörter verwendet werden; denn die normal Begabten erkennen die Sinnverwandtschaft, achten auf sie und werden dadurch sekundär unterstützt. Die Schwachsinnigen erkennen sie nicht. Sämtliche Schwachsinnige sind langsamer in der Reproduktion der Vorstellungen, doch bemerkt Goddard mit Recht, daß dabei die sprachlichen Fähigkeiten eine große Rolle spielen.

Goddard teilt dann noch zwei seiner eigenen Tests mit. Gegen das erste, das verlangt, aus einer Reihe großgedruckter lateinischer Buchstaben so viel A als möglich in einer Minute zu bezeichnen, möchte ich einwenden, daß die Aneinanderreihung so dichtgedruckter großer lateinischer Buchstaben auf das Auge verwirrend wirken muß, der optische Eindruck ist zu schwer zu analysieren, und infolgedessen prüft man dabei zugleich die sehr komplizierte Funktion der Analyse optischer Eindrücke. Dagegen halte ich für sehr zweckmäßig die Anordnung der Probe für Assoziation und Gedächtnis, weil sich hier Fragen nach dem Tun und dem Geschehen ausgleichen, sie knüpfen daher an das praktische Interesse des Kindes an. Sehr wichtig ist die Forderung, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten von bekannten Gegenständen aus dem Gedächtnis anzugeben, weil sie zugleich die elementare Abstraktion des Kindes auf die Probe stellen.

Es ist zu hoffen, daß Goddard bald einmal seine weiteren Erfahrungen über die Arbeit mit solchen Proben mitteilen möge. In einem späteren Artikel derselben Zeitschrift (März 1910) gibt Goddard seine Erfahrungen an über die bekannten Tests von Binet und Simon (vgl. dazu ferner Eos. I.

S. 247—250.) — de Sanctis, »Typen und Grade mangelhafter geistiger Entwicklung«. (Eos. II. S. 97—115.) — Goddard, »Psychologische Untersuchungen in einem Institut für Schwachsinnige«. (Eos. IV. S. 265—268.)

E. Meumann (Leipzig).

---

5) K. C. Schneider, Vorlesungen über Tierpsychologie. Mit 60 Figuren im Text. XII und 310 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1909. M. 8.—.

»Ich will im folgenden einige sogenannte Beispiele tierischer Intelligenz anführen und im Anschluß an die Autoren kritisch betrachten; dann sollen allgemeinere Betrachtungen folgen. Offen gestanden sind mir diese wichtiger als alle speziellen Beispiele« (S. 188). Dieses Eingeständnis charakterisiert das ganze Buch. Vom »Erdgeruch der Tatsachen« ist nur noch wenig zu spüren, wenn Verf. seine Hypothesen über Hypothesen baut. An sich ist gegen eine mehr theoretisch-hypothetische Behandlung der Tierpsychologie nichts einzuwenden; die Beobachtungen selbst drängen mit Macht dazu, die Grenzen einer bloßen »Lehre vom Verhalten« zu überschreiten. Schneider ist uns in seinen Hypothesen denn doch allzu kühn. Diese Kühnheit macht sich um so fataler geltend, als die allgemein psychologischen Anschauungen des Verf. wenig geeignet sind, der Korrektur und Kritik tierpsychologischer Hypothesen zugrunde gelegt zu werden. Ein Beispiel mag angeführt werden. Groos sieht in der Neugier ein Spiel, das die Aufmerksamkeit übt. Demgegenüber meint Schneider, Aufmerksamkeit habe mit Neugier »nicht das geringste zu tun. Neugier will belebt sein, Aufmerksamkeit wartet aber nur die Realisation einer bereits gegebenen Vorstellung ab, indem es (!) ein finalbedingter Trieb ist, der die Rezeptoren aufnahmefähig für eine bestimmte Rezeption macht« (S. 186). Dem Psychologen Groos widerfährt diese Kritik, weil es dem Zoologen gefällt, den Begriff der Aufmerksamkeit sinnwidrig zu verengen, ihn mit Erwartungsspannung gegenüber Sinneswahrnehmungen zu identifizieren. — »Unter psychischer Assimilation verstehe ich das Abstraktionsvermögen (!). Im Begriff der Abstraktion liegt die Loslösung des Erfahrungsmateriales von der Wirklichkeit und Übernahme desselben in den individuellen Besitz, womit zugleich auch die Bildung der Allgemeinvorstellungen verbunden ist. Denn nur in Form von Allgemeinvorstellungen gelangt die Welt in unseren Besitz, wird der Objektivität beraubt und Bestandteil des Subjekts. Sie gelangt damit aber zugleich in ein Kräftebereich, das in der Einheit des Subjekts gegeben ist. In dieser Einheit des Subjekts, die sich in der psychischen Assimilation gleichsam in eine Vielheit auseinander legen will, glaube ich die Kraft, deren wir zum Verständnis nicht bloß der Neugier, sondern auch des Abstraktionsvermögens bedürfen, gewonnen zu haben« (S. 186). Die Unklarheit der Gedanken wird durch die schiefe, willkürliche Terminologie gesteigert. — Das an sich ja schwierige Intelligenzproblem wird durch die verunglückten psychologischen Voraussetzungen des Verf. noch mehr verwirrt. Die Berücksichtigung der Kausalität, der energetischen Verhältnisse charakterisiert allein Denken, Erkenntnis, Vernunft gegenüber der bloßen Assoziation von Vorstellungen (S. 122 f.). Demnach gäbe es kein mathematisches Denken oder Erkennen. — Solche Mängel in der psychologischen

Fundierung sind nicht selten, und mit physikalischen Begriffen, z. B. dem der Energie, operiert Verf. auch oft in unzulänglich begründeter Weise.

Die ganze Gedankenführung muß unter derartigen Unzulänglichkeiten notwendig leiden; nicht minder auch das Verständnis des Lesers, der Eindruck der Hypothesen auf ihn. So ist zu befürchten, daß auch die vielen treffenden Gedanken und beachtenswerten Argumentationen verloren gehen.

Wir deuten kurz den Inhalt an im Anschluß an die vom Verf. gegebene ausführlichere Zusammenfassung (S. 292 ff.). »Die Psyche ist nicht bloß eine überflüssige Begleiterscheinung der physiologischen Vorgänge, ... sondern hat eine selbständige Bedeutung, da nur sie allein eine Komplexbildung der Eindrücke bewirkt, während im Nervensystem nur Summation der Reize möglich ist.« »Die Handlungen sind nicht bloße Kettenreflexe. ... Das handelnde Individuum erscheint als Einheit im psychischen Bedürfnis welches die somatischen Einzelreaktionen, die an sich gar nicht genügend organisatorisch verbunden sein können ..., miteinander verknüpft« (S. 292). Zur Erkenntnis dieser Zusammenfassung von Reaktionsfolgen durch das sie beherrschende Bedürfnis sind »langbefristete« Versuche erforderlich; die kurzen Beobachtungen der Einzelreaktionen sind ungenügend.

»Trieb ist aktuelle psychische Energie, Bedürfnis latente ... Eingelegt ins Subjekt wird das Bedürfnis durch Zweck(Final-)vorstellungen ..., die vor aller Erfahrung gegeben sind ...« »Die Finalia entstammen nicht der Erfahrung ..., denn auch der Urorganismus bedurfte ihrer, um überhaupt die Umgebung besser bewerten zu können ...« »Nur ein Allgemeinbewußtsein ..., eine Weltvernunft ..., kann für die Einführung bestimmter Finalia in die Subjekte verantwortlich gemacht werden.« »Am schärfsten offenbart sich die Abhängigkeit des Subjekts von den Finalia in den (vollkommenen) Instinkten der Arthropoden und Vögel.« Bei ihnen gibt es kein Suchen, »sondern nur ein Finden ..., indem hellseherisch ... das Milieu auf seinen Gehalt an Mitteln zur Zweckbefriedigung durchschaut wird.« Aber schon die einfachste Amöbenhandlung setzt eine Zweckvorstellung voraus. — »Der Zweck stellt sich dar als Kraft ..., die von den Finalvorstellungen ausgeht und dem Subjekt psychische Energie induziert; auf induzierte Bedürfnisse sind auch die Anpassungen des Somas ... zurückzuführen, die gerade für Instinkttiere so charakteristisch sind.« — »Nur durch die Finalia gewinnt überhaupt die empirisch vorgefundene Welt eine Bedeutung für das Tier. ... Alles Tun läßt sich beurteilen als Realisation der Finalia an der Materie ...« (S. 293).

Für sozial lebende Tiere sind besondere, den Individualsubjekten übergeordnete, ihr Tun mitbestimmende Sozialsubjekte anzunehmen, denen kein Soma entspricht.

Die Bedeutung der Finalia »gilt in erster Linie für die Evertebraten ...« (Trieb- und Instinkthandlung). Bei der — gegenüber den Instinkten primären — Triebhandlung ist die Leitung durch die Finalia noch so unbestimmt, daß ein Suchen stattfindet; für echte Instinkte fällt dies fort. Für die (höheren) Wirbeltiere ist »charakteristisch die von mir sogenannte Initiativhandlung, bei der durch Finalia nur ein Antrieb im allgemeinen gegeben wird, der zu Versuchen, zum Erfahrungsgewinn, zur sekundären Ausgestaltung der Finalia führt ... Nur Wirbeltiere lernen ... erwerben Gewohnheiten ..., üben sich spielerisch ihre Tätigkeiten ein ..., sind dressurfähig ..., können unter der suggestiven Wirkung des Menschen sogar Sporthandlungen betreiben ...«

Gerade diese differenzierende Charakterisierung von Evertebraten und Vertebraten ist vielen Einwänden ausgesetzt. —

»Nur Wirbeltiere sind neugierig ... Die Neugier ist nicht finalbedingt« (»In keinem Falle auch ist Neugier für Tiere wirklich vorteilhaft« S. 185, ? Ref.), sondern offenbart im Gegenteil die direkte Einflußnahme der realen Objekte aufs Subjekt, dem es nicht um Befriedigung von Bedürfnissen, sondern um Kenntnisnahme zu tun ist ... Neugier ist Vorstufe der abstrakten Tätigkeit ...« »Nur der Mensch hat Urteilsvermögen (vgl. oben, Ref.) und kann deshalb als Vernunfttier neben dem Trieb-, Instinkt- und Initiativtier unterschieden werden ... Objektive Kriterien der Vernunft sind die Sprache (Begriffssprache ...), das Werkzeug ... und der Mangel somatischer Anpassungen ...« (S. 294).

Der Mensch ist ferner charakterisiert durch den »von der Außenwelt ganz unabhängigen«, »autonomen« Willen, »der seinen Ansporn im Ideal, im Ehrgeiz, im Streben nach gesteigerter Entfaltung des Selbst hat ...« »... das Selbst (die Person) ist dagegen das eigentliche Subjekt, das sich handelnd nach außen betätigt, und in dieser Tätigkeit, die gegenüber der finalbedingten der Tiere als freie oder Sportshandlung erscheint, dem Willen untersteht, der also vom Trieb, vom Instinkt und von der Initiative sich fundamental als geistiges aktives Vermögen unterscheidet. Die Beziehungen des Willens zur Vernunft können nur als sekundäre aufgefaßt werden ...«

»Ganz geht den Tieren das Gefühl ab ... Gefühl gehört zum geistigen Subjekt und bedeutet, indem es die Eindrücke besonders bewertet, eine höhere Assimilationsart der Welt ...« »Die Tiere haben allein (?) ‚Plasmaempfindungen', wie man die Empfindung von Schmerz, Hunger, Durst und Wollust, also die sogenannten körperlichen Gefühle, nennen kann.« »Die Tiere haben nur die Geste des Affekts, nicht Affekte selbst, und ihre Ausdrucksbewegungen sind nichts anderes als somatische Radiationen von Trieben, denen sich erst bei den Menschen echte Gefühle zuordnen.«

An Pflüger u. a. erinnert Schneiders Reflexauffassung. Die Reflexe »sind zwar ihrer Kausalität nach ebenso sehr psychischer Natur wie die Handlungen, aber ihre Bewußtheit gehört zu untergeordneten Segmentsubjekten des Somas, nicht zum Zentralsubjekt, das im Hirn lokalisiert erscheint. Die höheren Organismen sind ebensowohl teleologische wie anatomische Komplexe; es persistieren die kurzen Segmentbahnen und die zugeordneten primären Finalsubjekte neben dem sekundären Zentralsubjekt. Mit den Automatismen haben die Reflexe gar nichts zu tun, denn jene, als scheinbar unbewußt sich abspielende Handlungen gewinnen ihre Sondernatur durch Unterordnung ursprünglich bewußter Finalia unter andere umfassendere, so daß sie sich quasi von selbst abspielen« (S. 295).

In den zahlreichen kritischen Ausführungen wendet sich Schneider auf der einen Seite gegen die Mechanisten zur Strassen, Loeb, Bethe, v. Uexküll u. a., auf der anderen gegen die Vertreter einer Tierintelligenz, wie Ziegler, Sokolowsky usw. In vieler, nicht jeder Hinsicht kommt er Wasmann, Driesch, v. Hartmann nahe. Jedenfalls ist es ein sehr bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß ein Fachzoologe ein derartiges Buch schreibt.

Becher (Münster i. W.).

---

6) A. Sokolowsky, Aus dem Seeleben höherer Tiere. Mit 10 Kunstbeilagen von Tiermaler W. Heubach. 74 S. Leipzig, Theod. Thomas, 1910. M. 1.—.

Das Büchlein gehört zu den Veröffentlichungen der deutschen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, die »in gediegener, gemeinverständlicher Weise« die Errungenschaften der Naturforschung weitesten Kreisen zugänglich machen will. Es handelt sich demnach nicht um eine wissenschaftliche Detailarbeit.

Die leitende Idee des Buches gibt der Schlußsatz: »Den Beweis glaube ich durch meine Arbeit erbracht zu haben, daß die Tier- wie die Menschenpsychologie nur Aussicht auf wissenschaftlichen Erfolg bei ihren Forschungen haben werden, wenn sie dabei von biologischer Basis ausgehen« (S. 74). Die biopsychologische Forschung ist gegenüber anderen zoologischen Disziplinen ganz ungebührlich vernachlässigt worden. »Bisher ist noch keiner nach Afrika gegangen, um die Psyche des Gorilla oder Schimpansen systematisch zu erforschen« (S. 7). Gegenüber der Beobachtung der Tiere in freier Natur erscheint das Experiment nur als ein Notbehelf, als etwas künstliches, wie Sokolowsky in kritischem Sinne sagt. Von den Vorzügen, die das Experiment zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der Tierpsychologie machen, ist kaum die Rede. Übrigens lehnt Verf. die experimentelle Forschung nicht ab; von der Dressurmethode z. B. verspricht er sich wichtige Resultate. Besonders wertvoll ist die Beobachtung des Tieres im Zustande der »Sänftigung«, d. h. nach der Gewöhnung an die Gefangenschaft und den Umgang mit pflegenden Menschen.

Sokolowsky weist zur Illustration seiner »seelenbiologischen« Auffassung zunächst auf die Revolution der Tierseele durch den Hunger hin, der den ganzen psychischen Habitus verändert. Um so bemerkenswerter ist die alte Erfahrung, daß der fundamentale Trieb der Nahrungsaufnahme durch mancherlei äußerliche Umstände aufgehoben werden kann: »Sensible« Tiere verweigern die Nahrung, wenn ihnen etwa ein Spielkamerad genommen wird. Stark wirkt in dieser Richtung vielfach die Freiheitsberaubung. Sie versetzt überhaupt manche psychische Funktionen des Tieres in eine Art Latenzzustand.

Die Ausrüstung der Tiere mit Attributen, welche die Erhaltung des Lebens ohne Anwendung besonderer Intelligenz sichern, übt auf die Seele eine Entwicklungshemmung aus. Die ungünstig gestellten Steppen- und Wüstenbewohner sind intelligenter als Waldtiere.

Verf. bespricht dann den Einfluß des Geschlechtslebens, der Mutterschaft usw. auf die Tierpsyche. Er hält — gegenüber der Darwinschen Annahme — das Männchen für den wählenden Partner.

Auch das Gesellschafts- und Einsiedlerleben bei den Tieren ist biologisch bedingt. Ersteres gewährt unter Umständen ganz erhebliche Vorteile für Erhaltung und Entwicklung — auch für die seelische Entfaltung (Kropotkin). Besondere Darstellung finden die geselligen Wanderungen der Tiere (Vögel, Lemminge, Wassersäuger).

Zum Schluß kommt Sokolowsky auf das Verhältnis zwischen Tier- und Menschenseele zu sprechen. Er sieht den Unterschied wesentlich in der

Benutzung des Werkzeuges durch den Menschen begründet. Es scheint, daß die Affen Werkzeuge nur durch Nachahmung benutzen lernen.

Ein Widerspruch scheint zunächst darin zu liegen, daß Sokolowsky einmal die harte Not des Lebens, dann aber auch die Befreiung von der äußersten Schärfe des Daseinskampfes zur Erklärung höherer seelischer Entwicklung heranzieht (Bedeutung der Geselligkeit). Doch sind beide Ausnahmen vielleicht nicht völlig unverträglich. Becher (Münster i. W.).

---

7) H. S. Jennings, Das Verhalten der niederen Organismen unter natürlichen und experimentellen Bedingungen. Übers. von E. Mangold. XIII und 578 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1910. M. 9.—.

Der größere erste Teil des Werkes schildert in z. T. ausführlicher Weise das Verhalten einzelner Formen bzw. Formenkreise: Amöben, Bakterien, Infusorien (zunächst sehr eingehend das zur Beobachtung sehr geeignete Paramaecium, dann andere, auch kriechende bzw. festsitzende Formen), ferner niedere Metazoen, vor allem Cölenteraten, endlich kurz Echinodermen, Planarien u. a.

Diese eingehende Darstellung der Beobachtungsresultate macht das Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden, der sich mit solchen Dingen beschäftigt. Indessen ist es kaum möglich, in einem Referat ein getreues Bild vom Inhalt jener reichhaltigen Kapitel zu geben. Ich beschränke mich darauf, über die letzten, mehr theoretischen Ausführungen zu berichten; die wichtigeren und allgemeineren Beobachtungsergebnisse sind vorauszuschicken bzw. einzuflechten.

1) Einzellige Organismen reagieren auf alle Arten von Reizen, die auch höhere Tiere zu Reaktionen veranlassen (wenn man akustische Reize als spezielle mechanische betrachtet).

2) Bei Einzelligen wie bei Vielzelligen sind die Reaktionen nicht direkte physikalische oder chemische Wirkungen, sondern indirekte (Auslösungs-) Effekte.

3) Nur bestimmte, durch die Struktur des Organismus (äußere Gestalt usw.) bedingte Reaktionen sind möglich (Aktionssystem).

4) Die Ansicht, daß spontane, d. h. ohne äußere Reizung auftretende Lebensäußerungen nur bei höheren Tieren auftreten, ist falsch.

5) Bei Einzelligen ohne Nervensystem können bestimmte Körperstellen besonders empfindlich sein (Sinnesorgan).

6) Reizleitung erfolgt auch ohne Nervensystem (z. B. bei Vorticella).

7) Bei Protozoen ist Reizsummation feststellbar.

8) Bei Ein- wie bei Vielzelligen kann die Reaktion mit dem Wachsen der Reizstärke wechseln und sich umkehren.

9) Bei gleichbleibendem Reiz können Protozoen wie Metazoen die Reaktion wechseln, nacheinander verschiedene Verhaltungsweisen zeigen. Die späteren Reaktionen sind also vom vorhergehenden Reagieren und seinem Erfolg bzw. Mißerfolg abhängig, auch wo kein Nervensystem vorhanden ist.

10) Die Reaktionen der Protozoen sind nicht unveränderliche Reflexe; sie sind mit dem physiologischen Zustande variabel.

11) Einzellige wie Vielzellige zeigen positive und negative Reaktionen (die Reizlage erhaltende und aufhebende Bewegungen). Bei vielen Reizen (z. B. Licht) gibt es ein Intensitätsoptimum. Eine Veränderung, die von dem Optimum fortführt, ruft eine negative Reaktion hervor, während eine Veränderung nach dem Optimum hin keine oder eine positive Reaktion hervorruft.

12) Bei Protozoen und Metazoen beruht das Verhalten in hohem Maße auf der Auswahl bestimmter Bedingungen durch die Ausführung verschiedener Bewegungen unter dem Einfluß der Reizung. Der Organismus »probiert« verschiedene Bewegungsrichtungen oder Reaktionsformen, bis er von einem ungünstigen Reize befreit ist (Methode des Versuchs und Irrtums).

Weder Ein- und Vielzellige, noch nervenfreie und nervenhaltige Organismen unterscheiden sich grundsätzlich in bezug auf ihr Verhalten; das Nervengewebe besitzt keine spezifischen Eigenschaften, die nicht auch anderem Protoplasma zukämen (Loeb).

Nach der Verworn-Loebschen Tropismentheorie sind die Richtungsbewegungen der niederen Organismen im wesentlichen durch die Einstellung des Körpers zu der Reizquelle bestimmt, und diese Orientierung wird durch die direkte lokale Wirkung des Reizes auf die getroffene Körperstelle herbeigeführt. Dieser lokale Effekt dreht die Hauptachse des Tieres etwa zur Reizquelle hin oder von ihr fort; nun kommt die Vorwärtsbewegung des Lebewesens hinzu, so daß wir Annäherung an den oder Entfernung vom Reiz sehen (positiver und negativer Tropismus). Es gibt in der Tat einige wenige Fälle, in denen derartige lokale Reizeffekte und daraus folgende Änderungen der Körperachsenrichtung beobachtet werden. Im übrigen aber stimmt die Theorie mit den meisten Tatsachen durchaus nicht überein; der Körper antwortet zumeist als Ganzes, und die Orientierung zur Reizquelle erfolgt nicht als direkter lokaler Reizeffekt, sondern durch koordinierte Bewegungen, häufig in der Weise des Probierens. Bei dieser Ablehnung der Tropismenlehre ist übrigens daran zu erinnern, daß die Bezeichnung Tropismus mit der Zeit recht vieldeutig geworden ist. Das Erfinden und Abändern von Terminologien ist auf dem vorliegenden Gebiete zu einem wahren Übelstande geworden, gegen den sich Jennings mit Recht wendet.

Was ist ein Reflex? Auch hier gibt es viele verschiedene Definitionen. Für die Zwecke der Tierpsychologie ist allein die Bestimmung brauchbar, die als Reflex eine unveränderliche Reaktion auf einen einfachen Reiz bezeichnet. Halten wir daran fest, so können wir nicht behaupten, daß das Verhalten der niederen Organismen aus Reflexen besteht. Wir dürfen nicht sagen: gleicher Reiz, gleiche Reaktion, wohl aber: gleicher physiologischer Zustand + gleicher Reiz, gleiche Reaktion; dies gilt von den Einzelligen wie vom Menschen, da es sich um ein Postulat handelt. Auch die verwickeltsten Handlungen werden mechanistisch gedeutet; der Vitalismus wird — ohne wesentliche Argumentation — abgelehnt.

Die Lebensbetätigung erfordert keine jeweilige äußere Reizung. Sie kann sich ohne äußere Ursache verändern; dann sind die inneren, physiologischen Zustände heranzuziehen (Hunger, Sauerstoffmangel, Ermüdung usw.). Der physiologische Zustand kann sich ändern: 1) durch fortschreitende innere Prozesse (Stoffwechsel), 2) durch äußere Einflüsse, 3) durch die eigene Tätigkeit des Organismus. »Wenn sich ein bestimmter physiologischer Zu-

stand durch die fortgesetzte Einwirkung eines äußeren Agens oder auf andere Weise in einen zweiten physiologischen Zustand aufgelöst hat, so erfolgt dieser Übergang allmählich leichter, so daß er sich im Laufe der Zeit schnell und spontan vollzieht« (Grundphänomen des Gedächtnisses und des Lernens). Dies Gesetz ist für die Einzelligen (Stentor und Vorticella) erwiesen und dürfte wohl allgemein Gültigkeit haben.

Als Reize wirken meist nur Veränderungen (vgl. Verworn, dagegen Semon, Verf.); auf konstante Bedingungen wird meist nur reagiert, wenn sie weit von den normalen abweichen. Die Schwellenwerte für wirksame Veränderungen entsprechen in den am besten untersuchten Fällen dem Weberschen Gesetz. Im allgemeinen reagiert der Organismus nur, wenn die Veränderung vom Reizoptimum fortführt. Die Änderung des Verhaltens beseitigt direkt oder durch Probieren den weniger günstigen Zustand, Bei Einzelligen werden günstige Bedingungen vielfach lediglich durch die Vermeidung der weniger günstigen Umstände gewährleistet. Vielleicht sind alle positiven Reaktionen auf ein derartiges Verhalten zurückzuführen.

Zuweilen reagieren Organismen (auch Einzellige) auf repräsentative Reize, d. h. auf Einflüsse, die selbst keine vitale Bedeutung haben, aber als Zeichen dienen dafür, daß alsbald nützliche oder schädliche Reize folgen werden (Trutzreaktion des Seeigels, wenn ein Schatten ihn trifft, der einen nahenden Feind signaliseren kann). Es liegt nahe, diese offenbar zweckmäßige (regulatorische) Reaktion auf Gedächtnis zurückzuführen.

Im allgemeinen entspricht das Verhalten den Bedürfnissen und wird durch diese bestimmt. Meist probiert der einfache Organismus verschiedene Bewegungen und behält die günstig wirkende bei (Satz von der Auswahl aus einer Überproduktion von Bewegungen bei Spencer, Bain und Baldwin). Der Wert der Reaktion hängt zunächst von der Empfindlichkeit gegen schädliche Reize ab. Von besonderem Nutzen werden nichtprobierende Reaktionen sein, die das Tier unmittelbar von der schädigenden Einwirkung entfernen. Wie kommen solche Bewegungen zustande? Die Tropismentheorie versagt bei genauerem Zusehen. Man wird wieder an die Ableitung aus Probierbewegungen unter Mitwirkung des Gedächtnisses denken; die erfolglosen Probierbewegungen werden reduziert, und die als erfolgreich bewährte Reaktion tritt immer mehr unmittelbar nach der Reizung auf.

Es scheint, daß die negativen Probierbewegungen als die primitivsten Reaktionen aufzufassen sind, aus denen sich positive und unmittelbar lokalisierte Reaktionen entwickeln. Wäre Vererbung erworbener Eigenschaften bzw. Reaktionsweisen gesichert, so würde man das Gedächtnis auch für die phylogenetische Entwicklung des Verhaltens verantwortlich machen. Doch steht Jennings der Vererbungsannahme skeptisch gegenüber. Um so mehr Gewicht muß er als Antivitalist auf die Erklärung durch Selektion legen. Eine gewisse Wirkung der Selektion ist notwendige Konsequenz der tatsächlichen Verhältnisse. Die Ausleselehre wird in der Baldwinschen Ausgestaltung akzeptiert.

Die Bewußtseinsfrage wird vom Verf. zunächst ganz aus dem Spiele gelassen; der mechanistisch-parallelistische Standpunkt ermöglicht ein solches Verfahren. Immerhin zeigen die niederen Organismen ein Verhalten, wie es bei uns der Wahrnehmung, dem Unterscheidungsvermögen, dem Wahl-

vermögen, der Aufmerksamkeit, dem Begehren, dem Schmerz, der Angst, der Furcht, dem Vergnügen, dem Gedächtnis, der Intelligenz (= Lernfähigkeit) entspricht. Demnach meint Jennings, man würde der Amöbe z. B. ohne Zweifel Bewußtsein zusprechen, so gut wie einem Hunde, wenn sie nur eben so groß wäre. Er urteilt, »daß die objektive Untersuchung für die Auffassung von der allgemeinen Verbreitung des Bewußtseins im ganzen Tierreiche so günstig wie nur möglich ausfällt«.

Wie kommt es, daß der Organismus sich so durchweg regulatorisch verhält, tut, was ihm nützt? Das Studium des »Verhaltens« kann hier ungemein wichtig werden; denn »Verhalten« ist nur ein Name für die am deutlichsten hervortretenden Lebensvorgänge. Die Methode der Regulation liegt hier klar vor uns. »Alles, was für den Organismus schädlich ist, verursacht Veränderungen in seinem Verhalten, und diese Veränderungen bringen den Organismus in neue Bedingungen. Solange die schädliche Einwirkung andauert, gehen auch die Veränderungen in seinem Verhalten weiter.« Wird aber dabei zufällig eine Bedingung erreicht, die von der schädigenden Einwirkung befreit, so hören die Veränderungen auf und der Organismus bleibt in dem günstigen Zustande. Warum weist der Organismus ungünstige Bedingungen zurück? Hier liegt vielleicht die Grunderscheinung der Regulation. Wenn wir sagen, daß die Zurückweisung auf Schmerzen beruht, so kommen wir nach Jennings nicht weiter; denn dann ist zu fragen, warum bei Schädigung Schmerz entsteht. Der Verf. sucht natürlich eine mechanistische Erklärung. Der Organismus ist ein Schauplatz energetischer Prozesse. Werden diese beeinträchtigt, so fließt die Energie in andere Kanäle, und so ergeben sich Änderungen des Verhaltens, verschiedene Bewegungen, die den Organismus vielen verschiedenen Bedingungen aussetzen. Eine dieser Bedingungen hebt die Beeinträchtigung der inneren Vorgänge auf, so daß die Bewegungen aufhören. Die befreiende Reizbeantwortung wird nun unter Umständen durch das mechanistisch aufgefaßte Gedächtnis fixiert.

Nun liegt es nahe, Regulationen anderer Art in entsprechender Weise zu erklären. Wie auf Reize allerlei Bewegungen folgen, so auch zahlreiche andere organische Prozesse, chemische Vorgänge, Sekretionen usw. Auch hier könnte aus einer Vielheit von »probierten« Reaktionen die erfolgreiche ausgewählt und festgehalten werden. Aus einfachen chemischen Betrachtungen folgt, daß dem Organismus eine Vielzahl von chemischen Reaktionen zur Verfügung steht. Pawlows Versuche zeigten, daß die Verdauungssäfte sich allmählich der dauernd aufgenommenen Nahrung anpassen; es liegt nahe, hier an eine Fixierung des durch die Methode des Versuches und Irrtums Ausprobierten zu denken. Vielleicht ist eine entsprechende Erklärung auch für regulatorische Wachstumsvorgänge, für Regenerationen u. a. anwendbar.

Ich schließe hiermit den Bericht, möchte indessen einige Bemerkungen über die Stellung der angedeuteten Auffassung in der heutigen theoretischen Biologie anschließen. Jennings kommt offensichtlich auf der einen Seite der Mnemelehre (Hering, Semon, Rignano u. a.) nahe, sofern er Gedächtnisleistungen nicht nur bis hinab zu den niedersten Organismen annimmt, sondern auch an eine gedächtnismäßige Fixierung von Lebensprozessen denkt, die mit Verhalten und Handlung nichts zu tun haben. Wir hätten in Jennings einen Vertreter der Mnemelehre zu sehen, wenn er

nicht der Vererbung individueller Erwerbungen gegenüber so zurückhaltend wäre. Würde er diese anerkennen, so käme er damit der Entwicklungslehre des Neolamarckismus sehr nahe. Denn Jennings Satz von der Erwerbung spezieller individueller Regulationen durch gedächtnismäßige Fixierung der bei »Versuch und Irrtum« erprobten Reaktion stimmt im wesentlichen mit dem Satze Paulys überein, daß der Organismus das bedürfnisbefriedigende Mittel entdeckt und festhält. Wenn Pauly von Urteil spricht, anstatt einfach bei Gedächtnis bzw. Reproduktion stehen zu bleiben, so bedeutet das eine unnütze Belastung seiner geistvollen Hypothesen, eine Belastung, die wohl schon manchen abgeschreckt haben mag. Es bleibt freilich der Unterschied, daß Pauly das Psychische im Sinne der Wechselwirkungslehre aktiv in das physische Geschehen eingreifen läßt, während Jennings die Gedächtnisfixierung mechanistisch deutet in Übereinstimmung mit den bekanntesten Vertretern der Mnemelehre. Immerhin ist es bemerkenswert, wie Gedankenreihen, die von wesentlich verschiedenen Punkten ausgehen, nach dem gleichen Ziel konvergieren.

Dabei stehen diese Gedankenreihen in gemeinsamem Gegensatz zu einer Richtung, die sozusagen eine teilweise aprioristische Auffassung der Regulationen vertritt (K. C. Schneider, Driesch). Durch Erfahrung lernt der Organismus das bedürfnisbefriedigende Mittel, die vom ungünstig wirkenden Reize befreiende Reaktion kennen. Wir könnten von einem biologischen Empirismus reden. Es sind alte Problemstellungen und historische Lösungsversuche, die hier auf neuem Gebiete einander gegenübertreten. Auf ein Ziel aber drängen die verschiedenartigen Hypothesen in gleicher Weise hin: die elementaren Gesetze, welche dem höheren Seelenleben zugrunde liegen, gewinnen in steigendem Maße Bedeutung auf dem Gesamtgebiete organischen Lebens. Erich Becher (Münster i. W.).

---

8) Karl Siegel, Naturgesetzlichkeit und Vitalismus. Separatabdruck aus der Wissenschaftlichen Beilage zum 22. Jahresbericht (1909) der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. Leipzig, J. A. Barth, 1910. M. 3.—.

Die Schrift enthält auf 7 Oktavseiten den Auszug eines Vortrags, den der Verf. im Oktober 1908 in der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien gehalten hat. Es wird darin der Mechanismus zur Erklärung der organischen Natur abgelehnt und ein entschiedener Vitalismus vertreten, der »durchaus vereinbar sei mit der Einheitlichkeit der Natur«.

J. Köhler (Lauterbach).

---

9) Otto Meyerhof, Über Goethes Methode der Naturforschung. (Vortrag.) Mit einer Tafel. Sonderabdr. aus den Abh. der Friesschen Schule. N. F. Herausgeg. von G. Hessenberg, K. Kaiser und L. Nelson. 55 S. (Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1910.) M. 1.60.

Der Zweck der Schrift Meyerhofs ist, die wissenschaftlichen Untersuchungen Goethes hinsichtlich ihrer Methode zu beleuchten. Es ist dies wohl ein bisher wenig beachtetes Problem, dessen Lösung einen bedeutenden

wissenschaftlichen Wert in sich schließt. Der Verf. will ein eigentlich philosophisches Problem lösen, da er über Goethes Beobachtungen und Erforschungen in der Natur und deren Ergebnisse nichts Eingehendes berichten will. Bevor er aber an die Lösung der gestellten Aufgabe geht, muß der Verf. die bekannten morphologischen und physiologisch-physikalischen Arbeiten Goethes kurz darstellen, da sich dadurch die Untersuchung für Hörer und Leser weniger kompliziert gestaltet. Auf dem Gebiete der Botanik und Zoologie hat Goethe einzelne Entdeckungen gemacht, die jetzt die Grundlage der modernen Biologie ausmachen. In der »Metamorphose der Pflanzen« hat Goethe Hypothesen aufgestellt, die heutzutage zu den Prinzipien der Biologie gehören. Allerdings kannte Goethe die streng wissenschaftlich formulierte phylogenetische Abstammung der Pflanzen voneinander nicht. Ebenso sind die Entdeckung der »Homologien« und »metameren« Gliederungen und anderer anatomischer Erforschungen eben nur einzelne entdeckte Tatsachen. Erst Anatomen und Biologen ist es gelungen, die neuen Entdeckungen wissenschaftlich zu begründen, und Goethe ist von Camper und Kliemeyer tatsächlich beeinflußt worden. Man kann darum Goethe nicht als Deszendenztheoretiker bezeichnen, obwohl er schon die Anpassung der Organismen und die Korrelation der Organe als Ursachen der Differenzierung der Tierspezies erkannt hatte. Ganz ähnlich verhält es sich auf geologischem Gebiete, wo Goethe einzelne fruchtbare Entdeckungen gemacht hat. — Darauf geht der Verf. zu einer kurzen Darstellung der Goetheschen Farbenlehre ein, die für die vorliegende Frage von besonderer Bedeutung ist. Meyerhof legt dar, was das Urphänomen in der Farbenlehre Goethes ist: das verschiedene Verhalten des Lichts in trüben Mitteln (Nebel, Rauch und dergl.). Dann erörtert Meyerhof die Goethesche Hypothese, die mittels des trüben Mittels die Newtonschen Entdeckungen über Dispersion zerstören wollte. An einigen Beispielen macht der Verf. klar, welche Widersprüche sich aus der Hypothese Goethes mit den wirklichen Tatsachen ergeben (vgl. S. 13—16). — Sehr interessant sind die Meinungen der Naturforscher über diese Hypothese. Mancher ließ ihr das höchste Lob zuteil werden, von anderen erfuhr sie die härteste Bekämpfung. Heute, so stellt der Verf. mit Recht fest, ist klar, daß Goethe durch eine Verwechslung Newton in überaus hartnäckiger Weise angegriffen hat, indem Goethe keine physikalische, sondern eine psychologische Erklärung der Farben anstrebte. Meyerhof fügt die gewiß interessante Tatsache hinzu, daß schon der Philosoph J. F. Fries dies klar erkannt hatte. Für unsere heutige Wissenschaft, fährt der Verf. fort, liegt die tatsächliche Berechtigung der Einzeldisziplinen, die sich mit der Erforschung der Theorie der Farben zu beschäftigen haben, da. Die physikalische Optik, die physiologische Optik des Auges und der Netzhaut und endlich die Psychologie der Farbenempfindungen haben ihre Berechtigung. Die zu Goethes Zeiten nicht ganz einwandfreien Newtonschen Hypothesen über Dispersion und Refraktion des Lichts, ferner die Emissionstheorie des Lichts und einige fehlerhafte Versuchsbedingungen bei Newton lassen es erklärlich erscheinen, daß Goethe Newtons Annahmen energisch bekämpfte. Seitdem haben aber hervorragende Naturforscher die Theorie der Farben immer sicherer gemacht. Es ist von großer Bedeutung, daß Meyerhof mit überzeugender Klarheit feststellt, daß Goethe bei seinem Versuche mit dem Büttnerschen Prisma nur durch einen Einfall, nicht durch eine sorg-

fältige wissenschaftliche Analyse die Newtonschen Hypothesen verwirft. — Nach diesen einleitenden Erörterungen wendet sich der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe zu: Meyerhof geht von dem von den Philosophen J. F. Fries und E. F. Apelt, Friesens Schüler, aufgestellten Unterschied zwischen der morphologischen und physikalischen Weltansicht aus. Die morphologische Weltbetrachtung zeigt dem Beobachter die Welt so, wie sie sich sinnlich dem Auge darbietet; die physikalische aber löst diese einheitliche Anschaulichkeit in eine wechselseitige Beziehung von Naturkräften auf, die darum eine wissenschaftliche Erkenntnis ist, weil sie die strenge Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen lehrt. Vergleicht man unter Beachtung der Alternative der Weltansichten Goethes naturwissenschaftliche Forschungen, so ergibt sich, daß (wie Meyerhof mit Recht betont) die Goethesche Farbenlehre »der Versuch einer Theorie für die morphologische Weltansicht« ist. Sehr klar zeigt der Verf., daß Goethe sich mit dem unmittelbaren Sinneseindruck begnügte und bei seinen Versuchen in der Farbenlehre nach keiner mathematischen Erklärung der Phänomene fragte. Bei dem nackten Empirismus blieb aber Goethe nicht stehen, ihm diente als oberstes Prinzip seiner Hypothesen dies Prinzip des Urphänomens (im angegebenen Sinne). Die Schellingsche Idee der Polarität nahm Goethe an, die ihm als Form der logischen Unterordnung von Einzelfällen unter das oberste Prinzip diente. Die Wissenschaft kennt, wie der Verf. hervorhebt, nur die notwendige Allgemeingültigkeit der mathematischen Anschauung und der metaphysischen Grundurteile. Charakteristisch ist es für unseren großen Dichter, daß er beide nicht anerkannte. Mathematik und Philosophie galten bei ihm nicht viel. Meyerhof erklärt nun in einwandfreier Weise, worauf Goethe die Allgemeinheit, die er behauptete, stützte: die intellektuelle Anschauung diente ihm dazu. So ist es erklärlich, daß Goethe zu der romantischen Philosophie Schellings sehr freundlich stand. Es ist auch auf Grund der morphologischen Weltbetrachtung verständlich, daß bei Goethe das Verhältnis der aus dem Prinzip abgeleiteten Folgen zu dem Prinzip selber ästhetisch ist. S. 29 heißt es sehr mit Recht: »Die ‚Allgemeinheit‘ der Urphänomene, und ebenso diejenige des morphologischen ‚Typus‘ (gemeint ist der anatomische Typus, worin die Gestalten sämtlicher Tiere der Möglichkeit nach enthalten sind) ist eine ideale. Nicht die wissenschaftliche Reflexion, sondern die künstlerische Einbildungskraft vollzieht die Unterordnung des Falles unter diese Ideen. Denn »Ideen« sucht Goethe in der Natur ...« Meyerhof zeigt noch, daß die Goethesche Idee, die unabhängig von Raum und Zeit ist, wenn sie auf Naturforschung angewandt wird, rein ästhetisch ist. So ergibt sich, daß der Goethesche Tiertypus ein rein gedankliches Gebilde im Sinne der Idee ist, der bei den praktischen Anwendungen dem Anatomen und Biologen große Schwierigkeiten bereitet. Im Laufe der sorgfältigen Analyse des Verf. stellt sich heraus, daß auch die Gegensätze der Farben, die Goethe festhält, durchaus auf ästhetischen Vergleichungen beruhen. Dennoch hat sich Goethe glücklicherweise nicht in die Phantasmen der Romantiker Hegel und Schelling verirrt, da er dem gesunden Realismus mehr traute als bloßen Spekulationen. Das tritt recht klar zutage, wie der Verf. nachweist, an der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der Goethe seine physikalischen Versuche anstellte. So viel erhellt also, daß Goethe nicht an der Gewißheit der Erfahrung zweifelte. Das trennt ihn von Hegel und

Schelling, die sich nur in naturphilosophischen Träumereien ergingen. Der Verf. benutzt nun eine überaus glückliche Unterscheidung der beiden Natur- und Weltansichten, die von J. F. Fries herrührt. Goethe und Newton repräsentieren einen Gegensatz in der Naturauffassung, den Fries den Gegensatz der Platoniker und Aristoteliker genannt hat. Der Platoniker sieht geringschätzig auf die Reflexion herab, da seiner künstlerischen Intuition sich unmittelbar die höchsten Wahrheiten erschließen. Er meint gar nicht der »armseligen« Logik zu bedürfen. Demgegenüber kann der Aristoteliker mit seiner nüchternen, schlichten Logik doch den Platz behaupten, da ja zur Erreichung objektiver Erkenntnis auch der Platoniker wider Willen sich der Logik bedienen muß, wenn er nicht von vornherein auf alles Denken überhaupt verzichten will. So muß der Platoniker zugeben, daß die Logik ein unentbehrliches Werkzeug für die menschliche Erkenntnis ist. So muß aber der Aristoteliker zugeben, daß die tiefsten Wahrheiten der Philosophie nur durch die »platonischen Formen der Kunst und die Symbole der Religion« möglich sind. Meyerhof sieht in Kant und J. F. Fries diejenigen Philosophen, die den Aristotelismus unter diesen Einschränkungen zur philosophischen Wahrheit erhoben haben. An der Hand einer übersichtlichen und knappen historischen Darstellung weist der Verf. nach, daß das philosophische Denken sich hauptsächlich um die beiden Richtungen gemüht hat, bis in Kant und Fries der Kritizismus zu größter Vollendung gelangt ist. Das Interesse des Platoniker dreht, wie Meyerhof klar darlegt, sich um die Kunst, das des Aristoteliker um die Wissenschaft. Es ist unschwer einzusehen, daß Goethe zu den Platonikern gehört. Das zeigt der Verf. an einigen Beispielen. Eine wichtige Unterscheidung, die der Verf. macht, darf nicht unerwähnt bleiben: für den Aristoteliker ist es schlechterdings ein unauflöslicher Widerspruch, wenn man einem Gegenstande zugleich eine Eigenschaft a zu- und abspricht. Nicht so für den Platoniker, weil er in der Form des Urteils nur eine Beziehung, Ähnlichkeit oder irgendeine Verbindung von Objekten sieht (vgl. Fichtes Ich-Ich und zugleich Ich-Nicht-Ich). Dieses spezifisch-platonische Denken zeigt sich bei Goethe in der Farbenlehre. Begriffe der Einheit und Entzweiung, die der Steigerung und der Harmonie usw. sind der strengen Naturwissenschaft ganz fremd. Goethe versucht mit ihnen die Naturprozesse restlos zu erklären. Sie können aber nur, unsere Ansicht kann nur der des Verf. zustimmen, ästhetische Symbole sein. Diese Sachlage verdeutlicht die Stelle auf S. 42: »Das mathematische Gesetz verschwindet angesichts der Entzweiung des Lichts und der Finsternis und ihrer Versöhnung im Trüben, daraus die Farbe geboren wird.« Das charakterisiert so recht Goethes platonische Methode in der Naturforschung. Auch darin hat der Verf. recht, daß die morphologische Naturbetrachtung der platonischen Denkungsart nicht völlig entbehren kann, da selbst die Zurückführung der kompliziertesten physiologischen Vorgänge, die vielleicht in der Biologie erreicht wird, auf einen streng kausalen Naturmechanismus dennoch notwendig ästhetischer Vorstellungen bedarf. In der physikalischen Naturbetrachtung können allerdings die »platonischen Symbole der Kunst« keinen Platz haben. Wie steht es nun für die Zukunft? »Gewiß also wird man es dem Genie danken müssen, wenn es seine intuitive Kraft in den Dienst solcher Naturerkenntnis stellt. Ist aber damit gesagt, daß die Fehler platonischer Spekulation notwendig mit in Kauf genommen werden müssen?

Doch nicht«, heißt es S. 44. Das muß der Künstler einsehen lernen. Er hat ja ein reiches Betätigungsfeld in der Ausgestaltung der Schönheit des Lebens. Hier allein besteht die künstlerische Intuition zu Recht, wo das Denken und Forschen verstummen muß. Der künstlerische Genius, so behauptet mit Recht Meyerhof, erfaßt die Idee ästhetisch unmittelbar. Meyerhof betont die Schärfe des Unterschiedes zwischen wissenschaftlicher Kenntnis, die der Aristotelischen Methode unterliegt, und der ästhetischen höchsten Erkenntnis, die der Platonischen Methode unterworfen ist. Der Verf. betont nicht an dieser Stelle die Aristotelische und Platonische Methodik. Sie ergibt sich aber notwendig nach den vorherigen Erörterungen. Daß Künstler und Wissenschaftler eine harmonische Einheit im Menschenleben sehr wohl bilden können, tut der Verf. an dem Beispiel Leonardo da Vincis dar. Während dieser große Genius mit dem Erschaffen der herrlichsten Kunstobjekte beschäftigt war, beschäftigten ihn auch die ganz nüchternen Probleme der Konstruktion von Wasserbauten, des Flaschenzugs, der Turbine usw. Dem stellt der Verf. Goethe, den »subjektivsten aller Künstler«, noch wirkungsvoll gegenüber. Trotz der falschen Methode hat Goethe wertvolle Resultate in der Naturwissenschaft erzielt. Darum aber darf seine Methode nicht zur allgemein anerkannten werden, sondern in der nüchternen wissenschaftlichen Naturforschung gilt die Methode Newtons allein. Dem in diesem Sinne sich erhebenden Ruf: »Zurück zu Goethe« setzt Meyerhof mit Recht das: »Zurück zu Newton« entgegen.

So hat der Verf. mit großem Geschick ein wichtiges Problem gelöst. Der sorgfältigen Arbeit gebührt weite Verbreitung und Würdigung.

Der Arbeit sind reiche literarische Angaben beigefügt nebst einer schönen Reproduktion einer Goetheschen Farbentafel mit beifolgender Erläuterung. E. Gaede (Marburg).

---

10) v. Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft. Sammlung Kösel. Bd. 1 Kempten und München, Köselsche Buchhandlung, 1906. 181 S. M. 1.—.

In der Einleitung geht der Verf. von den modernen sozialen und sozialpolitischen Problemen aus, die sich vor allem um die gerechte Ausgleichung der sozialen Unterschiede im Leben mühen. v. Hertling weiß die verschiedenen Auffassungen dieser ernsten Probleme seitens der politisch und wirtschaftlich Interessierten einer wahrheitsgemäßen Darstellung zu würdigen. Es ergeben sich ihm fast von selbst die Untersuchungen wichtiger Fragen, wie die Verbindlichkeit des Rechts oder die des Staates und dessen Befugnisse usw. Der Verf. entscheidet sich bei der Stellungnahme zu diesen Fragen für die theistisch-teleologische Weltansicht. Obwohl v. Hertling die theistisch-teleologische Weltanschauung sehr treffend charakterisiert, so halten wir es für bedenklich, beim Beginn einer wissenschaftlichen Untersuchung eine bestimmte Weltansicht, deren Berechtigung in der Diskussion der in Frage stehenden Probleme fehlt, zum Prinzip der folgenden Untersuchung zu machen. Wie sich nachher ergeben wird, ist unsere Befürchtung nicht unberechtigt gewesen.

Bevor v. Hertling in die Erörterung der rechtsphilosophischen Fragen tritt, schickt er eine solche der ethischen voraus. Für die Begründung der

Verbindlichkeit ethischer Forderungen finden wir bei ihm zwei: 1) der Grund der Verpflichtung liege in dem Inhalt der Forderung selber, oder 2) der Inhalt sei ethisch indifferent; das auferlegte Gebot verpflichte dennoch, weil es von solchen erlassen sei, denen wir zum Gehorsam verpflichtet seien (s. S. 21—22). Die erste Begründung ist nicht vollständig, aber nicht unrichtig, während die zweite falsch ist. Wir können nur einem solchen Wesen zum Gehorsam verpflichtet sein, dessen Forderungen wir notwendig als unsere Pflicht anerkennen. Im anderen Falle muß der Gehorsam ein Glaube an Autorität sein, der uns die Verbindlichkeit der autoritativen Forderung niemals einsehen ließe. v. Hertling scheint bei dieser Gelegenheit seine theistisch-teleologische Weltansicht verteidigen zu wollen gegenüber der materialistischen, die sittliche Ideale überhaupt nicht anerkenne. Darauf ist zu entgegnen, daß es in diesen Streitfragen gar keiner Inanspruchnahme einer Weltansicht bedarf, da der Wahrheit bei sorgfältigster Analyse sich niemand erwehren könnte, ganz gleichgültig, ob er sie anerkennen wollte oder nicht. Im weiteren Gange der Untersuchung geht der Verf. auf den Begriff der menschlichen Vernunft ein. Um die Materialisten zu widerlegen, betont er die gänzlich unberechtigte Annahme der Anwendung des Kausalgesetzes auf das geistige Leben (s. S. 27). Die theistisch-teleologische Weltbetrachtung verleitet den Verf. zu der Annahme, daß dem Menschen eine Stelle in der Welt durch den ewigen Weltplan angewiesen sei. Wie nun dennoch der Mensch von innerem und äußerem Zwange bei seinen Handlungen frei sein kann, wenn das wirkende Weltgesetz dem Menschen befiehlt, ist schlechterdings ein innerer Widerspruch (S. 30). v. Hertling schreibt S. 30 und 31: »Das Sittengesetz fordert vom Menschen bewußte Realisierung des vernünftigen Weltplans« und einige Zeilen weiter: »Er (der Mensch nämlich) soll den erkannten Zweck seines Eigenwesens realisieren ... Gut ist, was jenem System von Zwecken entspricht und sie fördert; böse, was ihnen widerstreitet, ihre Erfüllung hindert oder unmöglich macht«, und weiter unten: »Verpflichtet sind wir, das Gebot zu erfüllen, nicht weil es vernünftig ist, sondern weil es zurückgeht auf den Willen der obersten vernünftigen Weltursache.« Hiermit ist aber die Sittlichkeit einer Forderung aufgehoben, denn sittliche Pflicht hat zum Wesen, daß sie eine Forderung der eigenen Vernunft sei und von keinem autoritativen Gebot abhänge. v. Hertling gerät also in die größten Widersprüche, die dem Ethiker erwachsen können, ohne es allerdings zu bemerken. Da er nun das Sittengesetz auf den göttlichen Willen zurückführt, so ergeben sich für ihn Pflichten gegen Gott. So sollen die Gotteserkenntnis und Gottesverehrung solche sein. Sofern es sich aber um eine Erkenntnis handelt, die nicht das Handeln des Menschen angeht, kann bei der Gotteserkenntnis schlechterdings keine Rede von einer sittlichen Pflicht sein. Der ewige Weltplan soll schließlich auch bedingen, daß dem sittlichen Handeln Glückseligkeit folge und dem unsittlichen Handeln Unglückseligkeit. Da aber im Leben Ungleichheiten auch beim besten und reinsten Lebenswandel vorhanden sind, so glaubt der Verf., daß im jenseitigen Leben ein Ausgleich von moralischer Würde und Glückseligkeit stattfinden werde. Wir geben zu, daß im religiösen Glauben eine solche Hoffnung existieren mag, betonen aber, daß niemals diese Hoffnung den Willen beim Handeln bestimmen darf, da sonst die Sittlichkeit der Handlung in Frage gestellt ist. Es ist dann sehr leicht möglich, daß man nicht aus Pflicht handelt, sondern in

Hinsicht auf Lohn oder überschwengliche Glückseligkeit, die alles Leid durch himmlische Freude wieder ausgleicht, was doch die Sittlichkeit der Handlung durchaus fraglich, ja unmöglich macht. Zu solchen wahre Sittlichkeit bedrohenden Konsequenzen führt die theistisch-teleologische Weltanschauung den Verf.

v. Hertling erklärt das Recht als die Norm des Gemeinschaftslebens. Diese Definition erschöpft aber das Wesen des Rechts durchaus nicht, sondern sie ist nur eine leere Form, in die sich willkürlich ein beliebiger Inhalt einfügen könnte. v. Hertling untersucht darum die Beziehungen des Rechts zum Sittlichen, denn ein Recht, das mit dem Anspruch auf allgemeingültige Anerkennung seitens jedes Individuums auftritt, muß sich notwendig als solches rechtfertigen. Kants Definition, daß das Recht diejenigen Bedingungen einschließe, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit bestehen müsse, fügt der Verf. noch das Merkmal der Erzwingbarkeit hinzu. Ferner gibt v. Hertling als Rechtsnorm, die die Kantische leere Form erfüllen soll, die Möglichkeit der Realisierung der allgemeinen Menschheitszwecke, die durch andere nicht gefährdet sein dürfe, an. Diese Menschheitszwecke liegen in der sittlichen Ordnung nach dem Verf. (s. S. 48). Jedoch hat der Verf. das tiefste Wesen des Rechts unberührt gelassen. Das Recht schließt nämlich die Forderung ein, daß jeder die Würde des anderen achte. Die Regeln, wie jedem sein Recht werden müsse, müssen allerdings empirisch bestimmt werden aus den vorliegenden Verhältnissen heraus.

Die Verbindlichkeit des positiven Rechts glaubt v. Hertling auf Grund der Unterscheidung zwischen den Geboten, die vermöge ihres Inhalts verpflichten und denjenigen, die von anzuerkennenden Autoritäten erlassen werden, annehmen zu müssen. Nun müssen aber, sofern die sittliche und rechtsphilosophische Norm nicht selber aufgehoben werden soll, die rechtlichen Forderungen einer menschlichen oder göttlichen Autorität mit denen der eignen Vernunft notwendig übereinstimmen. Sonst müßte man der Obrigkeit im Staatswesen auch bei den unsittlichsten und ungerechtesten Forderungen, die als Recht ausgegeben werden, gehorchen (vgl. S. 54—56). Auf Grund der Definition des Rechts, wie sie sich bei kritischer Analyse ergibt, behaupten wir, daß ein Staat sich um so mehr dem Rechtsstaate nähert, je mehr die staatliche Obrigkeit bemüht ist, der Idee der Gerechtigkeit zu genügen. Der Verf. scheint ähnliche Überlegungen gemacht zu haben, denn er macht die wichtige Einschränkung, daß das positive Gesetz niemals mit dem sittlichen Inhalt im Widerspruch stehen dürfe (S. 58). Aus Utilitätsgründen empfiehlt aber der Verf., daß man im Gemeindewesen sich nicht gegen die staatliche Ordnung auflehnen dürfe, da dies zu schweren Erschütterungen des Staatswesens führte (S. 60). Es kann nun aber eine Umwandlung von Staatsformen eine sittliche Tat sein, wenn nämlich das Staatsregiment zügellos das Staatsschiff zu leiten gesonnen ist und die Innehaltung der Gerechtigkeit schlechterdings verneint. Diese Umwandlung hat sich allerdings davor zu hüten, Ungerechtigkeiten zu begehen.

Hieran schließt der Verf. im folgenden Kapitel eine Erörterung über die Beziehungen zwischen Staat und Recht. Den Ursprung des Staates nimmt v. Hertling nicht als aus Vertrag geschlossen an, sondern neigt eher zu der Hypothese, daß der Staat sich aus kriegerischen Verwicklungen ergeben habe. Nun ist sicherlich sehr schwer festzustellen, wann und auf Grund

welcher Voraussetzungen ein Staatswesen entstanden ist. Es ist denkbar, daß ein Staat durch einen Vertrag, der, wenn er die Forderungen der Gerechtigkeit und der Achtung der persönlichen Würde aufs genaueste berücksichtigt, sehr wohl geeignet ist, nicht nur von den zur Zeit des geschlossenen Vertrages lebenden Personen anerkannt wird, sondern auch von den später lebenden anerkannt werden kann. Der Einwand, daß der utilitarische, auf Vertrag gegründete Staat nicht allgemeine Verbindlichkeit in seinen Forderungen zu erwarten habe, trifft aber genau so die andere Theorie, da ja der aus dem Kriege siegreich hervorgehende Fürst über das unterworfene Volk eben wegen seiner physischen Ohnmacht ganz willkürlich schalten und walten kann. Weil aber nach dem Verf. der Ursprung des Staates im göttlichen Schöpfungsakte vorgesehen war, darum ist die Befolgung der von der Staatsautorität gegebenen Forderungen sittliche Pflicht, selbst wenn die autoritativen Forderungen inhaltlich mit keinem Gebot des Sittengesetzes zusammenhängen (S. 68—71). Wenige Seiten (S. 74) weiter finden wir: »Der Staat ist da um der Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung willen, und darum ist die Unterwerfung unter die Anordnungen der staatlichen Autorität sittliche Pflicht. Aber diese Pflicht reicht nur so weit, als sich staatliche Autorität in den Schranken hält, welche ihr durch ein höheres Gesetz vorgezeichnet sind.« Hiermit tritt aber ein offenbarer Widerspruch zu den vorherigen Interpretationen zutage. Trotz dieser Inkonsequenz gibt v. Hertling treffliche Beispiele über Staat und Recht. Man kann den Fehler des Verf. auf folgende übersichtliche Formel bringen:

1) Der Bestimmungsgrund der sittlichen Pflicht liegt in einem autoritativen Gebot (dogmatische Annahme).

2) Die Verbindlichkeit der Pflicht beruht auf dem Willen einer göttlichen Autorität (Prinzip des Mystizismus). Also: die Pflicht ist göttlichen Ursprungs (dogmatischer Konsequenz).

Die beiden folgenden Kapitel über den Staat und die Rechtsordnung erläutern an einzelnen interessanten Beispielen dieses Verhältnis. Trotz der zum großen Teil richtigen Behandlung der erörterten Fragen über das Recht der physischen Existenz, der Arbeit, die Sorge für Arbeitslose, über religiöse Freiheit, rechtliche Gleichheit usw. laufen dem Verf. immer wieder Einschränkungen unter, die aus der theistisch-teleologischen Weltanschauung entspringen und mit den richtigen Konsequenzen in Widerspruch stehen, Auf eine Frage, die der Verf. diskutiert, möchten wir eingehen. Die Ehe ist, wie v. Hertling mit Recht betont, in die sittliche Ordnung eingeschlossen und darum der Willkür entzogen. Daraus folgt aber nicht, daß sie unauflöslich sei. Wo die Verhältnisse sich unglücklich gestalten, da soll man den Ehegatten, die nicht durch leichtsinniges Verschulden das unglückliche Verhältnis herbeigeführt haben, die Scheidung bewilligen. Wollte man diese, wie v. Hertling wünscht, aus religiösen Dogmen verweigern. so würde man sich der Ungerechtigkeit schuldig machen. Da das Eingehen der Ehe auf dem persönlichen Entschluß zweier Individuen beruht, in den der Staat sich nicht einzumischen hat, so muß die Möglichkeit bestehen bleiben, den durch unglückliche Komplikationen sich ergebenden Zustand in der Ehe durch eine Auflösung dieses eingegangenen Versprechens zu lösen. Es ist hierbei vorauszusetzen, daß eine Scheidung nach gewissenhaftester Prüfung nur zu billigen ist. Im allgemeinen sollen natürlich die Ehegatten bemüht sein, das gegenseitig gegebene Versprechen zu halten.

Das ist sogar ihre sittliche Pflicht (S. 109—113). — In der Frage über die Grenzen des Eigentumsrechts entscheidet sich der Verf. zu der Annahme, daß ein Anspruch auf gleichen Anteil am Besitz und Genuß der Erdengüter sich nicht aus dem Wesen des Menschen erklären lasse. Es ist richtig, daß wegen der verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Individuen sich notwendig ein individuell verschiedener physischer und materieller Besitz ergibt. Die sittlichen Pflichten gegen Minderbemittelte, Arbeitslose und Arbeitsunfähige charakterisiert v. Hertling in richtiger Weise. Auch in der Behandlung der Arbeiterfrage und des Arbeitsvertrags können wir dem Verf. zustimmen (s. S. 117—134). Darauf geht der Verf. auf die rechtliche Ordnung des Staates und auf Staat und Gesellschaft ein. Die Staatsordnung müsse der Regel nach fest und unerschütterlich sein. Dagegen läßt sich nur feststellen, daß ein Staatswesen um so fester besteht, je gerechter die Rechtsnormen sind. Einsichtige Staatsuntertanen werden niemals Gewalt vor Recht walten lassen. Nur die kopflose Menge sucht mit blinder Gewalt ihre Interessen durchzusetzen. v. Hertling weist an den drei Staatsformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie deren Vorzüge und Nachteile nach. In der Monarchie findet der Verf. die wenigsten Nachteile und erkennt sie darum als die beste Staatsform an. Wir möchten den Erörterungen nur dieses entgegenhalten, was über die drei bekannten Staatsformen gilt. Es kann nur empirisch bestimmt werden aus den jeweiligen Verhältnissen heraus, welche Staatsform die jeweilig beste ist. Es ist denkbar, daß ein Monarch oder eine Gruppe einzelner Individuen oder endlich die gesamte Volksvertretung bemüht ist, das Ideal der Gerechtigkeit für jeden Untertanen zu verwirklichen, und umgekehrt kann jede dieser drei Gruppen an der Hemmung der Realisierung dieses rechtsphilosophischen Ideals beteiligt sein. v. Hertling ist also in einem Dogma befangen, wenn er die Monarchie als die aller Wahrscheinlichkeit nach am besten geeignete und gerechteste Regierungsform anspricht. Das bezieht sich auch auf die Volks- oder Ständevertretung. Sofern diese nur bestrebt ist, eigensüchtigen Macht- oder Wohlfahrtsinteressen zu dienen, verfehlt sie schlechterdings die durch sittliche Pflicht vorgeschriebene Norm. Endlich ist es auch von Interesse, den Erörterungen über das Strafrecht zu folgen, die vom Verf. angestellt werden. Mit Recht verwirft der Verf. die irrige Ansicht, daß der Verbrecher eine besondere Art von Geisteskranken ist, denn die Vertreter dieser Meinung leugnen zu Unrecht den menschlichen freien Willen. Der Verf. glaubt die Strafe philosophisch dadurch begründen zu können, daß er sie als in der ewigen Weltordnung eingeschlossen glaubt: »Weil moralische Würdigkeit und Glückseligkeit in einem innerlichen und notwendigen Verhältnisse zueinander stehen, so ist Leiden die notwendige Folge der Schuld« (s. S. 153). Aus dieser Tatsache kann niemals die von dem Richter verhängte Strafe gefolgert werden, die nach menschlicher subjektiver Schätzung bemessen ist. Im letzten Kapitel würdigt der Verf. in richtiger Weise den sozialistischen Staat in seinen radikalen und unausführbaren Forderungen einer Kritik, die den sozialistischen Staat auf die Unmöglichkeit seiner Ziele führt. Endlich behandelt v. Hertling noch den Staat und das Gewerbe nebst Verkehrs- und Handelspolitik, und zieht einige sehr annehmbare Konsequenzen aus der politischen und volkswirtschaftlichen Betrachtung.

Wir glauben, daß wir in den prinzipiellen philosophischen Punkten der

Arbeit des Verf. den Politiker und Philosophen v. Hertling berichtigt und somit den rechtsphilosophischen Dogmatismus, dem er huldigt, widerlegt haben. E. Gaede (Marburg).

---

11) Gustav Meier, Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. 172 S. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. M. 1.—; geb. M. 1.25.

Die zunehmende Wertschätzung der Soziologie macht es für jeden Gebildeten zu einer unabweisbaren Notwendigkeit, sich über die geschichtliche Entwicklung des menschlichen Gemeinschaftslebens näher zu unterrichten. Das vorliegende Büchlein behandelt die wirtschaftliche Seite dieser Entwicklung, also diejenigen Erscheinungen des sozialen Lebens, die man gemeinhin unter dem Namen der Nationalökonomie zusammenfaßt. Ausgehend von der Wirtschaftsgeschichte der orientalischen Kulturvölker werden hauptsächlich betrachtet: der platonische Staat, die Agrarbewegung im alten Rom, die Utopie des Thomas Morus, der Bauernkrieg, die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs und Englands im 17. und 18. Jahrhundert, die Sozialisten, Proudhon. In einem Schlußkapitel wird dann eine Anwendung der gewonnenen Einsichten auf die Sozialpolitik der Gegenwart versucht. Das Büchlein ist klar und leicht faßlich geschrieben. Zahlreiche Literaturangaben am Schluß eines jeden Kapitels erhöhen seine Brauchbarkeit.

J. Köhler (Lauterbach).

---

12) Karl Schwarze, Herbert Spencer. Mit einem Bildnis Spencers. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 131 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. M. 1.—; geb. M. 1.25.

Das Büchlein sucht den gesamten Inhalt des »Systems der Philosophie« nebst einer Biographie Spencers in knappster Form wiederzugeben. Es ist keine leichte Aufgabe, die ungeheure Fülle des Stoffes so eng zusammen zu drängen; es ist aber auch für den Leser, besonders den Anfänger, nicht gerade leicht, aus der knappen Form den reichen Inhalt herauszugestalten. Die Lektüre des Buches stellt darum schon recht erhebliche Anforderungen an Aufmerksamkeit und Fassungskraft des Lesers. Recht geschickt und anziehend ist das Kapitel über Soziologie dargestellt; auch der Anfänger vermag hier ohne Mühe zu folgen. Beachtenswert sind auch die kritischen Schlußbetrachtungen, in denen der Verf. das »System« Spencers einer Würdigung unterzieht und zu dem Resultat kommt, daß dasselbe nicht eigentlich Philosophie sei, sondern systematisierte Wissenschaft, die das Wissen der Zeit von einem »neuen und durchaus entsprechenden und einheitlichen Gesichtspunkt aus überschauend und zusammenordnend« wiedergebe. Weiter vermißt der Verf. in dem »System« die Befriedigung der metaphysischen Bedürfnisse des Menschen, die Untersuchung der Frage nach Gott, Seele, Universum, und sieht in der von Spencer aufgestellten Entwicklungsformel ein Prinzip, vorzüglich geeignet zum Systematisieren, aber untauglich zur quantitativen Vorausbestimmung der Erscheinungen. Das

Büchlein gliedert sich in folgende Hauptkapitel: A) Die Biographie. B) Die allgemeine Philosophie. C) Die Biologie. D) Die Psychologie. E) Die Soziologie. F) Die Ethik. G) Kritische Schlußbetrachtung.

J. Köhler (Lauterbach).

---

13) K. v. Roretz, Roberto Ardigò und seine Beziehungen zur neueren Philosophie. Wissenschaftl. Beilage zum 21. Jahrb. (1908) der Philos. Gesellschaft an der Universität zu Wien. S. 37—39. Leipzig, J. A. Barth, 1908. M. 1.50.

Ardigò ist der Systematiker oder besser noch der »Zusammenfasser« des italienischen Positivismus. »Die Wahrheit liegt in der Tatsache«, die uns zunächst als Bestandteil der seelischen Erfahrung entgegentritt. Lediglich die wechselnde Anordnung der psychischen Elemente ruft die Kontraposition zwischen Ich und Nicht-Ich hervor. Dem Zustande dieser Scheidung geht ein solcher des Ungeschiedenseins, »Indistinto« voraus; »dem Gesonderten des Gedankens gegenüber ist der Empfindungskomplex, aus welchem jenes hervorging, ein Ungesondertes«. Die erkenntnistheoretisch-monistische Lehre vom »Indistinto« wird von Ardigò in merkwürdiger Weise »kosmistisch« gewandt. Der Sonderungsprozeß, demzufolge aus der ursprünglichen Masse des Gegebenen Teile sich aussondern und der ersteren mit einer gewissen Selbständigkeit gegenübertreten, vollzieht sich nicht nur intramental, sondern auch als kosmisches Naturgeschehen; Ardigò denkt dabei an die Kant-Laplacesche Theorie. — Verf. weist Ardigò eine Mittelstellung zwischen Kant und Spencer zu; auch zu Comte finden sich natürlich Beziehungen.

Becher (Münster i. W.).

---

14) Karl Groos, Beiträge zum Problem des »Gegebenen«. Erster Beitrag. 20 S.

Verf. beginnt seine Untersuchungen über das Gegebene damit, daß er zeigt, daß das ursprünglich Gegebene, welches Ausgangspunkt aller Forschung werden kann, schlechterdings nicht etwas völlig Alogisches sein kann. Das Gegebene muß bereits von Anfang an logisch bearbeitet sein, denn nicht nur, daß auch die einfachste gegebene Empfindung Erinnerungen an frühere gleiche oder ähnliche Empfindungen wachruft, wodurch die erste Möglichkeit einer logischen Bearbeitung gegeben ist, ist es auch aus folgenden drei Gründen unmöglich, von einem absolut Alogischen als Ausgangspunkt des Forschens zu reden. Das Gegebene kann nicht völlig außergedanklich sein, da es ja, um Gegenstand der Forschung zu sein, logisch bestimmbar sein muß. Der Gegenstand muß Denkgegenstand sein, sonst kann er nie als Inhalt eines Bewußtseins gedacht werden. Eine absolute Gegebenheit ist unmöglich, in jedem dem Bewußtsein Gegebenen ist bereits dessen Spontaneität wirksam, man kann also immer nur von einem relativ Gegebenen reden.

Neben der logischen Verarbeitung steht dann zweitens eine voluntarische, insofern, als ja jedes Gegebene, wenn es Ausgangspunkt des Nachdenkens sein soll, als solches festgehalten werden muß.

Und drittens bleibt jeder gegebene Ausgangspunkt, wenn er einmal als

solcher gewählt worden ist, immer derselbe, wenn er sich auch im Verlaufe der Untersuchung phänomenal ändern mag. Aus dem unmittelbar Gegebenen und Erlebten und dauernd sich Verändernden wird ein sich stets gleichbleibendes Gemeintes. Aus der Sphäre des realen Seins im Bewußtsein tritt es ein in die Sphäre des ideellen Seins. Dieses relativ Gegebene ist nun aber noch in anderer Beziehung relativ, insofern für jede spezielle wissenschaftliche Aufgabe ein spezielles Gegebene anzusetzen ist.

Die Untersuchung dieser speziellen Gegebenheit der einzelnen Denkarbeiten ist das eigentliche Ziel der Untersuchungen des Verf.

Verf. behauptet nun, daß diesem speziell Gegebenen kein weiteres Prädikat zukommt. Man könnte meinen, daß ihm wenigstens die Merkmale der gesicherten Existenz, des unmittelbar Erlebten oder der gewissen Geltung zukommen müsse. Aber Verf. zeigt, daß dies durchaus nicht nötig ist. Die Atome, von denen mancher Naturphilosoph ausgeht, brauchen durchaus nicht zu existieren; gewisse allgemeine Sätze, die den Ausgang einer Deduktion bilden, sollen in ihrer Geltung erst erwiesen werden. Kurz, was ein Forscher erst beweisen will, setzt der andere schon voraus; mit anderen Worten: das speziell Gegebene gewinnt seine näheren Bestimmungen erst durch den speziellen Denkprozeß, dessen Ausgang es bildet.

An Kant, Schuppe, Mach und Herbart zeigt Verf. nun zum Schlusse seines einleitenden Aufsatzes, wie diese Denker je nach dem Ziele, dem sie zustreben, etwas anderes als gegeben ansetzen. Verf. will nun in den folgenden Abhandlungen zeigen, wie das Gegebene sich nach den einzelnen philosophischen Systemen richtet, und hofft dadurch zu allgemein formalen Bestimmungen der speziellen Gegebenheit zu gelangen, da inhaltliche Merkmale nicht aufweiswar sind. Dr. Moskiewicz (Breslau).

---

15) Hans Driesch, Zwei Vorträge zur Naturphilosophie. Leipzig 1910. M. —.80.

In dem ersten Vortrag versucht Driesch »die logische Rechtfertigung der Lehre von der Eigengesetzlichkeit des Belebten« zu geben. Nach einigen kurz angegebenen Beweisen für den Vitalismus geht er dazu über, zu zeigen, daß die Annahme der Eigengesetzlichkeit der Natur unseres Geistes entspricht und in voller Harmonie mit ihr steht. Dazu sucht er eine »Kategorie der Individualität« nachzuweisen, die der Kategorie der Zweckmäßigkeit bei Hartmann etwa entsprechen soll. »Wie auf Grund der Kategorien Substanz und Kausalität gewisse Naturkonstituenten geschaffen werden, nämlich die Begriffe Materie, Kraft, Energie usw., ebenso werden auf Grund der Kategorie Individualität andere Naturkonstituenten, wie z. B. die Entelechie, geschaffen« (S. 12). Dann schlägt Verf. einen zweiten Weg ein, indem er die denkmöglichen Arten des Werdens untersucht. Vier Schemata konstruiert er dafür, als zweites das Schema der Individualitätsverknüpfung. »Ein aus räumlichen Teilen bestehendes Ganze soll hier einerseits in seinem Sosein als Ganzes nicht eindeutig auf voraufgehende Werdenseinzelheiten beziehbar sein, soll aber andererseits doch keine Einzelheit aufweisen, die nicht auf das räumlicne Dasein einer entsprechenden Einzelheit in einem vorangegangenen Zeitmoment beziehbar wäre« (S. 18).

Die Kürze des Vortrages kann nicht ganz das Lückenhafte der Be-

gründung entschuldigen. Namentlich die Aufstellung der Kategorie erscheint als bloße Willkürlichkeit — das hat Hartmann doch ganz anders geleistet, und es läßt sich das eben nur in systematischem Aufbau konstruieren. Ähnliches gilt auch von dem zweiten Versuch. Im Resultat bin ich mit Driesch voll einverstanden; aber der Weg der Begründung erscheint mir ungenügend.

Der zweite Vortrag handelt von »Aufgabe und Begriff der Naturphilosophie«. Dabei ist für die Haltung unserer Zeit charakteristisch, daß Driesch energisch die Naturphilosophie als reine Philosophie in Anspruch nimmt. »Die vollständige Entwicklung des Gerüstes alles möglichen Wissens über Natur als Gegenstand und die bewußte Zuordnung der wirklich über Natur induktiv ermittelten letzten Grundtatsächlichkeiten ... zu den Bestandteilen dieses Gerüstes« bildet die erste Aufgabe der Naturphilosophie. Neben dieser formalen Ordnung steht auch eine inhaltliche Aufgabe im Sinne von Schelling, Hegel, Hartmann und Lipps: die Naturphilosophie soll das Naturgegebene metaphysisch ausdeuten — so wird sie ein Tor zur Metaphysik; ähnlich auch zur Ethik.

Diesen Ausführungen kann man wohl beipflichten. Im Stil hätte Driesch für die Drucklegung die vielen, beim Sprechen unauffälligeren Zwischenbemerkungen (»Nur kurz streifen wir« — »ehe wir darauf eingehen ...« usw.) streichen sollen, sie machen die Lektüre nicht angenehmer.

Otto Braun (Hamburg).

---

16) Julius Ebbinghaus, Relativer und absoluter Idealismus. Historisch-systematische Untersuchung über den Weg von Kant zu Hegel. 70 S. Leipzig, Veit & Co., 1910. M. 2.50.

Ein Hegel-Schüler ergreift hier das Wort, um in einer dialektischen, an das Historische nur äußerlich anknüpfenden Untersuchung die Notwendigkeit des Hegelschen Standpunktes auch für unsere Tage nachzuweisen. Viel Leser und viel Nachfolger wird der Verf. nicht finden — das weiß er auch selbst; Inhalt und Form der Studie werden viele abschrecken. Die Darstellung bewegt sich in der geschickt angelernten Kunstsprache des Hegelianismus alter Zeit; es ist zuzugeben, daß sie dem Inhalte ziemlich angemessen ist, jedenfalls auch dem Intellekt des Verf. entspricht. Der Kern der Probleme ließe sich aber doch wohl von dieser abstrusen Schale ablösen!

Ebbinghaus blickt unendlich verachtend auf die »empirische« und historisch vorgehende Philosophie — bei seiner Jugend berührt es nicht angenehm, daß er unsere bedeutendsten Forscher, wie Windelband, in einem etwas mitleidigen Tone nennt (S. 40, Anm.). Er glaubt fest an das Vermögen unserer Vernunft, durch dialektische Bewegung den Prozeß der Offenbarung des Absoluten nachbilden zu können. Die meisten Philosophen glauben auf Grund der realistischen Entwicklung im 19. Jahrhundert nicht daran, sondern versuchen eine erfahrungsmäßige, induktive Begründung der Erkenntnis, die natürlich mit deduktiven Elementen stets zusammengehen muß. Doch diese dürfen nicht überwiegen — sonst kommen wir wieder hinein in die Fabrikation von Ewigkeitswerten auf Grund der bloßen Reflexion. So glaube ich, man muß den Versuch von Ebbinghaus ablehnen.

Trotzdem bleibt es interessant, denn dem Verf. eignet wirklich ein bedeutendes Geschick, mit Gedankenmassen Fangball zu spielen, nachdem er sie in scholastische Termini wohl verpackt hat. Das Problem ist zweifellos eins der wichtigsten: in welchem Verhältnis stehen das Ich, das Absolute und die Erscheinungswelt zueinander? Ebbinghaus faßt seine Antwort in die Formel: »Das Nichtsein des Diesseits auf totale Weise genommen ist das Absolute selbst« (S. 24). Dabei kann ich mir nicht viel denken — doch das mag ja an mir liegen. Ich setze daher die ausführlichere Erklärung auch hierher: »Das Geheimnis, durch welches der subjektive Idealismus aufgehoben wird, besteht nur darin, daß jede Erscheinung in sich als der unendliche alternative Prozeß zweier Momente verstanden wird. Denn dadurch allein ist jener Widerspruch aufgelöst, daß das Endliche endlich und doch im Unendlichen sein soll. Kant hat in den Antinomien den Anfang zu solchen Erkenntnissen gelegt. Aber er erblickte in jener Gleichberechtigung der alternierenden Momente nur die Seite, wodurch das Endliche nicht absolut ist. Er vermochte sich von jener Schimäre von Absolutheit, die hinter den Wolken thront und nicht ins Diesseits wirkt, nicht frei zu machen. Läßt man die Schimäre fallen und begreift den antinomischen Prozeß als das Weltgesetz, so ist die Versöhnung der Welt mit Gott vollbracht« (ibid.). Das hört sich schon besser an.

Interessant ist dieser Versuch zweifellos, auch typisch für die Richtung unserer Philosophie, die so vielfach den Anschluß an Fichte, Schelling und Hegel wieder herzustellen sucht. Der Grundfehler aber ist die Verkennung des größten Hegelschen Gedankens selbst, des Entwicklungsgedankens. Wir können uns nicht auf den geistigen Zustand vor hundert Jahren zurückschrauben — der Geist ist weitergegangen.

Otto Braun (Hamburg).

Literaturbericht.

Referate.

1) Else Wentscher, Der Wille. Versuch einer psychologischen Analyse. 8°. 189 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1910. M. 2.40; geb. M. 2.80.

Man darf Benno Erdmann zu dieser Schrift, die ihm gewidmet ist, beglückwünschen, denn Frau Wentscher behandelt in mustergültig sorgsamer Weise ein Gebiet, über das man zurzeit manchmal geneigt scheint, etwas summarisch zu urteilen. Ihr Hauptinteresse nämlich gilt der Reflexion in komplizierten Willensakten. Damit hängt es zuzusammen, daß ihr das »eigentliche Wollen einsetzt mit dem Wissen, mit der Möglichkeit bewußter Erkenntnis der Folgen unseres Handelns« (S. 144). Und eben hierin findet sie auch den fundamentalen Unterschied zwischen Triebhandlung und Willenshandlung. Ihre Charakteristik des Willens nun führt Frau Wentscher durch in ausführlichen, immer sachlichen und äußerst vorsichtigen Analysen der Motive, des Willensaktes, des kindlichen Wollens, in einer Betrachtung von »Wollen und Denken«, von sittlichen Konflikten, wie von den Problemen der Willensenergie und der Willensfreiheit. Der eigenartigen Auffassung aber, die eine Reihe gegenwärtiger Psychologen vertreten haben, daß nämlich das Gefühl beim Willensakt keine Rolle zu spielen brauche, ist die Verf. nicht gefolgt. Im Gegenteil, immer wieder betont sie auf Grund ihrer überzeugenden Analyse, daß stets »Gefühle das eigentlich motivierende Element« sind« (S. 24). Deshalb wird es ihr auch möglich, in trefflicher Weise »ich will« und »ich werde« zu unterscheiden (S. 69 ff.). Jeder Mensch ist sich bewußt, daß er sterben wird; etwas ganz anderes ist es, wenn er sterben will, d. h. sich dazu entschlossen hat. »Hier kommt zu jener Voraussicht das Moment der wie auch immer entstandenen Billigung und des darauf gegründeten Entschlusses« (S. 70 f.). Das Charakteristische daran — das wird nachdrücklich hervorgehoben — ist schließlich, daß die Persönlichkeit aus innerer Bedingtheit eine eigene Entscheidung trifft (S. 128 und 156). Dabei sind Gefühlsmomente stark tätig gewesen. Als Resultat ergibt sich demnach, daß das Wollen »eine Komplikation unseres Fühlens und Vorstellens darstellt« (S. 185), daß es also falsch ist, »ein elementarneues Willensmoment« anzusetzen.

Zu dieser Auffassung leiten sicherlich die Analysen hin, die Frau Wentscher uns vorlegt. Ich bekenne aber, daß mich ihre Methode nicht ganz befriedigt. Es ist das Vorrecht und der Vorzug der Philosophie, nach der Möglichkeit der Dinge zu fragen, die sie betrachtet; und die Psychologie, die den Zusammenhang mit der Philosophie nie ganz wird abschütteln

können, sollte das gleiche tun. Fragen wir also: wie wird ein Willensprozeß möglich? — so lautet die Antwort: nur dadurch, daß dem Individuum ein Drang innewohnt, sich zu betätigen. Man würde ja sonst nicht einsehen, warum es auf einen Anreiz irgendwie reagiert; es könnte sich doch ganz passiv verhalten! Am deutlichsten zeigt sich diese Tendenz zur Selbstbetätigung in den Triebhandlungen. Darum erörtert auch Wundt in seiner Behandlung der Triebe die Selbstbehauptung. Heinrich Maier[1]) erklärt: »Man kann sagen, der Wille zur Selbstbehauptung strebe, die Triebe, die im Ich angelegt seien und seine Eigenart ausmachen, zur Befriedigung zu führen. Tatsächlich verfolgt dieser Wille ständig das Ziel, das Ich zu verwirklichen und zu entfalten. Aber das Ich entfaltet und verwirklicht sich lediglich in seinen Betätigungen.« Ich halte es für durchaus unumgänglich, auf diese angelegte Selbstbetätigung hinzuweisen. Denn triebartig hervorbrechendes Spielen z. B., wie vieles andere, läßt sich natürlich nicht aus dem Trieb zur Selbstbehauptung ableiten. Man kann daran denken, wie es Maier im Grunde tat, sämtliche psychischen Funktionen mit der Selbstbetätigung zu erklären, vielleicht muß man es. Beschränken wir uns hier auf die Trieb- und Willenshandlungen. Es ist merkwürdig, daß die Verf., die den Anteil der Gefühle beim Willensakt so trefflich ins Licht rückt, in ihrer Analyse nicht bis zu der Selbstbetätigung vorgedrungen ist. Öfter übrigens nähert sie sich dieser Theorie wörtlich. Sie macht nämlich, ohne der Sache auf den Grund zu gehen, einen Unterschied zwischen Zustandsgefühlen und solchen Gefühlen, die nach Auslösung drängen (S. 111 f., ähnlich S. 13 f., 16, 29, 175 f.). In letzterem liegt natürlich weiter nichts als eine phänomenologische Beschreibung des Anteils der Selbstbetätigung. Ja, Frau Wentscher spricht sogar selbst von »Gefühlsantrieben«, die »ihrem ganzen Wesen nach unmittelbar mit der Tendenz nach bestimmter Betätigung verbunden« sind (S. 111), und »die positive Energie des Willens muß auf der Disposition zu starken Antrieben beruhen« (S. 112, ähnlich S. 116). Deshalb sehe ich auch nicht recht ein, weshalb die Verf. Wille und Trieb so scharf voneinander sondert. Immer wieder betont sie, wie sich »Fühlen, Vorstellen und Denken« im »Willensbewußtsein« komplizieren — im Gegensatz zu den einfach verlaufenden Triebhandlungen. Ich meine aber, eine Willenshandlung kann doch nicht zum Abschluß kommen, wenn nicht auch bei den verwickelten Reflexionsprozessen der Antrieb zur Betätigung immer als Unterströmung mitläuft, angeregt durch ein bestimmtes Gefühlsmotiv. Ohne diese bestimmte Tendenz zur Entladung könnte dieser psychische Vorgang an jedem ganz beliebigen Punkte sein Ende nehmen. Ich würde also die Willenshandlung daraus erklären, daß auf Grund von Erfahrungen verschiedener Art mit Hilfe von Reproduktionen Vergleichungs- und Bewertungsprozesse (bis hierher wird mir Frau Wentscher ziemlich zustimmen) in den Dienst der Betätigungsantriebe getreten sind. Der nächste Erfolg ist, daß der Ablauf der einfachen Triebhandlungen verzögert und geleitet werden kann, eine Auffassung übrigens, der die Verf. nicht ferne zu stehen scheint (S. 44, 74). Gerade die triebhafte Unterströmung aber ist es, die im Grunde genommen einem Willensakt trotz all der einzelnen Bewertungs- und Überlegungsakte den einheitlichen Zusammenhang verleiht.

1) Heinrich Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. S. 204; vgl. S. 402 und 404. Tübingen 1908.

Wie die Verf. diesen Zusammenhang eines auf ein Ziel gehenden Willensaktes übersehen hat, so hat sie auch bei ihrer Unterscheidung von »ich will« und »ich werde« das Bewußtsein des Herbeiführens[1]) nicht mit berührt (S. 69 f.), ebensowenig, wie sie auf das Problem der Zwecke eingeht.

Wiederholt bekämpft Frau Wentscher die Meinung, daß mit dem Willen etwas allen übrigen psychischen Funktionen gegenüber fundamental Neues sich zeige. Wer nun die Theorie der Selbstbetätigung annimmt, der braucht sich hiergegen nicht zu verteidigen, denn diese kommt eben bereits in den Trieben zur Äußerung. Wie schwer übrigens die kluge Beobachtung der Verf. um die Betätigungsanlage herumkommt, erkennt man nicht bloß daran, daß sie selbst »das Wesen unseres Geistes in unserem Wollen« sieht, »in dem seine eigentliche Betätigung liegt« (so steht S. 187), — sondern auch an ihrer Behandlung der Willensenergie. Sie nimmt hier bei der Erklärung ihre Zuflucht zu der Annahme nicht bloß individuell verschiedener Reizbarkeitsanlagen, sondern auch spezieller »Dispositionen zu Zähigkeit und Beständigkeit und entsprechend zu konzentriertem Wollen« (S. 115), ja sogar zu der Annahme »in uns angelegter oder geübter intellektueller Fähigkeiten zu eigenem Urteil« und »zu eigenem Werten und Billigen« (S. 119 f.). Ich möchte es nicht für ausgeschlossen erklären, daß es sich so verhält, zumal diese Fragen in die Charakterologie hineinspielen, die noch wenig geklärt ist. Die Hypothese derart spezieller Anlagen wie der eben genannten scheint mir aber so gewagt, daß man es doch vorerst mit einer scharfen Analyse teilweise entwicklungspsychologischer Art versuchen sollte.

Nicht einfach ist das Kapitel über Willensfreiheit zu beurteilen. Mit der Anschauung über einzelne Tatsachen des Lebens würde ich vermutlich meist einverstanden sein. Die theoretische Zusammenfassung jedoch läßt sich vielleicht noch anders wenden. Mit welcher Vorsicht die Verf. hier wieder zu Werke geht, tritt darin zutage, daß sie das Kausalprinzip nicht von vornherein auf die Psychologie anzuwenden gestattet, da man Tatsachen beobachtet, die sich ihm nicht glatt fügen. Zu einem klaren Determinismus gelangt sie trotzdem durch die Erwägung, daß wir ein motivloses Handeln nicht als unser eigenes anerkennen würden und daß dann auch das Verantwortungsbewußtsein sinnlos würde. Ich will nicht gerade behaupten, daß mit der Verantwortung die Kausalität auf einem Umweg wieder eingeführt werde. Wie aber, wenn Verantwortungsgefühl eine Torheit wäre? Es gibt zweifellos Menschen, die alle Erlebnisse auffassen als ihnen verhängt vom Schicksal, das sie als Machtlose in den ungeheuren Weltlauf eingeschlossen hat, die sich an einem Glücke freuen, und die, wenn sie unheilvolle Folgen ihres Tuns bemerken, ohne leichtsinnig zu sein, die Schuld resigniert dem Schicksal zuschieben. Und weiter: gewiß ist es nicht »sinnvoll«, wenn man Folgen für Handlungen tragen sollte, die nicht notwendig mit den Wertgefühlen der Persönlichkeit zusammenhängen. Aber geht es denn in der Menschenwelt immer sinnvoll zu? Ist es sinnvoll, wenn jemand vom Blitz erschlagen wird? Wenn ein Schulmädchen einem Sittlichkeitsverbrechen zum Opfer fällt? Soll ausgerechnet bei den Willenshandlungen (und was damit zusammenhängt) alles sinnvoll sein? Ich halte diese Voraussetzung für einen unbegründbaren Optimismus. Es klingt

1) Vgl. Losskij, Grundlehren der Psychologie vom Standpunkte des Voluntarismus. S. 5. Leipzig 1904.

aber auch bei der Verf. ein paarmal der Gedanke an, der hier korrigierend wirken muß. Das Fehlen der inneren Arbeit im Sinne des Verantwortungsbewußtseins ist eine Schuld — nämlich für den, der die Verpflichtung dazu kennt (S. 155); oder S. 145: daß wir sittlich beurteilt werden, ist gerechtfertigt — nämlich sobald wir in der Lage sind, die sittlichen Werte zu empfinden. Ja, aber von wem kann man das im tiefsten Grunde behaupten? Und von wem immer, bei jeglicher Äußerung im Alltagsleben? (Man vergleiche übrigens Wulffens »Psychologie des Verbrechers«. II. S. 126 ff. und oft.) Wir werden nicht darüber hinauskommen, daß die Fähigkeit zu einer durchaus selbstbewußten und mit den Wertungsdispositionen der Persönlichkeit verantwortungsbereiten Entscheidung immer bloß relativ vorhanden ist. Im vollen Maße verstanden bleibt sie ein Ideal. Und dieses Ideal verbunden mit dem sittlicher Werte würde ich als sittliche Forderung aufstellen anstatt des Verantwortlichkeitsbewußtseins der Verf. Denn die oben getadelte optimistische Stimmung läßt sich nur dann teilweise erhalten, wenn man sie in eine Forderung aufnimmt. Praktisch aber würde ich wohl meist die Auffassung von Frau Wentscher billigen, und was sie über Selbsterziehung zur Verantwortwortlichkeit, über Erziehung und über soziale Fürsorge sagt, begrüße ich auf das freudigste.

Vermissen kann man in dem Buche eine ausführlichere Behandlung von Konzentration, Aufmerksamkeit und deren Verhältnis zum Willen. Arbeitet man hier weiter, so muß es auch gelingen, die Willensreflexion noch sicherer zu charakterisieren als mit den Worten »gefühlsmäßiges Erwägen« (S. 92). Denn damit wird es dem theoretisierenden Nachdenken zu nahe gerückt, bei dem auch Gefühle (Interesse u. a.) beteiligt sind und wobei auch »erwogen« wird. Die kühlere Auseinandersetzung, die man gedruckt liest, ist doch in den meisten Fällen erst eine nachträgliche Umformulierung des mit weit lebhafteren Gefühlen Produzierten.

Doch es wäre unbillig, wollte man gerade in so verwickelten Dingen eine runde Erledigung verlangen. Noch einmal: das Buch ist gar nicht genug zu empfehlen. Es bringt viel sachliche Analysen, es dringt so umsichtig in die verschiedensten Beziehungen und Standpunkte ein, daß auch Vertreter anderer Theorien diese klaren Ausführungen als höchst wertvoll anerkennen müssen. Moritz Scheinert (Leipzig).

---

2) G. Eichhorn, Vererbung, Gedächtnis und transzendentale Erinnerungen vom Standpunkte des Physikers. IX u. 116 S. Stuttgart, J. Hoffmann, 1909. M. 2.50.

Verf. geht aus von den Wechselbeziehungen zwischen Materie und Äther, insbesondere von der Elektronentheorie und der Auffassung, die die Materie als differenzierten Ätherzustand ansieht. Auch die Attribute der lebenden Materie sind »im Lichte von Beziehungen und Wechselwirkungen derselben mit dem Weltäther zu betrachten« (S. 7).

Die Vererbung wird durch einen »ätherischen morphologischen Mechanismus« (S. 39) erklärt, der etwa nach Analogie der Spannungs- und rotatorisch-elektrischen Zustände elektromagnetischer Art zu denken sei. »In solchem Sinne gibt es für jedes Individuum einen Homunkulus im Weltäther, ist die Entwicklung der Lebewesen immer wieder ein typisches Wiederholungsgeschehen.

Das Gedächtnis wird im Sinne der Mnemelehre als wesensgleich mit der Vererbungsfähigkeit gefaßt und also auch auf den Äther zurückgeführt. »Zu einem vollständigen Verstehen der Natur des Gedächtnisses ist noch die Annahme eines mit dem körperlichen Vorgang parallel laufenden zweiten Phänomens erforderlich, das nach der Genesis der Materie nur im Weltäther zu suchen ist« (S. 63).

»Es sind in mir Erinnerungen lebendig von großer Mannigfaltigkeit und kaum geringerer Deutlichkeit als meine jetzigen persönlichen Erlebnisse, und doch sind jenen keine eigenen Erlebnisse zugehörig. Die Einzelheiten der wiedererweckten Gedanken- und Empfindungswelt sind zu intim, als daß die Phantasie sie in blindem Spiel spontan hervorgebracht haben könnte, um so weniger, als diese Geisteswelt so vollständig verschieden ist von derjenigen, in der sich heute durch Neigung und Beruf meine geistigen Fähigkeiten bewegen. Alles in allem tragen diese »Erinnerungen« den Charakter normaler Gedächtniserscheinungen, weshalb ich sie, um gleichzeitig auf ihre transzendente Natur hinzuweisen, transzendentale oder transzendente Erinnerungen nennen möchte. Besonders deutlich ist mir beispielsweise der Werdegang eines jungen Künstlers; ... während meine heutige musikalische Veranlagung unbedeutend ist« (S. 65). Solche transzendenten Erinnerungen sind in der genialen Produktion wirksam. Sie scheinen »am einfachsten erklärbar, wenn man sie als Anklänge gewisser materieller Dispositionen auf bestehende Ätherzustände auffaßt« (S. 67). Der Gedächtnisinhalt ist unbegrenzt, da er nicht nur individuell Erfahrenes umfaßt. »Die differenten Äußerungen der Lebenserscheinungen (bleiben) infolge stattgehabter Wechselwirkung zwischen Materie und Weltäther ... fixiert ...« (S. 80). »Ohne weiteres dürfen wir auch annehmen, daß in gleicher Weise auch »das Zukünftige« in einem gewissen Sinne schon existiert ...« (S. 80), so daß Ahnungen nicht unbegreiflich erscheinen.

Verf. bringt seine Ansicht in vielseitiger Weise mit biologischen Beobachtungen in Zusammenhang.

Kritisch möchte ich auf die Abschiebung der Lebensprobleme auf verborgene Ätherzustände nicht eingehen. — E. Becher (Münster i. W.).

---

3) A. Büttner, Zweierlei Denken. Ein Beitrag zur Physiologie des Denkens. Vortrag, gehalten auf der Vers. deutscher Naturf. u. Ärzte in Salzburg 1909. 32 S. Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1910. M. 1.—.

»In Nervenprozessen ..., so dürfen wir annehmen, besteht alles Denken« (S. 5). Das klingt materialistisch; doch scheint der Verf. den Parallelismus zu vertreten, nur sieht die vorliegende Schrift vom Bewußtseinsgeschehen ab und betrachtet nur die physiologische Seite. Die Aufgabe einer naturwissenschaftlichen Psychologie besteht darin, alles seelische Geschehen in Ausdrücken von Leitungs- oder Ausschleifungsprozessen zu begreifen. Der Empfindung entspricht die Innervation von Bahnen in den Sinnessphären, der Wahrnehmung ein Komplex von nervösen Zerfallsströmen, eine »Bahnfigur«. Jeder Strom macht seine Bahn leichter passierbar. Die (reproduktiven) Vorstellungen entsprechen wiederbelebten Bahnfiguren.

»In dem Strömen der Erregung von einer Bahnfigur zur anderen oder von zwei gleichzeitig erregten Figuren zueinander besteht die Assoziation der Vorstellungen und bei reicherer Entfaltung das Denken in

Vorstellungen ... Wie die Bahnfiguren uns die Dinge und ihre Beziehungen vertreten, so können sie selbst vertreten werden durch einen ihrer Teile, durch eine phonetische Gruppe — das Wort« (S. 8). ...»Das Wort begreift symbolisch eine große Zahl von Vorstellungen. Begriff und Wort sind fast identisch. ... Die Worte und Begriffe vertreten die Vorstellungen ... Es entsteht in der Sprachregion ein neues Denken. ... Wie verhält sich dies sprachliche, begriffliche Denken zu dem vorstellenden Denken?« (S. 10). Das vorstellende Denken steht der Wirklichkeit näher; dagegen kann das begriffliche Denken leichter mit großen Vorstellungsmassen operieren und sich anderen mitteilen.

In Vorstellungen denkt der Naturforscher, Arzt, Erfinder, Techniker, Landwirt, Offizier, Geometer, Schachspieler, in Begriffen der spekulative Philosoph, der Theologe, der Jurist.

»Also: hier Sachdenken, dort Sprachdenken,
hier Naturwissenschaft, dort Geisteswissenschaft oder besser Begriffswissenschaft,
hier individuelles Wirklichkeitsdenken, dort soziales Denken« (S. 11). Diese Charakterisierung von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften ist offensichtlich ebenso einseitig wie die Windelband-Rickertsche, die ihr in mancher Hinsicht konträr gegenübersteht.

Die Kardinalfrage der Leitungstheorie des Denkens lautet:

»Wie ordnen sich die Nervenprozesse, die das Denken ausmachen, so, daß sie der Wirklichkeit entsprechen ...« (S. 15). Die Außenwelt ist die ordnende Macht. »Die Wirklichkeit merzt die nicht in sie passenden, mit anderen durch sie hervorgerufenen Vorstellungen kollidierenden Bahnfiguren aus« (S. 16). »Da sich aber in der Außenwelt die Beziehungen des Nebeneinander, Nacheinander und Durcheinander oder Auseinander unausgesetzt wiederholen, so werden auch die entsprechenden Vorstellungen des Raumes, der Zeit und der Ursache in vorzüglich ausgeschliffenen Bahnen verlaufen. ... Sie stehen für uns dann als die ordnenden Kräfte des Vorstellungslebens um so mehr da, als ihre eigene Erziehung durch die Wirklichkeit vor unserm Bewußtwerden und vor unserer Geburt liegt« (S. 17).

Diese drei herrschenden, ordnenden Vorstellungen des Raumes, der Zeit und der Ursache nennt der Verf. Kategorien.

»Welches sind nun aber die ordnenden Kräfte im begrifflichen Denken?« (S. 23). Die Grundsätze des syllogistischen Denkens lassen sich dem Vorstellungsgebiet des Raumes und der Zeit entnehmen (Fr. Alb. Lange). »Kurz ..., die ordnende Kraft der Logik, die sich ausschließlich im begrifflichen Denken betätigt, entstammt den Vorstellungskategorien und durch diese der Außenwelt« (S. 27, 28).

»Die Kategorien, in sprachliches Gewand gekleidet, sprachlich-begrifflichem Denken angepaßt — nichts anderes ist die Logik« (S. 28).

Es wird nicht angebracht sein, der skizzenhaften Darstellung gegenüber kritisch zu untersuchen, inwieweit das Geleistete der vom Verf. der naturwissenschaftlichen Psychologie gestellten Aufgabe gerecht wird. Zum Schlusse wird erwähnt, daß die vorliegenden Darlegungen demnächst in breiterer Ausführung als Ausschnitt aus einer größeren Arbeit erscheinen werden.

E. Becher (Münster i. W.).

---

4) J. Pikler, Die Stelle des Bewußtseins in der Natur. Eine hypothesenfreie Zergliederung desselben in reine objektive Elemente. 35 S. Leipzig, J. A. Barth, 1910. M. —.80.

Die in überaus gedrängtem Stil abgefaßte kleine Schrift ist schwer zu lesen, und noch schwerer erscheint es, ihren Gedankengang zu einem Referate in wenigen Zeilen zusammenzufassen.

»Ein im Wahrnehmungsfelde befindlicher Gegenstand wird nicht wahrgenommen, wenn nicht früher einmal ein zu ihm gegensätzlicher Gegenstand im Wahrnehmungsfelde vorhanden war« (S. 7). Doch bewirkt jener Gegenstand einen physischen Eindruck, der eine physische Nachwirkung hinterläßt. Kommt nun zu diesem physischen »Nachlaß« ein gegensätzlicher Gegenstand hinzu, so wird dieser (wenigstens möglicherweise) wahrgenommen. »Der objektive Nachlaß des Daseins eines Gegenstandes ist eine objektive, physische Tendenz zur Wiederholung des jenem Dasein entsprechenden objektiven, physischen Geschehnisses; eine (gegensätzliche) Wahrnehmung entsteht, indem jene objektive, physische Tendenz auf einen siegreichen objektiven, physischen Widerstand stößt und ein abweichendes objektives, physisches Geschehnis zustande kommt« (S. 8). Der Satz, daß eine Wahrnehmung nur einer gegensätzlichen Tendenz gegenüber stattfindet, soll a priori gewiß, doch auch empirisch erweisbar sein (S. 24). Der physische Widerstand gegen eine physische Wiederholungstendenz ergibt eine Bewußtseinstatsache; »aus ... physischen Elementen entsteht Bewußtsein« (S. 8). Die physische Energie bleibt dabei quantitativ unverändert. »Jenes Bewußtsein bedeutet nur Widerstand gegen eine gewisse Umwandlung von physischer Energie ...« (S. 9).

Von diesen Grundlagen aus werden weitere psychische und psychophysische Erscheinungen betrachtet.

Physischer, mechanischer Widerstand und Widerstandslosigkeit werden im zweiten Abschnitt der Abhandlung mit dem Bewußtsein verglichen. So ergibt sich die Hypothese, daß die Tatsachen des Widerstandes und des Freiwerdens im ganzen Weltgetriebe von Bewußtsein begleitet sind, eine Annahme, die freilich dem Verf. gewissen Bedenken ausgesetzt erscheint, welche vielleicht beseitigt werden können.

Die Kürze der Schrift bringt es mit sich, daß man Begründungen gar zu oft vermißt. E. Becher (Münster i. W.).

---

5) H. E. Ziegler, Der Begriff des Instinktes einst und jetzt. Eine Studie über die Geschichte und die Grundlagen der Tierpsychologie. 2. verb. u. verm. Aufl. VIII u. 112 S. Jena, Gustav Fischer, 1910. M. 3.—.

Das Werk beginnt mit einer Geschichte des Instinktbegriffes, die in eine sachliche Erörterung übergeht. In einem Anhang werden kurz die Gehirne der Bienen und Ameisen geschildert; schöne Figuren unterstützen den knappen Text.

Heraklit, die Pythagoräer und Empedokles stimmen darin überein, daß sie zwischen der Menschen- und der Tierseele keine scharfe Grenze ziehen; ähnlich ist die Stellungnahme der Atomisten, Epikurs, Lukrez'. Plutarch gehört der anthropomorphisierenden Richtung der Tierpsychologie an, die

den Begriff des Instinktes nicht heranzieht, sondern alle tierischen Tätigkeiten aus dem Verstand der Tiere erklärt.

Je mehr Plato das abstrakte Denken als die wesentliche Betätigung der menschlichen Seele ansehen lernte, um so größer erschien ihm der Abstand von der Tierseele, der nur noch ein niederes Triebleben zugesprochen wird. Aus dieser Quelle fließt der Begriff des Instinktes. Aristoteles, die Stoiker und die Scholastiker bilden diese Richtung fort, während der Neuplatonismus an die Epikuräer und an Plutarch erinnert.

Für die »Kirchenlehre«, wie Ziegler kurz sagt, sind zwei Punkte besonders wichtig: die strenge Scheidung zwischen der denkenden Menschen- und der nur empfindenden und begehrenden Tierseele; ferner die Ableitung der Instinkte aus göttlicher Schöpfung. Als neuere Vertreter dieser Richtung nennt Verf. den Ornithologen Altum und den Entomologen Wasmann.

An Plutarch knüpfen die neueren Gegner der scholastischen Instinktlehre an: Montaigne, Gassendi, Rorarius, Jenkin, Leibniz u. a., in jüngster Zeit Brehm, C. Vogt u. a. Die Vertreter des scholastischen Instinktbegriffes betonen mit Recht die angeborene Vollkommenheit vieler Instinkte und die weit über die Einsicht des Tieres gehende Zweckmäßigkeit. Das Verdienst der Gegner liegt in der Hervorhebung der Verwandtschaft von Menschen- und Tierseele, ihr Fehler in der zuweit gehenden Vermenschlichung.

Der Instinktbegriff der Vitalisten steht dem der Kirchenlehre nahe und wird wie der letztere abgelehnt, da er mit der Forderung natürlicher Ursachen nicht vereinbar sei. Daß der Vitalismus andere als natürliche Ursachen oder Kräfte annehme, die nicht experimentell zu erforschen und genauer zu bestimmen seien, werden Vitalisten wie Driesch freilich bestreiten.

Mit Darwin beginnt auch für die Instinktlehre eine neue Zeit. Der Instinktbegriff findet volle Anerkennung, dient aber nicht zur Trennung von Tier und Mensch. Die Instinkte und ihre Zweckmäßigkeit sind vornehmlich auf Selektion zurückzuführen. Auch mögen im Sinne des Lamarckismus Instinkte nach dem Prinzip der Vererbung erworbener Eigenschaften aus erblich gewordener Verstandestätigkeit entstanden sein. Als Vertreter der lamarckistischen Instinktlehre führt Ziegler Haeckel, Preyer, Eimer, Spencer, Wundt und Semon an. Der Lamarckismus und erst recht der psychistische oder Neolamarckismus Paulys und Francés werden abgelehnt. Doch wird Verf. seinen Gegnern nicht gerecht. Psychische Faktoren als tätige Kräfte im Zelleben annehmen heißt durchaus nicht der Mystik verfallen; die hypothetische Annahme von psychischen Realitäten ist im Prinzip so berechtigt wie die von Atomen und Determinanten, und hier wie dort kann nur die Prüfung an den Einzeltatsachen der Erfahrung über die Hypothesen entscheiden.

Nach Weismann entstehen alle Instinkte durch Selektion von Keimesvariationen. Er führt die Instinkte an, welche nur ein einziges Mal im Leben des Tieres ausgeübt werden, bei denen also Vervollkommnung durch Übung ausgeschlossen ist. Ziegler schließt sich Weismann an. Wie Spencer, zum Teil schon Darwin, stellt er die Instinkte mit den Reflexen zusammen: Die Verwendung subjektiver Merkmale (Fehlen des Bewußtseins, der Zweckvorstellung usw.) ist bei Tieren undurchführbar. Das einfachste objektive Merkmal des Instinktes besteht darin, daß die Handlung von allen normalen Individuen in fast derselben Weise ausgeführt wird. Je nach ihrer Voll-

kommenheit bedürfen die Instinkte keine, geringere oder größere Übung. »Von den Reflexen unterscheiden sich die Instinkte nur durch die größere Kompliziertheit, insbesondere dadurch, daß sie nicht nur eine Tätigkeit eines Organes, sondern Handlungen des ganzen Individuums bedingen« (S. 46). Die Instinkte beruhen auf ererbten, »blastogenen«, »kleronomen« Bahnen, das Gedächtnis, die verstandes- und gewohnheitsmäßigen Handlungen auf individuell erworbenen, »somatogenen«, embiontischen Bahnen; die erheblichen Schwierigkeiten, welche diese Bahnenhypothese belasten, finden bei Ziegler ebensowenig Berücksichtigung wie bei den meisten Physiologen und Neurologen.

Es folgt ein Überblick über die Erforschung der Insektenstaaten durch v. Buttel-Reepen, A. Forel, Wasmann, Escherich u. a. Bethes Versuch, diese Insekten als »Reflexmaschinen« aufzufassen, ist gescheitert. Neben ausgeprägten sozialen Instinkten finden sich individuelle, gedächtnismäßige Erwerbungen.

Ein Anhang über den Neovitalismus bietet nichts Beachtenswertes.

Die Instinkte stehen in enger Beziehung zu Eigenschaften der körperlichen Organisation (Schwimmhäute — Schwimminstinkt); sie entwickeln sich meist erst in dem Lebensalter oder in der Zeit, in welchen die Organe die entsprechende Ausbildung erreichen. Daher sind die Instinkte wohl ererbt, aber nicht immer angeboren (Geschlechtsinstinkt). Sie sind von körperlichen Zuständen in hohem Grade abhängig (Hunger).

Die Beschränktheit des Instinktes, seine Unzulänglichkeit in ungewöhnlichen Lebensverhältnissen ist oft recht auffällig, findet sich aber auch bei erlernten Fähigkeiten und erworbenen Gewohnheiten.

Schon in Anwendung auf den Menschen ist es unrichtig, das Fehlen des Bewußtseins zum Charakteristikum des Instinktiven zu machen; dies gilt um so mehr für die Tierpsychologie. Überhaupt darf die Tierpsychologie nicht auf die Bewußtseinsfrage gegründet werden. »Man mag den Affen und anderen Säugetieren mit einigem Recht Bewußtsein zuschreiben, vielleicht auch den Vögeln, aber bei allen übrigen Tieren wird ein solcher Analogieschluß ganz unsicher und strittig« (S. 71). In bezug auf Reptilien und Amphibien meint Verf.: »Niemand kann beweisen, daß diese Tiere ein Bewußtsein haben, ja nicht einmal die Schmerzempfindung kann mit Sicherheit behauptet werden« (S. 73). Bei wirbellosen Tieren hat der Analogieschluß bei der Verschiedenheit des Nervensystems gar keine Berechtigung mehr. — Da diese Ansichten des Verf. nicht auf einer eingehenden logischen Analyse der Grundlagen der betreffenden Analogieschlüsse beruhen, kann man ihnen nur das Gewicht einer persönlichen Meinung zusprechen. Der Psychologe, der die Bedeutung des Analogieschlusses als eines grundlegenden Denkmittels immer vor Augen hat, wird bei umsichtiger Handhabung desselben Ziegler nicht immer zustimmen können. Die von Ziegler vertretene »objektive« Richtung der Tierpsychologie hat natürlich volle Berechtigung; daneben bestehen aber andere Probleme (wie das des Bewußtseins), die nur durch vom menschlichen Seelenleben ausgehende Analogieschlüsse der Lösung näher gebracht werden können. Ziegler wird einseitig, wenn er diese Richtung in seiner Polemik gegen Wundt und Lukas verwirft. Dazu gibt ihr hypothetischer Charakter kein Recht; denn die Bahnentheorien sind nicht minder hypothetisch, wie von physiologischer Seite durch v. Kries in seiner Schrift über die materiellen Grundlagen der Bewußtseinsphänomene

dargelegt worden ist. Hypothesen sind unvermeidlich, wenn man nicht auf's Erklären verzichten und bei einer bloßen Darstellung des tierischen Verhaltens stehen bleiben will. Gegen die Überschätzung der neurologischen Grundlagen der in Frage stehenden Analogieschlüsse hat Fechner schon treffende Gründe ins Feld geführt. Wir schließen auf das Seelenleben unserer Mitmenschen auf Grund ihres Verhaltens, nicht weil uns die Kenntnis der Anatomie und Histologie des Nervensystems dazu führt. Beim Menschen steht das Instinktleben mit dem Gefühls- und Begehrungsbewußtsein in engstem Zusammenhange; die »Kirchenlehre« wie moderne Tierpsychologen (Dahl, übrigens auch Darwin, Lloyd Morgan, James) sind im Recht, wenn sie diesen Zusammenhang betonen und tierpsychologisch verwerten. Die hervorragende Bedeutung der objektiven Merkmale des Instinktes, die Verf. hervorhebt, bleibt natürlich bestehen.

Interessant sind jene Erfahrungen, die mit Recht für geringe oder fehlende Schmerzempfindlichkeit bei verschiedenen Tierformen angeführt werden können: »Man kann wohl behaupten, daß die Schmerzempfindung bei den Insekten viel weniger entwickelt ist als bei den warmblütigen Tieren. Sonst könnte man es nicht erleben, daß eine Ameise, der soeben Antennen und Abdomen abgeschnitten worden sind, in Honig schwelgt; oder daß eine Hummel, der die Antennen oder gar der Vorderkopf gänzlich entfernt worden ist, sofort wieder zu den Blumen zurückfliegt, um sich zu erlaben; oder daß eine dicht am After verwundete Raupe sich von hinten anfangend selbst auffrißt« (A. Forel, Das Sinnesleben der Insekten. München 1910. S. 131; Ziegler, S. 75, 76).

»Ich bin der Meinung, daß sich die Gefühle in der Tierreihe wahrscheinlich erst in Verbindung mit dem Assoziationsvermögen, dem Gedächtnis und der Intelligenz allmählich entwickelt haben. Denn der Schmerz ist seinem biologischen Zweck nach ein Warnungssignal, welches auffordert, eine stattfindende Schädigung des Körpers aufzuheben (welche Funktion er auch ohne Vorhandensein von Gedächtnis ausführen könnte! Ref.) oder in Zukunft zu vermeiden« (S. 76, 77).

Wasmann stellt den bei Tieren vorkommenden Formen des Lernens eine höhere, spezifisch menschliche Art gegenüber, welche mit Einsicht in die Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Mittel und Zweck verbunden ist. Doch gibt es Fälle, in denen Tieren eine solche Einsicht kaum abgesprochen werden kann — Benutzung von Werkzeugen durch Tiere. Darwin erzählte, daß ein Affe mit schlechtem Gebiß sich eines Steines bediente, um Nüsse zu öffnen. — Es ist freilich schwer, in solchen Fällen Nachahmung auszuschließen; doch wird man angesichts der Häufung der Berichte Ziegler zustimmen müssen.

Nach des Verf. Meinung beruht die Lernfähigkeit, die Plastizität der Neurone auf kleinen und langsamen Veränderungen (Formveränderungen, insbesondere Dickenänderungen) an den Verzweigungen der Zellenfortsätze, sowie auf der Ausschleifung von Wegen innerhalb des Zellkörpers (Bildung oder Verstärkung von Neurofibrillen). Die Assoziation wird auf dieser Grundlage im Sinne der Ausschleifungshypothese verdeutlicht. Ziegler berichtet kurz über Watsons Versuche an weißen Ratten, die einen Parallelismus der Entwicklung der psychischen Fähigkeiten und der Ausbildung des Zentralnervensystems (Markscheidenbildung) erweisen.

»Das menschliche Gehirn durchläuft ... in seiner Ontogenie die phyle-

tischen Stufen des ungefurchten Gehirns, des niederen und des höheren Affengehirns. ... Es bestätigt sich ... auch hier der Satz von Huxley, daß der Mensch in anatomischer Hinsicht mit den höheren Affen näher verwandt ist als diese mit den niederen Affen« (S. 97).

In dem Maße, in dem sich in der Tierreihe bis zum Menschen hin der Verstand entwickelt, werden die Instinkte durch ihn und durch erlernte Gewohnheiten umgeändert, ergänzt und ersetzt. »Bei dem Menschen ... zeigen sich die Instinkte nur in der Form von Trieben und Gemütsbewegungen. Die Instinkte sind beim Menschen mit Empfindungen verbunden, was wahrscheinlich (? Ref.) nicht bei allen Lebewesen der Fall ist« (S. 99). Vor allem sind die familiären und sozialen Instinkte beim Menschen bedeutsam. Ziegler macht diese der Promiskuitätslehre gegenüber geltend.

Für den Menschen ist die Fähigkeit der Wortsprache und — damit zusammenhängend — der »Ideen« und des abstrakten Denkens charakteristisch. Die Bedeutung der (sozialen, ethischen, religiösen usw.) Ideen für menschliches Handeln widerlegt die materialistische Geschichtsauffassung.

Die im Anhang besprochenen Untersuchungen der Bienen- und Ameisengehirne zeigen, daß den verschiedenen Instinkten der drei Formen der Männchen, Weibchen und Arbeiterinnen Unterschiede im Bau der Gehirne entsprechen.

Die Schrift vertritt mit Einseitigkeit eine verbreitete Richtung; aber sie vertritt diese Auffassung in klarer und geschickter Darstellung. Zur Einführung wird das sich angenehm lesende Buch dem kritischen Leser gute Dienste leisten. E. Becher (Münster i. W.).

---

6) F. Brentano, Untersuchungen zur Sinnespsychologie. X und 161 S. Leipzig, Duncker & Humblot, 1907. M. 3.—.

Die Schrift enthält vier Vorträge. Der vierte stellt eine Wiederholung des ersten dar, die sich auf das Wesentliche beschränkt, zugleich aber neue Erwägungen hinzufügt. Ich berichte darum über das Problem des »phänomenalen Grün« im Anschluß an den letzten Vortrag.

Vom phänomenalen Grün.

Vortrag, gehalten in der Wiener Philos. Gesellschaft am 29. Januar 1893.

Zur Frage vom phänomenalen Grün. 24. August 1905.

Zunächst wird die Auffassung abgelehnt, daß es nur einfache Farbqualitäten gebe, daß also z. B. Rosa, Violett, Grau ebenso einfach seien wie Rot oder Weiß. Einfache Farben sind zweifellos Schwarz, Weiß, Rot, Gelb, Blau. Ist Grün einfach, wie die meisten Psychologen und Physiologen meinen, oder zusammengesetzt, wie die Maler glauben?

Gründe für die Einfachheit:

Im Grün ist nach verbreiteter Aussage von Blau und Gelb nichts zu merken. Es ist unmöglich, aus blauem und gelbem Licht Grün zu mischen. Schwarz-Weiß und Gelb-Blau sind Paare einfacher Farben; demnach muß es auch zu dem anerkanntermaßen einfachen Rot eine einfache gegensätzliche Qualität geben: das Grün. Den Farbenpaaren Weiß-Schwarz und Gelb-Blau entsprechen Paare von Dissimilations- und Assimilationsprozessen. Ist der Rot-Prozeß einfach, so muß ein gleiches von dem Grün-Prozeß gelten. Wäre Grün eine Mischung aus Gelb und Blau, so müßten alle, die

Blau und Gelb sehen können, auch die Blau-Gelb-Mischung, das Grün sehen können. Das ist nicht der Fall, wie die Rot-Grün-Blindheit zeigt. Grün gehört zu den Farben, die bei abnehmender Lichtstärke im Spektrum beharren; Mischfarben dagegen treten zurück. Denn diese entstehen dadurch, daß dieselben Strahlen mehrere Sinnesnerven affizieren. Wird nun der Lichtreiz sehr schwach, so affiziert er nur noch einen, denjenigen, der ganz besonders disponiert ist, von ihm gereizt zu werden (S. 133).

Gründe gegen die Einfachheit des Grün:

»Vor allem muß ich mit den Künstlern sagen, ich sehe und bemerke deutlich in dem Grün sowohl das Blau wie das Gelb und erkenne daraufhin, daß, wer vom Gelb zum Blau durch Grün übergeht, wie in gerader Linie fortschreitet ... Auch erkenne ich weiter, daß darum Grün, was die Helligkeit und auch was die sogenannte Wärme oder Kälte der Farben anlangt, zwischen Gelb und Blau in der Mitte steht ...« (S. 133. Letztere Beobachtung hat kaum viel Gewicht für die Entscheidung der Frage. Ref.). — »Wenn ich blaues und gelbes Licht mische, ... so erhalte ich kein reines Grau ..., sondern ein Grau, welches deutlich ins Grüne spielt« (S. 184). Dies Grün tritt bei subjektiver Mischung (z. B. von einem im Kontrast aufgerufenen Blau mit einem im Kontrast aufgerufenen Gelb) deutlicher hervor. Die Abschwächung des Gelb und des Blau durch die Mischung verschiebt beide Farben in der Richtung des Rot, und das letztere wirkt dem Grün der reinen Gelb-Blau-Mischung entgegen. Wir kommen so zu einem einzigen Gesetz der »Verweißlichung«, nach welchem diese nur dann eintritt, wenn in gewissem Maße Rot, Blau und Gelb gemischt werden. — Im Nachbild und Simultankontrast bringt Gelb Violett, Blau Orange hervor, die einfachen Qualitäten also Mischfarben. So wird auch auf das einfache Rot eine Mischfarbe, das Blau-Gelb, reagieren. Da Gelb das Rot im Violett hervorruft, Blau das Rot im Orange, muß wegen der Wechselseitigkeit der Nachbild- und Kontrastbeziehungen auch Rot seinerseits Gelb und Blau hervorrufen, die demnach im Grün enthalten sein müssen.

Weitere Argumente Brentanos, die sich nicht gut kurz wiedergeben lassen, übergehe ich; ebenso mag man die Widerlegung der gegnerischen Gründe im Original nachlesen. Brentano kommt zu folgender Stellungnahme gegenüber den Farbentheorien: »Mit Young erkennen wir drei gesättigte Farbenelemente an, ja es sind sogar dieselben, welche er ursprünglich aufgestellt hatte. Mit Hering lehren wir, daß Weiß und Schwarz ebenso einfache Farbenelemente sind als jene, und daß die Verweißlichung bei der Verbindung verschiedenfarbiger Lichter nicht als eine Mischung der Farben zu Weiß, sondern als eine Verdrängung durch Weiß, als der Sieg einer gleichzeitigen Weißtendenz über die Tendenz zu gesättigten Eindrücken zu betrachten ist. Auch hatten wir, nicht gerade unmittelbar, aber doch mittelbar die Erscheinungen der Nachbilder nach seinem Vorgang auf den Wechsel von Assimilation und Dissimilation zurückzuführen« (S. 151, 152).

Über Individuation, multiple Qualität und Intensität sinnlicher Erscheinungen.

Vortrag, gehalten auf dem internationalen Kongreß für Psychologie in München am 7. August 1896.

Die Empfindung kann nicht den Charakter einer allgemeinen Vorstellung tragen. Es fragt sich, was sie individualisiere. Weder die Modalität, noch

das Hell bzw. Dunkel, noch die Intensität, noch das Kolorit sind nach Brentano imstande, der Empfindung Individuation zu geben. Es muß also ein anderes determinierendes Moment vorhanden sein. Das Individuationsprinzip ist in einer »Art räumlicher Kategorie« zu suchen; dieser etwas unbestimmte Ausdruck wird mit Rücksicht auf den Empirismus angewandt.

»Wie in dem Weltraum Stoff für Stoff, so erweist Qualität für Qualität in diesem Sinnesraum sich undurchdringlich« (S. 53) (Wettstreit der Sehfelder). Demgegenüber wurden die Fälle multipler Qualität (Mehrklänge, Nuancen, die in mehreren Farben spielen) angeführt. Andererseits wurde die Multiplizität geleugnet bzw. umgedeutet. Orange z. B. sei so einfach wie Rot und Gelb — eine Auffassung, die Brentano auch in dem oben wiedergegebenen Vortrage allzu leicht beiseite schiebt, obgleich ihre Entkräftung notwendige Voraussetzung für alles Weitere ist. Es handelt sich hier freilich um Fragen, die in der Erkenntnistheorie der Psychologie zu bearbeiten wären, welche gegenüber der Erkenntnistheorie der Naturwissenschaft bisher allzu stiefmütterlich behandelt worden ist.

Für die Stellungnahme Brentanos in diesen Dingen ist es charakteristisch, wie er Multiplizität und Undurchdringlichkeit durch eine Schwelle der Merklichkeit vereinbar macht. »So wird denn auch bei der Kollokation verschiedener Qualitäten im Empfindungsraum eine Unmerklichkeit der Abstände und ebenso eine zwischen mehreren Qualitäten in unmerklich kleinen Teilen wechselnde Empfindung möglich sein, bei der die Vielfältigkeit der Teile im ganzen, nicht aber die Besonderheit ihrer Verteilung im einzelnen dem undeutlich Apperzipierenden sich verrät« (S. 58, 59). — Dem Ref. scheint das »Gesetz der Undurchdringlichkeit« keineswegs so notwendig, daß er darum zu kühnen Hypothesen übergehen würde.

Doch sehen wir weiter zu, was Brentanos Annahme leistet. »Wie erfüllte, so werden auch leere Stellen im Sinnesraum im einzelnen unmerklich sein können, während sie, weil sie zahlreich sind, in ihrer Gesamtheit die Erscheinung merklich beeinflussen« (S. 60). »Wegen der Erscheinung des Schwarz bei mangelndem Lichtreiz und wegen der Gesetze des simultanen Kontrastes und der Lichtinduktion kann es beim Gesichtssinn zu solchen phänomenal leeren Stellen nicht kommen. Bei allen anderen Sinnen ... hindert ... nichts, ... die verschiedenen Grade der Intensität wirklich auf ein Mehr und Minder von Voll und Leer zurückzuführen, also die Intensität als ein gewisses Maß von Dichtigkeit der Erscheinung im allereigentlichsten Sinne zu begreifen« (S. 61). Nun stimmt es aber vorzüglich zur dargelegten Hypothese, wenn Hering gezeigt hat, daß die Herabminderung der Reizintensität auf optischem Gebiete keine Herabminderung der Empfindungsintensität mit sich bringt; denn die Verdunklung ist nicht als solche aufzufassen. Das Schwärzlichwerden ist als eine Vermengung der gegebenen Farbe mit der schwarzen in unmerklich kleinen Flecken zu begreifen. »Wiederum, die Verdunkelung bei Herabminderung des Lichtreizes ist, genau besehen, keine reine Annäherung an Schwarz. ... Auch dies läßt sich auf Grund der Hypothese der durch den Lichtreiz gelassenen Lücken unter Berücksichtigung des simultanen Kontrastes, dessen ich schon als eines hier zu beachtenden Moments gedachte, deduktiv als notwendig erweisen« (S. 63). — Dazu wäre zu sagen, daß sich diese Erscheinung auch ohne Brentanos Hypothese erklärt.

Ferner ergibt sich ohne weiteres, warum beim Zusammenklang mehrerer Töne von mäßiger Stärke das Ganze intensiver erscheint als jeder einzelne Ton, während nach traditioneller Auffassung der Intensität nur die einzelnen Töne, nicht der Mehrklang eine Intensität heben dürften.

Brentano unterscheidet zwischen der Tätigkeit des Empfindens und dem Empfundenen und stellt es als unzweifelhaft hin, daß beider Intensitäten immer genau gleich sein müssen. Unsere Hypothese erklärt dies sofort. Denn jedem Teil des erfüllten Sinnesraumes entspricht ein darauf bezüglicher Teil des Empfindens, und jedem leeren Teil eine teilweise Privation des Empfindens.

»Wie unsere Auffassung erklärt, warum das Empfinden mit dem Empfundenen seiner Intensität nach übereinstimmt, so verlangt sie auch, daß, wo der innere Gegenstand einer psychischen Tätigkeit, auch diese selbst der Intensität ermangele. Nach unserer Auffassung wird also z. B. das begriffliche Denken und ebenso, was von Urteil und Gemütstätigkeit es zur Unterlage hat, im Gegensatz zum Empfinden niemals auch nur im geringsten an einer Intensität teilhaben können.

Und das ist es denn auch, was die Erfahrung dem Unbefangenen bezeugt« (S. 68).

»In der Tat, würden wir nicht die sinnlichen Erscheinungen mit unvollkommener Deutlichkeit perzipieren, so würden wir statt eines Scheines von Intensitätsunterschied und Wechseldurchdringung nur Besonderheiten der Kollokation in unserem Bewußtsein vorfinden« (S. 70).

Nach der neuen Auffassung erscheint der Zweifel über den Größencharakter der Intensität vollständig behoben. Als Maß der Dichtigkeit der sinnlichen Erscheinung ist die Intensität selbstverständlich eine Größe.

Ebenso ist nun die Frage geklärt, warum die Intensität nicht nur eine untere, sondern auch eine obere Grenze hat. Wenn alle Lücken im Sinnesraume ausgefüllt sind, ist eben das äußerste Maß von Intensität erreicht.

Der unmittelbare Drang, modal verschiedene Empfindungen ihrer Intensität nach zu vergleichen, der oft bekämpft wurde, erscheint durchaus berechtigt. Denn die Intensität wird bei jeder Modalität auf die Proportionen zwischen der Ausdehnung des Vollen und Leeren in den undeutlich vermengten Teilen der Sinnesräumlichkeit zurückgeführt. — Wenn Brentano sich hier auf den unmittelbaren Eindruck beruft, so widerstreitet dieser offenbar die Konsequenz seiner Hypothese, daß das Grau eines nebligen Abends ein Eindruck von der Intensität des lautesten Schalles, sagen wir dröhnenden Kanonendonners, sei; da bei der Lichtempfindung leere Lücken fehlen, muß diese ja immer maximale Intensität haben. Denn Herings Lehre, daß die Lichtempfindungen, des Intensitätsunterschiedes ermangelnd, überhaupt keine Intensität haben, lehnt Brentano in Konsequenz seiner Hypothese natürlich ab.

Zum Schluß wird angedeutet, daß die Psychophysik von der Hypothese betroffen wird, daß selbst Hypothesen über das Weltganze nicht unberührt bleiben. Die Möglichkeit einer Auffassung der Welt als rein psychisches Gebilde soll gänzlich durch Brentanos Lehre von der Intensität zunichte werden. —

Wie ich gelegentlich andeutete, stehen hinter Brentanos Ausführungen weitgreifende Voraussetzungen, deren Bewertung sich nicht im Handumdrehen

erledigen läßt. Und die Kritik kann auch gegenüber dem Ausgesprochenen an manchem Punkte einsetzen, vor allem auch in der Form von Antikritik.

Dessen ungeachtet bietet gerade dieser Vortrag dem sorgfältig Lesenden großen Reiz. In glänzender Weise entwickeln sich die Ideen von speziellen Problemen zu umfassenden Hypothesen; vom Einfachen fällt Licht auf verwickelte, scheinbar fernliegende Fragen, und doch bleibt dabei der innere Zusammenhalt der Gedankenführung streng gewahrt.

Von der psychologischen Analyse der Tonqualitäten in ihre eigentlich ersten Elemente.

Vortrag, verfaßt für den Internationalen Psychologenkongreß in Rom am 27. April 1905.

Sind wir mit der Zerlegung der Mehrklänge in Einzelklänge, der Einzelklänge in Haupt- und Partialtöne am Ende der Analyse, bei den eigentlich ersten Tonelementen angelangt? Mach glaubt, daß alle Qualitäten zusammengesetzt seien, und zwar aus denselben zwei Elementen »Dumpf« und »Hell«. Stumpf wendet demgegenüber ein, daß dann jeder Mehrklang zu einem Einklang von mittlerer Höhe werden müßte.

»Dieselben gesättigten Elemente kehren in jeder Oktave wieder. In den mittleren erscheinen sie relativ rein, in den tieferen und höheren dagegen mehr und mehr mit einem von jenen zwei ungesättigten Elementen gemischt, die wir wirklich mit Mach anzunehmen haben und von denen das eine dem Schwarz, das andere dem Weiß vergleichbar ist. Ein *c* in mittlerer Lage unterscheidet sich von einem tiefen und hohen *c* annähernd wie reines gesättigtes Blau sich von Dunkelblau und Hellblau unterscheidet, von welchen ja jenes durch Schwarz verfinstert, also verschwärzlicht, dieses durch Weiß aufgehellt, also verweißlicht ist« (S. 102).

Diese Hypothese erklärt nun eine Reihe von Besonderheiten, aus der wir einzelnes herausgreifen. Vor allem wird die sonst so rätselhafte Verwandtschaft der Oktaven, überhaupt die Struktur der Tonreihe, die man wohl durch eine Schraubenlinie versinnbildlichte, verständlich. »Auch machen jedem Unbefangenen die Töne mittlerer Lage, verglichen mit denen der tiefsten und höchsten, den Eindruck von stärkerem Ausgesprochensein einer besonderen spezifischen Qualität, während sie dort in der Gleichartigkeit eines dumpfen Getöses untergeht, hier wie verblichen ist« (S. 103). »Endlich stimmt es auch vollkommen, wenn in den emotionellen Mitempfindungen, den Lust- und Unlustgefühlen, welche die Harmonien und Disharmonien begleiten, in der Höhe wie Tiefe eine starke Abnahme sich zeigt, während zugleich ein allen tiefen einerseits und allen hohen andererseits gemeinsames Gefühl sich eindrängt« (S. 104).

Das Ende des Spektrums nähert sich wieder dem Rot. Die Analogie des Auftretens des gleichen gesättigten qualitativen Elements bei Schall- und Lichtquellen bei Verdoppelung der Schwingungszahl ist sehr beachtenswert. Dies zeugt dafür, daß in der Erregung der Qualitäten durch die Wellen wesentliche Analogien bestehen.

Die tiefsten Geräusche, die dumpf erbrausenden, sind dem Schwarz vergleichbar, das höchste Gezisch und Gekreisch dem Weiß und endlich die Geräusche von mittlerer Höhe dem Grau. Brentano versucht nun das Entstehen der Geräusche ähnlich zu begreifen wie das Entstehen der grauen Nuancen.

Die Analogie zwischen Farben und Tönen in bezug auf die Gefühlswirkung erstreckt sich auch auf die Doppelqualitäten. »Für alle isoliert gegebenen kleinen Terzen, großen Terzen und Quinten ist ein gewisser Gefühlscharakter gemeinsam. Und wenn derselbe auch auf dem Farbengebiete, nämlich bei den Doppelfarben Violett, Orange und Grün wiederkehrt (ähnlich wie der düstere Eindruck der tiefen Töne im Schwarz und der den sehr hohen eigene im Weiß), so dürfte dies darauf deuten, daß die relative Lage der Farbenelemente in Violett, Orange und Grün denen zweier Tonelemente in der kleinen Terz, großen Terz und Quint analog ist« (S. 110).

Sieht man von Detailkritik ab, so ist für den Stellungnehmenden gegenüber den vorliegenden Vorträgen die wesentlichste Frage eine erkenntnistheoretische. Sind wir berechtigt, eine Bewußtseinstatsache, die als einfach imponiert, weiter zu zerlegen, oder ist das Einfach-Erscheinende in Wirklichkeit einfach? Diese Frage soll hier nicht untersucht werden. Doch mag zweierlei bemerkt werden. Die letztere Auffassung wird zwar oft vertreten, jedoch pflegt es dabei an der Konsequenz in der Anwendung zu fehlen. Man protestiert zwar gegen eine Zerlegung der Zwischenfarben, faßt aber die Klänge durchweg als zusammengesetzt auf. Und doch erscheinen manche Klänge vielen ungeübten Beobachtern durchaus einfach. Man darf also die Konsequenz nicht scheuen, daß derselbe objektive Klang für den einen Beobachter einfach, für den anderen zusammengesetzt sein kann. Die analysierende Aufmerksamkeit verändert das Klanggebilde, macht aus dem Einfachen ein Zusammengesetztes, führt nicht zur präzisen Feststellung dessen, was der Ungeübte, Unmusikalische als Klang bewußt erlebt.

Die Konsequenzen eines solchen erkenntnistheoretischen Standpunktes reichen weit, sind von größter Bedeutung für Gefühls- und Willenspsychologie, Gebiete, auf denen an »Analysen« der angedeuteten Art kein Mangel ist.

Übrigens würden damit solche »Pseudoanalysen« — als solche wären sie vom Bewußtseinsstandpunkte aus zu bezeichnen — keineswegs durchweg wertlos. Für das Unbewußte im weitesten Sinne, vielleicht für die physiologische Grundlage mögen sie zu Recht bestehen, bestehen sie in manchen Fällen sicherlich zu Recht. Mit dieser Bemerkung nähert sich der Standpunkt demjenigen Brentanos und seiner Anhänger: man braucht ja nur das Unbewußte im Sinne des Unbemerkten zu fassen.

Ich betone nochmals, daß die erkenntnistheoretische Grundfrage mit diesen Bemerkungen nicht entschieden werden soll; sie sollen nur ihre Bedeutung beleuchten. E. Becher (Münster i. W.).

---

7) A. Forel, Das Sinnesleben der Insekten. Eine Sammlung von experimentellen und kritischen Studien über Insektenpsychologie. Vom Verf. durchgesehene und durch zahlreiche Zusätze vermehrte Übersetzung von Maria Semon. Mit 2 lithogr. Tafeln. XV u. 391 S. München, E. Reichardt, 1910. M. 7.—; geb. M. 8.50.

Die vorliegenden Studien stammen aus sehr verschiedenen Jahren, die erste wurde 1878 verfaßt. 1908 wurden sie von Macleod Yearsley in Buchform herausgegeben. M. Semon hat die dankenswerte Aufgabe durchgeführt, das von gründlichster Beobachtung, geschicktem Experimentieren und sorgfältiger theoretischer Verarbeitung zeugende Werk ins Deutsche zu

übertragen. Die Übersetzung wurde vom Verf. durchgesehen und durch die Kritik neuerer Arbeiten ergänzt.

Die Entstehungsweise des Buches bringt ihre Nachteile mit sich; es fehlt der Charakter des Systematisch-Abgeschlossenen, und Wiederholungen sind nicht immer vermieden. Doch hat es einen besonderen Reiz, das Werden der Erkenntnis gleichsam aktenmäßig verfolgen zu können, und überdies einen eigenen Wert für den, der nicht nur Ergebnisse sondern auch Methoden kennen lernen will.

Auf die Einleitung folgen drei Studien über den Gesichtssinn. Die Untersuchung führt zu folgender Zusammenfassung:

»1) Die Insekten orientieren sich beim Fliegen fast ausschließlich, beim Gehen auf dem Boden teilweise, mit Hilfe ihrer Facettenaugen. Ihre Fühler und ihre Mundwerkzeuge sind ihnen bei der Flugorientierung von keinem Nutzen. Eine Ausschaltung letzterer Organe ändert in nichts die Fähigkeit der Insekten, ihren Flug zu dirigieren.

2) Die Johannes-Müllersche Theorie des musivischen Sehens liefert die einzige wahre Erklärung des Sehens der Insekten. Die Retinulae der einzelnen Facetten empfangen kein Bild, sondern jede ein einzelnes Strahlenbündel, dessen Quelle von derjenigen der Bündel der benachbarten Facetten mehr oder minder deutlich abgegrenzt ist ...

3) Je größer die Anzahl der Facetten und je länger die Glaskörper, desto deutlicher wird das Sehen (J. Müller, Exner) und desto weiter reicht das relativ deutliche Sehen.

4) Insekten nehmen besonders deutlich die Bewegung der Gegenstände wahr, d. h. die Verschiebung der Gesichtsbilder in ihrem Verhältnis zum Facettenauge. Sie sehen deshalb besser im Fluge ...

5) Insekten sehen die Umrisse und Formen der Dinge in mehr oder minder undeutlicher Weise, und zwar um so undeutlicher, je kleiner die Zahl der Facetten, je kürzer die Glaskörper, je weiter entfernt oder je kleiner der gesehene Gegenstand ist. Insekten mit großen Augen und mehreren tausend Facetten vermögen ziemlich scharf die Form zu erkennen.

6) Insekten erkennen die Richtung und Entfernung der Gegenstände während des Fluges mit Hilfe ihrer Facettenaugen sehr deutlich, wenigstens soweit nicht zu große Entfernungen in Betracht kommen. Aber auch im Ruhezustand wissen manche derselben die Entfernung unbewegter Gegenstände recht deutlich abzuschätzen.

7) Gewisse Insekten (z. B. Bienen und Hummeln) unterscheiden Farben sehr gut und vermögen besser Farben als Formen wiederzuerkennen. Bei anderen hingegen (z. B. bei Wespen) ist der Sinn für Farben sehr mangelhaft. Ameisen sehen ultraviolette Strahlen (Lubbock).

8) Die Ozellen stellen ein sehr unvollkommenes Sehorgan dar und dürften bei Insekten mit Facettenaugen nur akzessorische Bedeutung haben. Immerhin ist es möglich, daß sie dem Betrachten sehr naher Gegenstände in einer dunkeln Umgebung dienen ...

9) Die Geschwindigkeit, mit welcher im genauen Verhältnis zur Größe der Entfernung die Schärfe der Umrisse abnimmt, muß dem Insekt sehr wesentlich dazu behilflich sein, Entfernungen abzuschätzen.«

Bezüglich der photodermatischen Empfindungen resümiert Forel: Die Ameisen »scheinen das Ultraviolett hauptsächlich mittels der Augen wahrzunehmen, d. h. also es zu sehen, da sie sich, wenn

ihre Augen gefirnißt sind, fast unempfindlich dagegen zeigen; deutlich reagieren sie in diesem Zustand nur auf direktes oder mindestens kräftiges Sonnenlicht ... Meine Versuche scheinen mit zu beweisen, daß die photodermatischen Empfindungen bei den Ameisen schwächer vertreten sind, als bei den von Graber untersuchten Tieren« (S. 70). »Graber hat keineswegs zu beweisen vermocht, daß die Empfindungen, die durch Licht auf die Haut erzeugt werden, eine besondere, spezifische Eigenschaft aufweisen, die sich von Empfindungen des Schmerzes, der Hitze, der Kälte, der Berührung unterscheidet« (S. 72).

Versuche mit Röntgenstrahlen bei Ameisen fielen negativ aus.

»1) Bei vielen Insekten, die sich im wesentlichen durch den Gesichtssinn leiten lassen, wie z. B. bei Libellen und Zikaden, sind sowohl die Fühler (Antennen) als auch der Geruchssinn rudimentär ...

2) Der Geruchssinn hat ... seinen Sitz in den Antennen ...

3) Bei gewissen Insekten ... (Fliegen) sind die Antennen steif und dienen wahrscheinlich völlig oder doch nahezu völlig der Geruchswahrnehmung im engsten Sinn.

4) Bei anderen Insekten sind sie beweglich und dienen diesen dazu, sowohl aus einer gewissen Entfernung zu riechen, als auch das, was sie berühren, tastend zu prüfen (Kontaktgeruch)« (S. 108).

»Die Antennen der Hymenopteren stellen einen ‚Raumsinn' dar, so daß man diesen antennalen Geruchssinn mit Recht topochemischen Geruchssinn nennen kann« (S. 111).

»Mit Hilfe sehr bemerkenswerter Experimente hat Nagel nachgewiesen, daß bei verschiedenen Insekten die Palpen (d. h. die Taster, Ref.) einem Nahgeruch oder Kontaktgeruch dienen, der eine gewisse Verwandtschaft mit dem Geschmack zeigt — dies noch außer ihrer charakteristischsten Haupteigenschaft, dem Tastsinn, dessen Funktionen sie bei allen Insekten dienen« (S. 168).

Über den Geschmack wird wenig gesagt; selbst die Lokalisationsfrage ist in Details noch strittig.

In bezug auf das Gehör ist festzustellen:

»1) daß viele Insekten zirpen oder summen, 2) daß sie viele Geräusche wahrnehmen, 3) daß Ameisen und Bienen auf Zeichen, wie Summen und Zirpen ihrer Gefährtinnen, die von uns als Geräusche oder Töne gehört werden, reagieren« (S. 125). Forel neigt zu der Auffassung, daß die Perzeption der Luftschwingungen durch den Tastsinn erfolge, da spezifische Gehörsorgane nicht überzeugend nachgewiesen sind (Dugès' Pseudogehör).

Der Tastsinn ist in den Antennen am feinsten; er ist bei den Spinnen der führende, wichtigste Sinn.

»Der Temperatursinn scheint bei den Insekten ebenso stark oder ebenso wenig wie bei uns entwickelt zu sein« (S. 130).

Der Schmerz scheint weniger ausgebildet als bei den warmblütigen Wirbeltieren: schwer verletzte Insekten naschen Honig, und eine dicht am Anus verwundete Raupe frißt sich, von hinten anfangend, selbst auf.

Die Entwicklung jedes Sinnes variiert unendlich nach Familien und Gattungen, ja selbst bei verwandten Arten und verschiedenen Geschlechtern derselben Art. So finden wir ausgesprochene Spezialanpassungen des Geruchssinnes, z. B. der Silpha für faulendes Fleisch, vieler männlicher Insekten

für das Weibchen. Weibchen seltener Schmetterlinge, inmitten der Stadt gehalten, bewirken durch ihre Ausdünstungen das Erscheinen der Männchen.

Als weitere Fähigkeiten des Insektengeistes führt Forel an:

»1) Bewegungen, die nicht etwa bloß auf Reflexen oder einfachen Automatismen beruhen, sondern die auf entferntere Ziele gerichtet sind. Sie sind sehr gut koordiniert und gehen fast alle aus Kombinationen einer instinktiven Überlegung hervor, die von Sinneseindrücken geleitet werden und ihrem Ziel bewunderungswürdig angepaßt sind. Wir sprechen hier von zielbewußten Handlungen des Insektenindividuums oder der Insektengemeinschaft, von dem »Willen« dieser Geschöpfe, der, wenn er auch zweifellos hinter dem der Wirbeltiere zurückbleibt, doch keineswegs in fundamentalem Gegensatz zu letzterem steht.

2) Ein häufig sehr gutes Gedächtnis für Gegenstände, Örtlichkeiten und — fast möchte ich sagen ‚Individuen'« (S. 136, 137).

Auf Grund persönlicher Erfahrungen schließen Ameisen persönliche Freundschaften und Feindschaften. Bienen haben ein recht deutliches Zeitbewußtsein; sie gewöhnen sich schnell daran, zu bestimmter Stunde etwa einen mit Süßigkeiten versehenen Frühstückstisch zu besuchen.

Führt man die Instinkte der Ameisen irre, so kann man »gelegentliche kleine Ausbrüche plastischer Urteilskraft, ja Kombinationsgabe — natürlich in sehr begrenztem Umfang — beobachten, die, indem sie das Insekt für einen Augenblick von den gebahnten Wegen seines Automatismus ablenken, ihm helfen, Schwierigkeiten zu überwinden, sich zwischen zwei Gefahren oder zwischen zwei Lösungen einer Schwierigkeit zu entscheiden usw. Vom Standpunkt des Instinkts und der Intelligenz, richtiger der Vernunft, lassen sich folglich absolute Gegensätze zwischen Insekt, Wirbeltier und Mensch nicht feststellen« (S. 138, 139).

Instinkt und Intelligenz stehen keineswegs in gegensätzlichem Verhältnis; vielmehr sind meist — nicht immer — die intelligentesten Insekten zugleich mit den kompliziertesten Instinkten ausgestattet.

Forel faßt die Instinkte als ererbte Gewohnheiten, ererbtes Denken im Sinne des Lamarckismus, speziell der Mnemelehre Semons auf (vgl. meine Referate über Semons Werke in diesem Archiv Bd. XV und XVII, Becher). Die Mitwirkung der Zuchtwahl wird dabei keineswegs ausgeschlossen, wie Forel überhaupt gegen die Konstruktion eines Widerspruches zwischen Darwinismus und Lamarckismus — wohl mit Recht — protestiert.

Mehr oder weniger an die Instinkte geknüpft finden wir die Leidenschaften der Insekten, ihre Affekte. Forel nennt Zorn, Haß, Hingebung oder soziales Pflichtgefühl, Tätigkeitstrieb, Ausdauer, Naschsucht, Entmutigung, Angst, Tollkühnheit, die er neben Hunger, Durst und sexueller Begier bei intelligenten Ameisen konstatiert.

Die großen Unterschiede zwischen den geistigen Fähigkeiten der verschiedenen Insekten stehen in deutlichem Verhältnis zu der Verschiedenheit der Gehirnentwicklung.

Die folgende, neunte Studie beschäftigt sich referierend und kritisch mit den Arbeiten von Exner, Lubbock, Plateau, Miss Fielde, Kathriner, Andreae, Wéry, Piéron, v. Buttel-Reepen, Krause. Während Forel auf der einen Seite zahlreiche Bestätigungen seiner Ergebnisse findet, geben ihm manche Forscher, insbesondere Plateau, Anlaß zu ausführlicher, lebhafter Kritik. Im ganzen wird man sich dem Standpunkte

Forels anschließen dürfen, wenn seine temperamentvolle Polemik auch gelegentlich übers Ziel hinausschießt.

»Die Orientierungsfähigkeit außerhalb des eigenen Körpers des Individuums beruht weder in einer besonderen geheimnisvollen Kraft (gegen Bethe. Ref.), noch in einem unbekannten sechsten Sinn (ob statischer oder geotropischer Natur), noch in den Bogengängen. Sie ist vielmehr das Resultat der Erfahrungen der uns bekannten Sinne, sei es mehrerer zusammen, sei es eines einzigen, besonders aber des Gesichts- und Geruchssinnes, sowie auch des Tastsinnes, und je nach Fall und Spezies verschieden. Bei Orientierung in der Luft herrscht der Gesichtssinn vor, hiervon bieten uns die Brieftauben das bewunderungswerteste Beispiel. Da ihre Leistungen sich durch den Gesichtssinn vollauf erklären lassen, so ist es müßig, hier nach weiteren, geheimnisvollen Ursachen zu fahnden. Bei Orientierung auf der Erde spielt der Geruch oft eine hervorragende Rolle ... Bei der Orientierung der unterirdisch oder in Höhlen lebenden Tiere regieren Geruch und Tastsinn ...

Endlich finden wir eine gegenseitige soziale Orientierung bei sozialen Insekten mittels phylogenetisch akquirierten und erblich mnemisch fixierten Zeichen. Diese ‚Instinktsprache', die auch bei Bienen, Wespen usw. vorkommt, ist besonders bei Ameisen als Antennensprache mittels der topochemischen Geruchs und der Bewegung der Fühler entwickelt« (S. 295—296).

Die Mitwirkung der Bogengänge ganz auszuschließen, liegt doch wohl kein Grund vor. —

Im folgenden beschäftigt sich Forel zumeist im Anschluß an v. Buttel-Reepens wertvolle Beobachtungen mit der Mitteilungsfähigkeit, dem Gehör, dem Ortsgedächtnis, dem Zeitgedächtnis und dem Urteilsvermögen der Bienen. v. Buttel erkennt ein Hören der Bienen an, während Forel den schon erwähnten Zweifel geltend macht, ob nicht ein Pseudogehör vorliege; jedenfalls erkennen Bienen eine ganze Anzahl von verschiedenen akustischen Signalen (Heulen der Bienen usw.). v. Buttel schätzt den Geruch der Bienen höher ein als Forel, der für seine Ansicht vergleichende Beobachtungen an Bienen und den gut riechenden Wespen geltend macht. Im übrigen stimmen beide Insektenkenner in allem Wesentlichen überein; dies gilt insbesondere in bezug auf ihre Kritik Bethes, der zunächst die Gedächtnisleistungen leugnete (er hat sie später anerkannt) und die räumliche Orientierung in der Hauptsache auf eine unbekannte Kraft zurückführte, wie andere Forscher an bisher unentdeckte Wellenbewegungen u. a. dachten. Man wird in dieser Hinsicht Forel durchaus zustimmen dürfen. Es ist in der Tat erstaunlich, daß Mechanisten, wie Bethe, so leicht bereit sind, unbekannte Kräfte in der Natur anzunehmen, während sie doch die entsprechende Annahme der Vitalisten weit von sich weisen, den seelischen Faktoren aber selbstverständlich die Aktivität absprechen, obgleich diese doch wenigstens direkter Beobachtung, wenn auch nur im Beobachter selbst, zugänglich sind.

Bethe, Beer, v. Uexküll, in ähnlicher Weise auch Loeb, haben der vergleichenden Psychologie im Sinne der Forelschen Arbeiten den Krieg erklärt. Von Wahrnehmungen, Gefühlen, Erinnerungen wollen sie nichts wissen; damit haben es die Naturforscher ihrer Ansicht nach gar nicht zu tun, sondern mit Reflexen, Reflexkombinationen und -Modifikationen, kurz mit rein mechanischen Zusammenhängen. Nur so ist eine exakte Erforschung

tierischen Verhaltens möglich. Selbst die auf psychologisch-introspektiver Grundlage ruhende Terminologie ist zu beseitigen; von Gesicht und Geruch ist nicht zu reden, sondern von Photoreflex und Chemoreflex.

Diese Richtung wird, im Anschluß an Wasmann und v. Buttel-Reepen scharf bekämpft; dabei werden zugleich Wasmanns bekannte Auffassungen bezüglich der Sonderstellung der menschlichen Intelligenz kritisch abgelehnt. »Wenn es irgendeinen genauer umschriebenen Unterschied zwischen dem Menschen und dem höheren Affen gibt, so liegt dieser Unterschied nur in der Sprache und der durch sie gegebenen Möglichkeit der Abstraktion und der Kultur, nicht aber in dem Schlüsseziehen von alten Erfahrungen auf künftige« (S. 347). Aber auch bei höheren Tieren finden wir Ansätze zu Sprache und Abstraktion (deren Grundlage schon durch die Unvollständigkeit der Erinnerung gegenüber der Wahrnehmung gegeben ist).

Wenn man von unrichtigen Einzelbeobachtungen und Deutungen absieht, ergibt sich die Unmöglichkeit des Bethe—Beer—v. Uexküllschen Standpunktes zunächst daraus, daß dieser, prinzipiell durchgeführt, auch die menschliche Psychologie verbieten würde, sofern sie über das eigene Bewußtsein hinausgeht. »Die Physiologie der Nervenzentren aber gleicht ohne Psychologie einem Durcheinander von Gliedern, denen der leitende und ordnende Kopf fehlt« (S. 353). Das ist die Ansicht mehrerer hervorragender Gehirnforscher; so hat R. y Cajal der Überzeugung Ausdruck verliehen, daß die Psychologie gegenüber der Gehirnforschung mehr der gebende als der empfangende Teil sei. Darum wäre es töricht, wenn der Naturforscher prinzipiell die Unterstützung der psychologischen Analogien ablehnen wollte. Solche Ablehnung beruht vielfach auf ungenügender Einsicht in die erkenntnistheoretisch-logische Bedeutung und Berechtigung der Analogieschlüsse, die durch deren steigende Ungenauigkeit bei entfernteren Analogien nicht erschüttert werden kann. Man mag immerhin bei dem Menschen fernerstehenden Tieren den Hintergedanken der Unsicherheit speziellerer Analogieschlüsse festhalten, man mag stets bei psychologischen Ausdrücken in erster Linie an die zugrunde liegenden nervösen Prozesse denken; prinzipiell darf man den Schluß auf psychische Qualitäten nicht ablehnen, und es wäre kleinliche Belästigung, wenn man auf Grund der angedeuteten Vorbehalte die psychologisierende Terminologie abschaffen, nicht mehr vom Geruch oder Gedächtnis der Ameise reden wollte. Wenn man absolut nichts von psychischen Qualitäten wissen will, so mag man für sich die Ausdrücke ins Mechanistische umdeuten; Arbeiten der Forelschen Richtung werden in ihrem Werte dadurch nicht beeinträchtigt.

Indessen steht hinter dieser ganzen antipsychologischen Richtung eine unbewiesene Hypothese, die freilich auch von Forel anerkannt wird, wie sie ja der gegenwärtigen Naturforschung und Psychologie sehr geläufig ist, die Annahme einer »geschlossenen Naturkausalität«. Man setzt voraus, daß im Organismus, im Nervensystem, in der Vermittlung von Reiz und Reaktion alles physikalisch-chemisch zugehe, daß das Psychische in diesem Zusammenhang weder als Ursache noch als Wirkung eine Stelle haben könne — sofern es nicht mit Physischem identisch anzunehmen sei. Diese Voraussetzung ist unbewiesen. Die Annahme eines gesetzmäßig-kausalen Zusammenhanges zwischen Seele und Leib widerspricht nicht notwendig dem Energieerhaltungssatze, wie Forel meint. Es gibt eben Wirkungen, bei

denen keine Energie geleistet wird; als Beispiel diene die Ablenkung der Elektronen (in Kreisbahn) im homogenen Magnetfelde; da haben wir eine physikalische Einwirkung ohne Energieänderung vor uns. Ref. hat neben anderen die prinzipielle Vereinbarkeit von psychophysischer Wechselwirkung und Energieerhaltung in mehreren Arbeiten in der Zeitschrift für Psychologie (Bd. 46 und 48) nachgewiesen; theoretische Physiker haben sich wiederholt auf unsere Seite gestellt, und das obige Beispiel verdanke ich dem Amsterdamer Physiker Kohnstamm.

Beweise für den parallelistischen Monismus, den Forel vertritt, gibt es nicht, und den Gründen und Motiven, die dieser Auffassung so viele Anhänger verschafft haben, stehen sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen, die besonders den Naturforscher, der nicht auf erkenntnistheoretisch-idealistischem oder extrem phänomenalistischem Boden steht, stutzig machen könnten. Wie kann das einfache Etwas, das ich als reinen Ton *e* erlebe, identisch sein mit dem zusammengesetzten Etwas, das in der Außenwelt als Grundlage meiner (gedachten) Wahrnehmung des entsprechenden Großhirnrindenprozesses zugrunde liegt; oder im Sinne der Naturwissenschaft gesprochen: wie kann jenes einfache Erlebnis mit dem verwickelten chemischen Atomumlagerungsprozeß in der Hörsphäre identisch sein? Das ist ein Ungedanke; denn das Einfache kann nicht mit dem Zusammengesetzten identisch, dasselbe sein. Forel nennt daher vielfach das Bewußtsein eine Spiegelung der betreffenden Rindenprozesse und betont auch, daß ersteres den letzteren gegenüber einfacher sei. Die einfache Spiegelung ist aber nicht identisch mit den sich spiegelnden, komplizierteren nervösen Vorgängen. Also haben wir doch einen Dualismus zwischen Bewußtsein und Nervenprozeß vor uns, und zwar speziell einen dualistischen Parallelismus im Sinne der bei Psychologen üblichen Terminologie, die Forel allerdings wenig gefällt. Eine solche Auffassung hat auch ihr Mißliches; doch darauf ist hier nicht einzugehen. Wir möchten nur noch betonen, daß das Bedenken zahlreicher Naturforscher gegen den Dualismus sich vielfach gegen das Wort richtet, und damit Formen des Dualismus trifft, mit denen die Interessen der modernen Naturforschung durchaus vereinbar sind.

Forel verdeutlicht seinen Monismus durch ein Beispiel: »In ganz analoger Weise sind z. B. auch die gesehenen, gehörten und mit dem Tastsinn gefühlten Schwingungen einer gleichen Stimmgabel nur eine und dieselbe in drei verschiedenen Weisen angeschaute (empfundene) Wirklichkeit« (S. 355). In der Tat haben wir hier keine Identität von Einfachem und Kompliziertem wir haben viererlei: 1) die Gesichts-, 2) die Gehörs-, 3) die Tastwahrnehmung der Schwingungen und 4) die Schwingungen in der Außenwelt. Die dreierlei Wahrnehmungen sind untereinander verschiedene Bewußtseinstatsachen, und die Schwingungen selbst sind von allen dreien verschieden und nur identisch mit dem, worauf wir jene Wahrnehmungen als auf ihre Ursache beziehen. So mag man auch das Tonerlebnis und den — als Wahrnehmung gedachten — entsprechenden Hirnvorgang auf dasselbe dritte Geschehen beziehen (was allerdings andere Gegengründe finden würde); aber von Identifizierung kann nicht die Rede sein. Der enge Zusammenhang zwischen psychischen und physischen Tatsachen, den Forel betont, ist mit recht verschiedenen Hypothesen vereinbar und beweist daher nichts für eine spezielle Auffassung.

Doch hier ist nicht der Ort, diese Dinge zu erschöpfen. Wohl aber

dürfte es am Platze sein, den in Frage kommenden sehr zahlreichen Naturforschern gegenüber zu betonen, daß die Ausschaltung des Psychischen aus dem physischen Kausalzusammenhang durchaus eine Hypothese darstellt, daß die Annahme gesetzmäßiger Kausalzusammenhänge zwischen Psychischem und Physischem das Kausalgesetz nicht verletzt — man entschuldige, daß ich solche Sätze ausspreche; aber es ist notwendig geworden —, und daß sie mit dem Satze von der Erhaltung der Energie verträglich erscheint.

Hält man daran fest, so erkennt man sofort das von Forel verteidigte Recht der vergleichenden Psychologie, und den speziellen Auffassungen Wasmanns oder der Cartesianer kann man recht fern bleiben.

Glücklicherweise hängt der Wert gründlicher und scharfsinniger tierpsychologischer Arbeiten überhaupt nicht so sehr von irgendeiner Hypothese über den Leib-Seele-Zusammenhang ab. Vorurteilslosigkeit im Sinne der Anerkennung des Hypothetischen als Hypothese wird aber auch hier am wenigsten vom rechten Wege abweichen.

Es ist eine mißliche Sache, das Werk eines so erfahrenen Spezialisten auf dem Gebiete der Insektenpsychologie zu bewerten, wenn man an eigenen Beobachtungen dem Verf. gegenüber unvergleichlich arm dasteht. Immerhin möchte ich zum Ausdruck bringen, daß mir Forel seinen Gegnern gegenüber in den meisten Punkten durchaus im Recht zu sein scheint. Man wird es aber verstehen, wenn der im Kampfe Stehende hier und da den gegnerischen Argumenten nicht ganz gerecht wird. Jedenfalls wird jeder, der der Insektenpsychologie nicht ganz fremd gegenübersteht, anerkennen müssen, daß hier grundlegende Arbeit geleistet worden ist.

Erich Becher (Münster i. W.).

---

8) Max Verworn, Naturwissenschaft und Weltanschauung. 48 S. (mit Anmerkungen). Leipzig, Johann Ambr. Barth, 1904. M. 1.—.

Das erste aufzulösende Problem, das der Physiologe Verworn aufwirft, ist das: »ob und wieweit die alten und neuen Symbole und Vorstellungen der Naturwissenschaft überhaupt ausreichen für den Entwurf eines allumfassenden Weltbildes«. Unter diesen Symbolen sind die obersten Grundbegriffe aller Naturwissenschaft zu verstehen. Daß das Problem mit Recht von Verworn aufgeworfen werden darf, zeigt die jüngste Entwicklung der Physik durch die Elektronentheorie. Ein solcher fundamentaler Grundbegriff wie der der Materie scheint nicht mehr aufrecht erhalten werden zu können. Das »allumfassende Weltbild« muß natürlich auch die berühmte Frage von Leib und Seele, die auf naturwissenschaftlichem Wege vom Verf. gelöst werden soll, berühren. Sehr richtig scheidet Verworn eine Welt der äußeren sinnlich wahrnehmbaren Dinge von einer Welt nur subjektiv wahrnehmbarer Dinge. Der Verf. definiert nun das naturwissenschaftliche Erklären als »das Zurückführen der Dinge auf die Elemente oder Prinzipien der Körperwelt« (s. S. 10). Das dürfte dann von objektiven (also in dem Sinne: äußerlich und sinnlich wahrnehmbar) und subjektiven (in dem Sinne: innerlich und nur durch Selbstbeobachtung wahrnehmbar) Vorgängen gelten. Wie hat man aber diese Aufgabe lösen wollen? Verworn führt den Materialismus eines Karl Vogt an, nach dem alle psychischen Vorgänge physiologische Funktionen der Gehirnsubstanz sind, aber auch Du Bois-Reymonds Widerlegung dieser Weltansicht. So hat diese als »Schema oder

Arbeitshypothese«, wie der Verf. sich ausdrückt, nur einen vorübergehenden Wert, indem dieses Schema aufgegeben wird, wenn es neugewonnenen Erkenntnissen nicht mehr genügt. An dieser Stelle möchten wir aber in bezug auf die fünfte Anmerkung (S. 36/37) bemerken, daß die Behauptung des Verf., jedes Schema oder jede Arbeitshypothese habe nur eine begrenzte Lebensdauer, nur in ganz bestimmtem Sinne richtig ist. Die Ansicht Verworns gilt nämlich nur für Hypothesen der empirischen Wissenschaften, nicht aber für rationale Wissenschaften (wie Philosophie, Mathematik, theoretische Physik). Ein weiterer Versuch, die naturwissenschaftliche Erklärung auf die objektiven und subjektiven Vorgänge anzuwenden, rührt von Ernst Haeckel her, der schon das Atom als beseelt denkt und nun diese Annahme konsequent bis zu den kompliziertesten psychischen Phänomenen durchführt. Verworn will diese Annahme des großen Jenenser Zoologen näher prüfen. Es handelt sich bei Verworn darum, bei der Erklärung streng monistisch zu verfahren. Dabei aber verhält sich der Verf. durchaus dogmatisch. Woher weiß er, daß beim Erkenntnisprozeß alle Dinge auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen sind, das sich bei der Reduktion aller Erkenntnisse auf vorhergehende ergeben muß? Wenn man auch auf logischem Wege der regressiven Zergliederung dahin gelangen wollte, so könnte man doch höchstens nach vollendeter Arbeit von einem einheitlichen Prinzip des Erkennens sprechen und dürfte niemals von vornherein einen solchen Monismus der Erkenntnis postulieren. Verworns Verfahren ist offenbar dogmatisch. Wir können aber Verworn verstehen, daß er Haeckel immer noch einen Dualismus nachweist, da das Verhältnis von Körper und Seele beim Atom dualistischer Art ist und sich nicht auf ein einheitliches Prinzip reduzieren läßt. Einen ähnlichen Dualismus weist der Verf. der Identitätslehre nach, die von Fechner, Herbert Spencer, Haeckel, Ebbinghaus u. a. vertreten wird. Man meint, Leib und Seele seien nur verschiedene Anschauungsformen einer und derselben Substanz (vergleiche Spinozas Lehre). Das einheitliche Prinzip ist hier die eine Substanz, die aber hypothetisch angenommen wird. Entweder ist das Prinzip einheitlich, aber unbekannt, oder wir haben es mit demselben Dualismus wie vorher zu tun. So glaubt Verworn das vorschwebende Ziel dadurch zu erreichen, daß man mit den alten Begriffen der Naturwissenschaft endgültig bricht und sich ganz neue hypothetische erfindet. Der Verf. führt als einen auf diesen Gedanken hin ausgeführten Versuch die Ostwaldsche Energetik an, nach der die geistige Energie in mechanische oder thermische Energie übergehen kann und auch der umgekehrte Prozeß stattfinden kann. Mit Recht weist auch unser Autor nach, daß es sich bei der Annahme psychischer und nichtpsychischer Energie immer noch um denselben Gegensatz handelt, denn erstere ist nur subjektiv, letztere nur objektiv wahrnehmbar. So stellt Verf. mit Recht fest, daß der Energetiker entweder die psychische Energie auf die aus der Natur bekannten Energieformen zurückführen muß, was ihm wie dem Materialisten niemals gelingen wird, oder daß er für die psychischen Vorgänge eine von den bekannten Energieformen spezifisch verschiedene annehmen muß, also eine Hypothese machen muß, die jedweder Prüfung sich entzieht. Der Verf. hat an den verschiedenen Versuchen bedeutende Mängel aufgewiesen. Folgen wir nun seinen Erörterungen, die diese beseitigen sollen. Verworn hält die ganze Problemstellung von Leib und Seele für verfehlt, denn der Gegensatz zwischen einer Körperwelt und der Psyche ist nur ein von unseren

Ahnen ererbtes Vorurteil nach Verworn. Er sucht diese Behauptung folgendermaßen zu rechtfertigen: Die gesamte Kenntnis von der Körperwelt zeigt uns immer nur Empfindungen von den Körpern. So ist eine bestimmte Kombination von Empfindungen nötig, um in mir z. B. die Vorstellung eines Steines zu erwecken. Eine Körperwelt existiert also nicht neben der Psyche, sondern nur in der Psyche nach dem Verf. Obwohl Verworn hiermit den Dualismus endgültig beseitigt zu haben glaubt, so besteht dennoch eine Zweiheit, denn die Vorstellungen von der Körperwelt sind von den Vorstellungen von Gegenständen der Selbstbeobachtung spezifisch verschieden, auch wenn man Verworns Fiktion annimmt. In den Anmerkungen 13—15 (s. S. 41—43) sucht der Autor noch einige aufklärende Erläuterungen zu geben, die aber durchaus korrektionsbedürftig sind. So kann man z. B. David Humes Ansicht über den rein sinnlichen Ursprung aller Erfahrung, wie Verworn besonders anerkennend hervorhebt, nicht in strengem Sinne anerkennen, denn es gehören zu einer aus Erfahrung stammenden Erkenntnis immer noch Elemente, die auf Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit Anspruch erheben, also apodiktisch sind. Aus dem Humeschen Etwas, das den Körpern und Empfindungen zukommt, wird allerdings bei Kant das Ding an sich. Aber daß es bei kritischer Analyse sich als unbrauchbare Hypothese erweise, wie der Verf. behauptet, ist eben eine aus der Luft gegriffene Behauptung, die jedweder Begründung entbehrt. Dieser Irrtum liegt aber an der Erklärung Verworns, die für das Ding an sich folgendermaßen lautet: »Man pflegt die Existenz eines ‚Dinges an sich' zu begründen durch die Kausalität. Man sagt sich: alle Erscheinungen haben eine Ursache, also muß auch jede Sinnesempfindung ihre Ursache haben, das ist das ‚Ding an sich'« (s. S. 42). Unter dem Ding an sich versteht man aber die Existenz von etwas, das unabhängig von jedweder erkennenden Intelligenz besteht. Diese Definition zeigt sofort die dogmatische Behauptung unseres Autors. Die vom Verf. gegebene philosophische Erkenntnistheorie heißt nach ihm Psychomonismus. Man könnte sie wohl auch als eine konsequent idealistische bezeichnen, da alle Gegenstände der Erkenntnis in ihrer Existenz von dem Erkanntwerden abhängig sind. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung (unter Berücksichtigung der Anmerkung 16) kommt Verworn auf die auch von uns gegen ihn erhobenen Einwände wegen des Dualismus zwischen dem Komplex aller der Außenwelt entstammenden und aller der Innenwelt angehörenden Empfindungen zu sprechen. Hierbei offenbart sich der Grundirrtum des Verf., indem er sich einer ganz willkürlichen Fiktion bedient und z. B. folgendes identifiziert: »Nicht eine Seele wohnt im menschlichen Körper, nicht ein Mensch ist Sitz von Empfindungen, sondern ein Mensch ist ein Komplex von Empfindungen, ..., er besteht aus Empfindungen.« Diese Erklärung, die eine Definition des Menschen abgeben müßte, wenn sie vollständig wäre — was der Verf. leider nicht ausdrücklich betont —, ist völlig widersinnig, denn ein Pferd, Hund oder Affe usw. bestände auch aus Empfindungen, wäre auch ein Komplex von Empfindungen. Wäre obige Erklärung eine Definition, so ergäben sich aus diesen angeführten Beispielen die sonderbarsten Konsequenzen. Wir wollen Verworns irrige Meinung noch an einem seiner eigenen Beispiele (s. S. 31—32) studieren. Verworn sagt: »Die Empfindung ‚blau' besteht bei einem Menschen, wenn ein Lichtstrahl von bestimmter Wellenlänge durch Vermittlung eines Auges in bestimmten Zellen der Großhirnrinde bestimmte Stoffwechselvorgänge hervor-

ruft. Sind diese Bedingungen erfüllt, so muß die Empfindung ‚blau‘ vorhanden sein.« Daß nun aber jede dieser Bedingungen wieder eine Empfindung repräsentiere, ist schlechterdings irrelevant für den Zusammenhang zweier und mehrerer Erscheinungen, denn die Bedingungen geben zugleich die kausale Verknüpfung zwischen Erscheinungen an. Die Kausalität hellt den unzertrennbaren Zusammenhang zwischen Vorgängen und Zuständen auf. Verworn glaubt mit dem Gegebensein von Bedingungen dieses Verhältnis besser erklären zu können, aber die ursächliche Erklärung gibt erst der wissenschaftlichen Forschung den Abschluß. In seinen Schlußbetrachtungen (unter Berücksichtigung der Anmerkung 18) sind noch wichtige Bestandteile des Psychomonismus Verworns enthalten. Verf. wirft die Frage auf, was der Lichtstrahl ist, wenn er überhaupt nicht in ein Auge fällt. Das ist gewiß eine sehr wichtige Frage für den Psychomonisten. Die Annahme, daß der Lichtstrahl dann als nicht existierend anzunehmen sei, verwirft Verworn als absurd. Daß außerhalb des Bewußtseins Empfindungen existierten, die nur dem Bewußtsein, d. h. einem Komplex von Empfindungen im Verwornschen Sprachgebrauch, eingegliedert zu werden brauchten, um ins Bewußtsein zu treten, zeigt recht deutlich die Willkürlichkeit von Verworns Definition der Empfindung. Diese Empfindung, die außerhalb des »Ich-Komplexes« (d. i. Bewußtsein) existiert, soll beim Bewußtwerden ganz dieselbe bleiben. Vergleicht man die mit dem alten Sprachgebrauch auf diesen Fall angewandte Konsequenz, so besagt die Verwornsche Behauptung das Absurde: Gegenstand und Erkenntnis dieses Gegenstandes sind identisch, was offenbar ein fundamentaler Irrtum ist. Wenn z. B., um auch diesen Fall zu berücksichtigen, eine Vorstellung zum Gedächtnisresiduum gehört und vermöge Assoziation ins Bewußtsein tritt, wenn also — im Verwornschen Sprachgebrauch — die Vorstellung einer früheren Empfindung dem Ich- oder Persönlichkeitskomplex eingegliedert wird, dann ist diese Vorstellung, die jetzt als durch Assoziation wiedererweckte Vorstellung auftritt, spezifisch von dem außerhalb des »Ich-Komplexes« existierenden »Empfindungskomplex«, den man in unserer Terminologie Gegenstand der Außenwelt nennt, verschieden (vgl. S. 46) und nicht mit ihm übereinstimmend. Der Psychomonismus übersieht den fundamentalen Unterschied zwischen außerhalb des Bewußtseins existierendem Ding und Vorstellung von dem Ding. Im letzten Grunde, so glauben wir einwandfrei nachgewiesen zu haben, beruhen die Irrtümer des Verwornschen Psychomonismus auf ungenügender Selbstbeobachtung.

E. Gaede (Marburg).

---

9) Schleiermacher, der Philosoph des Glaubens. Sechs Aufsätze von Ernst Troeltsch, Arthur Titius, Paul Natorp, Paul Hensel, Samuel Eck, Martin Rade und ein Vorwort von Friedrich Naumann. 151 S. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der »Hilfe« G. m. b. H., 1910. M. 2.50.

Friedrich Naumann, in knapper Darstellung skizzierend, versteht es beim Leser das Interesse für Schleiermacher, der in auf das Vorwort folgenden sechs Aufsätzen eingehend behandelt wird, wachzurufen. — Ernst Troeltsch erörtert das Verhältnis Schleiermachers zur Kirche. Der Verf. entwickelt zunächst die gegenwärtige Lage der Kirche, die auf die neuen Verhältnisse, die sich innerhalb der Gesellschaft durch die verschiedenen

sozialen Faktoren herausgebildet haben, Rücksicht nehmen muß. So ist eine der wichtigsten Aufgaben der jetzigen Kirche, das Verhältnis zur Schule und zum Unterrichtswesen neu zu gestalten. Daß hier eine Trennung der Geister eintreten wird, ist klar. Der Kampf zwischen Leuten, die am Traditionellen unbedingt festhalten, und denen, die eine Reform kirchlicher Verhältnisse, den Aufgaben der Jetztzeit entsprechend, fordern, wird unvermeidlich sein. Wie dieser Kampf ausfallen wird, ist natürlich fraglich. Die Stellung Schleiermachers zu diesen Fragen zu erfahren, ist allerdings von hohem Interesse. Dieser große Theologe hat schon die schwierige Lage erkannt, in der sich die Kirche durch die Forderung größerer individueller Freiheit und das Streben nach Auflösung alter Offenbarungs- und Autoritätsgedanken einerseits, den Zusammenschluß von Gemeinschaftskräften und das Festhalten an dem Kultus und Dogma andererseits befand. Schleiermacher gab ganz bestimmte Antworten hierauf. So will er keine Verbindung zwischen Staat und Kirche. Beide haben ihre Aufgaben, in denen sie sich aber nicht gegenseitig durchdringen sollen. Amerikanische Verhältnisse aus damaliger Zeit mit der völligen inneren Freiheit kirchlicher Verhältnisse erschienen Schleiermacher als das Ideal. In den Schulen sollte der technisch-wissenschaftliche Betrieb dem Staat, der Religionsunterricht der Kirche übergeben werden. Troeltsch nennt diese Schleiermacherschen Bestrebungen »Das Programm für die Gestaltung der Kirchen nach außen«. »Das Programm nach innen stellte ein interkonfessionelles, Kirchen- und rechtloses Ideal auf aller wirklich Religiösen. Es scheint uns, daß hier der relgiöse Individualismus Schleiermachers, den Schleiermacher von der Herrenhuter Brüdergemeinde erhalten hatte, sich deutlich äußert. Dieser »engeren und eigentlichen religiösen Gemeinschaft« muß die Volkskirche zur Seite stehen, da sie auf jene vorbereitet. Das erkennt Schleiermacher an, aber er betont zugleich, daß die Volkskirche sich die Erziehung zur Selbständigkeit bei den einzelnen Mitgliedern angelegen sein lassen muß. Es ist Schleiermacher möglich gewesen, diese seine eigenen Gedanken mehr oder weniger in die Wirklichkeit umzusetzen. Seine Wünsche über Ausbildung und Amtstätigkeit der Geistlichen, über das Verhältnis der einzelnen Individuen innerhalb der Volkskirche beruhen auf diesen Überzeugungen. Er selber suchte sie als Prediger mit Erfolg zu verwirklichen. So war er von der freisinnigen und hochherzigen Auffassung durchgedrungen, daß der Geistliche wissenschaftlich gebildet, kenntnisreich und besonnen sein müsse und daher die Dogmen als den wechselnden Ausdruck für das unaussprechliche religiöse Gefühl, dem dabei niemals das Eigentümliche christlichen Glaubens verloren gehen dürfe, betrachten müsse. Zusammenfassend können wir sagen, daß Schleiermacher die Kirche nicht engherzig von den Gemeinschaftsgebilden nichtchristlicher Religionen abgrenzte, sondern als den Sammelpunkt tiefer Religiosität ansah (vgl. S. 28—31). Es fehlt, wie Troeltsch treffend sagt, dem Schleiermacherschen Begriff der Kirche »der supranaturale Anstaltscharakter«. Zum Schluß deutet Troeltsch auf die interessante Frage der Möglichkeit der Anwendung von Schleiermachers Beziehungen auf unsere heutigen Verhältnisse hin. Wir müssen Troeltsch völlig zustimmen, daß diese Frage auf »die der Gestaltung des Verhältnisses der Kirchen nach außen« der Lösung entgegengeht: die Trennung zwischen Staat und Kirche wird immer mehr der Verwirklichung nahe gebracht; für die Frage nach der Gestaltung der Kirchen nach innen wird — trotz aller Versuche des dogma-

tischen Kirchentums — der Protestantismus, sofern er lebenskräftig bleiben will, auf Schleiermachers Grundlagen aufbauen müssen.

Arthur Titius behandelt das Problem »Schleiermacher und Kant«. Mit Recht beginnt der Verf. seine Darlegungen damit, daß jeder philosopisch Interessierte an Kant nicht vorüber gehen könne, da seine Kritik der Erkenntnis bleibende Wahrheiten enthalte. Jedwede Erkenntnis, die Anspruch auf allgemeine Anerkennung erhebt, muß die Rechtmäßigkeit dieses Anspruches dadurch bewähren können, daß sie jene Kritik aushält. Die Grundgedanken der Kantischen Erkenntniskritik hat Schleiermacher sich angeeignet: Die Voraussetzung der Erfahrung, die das Wissen erst ermöglicht und die Gesetze der Erfahrung wie die sinnlichen Anschauungsformen von Raum und Zeit nebst den Verstandesbegriffen. Daneben sind mannigfache Abweichungen von Kant vorhanden. So z. B. die Grundlage des Idealrealismus von Schleiermacher, der auf die beiden Elemente unseres Denkens ausgeht, auf das organische und das intellektuelle, wie Titius sagt. Es ist gewiß richtig, daß ohne alle intellektuelle Tätigkeit »die Tätigkeit der organischen Funktion« nur eine chaotische Menge von Eindrücken liefern, aber uns erscheint Schleiermachers Ansicht von der Irrationalität des Absoluten und Endlichen nicht einwandfrei, indem wir tatsächlich in der idealen Erkenntnis, d. h. der Erkenntnis aus Ideen (wobei Idee der Begriff des Gegenstandes, der in keinerlei Erfahrung vorkommen kann, bedeutet) uns von jedwedem »organischen Element« des Denkens freimachen können. Aber es sind wichtige Gegensätze zwischen Kants und Schleiermachers Philosophemen vorhanden. Es ist ein Irrtum von Schleiermacher, daß Raum und Zeit »die Art und Weise der Dinge selbst« seien (vgl. S. 41), denn vermöge der Antinomien hat Kant mit vollem Recht die subjektive Beschränktheit alles menschlichen Erkennens erkannt. Die raumzeitliche Schematisierung unserer Erkenntnis ist aber gerade deren Beschränkung. Also kommt den Dingen an sich selber nach Aufhebung dieser Schranken in der idealen Erkenntnis nicht die Raumzeitlichkeit zu. Wir befinden uns hier im Gegensatz zu des Verf. Darlegungen. Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen analytischen und synthetischen Urteilen seitens Schleiermachers muß notwendig auf einem Mißverständnis bei Schleiermacher beruhen (s. S. 43). Auch die Aufhebung des Primat der praktischen Vernunft schließt bei Schleiermacher einen Irrtum ein, denn er meint im Rechte zu sein, daß das Denken ein Handeln sei wie das Handeln ein Denken. Hier liegt eine Doppelsinnigkeit des Wortes »Handeln« vor. Das Denken kann nur dann zu einem Handeln führen, sobald ein Entschluß, der die Ausführung des Gedachten bezweckt, hierbei auftritt (s. S. 43). Auch muß Schleiermacher darin irren, daß er nachzuweisen sich bemüht, die Idee der moralischen Verbindlichkeit führe keineswegs zur Annahme einer Freiheit in Kants Sinne. Es gibt nun aber schlechterdings keine andere moralische Freiheit als die, die aus der Pflichterfüllung entspringt. Die Verbindlichkeit einer anderen heteronomen sittlichen Forderung muß notwendig auf Unfreiheit beruhen, z. B. auf Autoritätsglauben. Merkwürdig ist nur, daß Schleiermacher im Grunde dasselbe später aussprach (vgl. S. 44). Sehr treffend führt der Verf. darauf aus, daß Schleiermachers philosophisches Streben im Grunde auf der Religionsphilosophie beruht. Sehr bald dringt bei ihm die schlechthinnige Abhängigkeit des Menschen von einer »schlechthin lebendigen« Einheit durch. Das ist aber eine religiöse Stimmung. Die

religiöse Erkenntnis ist im Gegensatz zum Wissen, das auf Allgemeingültigkeit Anspruch erheben darf, »Bestätigung subjektiver Intelligenz« nach Schleiermacher. Doch scheint hier bei Schleiermacher ein Widerspruch vorzuliegen, denn er gibt zu, daß trotz mannigfacher, irriger Glaubenssätze dennoch das religiöse Gefühl nicht mißgeleitet werden kann. Wir treffen aber bei Schleiermacher einen feinsinnigen Unterschied über Religion und Religiosität an. S. 49 heißt es: »Entscheidet die Stärke der Gefühle über den Grad der Religiosität, so die Art der Anschauung über die Eigentümlichkeit der Religion.« Wir glauben nicht fehl zu gehen, »die Art der Anschauung« als die Art des religiösen Symbols anzusprechen (s. S. 45—50). Wie stark Kant — trotz mancher erheblichen Abweichungen seitens Schleiermachers von Kant — auf Schleiermacher in religionsphilosophischen Dingen eingewirkt, erhellt daraus, daß er den ganzen »Wunderapparat« der alten Theologie aufgab. Das ist aber eine wirklich hohe Auffassung von Schleiermacher, dem Theologen. Dieselbe geläuterte Auffassung von Scheiermacher finden wir in der Auffassung des Gottesdienstes. Freilich weicht Schleiermacher darin von Kant ab, daß er nicht wie dieser innere Erleuchtung als religiöse Schwärmerei ablehnt — uns scheint, daß Kant dennoch recht behält —, aber das ist doch so recht von Kant beeinflußt, daß Schleiermacher keine andere Art des Gottesdienstes kennt als die Arbeit durch Frömmigkeit und Sittlichkeit. Bei Schleiermacher ist noch bemerkenswert, daß ihm die autonome Moral Kants doch nicht überall zu genügen schien, sondern daß er mit Kant annahm, der redlich Strebende werde »durch höhere Mitwirkung ergänzt«. Daraus geht dann für Schleiermacher die nicht zu überwindende Kraft Jesu Christi hervor (s. S. 53—55). Wir müssen dem Verf. zustimmen, daß wir mit Schleiermacher und ohne ihn um dieselben »gleichen ewigen Probleme« zu ringen haben wie Schleiermacher damals.

Der dritte Aufsatz von Paul Natorp erörtert den Zusammenhang zwischen Schleiermacher und der Volkserziehung. Beim Studium Schleiermacherscher Philosophie stößt der Forschende sehr bald auf Erörterungen pädagogischer Probleme. Nach Natorp sucht Schleiermacher der Pädagogik philosophische Grundlagen zu geben. Plato und Leibniz haben Schleiermacher bei diesem Unternehmen beeinflußt. Eine dieser Grundlagen ist die Bildung, die sich im Aufnehmen und Reproduzieren äußert. Schleiermacher betont nun besonders das einzelne Individuum. Es ist also erklärlich, daß er die Erziehung als ganz individuelle ansieht, wobei alles Individuelle auf die Gemeinschaft und umgekehrt bezogen sein muß. Die Erziehung hängt nahe mit dem Staat zusammen. Die Unterscheidung Natorps ist sehr treffend, daß die Erziehungs- und Staatslehre die individuelle bzw. soziale Seite der Ethik betreffe. Auch dieser Gedanke ist Platonisch. Dem Staat geht nach Schleiermacher die Familie voraus, in ihm sind Wissenschaft, Sprache, Kunst, religiöse Gemeinschaft von hoher Bedeutung. Schleiermacher betont die Bedeutung der Familie für die Erziehung, die dann staatlicherseits in der Schule fortgesetzt wird: Bedingungslos soll der Staat die Schule nicht leiten, sondern die völlige Freiheit der Erziehung muß gewahrt bleiben. In Familie und Wissenschaft soll der Staat nicht eingreifen. Schleiermacher findet ebenso schöne wie treffende Worte hierfür. Mit Recht legt Natorp großen Wert auf die Autonomie der Wissenschaft, die er als eine der wichtigsten Entdeckungen der neueren Pädagogik

ansieht. S. 68 heißt es sehr richtig: »... denn es ist innerlich unmöglich, daß der Staat die Wissenschaft bestimme, dagegen innerlich notwendig, daß in irgendeinem, auf den untersten Stufen zwar geringen, aber von Stufe zu Stufe zunehmenden Maße die Wissenschaft den Staat, zunächst und am stärksten das vom Staat angeordnete und ökonomisch fundierte Unterrichtswesen bestimme«. Geselligkeit und Kunst hebt Schleiermacher auch noch besonders hervor. Das sind die Voraussetzungen für den alten systematischen Aufbau der Schleiermacherschen Pädagogik. Seine Hauptfrage faßt er so: Was will die ältere Generation mit der jüngeren? Mit Recht wirft Natorp die Frage auf, daß es scheine, Schleiermacher übergehe die wichtigste Frage nach dem Zweck aller menschlichen Bildung: Diese Zielbestimmung ist Sache der Ethik. So erwächst der Pädagogik darin eine schwierige Aufgabe, welche von den entwickelten Anlagen weiter zu fördern ist oder ob gerade die unentwickelten entwickelt werden sollen. Wer erzieht, ist ebensowenig wie das erste Problem allgemeingültig zu entscheiden. Für die Erziehung in Schleiermachers Sinn ist charakteristisch: Unabhängigkeit der Erziehung von der Nationalität, für den Staat derart, daß die Zöglinge das staatliche Gebilde verstehen lernen, aber auch Kritik üben, wo sie angebracht ist. Schleiermachers Entscheidung über Sittlichkeit oder Nicht-Sittlichkeit der Erziehung, die dem sittlichen Standpunkt der Gesellschaft entsprechen oder nicht, verkündet — streng genommen — die Ohnmacht allgemeingültiger unwandelbarer sittlicher Normen und hebt sich darum als Prinzip selbst auf. Die Ungleichheiten unter den Volksklassen will Schleiermacher aufgehoben wissen, da sonst die Gemeinschaft fortwährenden Revolutionen ausgesetzt wäre. Natorp hält diese Argumentation für besonders wertvoll. Sie ist jedoch utilitarisch. Es handelt sich doch darum, daß diese Ungleichheiten aufgehoben werden müssen; weil man sonst gegen die Würde der Person verstoßen würde. Darum betont Schleiermacher die gemeinsame Erziehung in der Elementarbildung. Der Schulunterricht als solcher soll drei Stufen umfassen: Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule. Die Art, wie Schleiermacher sich die Übergänge der drei Schulgattungen untereinander denkt, ist außerordentlich anerkennenswert. Die Anforderungen, die Schleiermacher an die Schulen stellt, sind nicht gering (s. S. 78—82). Es ist sicherlich höchst belehrend an diesem Aufsatze, wie Natorp auf das Verhältnis von Plato und Schleiermacher aufmerksam macht und wie er die Probleme behandelt.

Der vierte Abschnitt von Paul Hensel handelt über die neue Güterlehre. Der charakteristische Unterschied zwischen dem Philosophen, der Schleiermacher sehr früh beeinflußt hat, d. h. zwischen Kant und ihm, zeigt die gewaltige Differenz: der ethische Individualismus Schleiermachers und die allen Individualismus ausschließende Ethik Kants. Hensel sucht nun Schleiermachers Güterlehre folgendermaßen begreiflich zu machen, daß erst die Güterlehre die sittliche Selbständigkeit des einzelnen Individuums ermögliche. Wir halten diese Rechtfertigung der Güterlehre für verfehlt, denn sie widerspricht den Tatsachen, daß die Pflichten- und Tugendlehre nicht auch ebenso, ja eigentlich allein imstande wäre, das Individuum zu sittlicher Selbständigkeit zu erziehen. Hensel hält es für eine unumgängliche Notwendigkeit, daß eine philosophische Ethik den Begriff des höchsten Gutes aufstelle. Daß ein solches höchstes Ideal auf die menschlichen Tätigkeiten Rücksicht nehmen muß, ist wohl klar ersichtlich. Hensel

stellt nun für die weitere Entwicklung seiner Auseinandersetzungen zwei höchst wichtige Begriffe auf. Er teilt alle menschliche Betätigung in Organisieren und Symbolisieren ein. Das Organisieren ist diejenige Handlungsweise, die die »Herrschaft über das Vernunftlose« ermöglicht. Das Symbolisieren besteht in der Erkenntnis der Beziehungen zwischen der Vernunft und ihren Gestaltungen. Schleiermacher hat diese Unterscheidung schon gemacht und sie auf Besitz und Eigentum angewandt. Er betrachtet den Besitz als die höchste Leistung organisierender Tätigkeit, während das Eigentum ein Beispiel für die symbolisierende Tätigkeit des Menschen ist. Schleiermacher sucht ja entwicklungsgeschichtlich zu zeigen, daß für Individuum und Gattung das Eigentum das erste ist, aus dem sich der Besitz erst ausscheidet, wie dann aus »dem allgemein gewordenen Besitz das symbolisch Bedeutungsvolle als persönlichster Umkreis sittlicher Betätigung zurückgenommen wird« (s. S. 90). Schleiermacher wandte diese Unterscheidung auch auf Familie, Staat, Wissenschaft, Geselligkeit und Kirche an und stellte die Familie als das »ethische Urphänomen« hin, die die höchsten sittlichen Triebe zu entfalten vermag. So kann man bei Schleiermacher verfolgen, was auch Hensel recht deutlich dem Leser vor Augen führt, wie von der ehelichen Gemeinschaft zur Familie, von der Familie zum Familienverbande durch die gemeinsame Sprache durch »symbolisierende und organisierende Tätigkeit« die Entfaltung des Lebens sich vollzieht. Die Schleiermachersche Theorie der Entstehung des Staates bringt wieder den eigentümlichen Unterschied seiner Güterlehre zum Ausdruck. Der Staat ist mit ethischen Kulturaufgaben verknüpft, und zwar stellt Schleiermacher den merkwürdigen Unterschied fest zwischen ethischem Staat und Staat, wobei der ethische Staat als Organ des höchsten Gutes nur Nationalstaat sein kann. Es ist dies aber doch offenbar eine Verkennung der Tatsachen. Es ist nämlich möglich, daß ein Staat, ohne Nationalstaat zu sein, in hohem Grade ein sittlicher Staat sein kann. Die Bedingung liegt hier nur in der Maxime der Gerechtigkeit, deren sich die Regierung annimmt. Den Symbolbegriff wendet Schleiermacher auf Wissenschaft und Kirche ebenfalls an, von denen die Wissenschaft bei der symbolischen Deutung als nationale von Schleiermacher gedacht wird, während er die Kirche nicht an nationale Schranken bindet. Ganz interessant ist Schleiermachers Ansicht von dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kirche einerseits, zum Staate andererseits: Ein Kulturstaat kann beiden weder feindlich noch gleichgültig gegenüberstehen, sondern muß als deren Diener auftreten. Und doch werden wir dieser Meinung nur bedingte Richtigkeit zugestehen können, wenn nämlich Wissenschaft und Kirche wirklich würdig sind, eine solche dominierende Stellung einzunehmen. Die »letzte Sphäre des höchsten Gutes« endlich erblickt Schleiermacher in der freien Geselligkeit. Man muß Schleiermacher unbedingt beipflichten, daß innerhalb der freien Geselligkeit der Staat nichts zu suchen hat. Wenn man einmal sich der eigenartigen Schleiermacherschen Ausdrucksweise bedient, dann wird man jene als eines der schönsten Symbole anerkennen (vgl. S. 100—102 oben). Man muß zugeben, daß diesem neuen Versuch einer Güterlehre Männer wie Schleiermacher und Humboldt zugestimmt haben, von denen wir alle lernen können. Daß sie philosophisch nicht einwandfrei in ihren Ansprüchen ist, glauben wir am Anfang der Besprechung von Hensels Aufsatz dargetan zu haben. —

Ein fünfter Aufsatz hat sich die Erörterung der neuen Moral zur Aufgabe gemacht, die von Samuel Eck herrührt. In diesen Auseinandersetzungen kommt die Abweichung Schleiermachers von Kant zur Geltung. Das höchste Gut als oberste ethische Norm soll die »überschwenglichen Ideen« überflüssig machen. Die Schleiermachersche Begründung ist aber ein Zirkel, denn sie setzt schon in Wahrheit eine ethische Norm voraus, mittels deren über die Gültigkeit des obersten Gutes entschieden werden kann. Allerdings waren mit diesen Annahmen Grundlagen einer Ethik geschaffen, die aber notwendigerweise in ethischem Dogmatismus enden mußte. An einzelnen Stellen wird die Richtigkeit unserer Kritik hervortreten. Nachdem Eck über Schleiermachers Meinung der Freiheit gesprochen hat, geht er zur Erörterung vom Wert des Lebens über. Hier kommt wiederum Schleiermachers eigentümliche Meinung zum Vorschein: Begehren und Erkennen vereinigen sich oder werden in Übereinstimmung gebracht durch Humanität. Nur Glückseligkeit und Tugend setzen dem menschlichen Wesen Beschränkungen. Woher die Behauptung, daß das Schicksal in seiner Verteilung gerecht sei, daß die Summe der Glückseligkeit überall gleich sei? Beide sind dogmatische Behauptungen. Es wird erklärlich, daß aus dieser Stimmung sich eine Resignation ergibt, die tatsächlich Schleiermacher als herrschendes Gebot anerkennt. Wir können diese Resignation als Prinzip der Ohnmacht der eigenen sittlichen Forderungen bezeichnen. Sehr mit Recht bemerkt Eck hier, daß sich in Schleiermachers entwickelten Ansichten ein durchgängiger Widerspruch gegen Kant konstatieren lasse. Er läßt nur um so leichter auf den Dogmatismus Schleiermachers schließen. Hingegen ist die Untersuchung des von Kant nicht erwähnten Problems »Wes Ursprungs die Idee von einem Individuo sei und worauf sie beruhe« bei Schleiermacher insofern bedeutsam, als er dieser Frage überhaupt nachzuspüren sich bemüht. Im Grunde läuft Schleiermachers Antwort auf eine Bejahung des Individualismus hinaus. Er suchte in seinem Freundeskreis zu verstehen, wie sich die Individualität gewissermaßen herauskristallisiert. Allerdings ist dieser Individualismus von besonderer Art, indem er zugleich sich selbst und seinen Freunden lebt. Die Entwicklung der Individualität wird nun, wie Schleiermacher bei näherer Untersuchung fand, durch die Religion besonders gefördert. Diese ist unzweifelhaft eine der Quellen des Individualismus. Eck versteht es, in geschickter Weise auf die Wandlung des Problems aufmerksam zu machen, das Schleiermacher ursprünglich bearbeiten wollte. Statt einer Kritik der Moral entstehen als Abschluß die »Reden über die Religion«. Freilich hat er seine Kritik der Moral nicht außer acht gelassen, sondern in der auf diese folgenden Neujahrsausgabe »Monologen« veröffentlicht. Der religiöse Individualismus äußert sich in dem Streben nach lebendigem inneren Gefühl und innerem Erleben. Dazu bedarf es keiner Orthodoxie, keiner Dogmen, keiner Gottesbeweise, denn das unmittelbare Erlebnis läßt sich nicht leugnen. Von der Religiosität löst Schleiermacher die Probleme der Moral in den »Monologen«. Auch hier prägt sich der individualistische Zug aus, aber das Sehnen Schleiermachers nach Bildung und Sittlichkeit, auf die besonders Freundschaft, Ehe, Staat, Kunst, Wissenschaft, die alle von der Sprache umschlungen werden, Anwendung finden, zeigt doch, daß dieser ethische Individualismus in seinen Anwendungen taugt (vgl. S. 118—124). Die lauteren Ansichten Schleiermachers über diese durch Sittlichkeit erhöhten Einrichtungen wie

Ehe, Staat usw. zeigen am besten die vornehme Denkungsart dieses unvergeßlichen edlen Mannes. —

Den Schluß dieser Aufsatzreihe bildet die Auflösung des Problems »Schleiermacher als Politiker« von Martin Rade. Schleiermacher ist nach einer vorübergehenden Begeisterung für die französische Revolution ein echt patriotisch — im besten Sinne des Wortes — denkender Mann. Aus einzelnen Briefen und Äußerungen läßt sich dies entnehmen, vor allem natürlich aus Schleiermachers tatsächlichem Handeln. Mit sicherem Blick hat Schleiermacher erkannt, worin die Größe des preußischen Staates besteht, nämlich in der Einigkeit von Fürst und Volk. Auch den Gedanken eines wahren deutschen Kaisertums hat er geäußert, in dem das einheitlich geschlossene deutsche Volk nach außen hin durch einen gemeinsamen Herrscher repräsentiert wird. Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit ist er in den trüben Zeiten am Anfang des vorigen Jahrhunderts für alle politischen Fragen, die sein geliebtes Vaterland betreffen, eingetreten. So hofft er, daß ein Kampf gegen die Gewaltherrschaft, unter der Preußen seufzt, nur läuternd und reinigend ist. Trotz der schrecklichen Verheerungen, die ein Krieg mit sich bringt, so glaubt Schleiermacher mit Recht, daß eine tapfere Gesinnung nur zum Besten verhelfen kann. So ist es klar vorauszusehen, daß dieser von tiefem Idealismus beseelte Geist seinerseits zu wirken sucht. Als Prediger hat Schleiermacher für das Eintreten in den Kampf gegen nnere Feinde, als da sind Gleichgültigkeit, ästhetische Genußsucht usw., später mit wundervollen Worten (s. S. 135/36) für das Eintreten in den großen heiligen Befreiungskampf nachdrücklichst gewirkt. Wir alle schulden ihm wie so vielen anderen edlen Geistern jener Zeit Dank für seinen unermüdlichen Kampf. In ähnlicher Weise wie als Prediger wirkte Schleiermacher als Dozent an der jungen Berliner Universität, an der er über »Politik als Wissenschaft« in geistvoller Weise lehrte. Ganz besonders interessant ist aber sein eigenes politisches Bemühen, das er in nichtamtlicher Stellung betreibt, indem er sich an der Arbeit freier Komitees beteiligte, die eine Erhebung vorbereiten sollten. Als Mitglied der Unterrichtssektion — sein Freund Alexander Graf Dohna hatte es bewirkt — durfte Schleiermacher an dem Ausbau der Steinschen Reformen arbeiten. Ferner hat er als Redakteur des »Preußischen Korrespondenten« seine freimütigen Ansichten der Welt mitteilen können, freilich sollten ihm bittere Erfahrungen nicht erspart bleiben. Das reaktionäre Ministerium versuchte ihn sogar für einen Artikel in der Zeitung, der offenen Hochverrat repräsentiere, verantwortlich zu machen. Diese und andere Anschuldigungen mußte der »königstreueste Mann« erfahren. Wir wissen, wie sehr er darunter gelitten hat. Endlich ist von Schleiermachers politischer Tätigkeit zu erwähnen der Kampf mit dem erzreaktionären Juristen Schmalz, der durch seine Schriften wirklich den aus echter Begeisterung entstandenen Befreiungskrieg illusorisch zu machen wagte. Die Zeit der Demagogenverfolgungen brachte Schleiermacher auch noch manche böse Stunde. Der letzte Abschnitt in Rades geistvollem Aufsatz ist Schleiermachers politischen Theorien gewidmet. Von Plato und Rousseau hat Schleiermacher seine fruchtbaren Gedanken empfangen, freilich hat er den von ihm aufgestellten Begriff des Staates der Geschichte entnommen. Das war für ihn verhältnismäßig leicht, denn er hatte den staatlichen Organismus eines Friedrich des Großen kennen gelernt. Wir möchten hier aber eine Ansicht vertreten, die zeigt, daß

der Staatsbegriff nicht empirisch der Geschichte entnommen werden kann. Schleiermacher hat das Glück gehabt, in einem Staate wie dem Friedrichs des Großen zu leben. Wenn nun in ihm so viele Ideale annähernd realisiert waren, so setzt die Beurteilung der erstrebten und zum Teil verwirklichten Ideale Ideen von dem Staate, wie er sein könnte und sollte, voraus. Die Geschichte zeigt nur die jeweilig angenähert realisierten Ideale, die anderswo schon gegeben sein müssen. Sie hat nur die Bedeutung eines sekundären Faktors. Interessant ist Schleiermachers Ansicht über die Genesis des Staates. Zeitlich liegen vor der Bildung eines staatlichen Gebildes nach Schleiermacher Familien, Horden usw., bei denen die jeweiligen Sitten maßgebend sind, die dann beim Staat zum Gesetz werden. Dem einzelnen Individuum muß aber im Staat völlige Freiheit zu Gebote stehen. Das ist eine Schleiermachersche Forderung. Wir behaupten, daß gerade dieses Beispiel Schleiermacher selbst widerlegt, der aus der Geschichte allein den Staat entnehmen will, weil eine solche Forderung, die ihre Realisierung geschichtlich gefunden haben mag, aus der eigenen Vernunft stammt, nämlich dem im Staatswesen zu realisierenden Prinzip der Gerechtigkeit. — Rade ist seiner Aufgabe, Interesse für Schleiermachers politische Ansichten zu wecken, völlig gerecht geworden.

Abschließend möchten wir sagen, daß dieses kleine Sammelwerk der sechs Arbeiten der oben genannten Gelehrten geeignet ist, die großen, wenn auch nicht immer vom Irrtum befreiten Gedanken jenes — man darf es wohl sagen — zweitgrößten Protestanten bekannter zu machen. Wir wünschen ihm eine vielseitige Verbreitung und Würdigung. E. Gaede (Marburg).

Berichtigung.

Von Eberhard Zschimmer (Jena).

Im Archiv für die ges. Psychologie, Bd. XVIII, Heft 2, S. 95, referiert Herr O. Braun (Hamburg) mein »Welterlebnis«, Teil I.

1) Der Herr Referent hat meine Arbeit leider gar nicht verstanden. In der Einleitung behaupte ich nicht, daß die dort angeführten Beispiele von Gegensätzen »notwendige Gegensätze« seien, sondern im Gegenteil, ich spreche von einer »eigentümlichen Beobachtung über den Sinn der Worte«, die ich — beiläufig gesagt — benutzt habe, um zu den Kategorien zu gelangen, die ebensowenig »notwendig«, sondern rein empirisch, auf dem Wege fortgesetzter Analyse des Erlebten entdeckte »Urgegensätze« sind, entsprechend etwa den »Elementen« bei Mach. — 2) Der Herr Referent greift einen von den Urgegensätzen heraus (Gegensatz der Endlichkeit zur Unendlichkeit) und sagt: »Als Grunderlebnis der Weltdeutung, und damit als das Wesen der Welt selbst, wird aufgestellt: ,Kontinuität und Diskontinuität usw.'« — Dasselbe gilt doch von jeder der übrigen zehn Kategorien von Urgegensätzen; sie bilden ebenso viele »Grunderlebnisse«, deren »Spiel« die Welt als Ganzes (und zwar als Erlebnis, also rein empirisch gefunden) darstellt! — 3) Aus den bloßen Namen für die Urgegensätze kann niemand etwas »ersehen«; ich habe ausdrücklich betont, daß sie willkürlich gewählte Namen seien für Erlebnisse, die erst auf 30 Seiten in äußerster Kürze »vergegenwärtigt« werden sollten. Auf diese allein kommt es an. — 4) Daß nun dem Herrn Referenten »nicht klar geworden ist«, was ich später »gemeint« habe, ist mir ziemlich selbstverständlich. Mein System ist streng »mathematisch«, d. h. ich definiere wie Avenarius die technischen Fundamentalausdrücke durch empirische Tatsachen und operiere dann mit diesen Formeln, wie »Änderung«, »Begrenzung« usw. Ein Fehler ist es, daß ich nicht, wie Avenarius, selbst einfach neue Worte geprägt habe; es bliebe mir dann wenigstens erspart, aus bloßen Worten mißverstanden zu werden. — Ironische Ausrufungszeichen, wie sie der Herr Referent anwendet, z. B. »Weltgemüt (!)«, sind doch etwas boshaft, wenn dem Leser überlassen wird, sich dabei alles mögliche unter »Gemüt« zu denken. — Übrigens hoffe ich, daß der II. Teil meinen Standpunkt (der durchaus empirisch ist im Sinne von Mach) besser erkennen läßt, als ich es hier vermag, um mich gegen die »Scholastik« zu wehren, die mir der Herr Referent, ich darf wohl sagen mehr aus flüchtiger Beurteilung denn aus näherer Kenntnis meiner Arbeit, zutraut.

Entgegnung.

Von Dr. Otto Braun (Hamburg).

1) Daß die Schrift über das »Welterlebnis« mir z. T. unverständlich geblieben ist, habe ich ja selbst ausgesprochen — meine aber, daß das an der Schrift und nicht an mir liegt! Noch eine zweite große Zeitschrift hat mir das Buch zur Rezension gesandt und ich habe es erneut studiert — mit

demselben Erfolge. Natürlich werde ich das Buch nicht noch einmal rezensieren, um nicht noch »boshafter« zu erscheinen. — Zschimmer spricht von »Urgegensätzen« — mir scheint das so viel zu heißen als »notwendige Gegensätze«, die jeder anerkennen muß, ob er sie empirisch findet oder spekulativ.

2) In den übrigen »Berichtigungen« widerspricht Zschimmer meiner Kritik; ein billiges Verfahren — ich bleibe natürlich bei meiner Anschauung. Der II. Teil soll ja »besser« verständlich sein — warum ist der erste nicht gleich klar genug abgefaßt? Meine Kritik scheint also doch recht zu haben. Im übrigen soll es mich freuen, volles Verständnis für die Weltanschauung von Zschimmer zu gewinnen — mir ist jede Bereicherung meiner Einsicht herzlich willkommen. Berechtigung kann ich als Systematiker allerdings dieser im weiteren Sinne scholastischen Denkart nicht zuerkennen. Doch ist das ja Ansichtssache. Auch »Positivismus« kann scholastisch sein!

3) Der Vorwurf »flüchtiger Beurteilung« fällt in sich zusammen — Zschimmer hat meine Kritik ja selbst sehr ernst genommen, sonst hätte er nicht geantwortet und »Besserung« im zweiten Teile versprochen.

ARCHIV

FÜR DIE

GESAMTE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

PROF. H. HÖFFDING IN KOPENHAGEN, PROF. F. JODL IN WIEN, PROF. F. KIESOW IN TURIN, PROF. A. KIRSCHMANN IN TORONTO (CANADA), PROF. E. KRAEPELIN IN MÜNCHEN, PROF. O. KÜLPE IN BONN, DR. A. LEHMANN IN KOPENHAGEN, PROF. TH. LIPPS IN MÜNCHEN, PROF. G. MARTIUS IN KIEL, PROF. G. STÖRRING IN ZÜRICH UND PROF. W. WUNDT IN LEIPZIG

HERAUSGEGEBEN VON

E. MEUMANN UND **W. WIRTH**

O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT LEIPZIG

A. O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT LEIPZIG

XIX. BAND, 3. UND 4. HEFT

MIT 20 FIGUREN IM TEXT

LEIPZIG

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN

1910

Ausgegeben am 13. Dezember 1910

Bemerkungen für unsere Mitarbeiter.

Das Archiv erscheint in Heften, deren vier einen Band von etwa 40 Bogen bilden.

Für das Archiv bestimmte Abhandlungen und Referate aus den Gebieten der Raum- und Zeitvorstellungen, der Sinnespsychologie, der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane, sowie der Geschichte der Psychologie bitten wir an Herrn Prof. Dr. W. Wirth, Leipzig, Simsonstr. 11 III, alle übrigen Abhandlungen und Referate an Herrn Prof. Dr. E. Meumann, Leipzig, Moschelesstraße 11, part. einzusenden.

An Honorar erhalten die Mitarbeiter nach Abschluß eines Bandes: für Abhandlungen ℳ 30.—, für Referate ℳ 40.— für den Bogen. Bei Abhandlungen werden nur drei Bogen honoriert; Dissertationen sind von der Honorierung ausgeschlossen. Von den Abhandlungen werden an Sonderdrucken 40 umsonst, weitere Exemplare gegen mäßige Berechnung geliefert. Von den Referaten werden Sonderdrucke nur auf Verlangen geliefert. Die etwa mehr gewünschte Anzahl bitten wir, wenn möglich bereits auf dem Manuskript anzugeben.

Die Manuskripte sind nur einseitig beschrieben und druckfertig einzuliefern, so daß Zusätze oder größere sachliche Korrekturen nach erfolgtem Satz vermieden werden. Die Zeichnungen für Tafeln und Textabbildungen (diese mit genauer Angabe, wohin sie im Text gehören) werden auf besondern Blättern erbeten; wir bitten zu beachten, daß für eine getreue und saubere Wiedergabe gute Vorlagen unerläßlich sind. Anweisungen für zweckmäßige Herstellung der Zeichnungen mit Proben der verschiedenen Reproduktionsverfahren stellt die Verlagsbuchhandlung den Mitarbeitern auf Wunsch zur Verfügung. In Fällen außergewöhnlicher Anforderungen hinsichtlich der Abbildungen und der Tabellen ist besondere Vereinbarung erforderlich.

Die im Archiv zur Verwendung kommende Orthographie ist die für Deutschland, Österreich und die Schweiz jetzt amtlich eingeführte, wie sie im Dudenschen Wörterbuch, 8. Auflage, Leipzig 1909, niedergelegt ist.

Die Veröffentlichung der Arbeiten geschieht in der Reihenfolge, in der sie druckfertig in die Hände der Redaktion gelangen, falls nicht besondere Umstände ein späteres Erscheinen notwendig machen.

Die Korrekturbogen werden den Herren Verfassern von der Verlagsbuchhandlung regelmäßig zugeschickt; es wird dringend um deren sofortige Erledigung und Rücksendung (ohne das Manuskript) an die Verlagsbuchhandlung gebeten. Von etwaigen Änderungen des Aufenthalts oder vorübergehender Abwesenheit bitten wir, die Verlagsbuchhandlung sobald als möglich in Kenntnis zu setzen. Bei säumiger Ausführung der Korrekturen kann leicht der Fall eintreten, daß eine Arbeit für ein späteres Heft zurückgestellt werden muß.

Die Referenten werden gebeten, Titel, Jahreszahl, Verleger, Seitenzahl und wenn möglich Preis des Werkes, bzw. die Quelle besprochener Aufsätze nach Titel, Band, Jahreszahl der betreffenden Zeitschrift genau anzugeben.

Herausgeber und Verlagsbuchhandlung.

Inhalt des 3. und 4. Heftes.

Abhandlungen:

Literaturbericht:

Referate.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08200 9344

